HENNIG

TERRAE INCOGNITAE

JACKSON LIBRARY - UNCG
3 0510 2057368 /

JACKSON LIBRARY
UNC GREENSBORO
P. O. BOX 26175
GREENSBORO, NC 27402-6175

NEW BOOKS
DATE DUE
MAY 1 - 2001

DEMCO, INC. 38-2931

TERRAE INCOGNITAE

BAND III

1200—1415 n. Chr.
(Beginn des Entdeckungs-Zeitalters)

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/terrae-incognitae_1953_3

R. Henni

TERRAE INCOGNITAE

Eine Zusammenstellung und kritische Bewertung der wichtigsten vorcolumbischen Entdeckungsreisen an Hand der darüber vorliegenden Originalberichte

VON

Dr. RICHARD HENNIG†
Hochschulprofessor in Düsseldorf

G
8 2
H4
1941
v. 3

***

1200—1415 n. Chr.
(Beginn des Entdeckungs-Zeitalters)

Mit 7 Tafeln und 13 Abbildungen

Zweite, verbesserte Auflage

LEIDEN
E. J. BRILL
1953

Copyright 1953 by E. J. Brill, Leiden, Holland
All rights reserved, including the right to translate or to reproduce this book or parts thereof in any form

PRINTED IN THE NETHERLANDS

INHALT

Kap.		n. Chr. Geb.	Seite
	Vorwort		IX
	Einleitung		1
118	Tchang-tschun's Reise durch Innerasien	1221—1224	3
119-121	Das Neuaufleben der Priester Johannes-Erwartung im 1. Teil des 13. Jahrhunderts		11
119	Carpini in der Mongolei	1246	24
120	Andreas von Longjumeau als französischer Gesandter in Karakorum	1249—1251	38
121	Wilhelms von Rubruk Gesandtschaftsreise zu den Mongolen	1253—1255	47
122	Der Armenierkönig Haithum II in Karakorum.	1254	61
123	Eine norwegische Gesandtschaft nach Tunis.	1262/3	65
124	Die Normannen im nordwestlichen Grönland.	1267	68
125	Dominikanermönche in Abessinien	1267	79
126	Die China-Reise des Marco Polo	1271—1295	88
127	Der erste Europäer am Niger?	vor 1280	109
128	Eine Gesandtschaft aus Ceylon in Ägypten.	1283	115
129	Sichtung neuen Landes im westlichen Ozean.	1285	116
130	Versuch der Brüder Vivaldi zur Entdeckung des Seewegs nach Indien	1291	119
131	Johannes von Montecorvino als Erzbischof in China	1292—1328	133
132	Eines Neger-Sultans Erkundungsfahrten im Atlantischen Ozean	zwischen 1300 und 1307	161
133	Eine Mongolen-Gesandtschaft nach Frankreich und England	1305	166
134	Die Neuentdeckung der östlichen Kanarischen Inseln	1312	169
135	Guillaume Adam im südlichen Ostafrika	um 1315	180
136	Dante's Kenntnis vom Sternbild des Südlichen Kreuzes	um 1318	185
137	Oderich's von Portenau Reise nach China und Tibet	1318—1330	191
138	Sir John Mandeville's erdichtete Weltreise	1322—1355	199
139	Ibn Battuta's Weltreise	1325—1349	205

Kap.		n. Chr. Geb.	Seite
140	Westeuropäische Kaufleute und Missionare im Kuldscha-Gebiet	zwischen 1330 und 1340	217
141	Eine chinesische Gesandtschaft nach Ägypten	1338—1342	227
142	Die China-Reise des päpstlichen Legsten Johannes von Marignola	1338—1353	231
143	Die Entdeckung des Restes der Kanarischen Inseln	1341	248
144	Die Phantasie-Weltreise des „Libro del Conoscimiento"	um 1345	267
145	Die Entdeckung des Madeira-Archipels	um 1345	277
146	Ferrer's Fahrt zum Goldfluss	1346	285
147	Eine nur scheinbare Kenntnis der Azoren im 14. Jahrhundert	um 1350	290
148	Ibn Battuta im Niger-Gebiet	1352—1353	309
149	Die Seefahrt eines Oxforder Geistlichen in den Atlantischen Norden und die Frage des Magnetbergs	1360	315
150	Eine Normannen-Expedition ins innere Nordamerika und das Rätsel des Runensteins von Kensington	1362	324
151	Eine vorgebliche Besiedelung der Guineaküste durch Seeleute aus der Normandie	1364/5	374
152	Angebliche Entdeckung der Azoren durch einen Griechen	um 1370	391
153	Die Fabel von der Frislanda-Fahrt der Brüder Zeno	um 1390	393
154	Hans Schiltbergers abenteuerliche Reisen als Sklave im Orient	1396—1427	406
155	Clavijo's Gesandtschaftsreise nach Samarkand	1403—1406	414
156	Anselm d'Ysalguier am Niger	1405—1413	425
157	Das rätselhafte Ende der Normannen-Kolonie in Grönland	15. — 16. Jhdt.	432

Nachträge zu Bd. I und II der „Terrae Incognitae" 461
Orts- und Sach-Verzeichnis 473
Personen-Namen 482
Genealogien der Mongolenherrscher des 13. und 14. Jhds. und Stammbaum der Familie des Dschingis Khan. 493

VERZEICHNIS DER BILDBEIGABEN

	Seite	
	9	Mongolische Geleitstafel.
	70	Lage der Wikingersiedlungen in Grönland.
	74	Normannisches Sonnbord zur Messung der Mittags-Sonnenhöhe.
	90	Bildnis des Marco Polo.
	117	Facsimile der Chronik-Eintragung von 1285.
	129	Sanudo-Karte von 1320.
	171	Die Dulcert-Karte vom Jahre 1339, mit der ersten Eintragung der östlichen Kanaren.
Tafel I	194	Bild Oderichs von Pordenone auf seinem Grabmal in Udine.
II	256	Felszeichnung von den Kanaren.
	269	Angebliches Wappen des Priesters Johannes.
	279	Ozeanische Inseln im Mediceischen Atlas von 1351.
	284	Der Westteil der Katalanischen Weltkarte von 1375, mit den Kanaren, der Madeira-Gruppe, den falschen „Azoren", dem Hinweis auf Ferrer's Expedition und das Negerreich des Sultans von Melli.
	318	Alte Darstellung des Malstroms.
III	334	Der Runenstein von Kensington (Minnesota). Die Inschrift des Runensteins nebst Übertragung in lateinische Lettern. Zwei schwedische Streitäxte etwa aus dem 14ten Jahrhdt., gefunden bei Erdahl (Minn.) und Brandon (Minn.). Stählerne Speerspitze skandinavisch-mittelalterlicher Herkunft, gefunden 1899 bei Whitehall (Wisc.).
IV	325	Newport Tower.
	331	Weisse Indianerinnen, nach Catlin.
V	388	Textseite aus dem Königsspiegel.
	396	Karte aus dem Zeno-Buch.
	443	Kartenskizze der Østerbygd der Normannen in Grönland.
VI	446	Ein Teil der Østerbygd, der südlichsten Siedlungsgegend der Normannen auf Grönland, mit Eisgürtel. Blick auf Herjolfsnes, die Stätte der Ausgrabungen von 1921.
VII	447	Schöngeschnitztes Kreuz mit Runeninschrift aus den Gräbern von Herjolfsnes als Zeichen des noch nach 1450 fortdauernden Christentums der grönländischen Normannen.

VORWORT

Professor Dr. RICHARD HENNIG, der Verfasser des vierbändigen Werkes „Terrae incognitae", ist am 22. Dez. 1951 im Alter von fast 78 Jahren gestorben. Die „Terrae incognitae", an denen er bis zum letzten Augenblick mit unendlicher Sorgfalt und Gründlichkeit gearbeitet hat, können als Krönung eines der Wissenschaft geweihten Lebens gelten. Die Neuauflage des 3. und 4. Bandes der „Terrae incognitae" ist vom Verfasser selbst noch vollständig bearbeitet worden. Er hat alles Schrifttum, das auf dem umfangreichen Forschungsgebiet vorlag, berücksichtigt und die neugefassten Unterlagen zum Band 3 noch selbst an den Verlag eingesandt. Auch für den 4. Band liegen genaueste Notizen vor, die zur druckreifen Veröffentlichung erfasst und zusammengestellt worden sind. Pietät verbot, Änderungen vorzunehmen, soweit es nicht unbedingt notwendig war. Neueste Veröffentlichungen einschlägiger Art hineinzuarbeiten, konnten wir uns nicht für befugt halten. So hat das Jahr 1951 für dieses Werk als Abschluss zu gelten.

Herr Professor STECHOW, München, hat sich für die Bearbeitung der Korrekturen — wie schon bei früheren Auflagen — in uneigennütziger Weise zur Verfügung gestellt. Für seine Mitarbeit dürfen wir ihm auch im Namen des Heimgegangenen ganz besonders danken.

Der Verfasser hat eine besondere Wissenschaft von den historischen, geographischen und seelischen Gesetzmässigkeiten des Verkehrs ins Leben gerufen. Sein Name wird mit seinem Werk „Terrae incognitae" als dem Ergebnis einer jahrzehntelangen Forschungsarbeit fortleben!

Dr. EDWIN HENNIG
emer. ord. Prof. f. Geol.-Palaeontologie
der Universität Tübingen

Dr. WERNER HENNIG
Ministerialrat a. D.
Frankfurt/Main — Butzbach/Hessen

EINLEITUNG

Gerade für eine Untersuchung, wie die vorliegende es ist, erweist sich das Jahr 1200 n. Chr., mit dem der 2. Band dieses Werkes schloss, als ein Zeiteinschnitt von besonderer Eindringlichkeit. Sogleich nach dem Jahre 1200 begann ja jene mongolische Periode der Weltgeschichte, die zwar für Europa politisch nur in seiner Osthälfte spürbar wurde, die aber für die meisten Länder Asiens in Wahrheit zu einer Zeitenwende geworden ist. Da nun damals die geographische Zielsetzung der christlichen Völker Europas ganz besonders die Kenntnis und wirtschaftliche Erschliessung der für unermesslich reich gehaltenen Länder Asiens anstrebte, ist durch das Eingreifen der Mongolen ins Rad der Geschichte der erdkundlichen Neuerkenntnis im Osten auf eine Reihe von Jahrzehnten ganz aussergewöhnlich stark Vorschub geleistet worden. Während der Islam in Südwestasien und Nordafrika sich gegenüber der friedlichen Handelsbetätigung von Christen im allgemeinen recht missgünstig gesinnt zeigte und eine empfindlich spürbare Verkehrsschranke für die christliche Welt aufrichtete, waren die neu zur asiatischen Vormacht werdenden Mongolen in dieser Hinsicht zugänglicher, zumindest mehr indifferent, in einigen intelligenteren Köpfen sogar wohlwollend. Wo die Mongolen zur Macht kamen, wurden die betreffenden Länder Asiens dem europäischen Handel in der Regel leichter zugänglich, als es vordem der Fall gewesen war. Es ist kein Zufall, dass gleich die ersten sechs der nachfolgend behandelten Reisen des 13. Jhds. sich in der von Mongolen eroberten und erschlossenen Welt — teils von Westen, teils von Osten her — bewegten. Die Gründe hierfür werden aus der Darstellung selbst ersichtlich werden.

Wie ein blutiges Meteor stieg seit 1206 im fernen Osten Temudschin, der anfangs ganz kleine und machtlose Mongolenhäuptling, als der erwählte Dschingis Khan und „Kaiser aller Menschen" zu furchtbarem Glanze empor, ein ins Asiatische gewandelter Grosser Alexander, ein Weltoberer, wie ihn die Geschichte in diesem Riesenausmass nie wieder gesehen hat, eine der unbegreiflichsten, abstossendsten und dennoch auch reizvollsten und bewundernswertesten Persönlichkeiten, die der Erdball je getragen hat, ein Zerstampfer blühender Kulturen und Vernichter von Millionen von Menschenleben und trotzdem ein Genie von unerhörtem Ausmass, ein Staatengründer, Herrscher, Organisator und Feldherr von hohem Rang, ein Mann, der im Laufe eines halben Jahrhunderts von einem Nichts inmitten eines kleinen Nomadenstamms hinaufwuchs zum unbeschränkten Diktator eines Reiches, das „vom Mittelländischen Meer bis an den Stillen Ozean, von der Sibirischen Taiga bis an den Himalaja reichte: das gewaltigste Reich, das je auf Erden bestand" [1].

Dschingis Khan und seine im allgemeinen — von einer Ausnahme

1) Michael Prawdin: Tschingis-Chan, der Sturm aus Asien, Stuttgart-Berlin 1935, 13.

(Kublai Khan) abgesehen — sehr wenig genialen Nachfolger stehen fast für die gesamten nachfolgenden Kapitel der Zeit von 1200 bis 1350 so sehr im Mittelpunkt der Betrachtung, dass es unerlässlich erscheint, zum Verständnis der Darlegungen zunächst einmal eine Übersicht über die Mongolenkaiser dieses Jahrhunderts und über die Genealogie der Familie des Dschingis Khan zu geben. Sie ist auf der angefügten Tabelle am Schluss dieses Bandes dargeboten, und es wird in der Folge noch häufig darauf Bezug zu nehmen sein. Jedenfalls geht man nicht sehr fehl, wenn man die 1½ Jahrhunderte zwischen 1200 und 1350, soweit die geographische Entschleierung des Erdballs in Betracht kommt, im wesentlichen als das „mongolische Zeitalter" der Entdeckungsgeschichte bezeichnet.

Das Auftreten der Mongolen und ihre Eroberungen haben den europäischen Völkern den vorher so gut wie verschlossenen Weg ins innere Asien und bald auch nach Ostasien recht eigentlich erst wieder frei gemacht.

> „Der grosse Überlandhandel Ost-West war eröffnet. Chinesische Waren gingen ungehindert nach dem fernen Westen, und fremde Güter aus Westasien und dem Abendland strömten nach China hinein." [1])

Bei der Beurteilung der Wirkungen des verheerenden, grossen Mongolensturms wolle man diese bedeutende wohltätige kulturelle Seite nicht vergessen!

Ohne die mongolische Sturmflut, die alle Widerstände hinwegfegte, hätte Europa noch Jahrhunderte hindurch von Ostasien und von Chinas Kulturhöhe nichts erfahren, ohne sie hätte auch das Entdeckungszeitalter seinen stärksten Impuls nicht erfahren: die Sehnsucht des Columbus, das „Reich des Grosskhans" in einer Westfahrt aufzusuchen.

---

1) Erich Haenisch: Die Kulturpolitik des mongolischen Weltreichs, in Forschungen und Fortschritte vom 20.XI/1.XII 1943, 334.

118. TSCHANG-TSCHUN'S REISE DURCH INNERASIEN

(1221—1224)

Li-chi-ch'ang: Si-yu-ki, englische Übersetzung bei Ernst Bretschneider: Notes on Chinese mediaeval travellers to the west, Schanghai 1875, 16 ff., und in desselben Verfassers: Mediaeval researches, London 1888:

Im Winter des Jahres 1221 kam plötzlich ein Gerücht auf, der Meister (Kiu) Tschang-tschun, der nahe der See lebte, sei eingeladen worden eine Reise auszuführen. Im Frühling des nächsten Jahres kam er in der Tat nach Yen-king (Peking) und hielt sich dort im Kloster Yü-sü-kwan auf... Als die Sonderbotschaft zum zweiten Male eintraf, brach der Meister nach dem Westen auf. Bei seiner Abreise fragten ihn die Schüler, wann er zurückkehren werde. Er sagte: „Nach drei Jahren". Dies geschah im ersten Monat (Februar) des Jahres 1221, und tatsächlich kehrte der Meister im ersten Monat des Jahres 1224 aus dem Westen zurück nach genau dreijähriger Abwesenheit, wie er es vorhergesagt hatte.

Auf seiner Reise nach dem Westen legte der Meister mehr als 20 000 li (etwa 12 300 km) zurück. Er sah Ortschaften, die auf unsren Karten nirgends verzeichnet sind und die durch Regen und Tau niemals befeuchtet werden. Obwohl er überall mit grossen Ehren aufgenommen wurde, war die Reise für ihn sehr mühevoll...

Am 10. Tage des 1. Monats (Mitte Februar) verbrachten wir die Nacht in Tunipingkon (westlich Kalgan) ... (Weiterreise über Futschou zum Salzsee Kaili-po, dann in die Wüste)... Wir verliessen die Salzwüste am 1. Tage des 3. Monats (Anfang April) und kamen zu einem Orte Yü-shli, wo wieder Häuser aufzutauchen begannen. Die Bevölkerung beschäftigt sich hier zumeist mit Ackerbau und Fischfang... Das Eis war noch nicht geschmolzen. Am 5. Tage des 3. Monats brachen wir wieder auf und reisten nach Nordosten. Rings umher

sahen wir Wohnstätten... Am 1. Tage des 4. Monats erreichten wir das Zeltlager des Fürsten O'tschen. Erst zu dieser Zeit begann das Eis zu schmelzen, und das erste Grün wurde am Boden sichtbar... Am 22. Tage des 4. Monats kamen wir zum Flusse Lukü (Kerulen) da, wo er einen See von einigen hundert li Umkreis bildet. ... Am südlichen Ufer zogen wir nach Westen ... Nach einem Marsch von 16 Tagen kamen wir an einen Ort, wo der Fluss seine Richtung ändert und sich am Fusse eines Hügels gegen Nordwest wendet. Über seine Quelle vermochten wir nichts zu erkunden. Weiter im Südwesten gelangten wir auf die Poststrasse, die nach Yü-rh li führt... Zur Zeit der Sommersonnenwende war der Schatten 3 Fuss und 6—7 Ellen lang. Wir konnten hier Gipfel hoher Berge erblicken. Das Land, das wir in westlicher Richtung durchreisten, war überall bergig und hüglig. Die Bevölkerung war zahlreich... (Weitermarsch an einer Ruinenstadt der Kitan vorbei).

...Am 13. Tage des 6. Monats kamen wir durch ein Gebirge Tschang-sung-ling und machten auf der anderen Seite Halt... Weiter nach Westen marschierend erreichten wir eine grosse Stadt Bie-sze-ma (Bishbalik). Am 2. Tage des 9. Monats brachen wir wiederum nach Westen auf und gelangten vier Tage darauf zum Talasu motien (Talas). Dieser Fluss ist tief und breit, kommt von Osten, durchschneidet die Yin-shan-Berge (Tien-schan) und fliesst dann nach Nordwesten.

Am 1. Tage des 10. Monats (Anfang November) überquerten wir den Fluss auf einem Boot und gelangten weiter im Süden zu einem grossen Gebirge, an dessen Nordfuss sich eine kleine Stadt (Talas?) befand. Dann reisten wir 5 Tage nach Westen... Wir reisten 7 Tage nach Westen, kamen durch ein Gebirge und trafen einen chinesischen Gesandten, der nach China zurückkehrte... Tags darauf trat eine grosser Schneefall ein... Der Schnee lag 1 Fuss hoch, wurde jedoch rasch von der Sonne fortgeschmolzen. Am 16. Tage des

10. Monats bogen wir nach Südwesten ab, überschritten einen Fluss auf einer Bretterbrücke und erreichten abends den Südfuss der Berge.

...Wir wurden benachrichtigt, der Weg vor uns biete manche Schwierigkeiten. Eine von unsren Karten war zerbrochen, und wir mussten sie zurücklassen... Am 18. Tage des 11. Monats kamen wir nach Überwindung eines grossen Flusses von Norden her zu der grossen Stadt Sie-mi-sse-kan (Samarkand). Wir wurden in der Vorstadt untergebracht... Während des Winters verblieb der Meister in Sie-mi-sse-kan.

... (Es folgen Betrachtungen über Wettervorgänge, Frühlingsanzeichen usw. Weiterreise Anfang Mai 1222. Marsch durch das Eiserne Tor „Tie-men-kuan")... Am 5. Tage des 4. Monats kamen wir zum Lager des Kaisers. Dieser hatte einen seiner hohen Offiziere abgesandt, um den Meister zu empfangen... Zu Beginn der heissen Jahreszeit wandte sich der Meister mit dem Kaiser den hohen Bergen zu, um dort den Sommer zu verbringen... (Da Unruhen ausbrechen, erfolgt die Rückkehr nach Samarkand)...

Am 14. Tage des 8. Monats kamen wir an den Südwestfuss des Eisernen Tores. Hier wird der Ausgang des Engpasses durch schreckliche Felsen begrenzt. Einer von diesen war gestürzt und dadurch der Fluss auf 1 li Entfernung mit Felstrümmern verschüttet. Am 15. Tage gelangten wir an den Fluss (Amu Darja). Er ähnelt dem Hwangho und fliesst in nordwestlicher Richtung. Wir setzten in einem Boot über und machten auf einer südlichen Sandbank Halt. Im Westen befindet sich eine Felsenfeste Tuanbek, die in Trümmern lag... (Erneute Ankunft im kaiserlichen Lager. Zug mit dem Kaiser nach Norden)...

Am 1. Tage des 9. Monats kreuzten wir den Fluss (Amu Darja) auf einer Brücke und wandten uns gegen Norden. Am 26. Tage des 11. Monats (Januar 1223) setzten wir unsre Reise fort. Am 23. Tage des 12. Monats trat Schneefall und so heftige Kälte ein, dass ein grosser Teil der Ochsen und

Pferde auf der Strasse verendete. Nach Osten marschierend querten wir drei Tage später den Hochan-mulien (Syr Darja) und kamen zum kaiserlichen Lager...

Am 10. März 1223 verabschiedet sich Tschang-tschun von Dschingis-Khan und tritt die Rückreise an. Diese verläuft über den Ili, durch den Tienschan und weiter auf der Poststrasse zum Ostabhang des chinesischen Altai. Anfang Juni grosser Schneefall)... Nach weiteren 10 Tagen überschritt der Meister am 16. Tage des 6. Monats ein hohes Gebirge, das mit Schnee bedeckt war, und es wurde recht kalt. Die Postpferde wurden nahe am Zeit gewechselt... (Rückkehr am 7. Tage des 1. Monats = Februar 1224).

Brief Dschiskhans an Tschang-tschun nach dessen Abreise aus Samarkand vom Sommer 1223, bei Erich Haenisch: Die Kulturpolitik des mongolischen Weltreichs, in den Vorträgen & Schriften der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Heft 17, Berlin 1943, 23 f.:

Im Frühjahr hast du Abschied genommen, und jetzt im Sommer ist es für die Reise glühend heiss und schlimm. Hast du auch unterwegs gute Postpferde zum Reiten bekommen? Hast du auf dem Wege reichlich zu essen und zu trinken und nicht zu wenig? Haben in Süan-teh-fu die Beamten gut für dich gesorgt? Und hast du Leute gefunden? Bist du auch persönlich bei guter Gesundheit? Ich hier denke immer an dich, den göttlichen Unsterblichen. Ich habe dich nicht vergessen. Vergiss du mich auch nicht.

Steuerfreiheits-Privileg des Dschingiskhan für Tschang-Tschun's Klöster, bei Haenisch, a.a.O., 24:

Die dem göttlichen Unsterblichen unterstehenden Klöster, das sind Häuser, in denen man den ganzen Tag die heiligen Bücher rezitiert und den Himmel anruft, sollen für den Kaiser um langes Leben beten. Dafür sollen sie von den sie betreffenden grossen und kleinen Dienstleistungen, Steuern und Abgaben insgesamt befreit sein.

Dschingis Khan, die gewaltige mongolische Gottesgeissel, war bei aller Furchtbarkeit dennoch ein für Wissenschaft und Kunst empfänglicher Mann, und er ehrte sie auch im Feindeslande. Seit 1211 führte er nahezu ständig einen verheerenden Krieg in China, der erst nach seinem Tode mit der gänzlichen Unterwerfung des nördlichen Teiles des Riesenreiches i. J. 1234 endete [1]). Doch auch im feindlichen Reich der Mitte schätzte er die geistig hochstehenden Persönlichkeiten. Aus China holte er sich seinen Reichskanzler, den von ihm allzeit hochgeachteten, klugen und erfolgreichen Sterndeuter und Wahrsager Yeliu-tschu-tsai; aus China berief er ebenso einen anderen Gelehrten und Weisen Tschang-tschun zu sich nach Samarkand, als er in Sorgen um die Zukunft seines Reiches und sein schon ziemlich hohes Alter einen klugen Mann benötigte, um mit ihm philosophische Gespräche zu führen.

Dieser Tschang-tschun („ewiger Frühling") war 1148 in Sihia geboren und hatte während des grössten Teils seines Lebens, von seinen Landsleuten reich geehrt, in Schantung verbracht. Er war hier Patriarch und Abt des Taoistenklosters Hao-t'ien-kuan bei Leitschou und galt schon zu Lebzeiten als ein halber Heiliger und hochweiser Mann. Ihn erreichte nun im Mai 1219 der durch Dschingis Khans Adjutanten Liu-tschung-lu überbrachte, in die Form einer Bitte gekleidete Befehl des gewaltigen Mongolenkaisers, er möge unter sicherem Geleit zu ihm reisen und ihn im Lager bei Samarkand besuchen, zu dessen Eroberung damals gerade die mongolischen Heere zusammenströmten. In der Tat begab sich Tschang-tschun daraufhin zunächst nach Peking, dann in die Mongolei und trat schliesslich, ungeachtet seiner 73 Lebensjahre, im Februar 1221 die beschwerliche Reise nach Samarkand an. Die insgesamt über gerade 3 Jahre sich erstreckende Reise, die sich bis in die Nähe der indischen Grenze ausdehnte, hat Li-chi-ch'ang, ein Schüler des Meisters (Kiu) Tschang-tschun, der ihn begleitete, in ausgezeichneter Weise beschrieben. Seine Schilderung führt den Titel Si-yu-ki; sie wurde schon 1228 in dem Sammelwerk Tao-tsang-tsi-yao veröffentlicht und 1848 zum ersten Male gedruckt. Später lieferte der Archimandrit Palladino 1866 eine russische, Pauthier 1867 eine französische, Bretschneider 1875 eine englische Übersetzung.

Der Beweggrund, der einen Dschingiskhan zu der seltsamen Zumutung an den schon 72jährigen chinesischen Weisen veranlasste, er möge eine dreijährige, beschwerliche Reise, meist beritten, über mindestens 12000 km unternehmen, war offenbar weniger das Verlangen nach einer erbaulichen Unterhaltung über philosophische oder moralische Fragen als vielmehr der Wunsch, von Tschang-tschun, der im Rufe stand, 200 Jahre alt zu sein, zu erfahren, wie man sein Leben verlängern könne. Es ist bizarr genug, dass ein Dschingiskhan, der seiner Herrschsucht unbekümmert viele Millionen Menschenleben opferte, den Wunsch hatte, selber ein möglichst hohes Alter zu erreichen. Er muss damals selbst bereits etwa 64 Jahre alt gewesen sein,

---

1) Michael Prawdin: Tschingis-Chan, der Sturm aus Asien, Stuttgart-Berlin 1935, 10 ff.

hätte aber das taoistische Geheimnis, wie man das Leben verlängern könne, gern erkundet. Haenisch sagt hierzu [1]:

> „Man darf ohne weiteres als Grund für die Berufung Ch'ang-Ch'uns den Wunsch annehmen, in den Besitz makrobiotischer Mittel zu gelangen. Tatsächlich bildet ja die Kunst des Lebensschutzes, mit mancherlei Atemtechnik u. dgl. verbunden, durchaus eines Zweig der taoistischen Übungen. Dass Tschinggis Khan, der tapfere Krieger, der im Kampfe nie einer Gefahr auswich, die Lebensverlängerung erstrebte, mag verwundern. Aber solche Widersprüche kommen bei manchen Menschen vor."

Den Grund aber, der dem schon greisen Philosophen Tschang-tschun veranlasste, eine beschwerliche, mehrjährige Reise über Zehntausende von Kilometern auf sich zu nehmen, hat Haenisch mit den Worten klargestellt [2]:

> „Der Patriarch nahm die Mühsale der langen Reise auf sich in der Hoffnung, das Tao seiner Sekte beim Herrscher in Geltung zu bringen."

Zwar hat sich die Reise des greisen chinesischen Weisen durchweg nur in Gegenden bewegt, die schon seit Jahrhunderten bekannt waren; in unbekannte Länder ist er nicht gelangt. Aber vollkommen neuartig war die A r t seines Reisens. Nie zuvor sind so sachlich-objektive Beobachtungen an Land und Leuten, über Klima, Vegetation usw. angestellt und aufgezeichnet worden wie bei dieser Gelegenheit. In einem Zeitalter, dessen Reisewerke sonst mit Vorlebe unglaubliche Fabeln, törichtes Gerede und Wunder aller Art zu berichten pflegen, steht die strenge Sachlichkeit des chinesischen Reisenden nahezu einzig da. Sein Reisewerk mutet geradezu erstaunlich modern an in seiner prunklosen Nüchternheit und objektiven Exaktheit. Im ganzen 13. Jhd. können nur die Reisewerke eines Rubruk (Kap. 121) und Marco Polo (Kap. 126) sich rühmen, auf ähnlich hoher wissenschaftlicher Stufe zu stehen.

Mustergültig ist ferner die genaue Datierung aller wichtigen Phasen der Reise. Desselben Vorzugs kann sich Rubruks Reisebericht rühmen, während derjenige Marco Polos in dieser Hinsicht nahezu alles zu wünschen übrig lässt. Bewundernswert ist die naturwissenschaftliche und völkerkundliche Beobachtungsgabe des Verfassers. Er erzählt z.B., dass er zu Anfang Juni 1221 am Kerulen-Fluss eine totale Sonnenfinsternis beobachtete, bei der die Sterne sichtbar wurden, und notiert später bei anderer Gelegenheit, am gleichen Tage sei nach seinen Erdkundungen die Sonne in Samarkand nur zu fünf Sechsteln verfinstert gewesen. Oder er vermerkt zur Kennzeichnung der geographischen Breite eines Ortes, wie lange am Tage des höchsten Sonnenstandes der Schatten, allerdings eines Gegenstandes von nicht angegebener Grösse, zur Mittagszeit gewesen sei usw. Für die Ausbreitung und Anpassungsfähigkeit der Chinesen sehr bezeichnend ist des weiteren eine

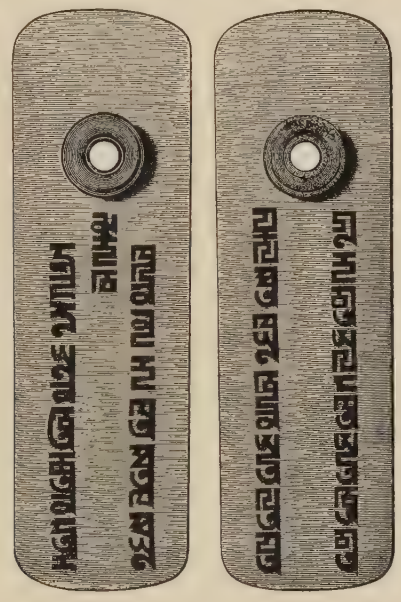
---

1) Haenisch, a.a.O., 21.
2) Haenisch, a.a.O., 335.

kurze Bemerkung unseres Reisenden, auf deren hohe Bedeutung Bretschneider hingewesen hat. Nach der Schilderung seiner Ankunft in Samarkand sagt er nämlich [1]):

„Chinesische Arbeiter leben überall".

Tschang-tschuns Innerasien-Reise ist keine Forschungsfahrt gewesen, die neues Land in den Gesichtskreis der Kulturvölker brachte, aber sie nimmt dennoch eine ganz einzigartige Stellung ein: sie war die erste nach modernen Gesichtspunkten durchgeführte Erkundungsreise! Dschingis Khan erleichterte dem greisen Chinesen seine



Mongolische Geleitstafel
Aus: S. Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, 1881, S. 65

weite Fahrt über rd. 50 Längengrade so viel wie möglich. Prawdin sagt darüber [2]):

> „Niemals in der Weltgeschichte, ausser im ältesten China, wo manchmal Philosophen mit den höchsten Ämtern des Reiches belehnt wurden, ehrte ein Kaiser so einen Gelehrten, wie der Barbarenhäuptling Tschingis-Chan den Tao-Mönch Tschang-tschung. Seine Fahrt glich einem Triumphzug".

Fünfviertel Jahre nach dem Beginn der Reise traf Tschang-tschun endlich, im Mai 1222, erstmalig mit dem grossen Mongolenherrscher zusammen,

---

1) Ernst Bretschneider: Notes on Chinese mediaeval travellers to the West, Shanghai 1875, 39.
2) Pradwin, a.a.O., 187.

der soeben von einem Zuge nach Indien zurückkehrte, wo er den tapferen Dschelal-ud-din, den Sohn des Choresdier-Schahs, kurz zuvor am Indus gänzlich besiegt hatte (9. Dezember 1221). Dschingis Khan empfing ihn mit den Worten:

> „Andere Kaiser haben dich eingeladen, aber du lehntest die Einladung ab. Jetzt hast du, um mich zu besuchen, einen Weg von 10 000 li zurückgelegt. Ich bin sehr geehrt."

und erwies ihm dauernd seine hohe Achtung.

Die erste Frage, die er an den Weisen richtete lautete bezeichnenderweise sogleich: „Welches Heilkraut für langes Leben hast du uns mitgebracht?" Der Chinese erwiderte hierauf klug: „Ich habe wohl ein Tao, das Leben zu schützen, aber keine Arznei für ewiges Leben" [1]). Die wichtigsten Unterredungen fanden viermal im September statt, vornehmlich am 15. und 23. September. Der Kaiser war hochbefriedigt und äusserte sich nachher: „Der göttliche Unsterbliche hat mir dreimal über das Tao der Lebenshütung vorgetragen und ich habe es mir sehr zu Herzen genommen. Sorget dafür, dass es nicht nach aussen durchsickert". Die Unterhaltungen fanden daher im allerengsten Kreise statt, und die Aussprüche Tschang-tschun's wurden schriftlich aufgezeichnet.

Von den philosophischen Gesprächen des Kaisers mit dem unerschrockenen, die Dinge der Welt verachtenden Weisen hat Prawdin eine reizvolle Schilderung gegeben. Gern hätte Dschingis Khan den Chinesen für immer bei sich behalten; dieser aber drängte darauf, dass ihm bald die Rückkehr gestattet werde. Alle Geschenke, Gnaden, Titel und Würden lehnte er ab, da sie „nichts wert sind". Dschingis Khan liess ihn durch ein eigenes Ehrengeleit in voller Sicherheit und Behaglichkeit nach Peking zurückbringen, wo er im Februar 1224 wieder eintraf. Um ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen, liess der Mongolen-Kaiser ihm einen der schönsten Teile des Pekinger Kaiserpalastes mit herrlichen Parks als Wohn- und Lehrstätte anweisen und versprach ihm, nach seinem Tode solle an diesem seinem Wirkungsplatz ein taoistisches Kloster erbaut werden.

3 Jahre konnte sich Tschang-tschun noch dieses prachtvollen Wohn- und Lehrsitzes erfreuen. Er starb dann, fast 80jährig, am 12. August 1227, nur ganze 6 Tage vor seinem grossen Gönner, dem mächtigsten Herrscher des ganzen Mittelalters, Dschingis Khan.

Eine recht gute Kunde der Chinesen von den Ländern im asiatischen Westen erhielt sich über alle staatlichen Wandlungen hinweg auch in den nächsten Jahrhunderten. Eine um 1330 verfasste chinesische Karte lässt, nach Bretschneider [2]), bis nach Bagdad hinüber vortreffliche Landeskenntnisse spüren, und noch um 1475 betont Barbaro, den lebhaften Verkehr chinesischer Händler in Samarkand [3]).

---

1) Haenisch, a.a.O., 22.
2) Bretschneider, a.a.O., 31 und 36.
3) Josaphat Barbaro: Viaggi fatti da Venezia alla Tana, in Persia, India e in Constantinopoli, bei Ramusio: Viaggi et navigationi, Venedig 1583, II 106 f.

DAS NEUAUFLEBEN DER PRIESTER JOHANNES-ERWARTUNG IM 1. TEIL DES 13. JAHRHUNDERTS [1])

(Historische Einleitung zu den nachfolgenden Kapiteln 119-121)

Auszug aus dem *Brief des Jacques de Vitry,* Bischofs von Akkon, an Papst Honorius III, datiert aus Akkon vom 18. April 1221 [2]) in: Spicilegium sive Collectio veterum aliquot scriptorum, qui in Galliae bibliothecis delituerant, Paris 1723, III 591 f.:

...Der vorgenannte Seraph vernahm, dass der Inderkönig David in sein Land eingefallen sei, und wurde darauf mit seinem Heer von uns zum Rückzug gezwungen. Dieser König David, ein sehr mächtiger und sehr kriegserfahrener Fürst, von klugem Verstand und siegerprobt in Schlachten, den der Herr in unseren Tagen erweckt hat, dass er ein Hammer der Heiden und ein Verderber der pestilentialischen Lehre des ungetreuen Mohammed und seines fluchwürdigen Gesetzes sei, wird vom Volk der Priester Johannes genannt. Er wurde, als er der niedrigste unter seinen Brüdern war, ähnlich wie wir über den heiligen König David von Israel lesen, über alle erhöht und durch göttliche Fügung zum König gekrönt. Wie wunderbar ihn aber der Herr in diesen Tagen bewegt und seine Werke gesegnet hat, indem er seine Schritte und seine zahllosen Völker, Stämme, Gefolgschaften und alle Sprachen, die seiner Herrschaft untertan sind, lenkte, wird aus der Übersetzung beifolgenden Schriftstückes hervorgehen, dessen Übertragung aus dem Arabischen ins Lateinische wir uns, so gut es uns möglich war, durch heidnische Dolmetscher verschafft haben.

Der König David aber verfügt über drei Heere. Eines

---

1) Die geschichtliche Einleitung zum Kap. 119 der 1ten Auflage ist auf Grund der Ermittlungen in A. Sanders' „Kaukasien" (München, 1942) erheblich geändert und erweitert worden.

2) Das Datum ist gegenüber der 1ten Auflage geändert worden, da aus den auf S. 17/18 angegebenen Gründen das früher als Absendetermin vermutete Jahr 1219 nicht in Betracht kommen kann.

davon hat er ins Land des Colaph, des Bruders des Sultans von Ägypten, gesandt, das zweite gegen Bagdad und das dritte gegen Mossul, das im Alten Testament Ninive heisst. Und schon steht er nicht mehr als 15 Tagemärsche von Antiochien entfernt und eilt, ins Land der Verheissung zu kommen, um das Grab des Herrn zu sehen und den Heiligen Staat wieder aufzubauen. Vorher aber beabsichtigt er, wenn Gott will, dem christlichen Namen das Land des Sultans von Ikonium, Calaphia und Damaskus sowie alle dazwischen liegenden Gebiete zu unterwerfen, damit er keinen Feind hinter sich zurücklässt.

Eigene Leute des Grafen von Tripolis, die aus jenen Ländern kamen, überbrachten die Niederschriften der genannten Briefe. Auch Kaufleute, die Weihrauch und Edelsteine aus den Ländern des Ostens brachten, haben ähnliche Berichte übermittelt. Alle, die aus jenen Gegenden kommen, erzählen dasselbe. Einige Leute aus unserem Heer waren vom Sultan von Ägypten gefangen und dann seinem Bruder Coradinus von Damaskus gesandt worden. Coradinus, der Herrscher von Damaskus, schickte sie seinem Herrn, dem Khalifen von Bagdad. Der aber übermittelte die Gefangenen als ein grosses Geschenk dem König David. Als dieser erkannte, dass sie Christen seien, befahl er ihnen die Fesseln abzunehmen und sie nach Antiochia zurückzusenden. Sie waren es, die uns die geschilderten Gerüchte und noch sehr vieles andere vom König David berichtet haben.

Durch Boten des genannten Khalifen von Bagdad hat auch der Sultan von Ägypten von der unbesiegbaren Macht des erwähnten Königs David vernommen, von seinen wunderbaren Triumphen und wie er in kaum 200 Tagen die Sarazenenländer in seine Gewalt gebracht hat und dass Niemand ihm widerstehen könne. Bestürzt und sinnverwirrt befahl er darauf, dass ihm einige unserer edlen Herren zugeführt würden, die er im Gefängnis Kapri verwahrt hielt: der edle

Belvacensis und sein Bruder, der Vizegraf Bellimons, Johann von Arceis, Odo von Castellion, Andreas von Espoisse sowie einige Templer und Johanniterritter vom Hause der Deutschen. Durch sie hoffte er Frieden mit uns erlangen zu können. Auch hat er eigene Boten mit Briefen unserem Heer vor Damaskus gesandt, denn er will mit allen Mitteln versuchen, mit uns Frieden zu schliessen und Verträge zu erlangen...

Brief eines unbekannten französischen Kreuzritters an den Erzbischof von Besançon, bei Reinhold Röhricht: Regesta regni Hierosolomytani, Innsbruck 1893, 234, No. 868:

Ich erhielt eine Kunde, deren Wahrheit durch zuverlässige Boten bestätigt worden ist: indische Christen, Georgier genannt, haben sich mit unzähligen Reitern und Fuss-Soldaten, entflammt mit Gottes Hilfe, als starke bewaffnete Macht den Ungläubigen entgegengeworfen, 300 befestigte und 9 grosse Städte erobert, die starken darunter besetzt, die schwachen in Schutt verwandelt. Eine davon, am Euphrat gelegen, war die vornehmste und grösste unter allen heidnischen Städten. Herr dieser Stadt war der Sultan von Babylon. Er wurde von genannten Christen gefangen genommen und geköpft, obwohl er ungeheuer viele goldene Schätze und Gaben als Lösegeld angeboten hatte... Jene wollen herbeikommen, um Jerusalems heiligen Boden zu befreien und alle Länder der Heiden zu unterwerfen. Ihr König ist edel, 16 Jahre alt, an Macht und Tugend dem Alexander gleich, nur nicht im Glauben..... Dieser Jüngling führt die Gebeine seiner Mutter mit sich, der mächtigen Königin Thamar, die zu Lebzeiten das Gelübde abgelegt hatte, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen, und ihren Sohn gebeten hatte, im Fall ihres Todes ihre Gebeine zum Grab des Herrn zu bringen. Er hat die Bitte seiner Mutter geachtet, will ihr Gelübde erfüllen und hat sich entschlossen, ihre Leiche in die heilige Stadt zu schaffen, sei es mit oder gegen Zustimmung der Heiden.

Oliver: Historia Damiatina, cap. 33, bei Eccard: Corpus historicorum medii aevi, Paris 1723, II 1428:

Der eine von den beiden Königen soll von Osten, der andre von Westen nach Jerusalem kommen in dem Jahre, da Ostern auf den 3. April fällt [1]).

Radulphus de Coggeshale: Chronicon Anglicanum, ed. Josephus Stevenson, in Rerum Britannicarum medii aevi Scriptores, London 1875, 190:

In der gesamten Christenheit waren Gerüchte verbreitet, dass der Inderkönig David, genannt Priester Johannes, mit einem grossen Heere heranziehe, Persien, Medien und viele andre Länder der Sarazenen unterworfen und dem Khalifen von Bagdad (Baldac), dem obersten sarazenischen Papst, angekündigt habe, er wolle ihn und das ganze Heidentum bekriegen, wenn er sich nicht zum christlichen Glauben bekehre. Dem Christenheer vor Damiette und im Lande Jerusalem aber habe er verheissen, dass er ihm zu Hilfe kommen werde.

Chronica Albrici monachi trium fontium (um 1250), ad annum 1221, in Mon. Germ. Hist. SS XXIII, 911:

Solches schrieb Papst Honorius allen Erzbischöfen Frankreichs: der Kardinal Pelagius habe aus Übersee gemeldet, dass König David, genannt Priester Johannes, ein gottesfürchtiger Mann, mit bewaffneter Macht in Persien eingefallen sei und nach Besiegung des Sultans von Persien sein Land in 24 Tagen besetzt und erobert habe; er halte viele befestigte Städte und Lager darin in seiner Hand. Von dort sei er so rasch weitermarschiert, dass sein Heer nur noch 10 Tage von der grössten und berühmtesten Stadt, Bagdad (Baudas), entfernt sei, wo der Khalif, den die Sarazenen ihren höchten Priester nennen, seine Residenz habe. Aus Furcht davor habe Sultan Halapie, ein Verwandter der Sultanbrüder von Damaskus und Babylon, seine Truppen, die gegen

1) Jahr 1222!

das Damiette belagernde Christenheer bestimmt waren, sich gegen den genannten König wenden lassen. Der gleiche Legat Pelagius meldete nach Avignon: das Land der Georgier, die Katholiken und stark gewaffnet sind, bitte und beschwöre sie, sie möchten auch ihrerseits die Sarazenen bekriegen. In Briefen der Tempelritter war ferner zu lesen, dass eben dieser König David in den Ländern des Orients nahe bei Persien ein Königreich mit 300 Städten ohne die Kastelle und Barackenlager erobert, ein andres Reich, in dem es ausser 300 Kastellen 66 Flüsse gibt, in etwa 40 Teile geteilt und 100 000 Krieger zusammengezogen habe. Was hier vom König David gesagt ist, geschah im gegenwärtigen, das andre im vorigen Jahr. In diesem Jahr wurde in Frankreich auch gemeldet, jener König David oder, wie andre glauben, sein Sohn sei bereits nach Komanien gekommen, das hinter Ungarn auf russischem Gebiet liegt. Dort habe er einige heidnische Länder verwüstet, zumal in Komanien, und 5 Monate lang sehr hart Krieg geführt. Von den Russen, die Widerstand leisteten, habe er viele Tausende getötet, von den Heiden am Prutanis ebenfalls eine Anzahl, und die grosse Stadt Tornax oder Ornaria [1]), zu der Händler aus fernen Landen reisen, sei zerstört worden. Dazu wurde berichtet, in seinem Heer seien 40 Könige und 60 Erzbischöfe oder Bischöfe. Der König David verweilte 2 Jahre in jenen Ländern. Viel Ungläubliches wurde noch gemeldet; dieses Wenige mag genügen. Einige behaupten auch, es seien weder Christen noch Sarazenen ..... Als der König David und sein Heer vernahmen, dass Damiette gefallen sei, kehrten sie, da es auf solche Weise besser möglich war, über die Inseln des Meeres zurück, und das ganze Gerücht, das über sie verbreitet war, löste sich in nichts auf.

---

1) Wahrscheinlich Sudak auf der Krim!

Zwischen dem 4ten und 5ten Kreuzzug erwachte i. J. 1221 in der christlichen Welt erneut die Hoffnung, dass vom sagenhaften Reich des Priesterkönigs Johannes (vgl. Kap. 115) vielleicht doch noch eine hochwillkommene Hilfe gegen die Sarazenen zu erwarten sei, zu ansehnlicher Stärke. Zu dieser Illusion gaben zwei verschiedene Ursachen Anlass: einmal gewisse Vorgänge im christlichen Kaukasus-Königreich Georgien und weiterhin die ersten Sturmanzeichen der aus Innerasien heranrollenden Mongolenflut, die von einem fast unverständlichen Optimismus anfangs völlig falsch bewertet wurden.

In Georgien hatte im 12. Jhd. der heldischste und bedeutendste aller georgischen Könige geherrscht, Dawith II (1089-1125). Seinen glänzendsten Sieg gegen eine gewaltige mohammedanische Übermacht, die in sein Reich eingefallen war, hatte er mit 61000 Mann, darunter 1000 fränkischen Rittern, am 15. August 1121 bei Didgori erfochten [1]). Er überlebte diesen glorreichen Sieg, der sein Reich auf eine bedeutende Machthöhe hob, nur um wenige Jahre; denn er starb bereits am 24. Januar 1125. Seine Urenkelin Thamar, die von 1184 bis 1212 Königin in Georgien war, stellte gleichfalls eine Herrscherpersönlichkeit von hohem Rang dar [2]). Ihr Sohn Georg IV Lascha (1212-1223) schickte eine Gesandtschaft an den Kanzler des Fürstentums Antiochien, Galterius, und versprach dem Christenheer, das damals Damiette belagerte, seinen Beistand im Kampfe gegen die Sarazenen. Er vermochte jedoch sein Versprechen nicht einzulosen, denn im Februar 1221 brachen die mongolischen Heere Dschingis Khans mit vernichtender Wut ins georgische Land ein und verwüsteten es in fürchterlichster Weise. Nach König Georgs Tode meldete seine Schwester und Nachfolgerin Russudan dem Papst Honorius III (1216-1227) brieflich, ihr Bruder sei durch die Not seines Reiches verhindert worden, sein Wort zu erfüllen. Sowohl ihr Brief wie des Papstes Antwort vom 12. Mai 1224 sind im genauen Wortlaut bekannt [3]).

Der Zeitpunkt der Gesandschaft König Georgs an den Kanzler Galterius ist verschieden angegeben. Röhricht [4]) setzt ihn „um 1213" an, Sanders [5]) gar schon auf 1207/8. Da aber Königin Thamar erst am 18. Januar 1212 starb [6]) und die Belagerung von Damiette durch die Christen erst am 1. Juni 1218 begann, sind beide Termine offenbar zu zeitig angenommen. Wenn der König dem Belagerungsheer vor Damiette seinen Beistand versprach, kann die Gesandtschaft nur in den 1½ Jahren, da Damiette belagert wurde, aus Georgien abgegangen sein, also 1218 oder 1219. Spätestens ein Jahr danach mag die Kunde davon bei den Kreuzfahrern bekannt geworden sein.

Zufällig war genau zur gleichen Zeit der furchtbare Dschingis Khan mit einem Heer von angeblich 600000 Mann 1218 gegen den mohammedani-

---

1) S. Awališwili: Aus der Zeit der Kreuzzüge (georgisch), Paris 1929, 138 und 153.

2) Eine ausführliche Schilderung der georgischen Kämpfe mit den Sarazenen im Journal Asiatique, sér. 4, XIII, 507 ff. und bei A. Sanders, a.a.O., 129.

3) Odoricus Raynaldus: Annales ecclesiastici, Köln 1693, 309 f.

4) Röhricht, a.a.O., 233.

5) Sanders, a.a.O., 168.

6) H. F. Brosset: Historie de la Géorgie, Petersburg 1849, I 477.

schen Chowaresmierstaat in Transoxanien zu Felde gezognen in einem Kriegszuge, von dessen Verlauf bereits das vorige Kapitel in grossen Zügen berichtet hat. 1221 eroberten die Mongolen Samarkand und machten dem Staate Kutub ed-din Mohammeds ein Ende. Dieser Schlag gegen den Islam wirkte auf die Christen des Orients genau ebenso wie 8 Jahrzehnte vorher der grosse Sieg Yeliutaschi's bei Samarkand (vgl. Kap. 115).

Eine bedeutende Niederlange der Mohammedaner in Transoxanien und das gleichzeitige Hilfsversprechen eines christlichen Königs, des Abkömmlings eines glänzenden Helden und Siegers über die Sarazenen — diese beiden Ereignisse erfüllten die Christen im Orient wie im Abendlande mit frohen Hoffnungen und hochfliegenden Erwartungen. Die schon erloschene Gestalt des Priesterkönigs Johannes trat neuerdings in den Vordergrund. Nur von seinem sagenhaften Reich konnte ja ein so starker Schlag gegen die Ungläubigen ausgehen.

Während aber bei der Priester Johannes-Hoffnung des Jahres 1145 allein die Geschehnisse in Transoxanien den Anstoss gaben, hat bei dem parallelen Vorgang der Zeit um 1220 die Botschaft aus Georgien etwa ebenso kräftig mitgewirkt wie der mongolische Sieg in Transoxanien. Seltsam ist es, dass der Name des Siegers von Didgori, David, genau 100 Jahre nach diesem kriegerischen Geschehen dem angeblichen Nachkommen des Priesters Johannes beigelegt wurde, von dessen Eingreifen man erneut Wunderdinge erwartete. Der oben abgedruckte Brief des französischen Kreuzzugritters lässt erkennen, in wie hohem Masse die Ereignisse in Georgien Pate gestanden haben bei der zweiten Priester Johannes-Erwartung. Es sind darin die Namen des langverstorbenen Königs Dawith II und der Königin Thamar genannt und phantastisch mit der Sagenfigur des Priesterkönigs kombiniert worden. Dass irgendwie der Name des seit 97 Jahren toten Königs Dawith auf den lebenden König Georg IV übertragen worden war, geht mit Gewissheit aus der Angabe hervor, der „König David" sei 16 Jahre alt. König Georg IV war jedoch i. J. 1220 26 Jahre alt und Dschingis Khan gar ein hoher Sechziger. Dawith II aber hatte tatsächlich gerade mit 16 Jahren den Thron bestiegen. Geschichten, die von ihm erzählt wurden, sind also offenbar in die Darstellung der Vorgänge von 1220 irrtümlich übergegangen.

Auch der Brief des Bischofs Jacques de Vitry, obwohl er deutlich in erster Linie eine Beeinflussung durch den mongolischen Kriegszug verrät, lässt die georgische Nebenquelle erkennen, da er ebenfalls vom nahenden König David spricht. Jacques de Vitry war von 1216 bis 1228 Bischof von Akkon [1]). Sein Brief, der früher stets dem Jahr 1219 zugeschrieben wurde und auch in der 1ten Auflage dieses Werkes in dieses Jahr eingereiht wurde, ist lediglich „octava Paschae" datiert, also vom Sonntag nach Ostern. Schon Zarncke hat jedoch gezeigt, dass darin die am 5. November 1219 geglückte Erstürmung von Damiette durch die Kreuzfahrer bereits als fertige Tatsache hingestellt ist und dass der Brief notwendig nur i. J. 1221 geschrieben worden sein kann [2]). Da Ostern 1221 auf den 11. April fiel, muss der am

1) Pius Bonifatius Gams: Series episcoporum, Regensburg 1873, 434. Vgl. Philipp Funk: Jakob von Vitry, Leben und Werke, Leipzig 1909.

2) Friedrich Zarncke: De rege David filio Israel filii Johannis presbyteri. In

Sonntag nach Ostern verfasste Brief somit dem 18. April 1221 zugeschrieben werden, wie bereits Zarncke errechnet hat [1]).

Während Jacques de Vitry fest überzeugt war, dass der „König David", als den er Dschingis Khan ansprach, ein Christ sei, regte sich knapp 3 Jahrzehnte später bei dem Mönch Alberich in seiner Darstellung der geschichtlichen Ereignisse bereits ein ansehnlicher Zweifel, ob diese vordem allgemein gehegte Annahme zu Recht bestanden habe. Die höchst charakteristischen Schlusssätze seiner Erzählung lassen bereits erkennen, wie sehr seine Glaubensgenossen auf ein Luftschloss gehofft hatten.

In seiner sonst klassischen Studie über die Entstehung und Entwicklung der Priester Johannes-Sage hat Zarncke allein die Vorgänge in der mongolischen Welt zur Deutung der christlichen Erwartungen des Jahres 1221 herangezogen und die in Georgien sprudelnde zweite Quelle der Fabel übersehen. Das Hilfsversprechen des Königs Georg dürfte aber insbesondere bei den im Felde vor Damiette stehenden Kriegern als die wichtigste Tatsache empfunden worden sein. Olivers Geschichte von Damiette spiegelt in dem eingangs mitgeteilten Absatz deutlich wieder, wie sich der Optimismus der kämpfenden Kreuzfahrer die weitere Entwicklung der Ereignisse dachte: von Westen her sollte Kaiser Friedrich II auf seinem dem Papste gelobten Kreuzzug gegen Jerusalem und zugleich von Osten her König David zu Felde ziehen. So sollte das Jahr 1222 die Befreiung Jerusalems bringen, das 1187 wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen war...

Die vier oben wiedergegebenen Zeugnisse, die von der Priester Johannes-Erwartung des Jahres 1221 berichten, lassen erkennen, wie die Nachrichten aus Georgien mehr und mehr mit der Kunde vom Andringen der Mongolen verkoppelt wurden. Im Brief des französischen Kreuzfahrer-Ritters haben die Ereignisse in Georgien und an der mongolischen Front noch ungefähr einen gleichen Anteil; im Brief des Bischofs von Akkon und bei Oliver überwiegt die mongolische Note bereits bedeutend. In den späteren Chroniken des Radulphus de Coggeshale und des Albrich ist fast nur vom mongolischen Feldzug die Rede, sogar schon vom Mongoleneinbruch nach Russland. Nur der Name des Königs David hat sich noch erhalten. Im grossen und ganzen hat also Zarncke durchaus recht gehabt, wenn er den „König David" des 13. Jhds. kurzerhand mit Dschingis Khan identifizierte; nur die georgische Herkunft des Namens hat sich seiner Erkenntnis entzogen.

Wie sehr Zarnckes Auffassung [2]) zutrifft, beweist eine aus dem 13. Jhdt. stammende Beschreibung der Taten „König Davids", die von einem unbekannten Verfasser stammt: sie enthält im wesentlichen einen Bericht über Dschingis Khans Feldzüge gegen Cathai-China, Indien und Mesopotamien. Im übrigen meldet sie, es gebe im Reich des Priesters Johannes 64 grosse

---

memoriam Cas. Friderici Kregelii de Sternbach. Leipziger Universitätsprogramm vom 17. Juli 1875, 4.

1) Friedrich Zarncke: Der Priester Johannes, in den Abhandlungen der Kgl. Sächs. Akademie der Wissenschaften, philol. hist. Kl., Bd. 8 (1883), 13. — In der 1. Auflage dieses Werkes habe ich dies leider übersehen.

2) Zarncke, a.a.O. (Priester Johannes), in Abhandlungen der Kgl. Sächs. Akademie der Wiss., phil. hist. Kl., Bd. 7 (1879), 869.

Städte und sein Herrschaftsgebiet erstrecke sich über einen Raum von 78 Tagereisen [1]).

Einen noch eindringlicheren Beweis, wie volkstümlich damals bei den christlichen Nationen die Figur des Priesters Johannes war, gibt die Tatsache, dass in Wolframs von Eschenbach Parzival-Epos, das im Anfang des 13. Jhds. entstand, der Priester Johannes genannt ist. Es geschieht dies freilich nur in einer ziemlich nebensächlichen Episode. Im 16. Gesang heisst es, dass Repanse de Schoye, die Gattin von Parzivals Bruder Feirefiss, die Mutter des Priesterkönigs gewesen sei [2]):

„Nachmals in Indien sie gewann
Einen Sohn, der hiess Johann
Und später Priester Johannes hiess
Und seinen Namen hinterliess
An all die spätern Kön'ge dorten."

Diese wenigen Verse zeigen also, dass der Priesterkönig als Neffe von Parzival aufgefasst wurde. Wenn auch Wolframs Darstellung poetisch frei erfunden ist, so zeigen die Verse doch einmal, dass der Name Priester Johannes als Sammelname für alle echten oder erdichteten „indischen" Könige aufgefasst wurde, und weiterhin, dass in den Tagen Wolframs die Gestalt des sagenhaften Priesterkönigs die europäische Menschheit in der Tat lebhaft beschäftigt haben muss.

Die auf das nahende „christliche" Heer des Ostens gesetzten Hoffnungen blieben nicht lange lebendig. Statt von neuen Angriffen auf die mohammedanischen Länder hörte man mit Schrecken, das scheinbare Christenheer des Ostens sei als „ein wildes Volk von Tataren, von höllischem Aussehen, von wölfischer Raubgier und Löwenmut" im Februar 1221 in das christliche Land Georgien mit Brennen, Plündern und Morden eingefallen. Russudan, die Königin, bat um Hilfe gegen diese furchtbaren, rätselhaften Feinde oder zumindest getarnte Christen, die freilich auch von ihr noch als Christen angesehen wurden [3]), weil sie „ein schräges, weisses Kreuz auf der Fahne führten". Was die Königin als schräges Kreuz ansah, war in Wahrheit das mongolische Zeichen des fliegenden weissen Falken [4]).

Die Hoffnungen auf das Heer des „Königs David" scheinen sehr rasch zu Grabe getragen worden zu sein. Jedenfalls hat Kaiser Friedrich II während des 5ten Kreuzzugs nie einen Versuch gemacht, mit dem Nachfolger des „Priesters Johannes" eine Verbindung aufzunehmen. Man hatte offenbar bald erkannt, dass das scheinbare Heer des christlichen Priesterkönigs in Wahrheit, wie Zechlin nicht unzutreffend bemerkt [5]), „als die in der Bibel geweissagten Horden von Gog und Magog zu gelten hatten, die den Untergang der Welt bringen würden".

1) Relatio de Davido rege Tartarorum christiano, in Eccard: Corpus historicorum medii aevi, Paris 1723, II 1451 ff.
2) Gesang XVI, Vers 1073-1077, Übersetzung von Karl Pannier.
3) Zarncke, a.a.O. (Priester Johannes), Bd. 8, 44.
4) Michael Prawdin: Tschingis-Chan, der Sturm aus Asien, Stuttgart-Berlin 1935, 198.
5) Egmont Zechlin: Maritime Weltgeschichte, Hamburg 1947, 339.

Ein ganz unbedeutender Zufall war es, der dazu geführt hat, dass die Mongolen damals die mohammedanische Welt nicht weiter beunruhigten, sondern sich gegen die christlichen Völker, erst des Kaukasus und bald auch Osteuropas, wandten. Nachdem sie das Chowaresmierreich, den Vorposten des Islam gegen Zentralasien, erobert hatten, lag es an sich nahe, dass sie den nächsten Stoss gegen das altberühmte Khalifenreich im Zweistromland richteten, in der Richtung auf Bagdad und in der Folge vielleicht wirklich auf Antiochia, Damaskus und Jerusalem. Statt dessen bogen sie unerwartet ans Kaspische Meer und zum Kaukasus ab. Ursache hierfür war allein der Umstand, dass der von ihnen verfolgte Chowaresmier-Schah sich auf der Flucht vor den Mongolen nicht nach Bagdad begab, mit dessen Khalifen er auf gespanntem Fusse lebte, sondern ans Kaspische Meer. So wurde die gelbe Flut auf der Spur des Verfolgten gegen Westnordwesten abgelenkt, wo sie alsbald halb Europa überschwemmte. Wäre der Chowaresmier-Schah nach Bagdad geflohen, das nun erst fast 40 Jahre später eine Beute der Mongolen wurde (10. Februar 1258), — die ganze Weltgeschichte hätte einen völlig anderen Verlauf nehmen müssen!

Nun aber brauste der „Sturm aus Asien" mit verheerender Gewalt ins Kaukasusgebiet dahin, überwand 1221 das Gebirge, fegte am Schwarzen Meer entlang zum Don, in die Krim, wo sogar die starke genuesische Festung Sudak erstürmt und verbrannt wurde, bedrohte Südrussland, wo den verbündeten christlichen Fürsten in der Schlacht an der Kalka (31. Mai 1223) eine vernichtende Niederlage beigebracht wurde, und dann — verschwand er plötzlich, wie er gekommen war, einstweilen wieder in östlicher Richtung: die mongolischen Heerführer hielten es für geboten, zunächst einmal ihrem grossen Kaiser Dschingiskhan zu melden, was sie getan, erkundet und ausgerichtet hatten.

Eine kurze Gnadenfrist blieb damit dem christlichen Europa noch vergönnt. Dschingis Khan und, nach seinem Tode (1227), seine Nachfolger waren zunächst anderweit in Anspruch genommen, zumal durch den Eroberungskrieg gegen China. Als dieser aber 1234 mit einem vollen Erfolge beendet worden war, wandte sich 1235 die mongolische Kriegsmacht mit gesammelter Wut noch einmal gegen den Westen, und statt die Mohammedaner zu bekriegen und den Christen im Morgenlande Luft zu schaffen, brach sie gegen die christlichen Länder Osteuropas vor, vernichtete 1236 zunächst die Reiche Bulgar und Perm (vgl. Kap. 98), eroberte und zerstörte am 6. Dezember 1240 Kiew, überrannte Russland, Galizien, Polen, Mähren, und brandete gegen den Osten des deutschen Reiches an.

Die anfängliche Freude des Jahres 1221 über das Erscheinen des „christlichen" Heeres des geheimnisvollen Priesterkönigs wandelte sich seit 1238 in lähmenden Schrecken. Schon 1236 hatte ein Mönch Julian, der irgendwie mit den Mongolen an der Wolga in Berührung gekommen war, den Ungarnkönig Bela IV vor den kommenden Ereignissen gewarnt [1]). Anfänglich wollte Europa an eine ernste Gefahr nicht glauben. Bald aber erkannte man mit Entsetzen, dass in der Tat die Hunnennot des 5. Jhds. sich zu

1) Bertold Altaner: Die Dominikanermissionen des 13. Jahrhunderts, Habelschwert 1924, 152 f.

erneuern im Begriff war. Zur entschlossenen Abwehr geschah seitens der grossen Herren der Christenheit recht wenig. Der Hohenstaufenkaiser Friedrich II erkannte zwar die Gefahr und erliess einen warnenden Aufruf an alle Christenheit, kam jedoch selber nicht von Italien nach Deutschland und überliess die Rettung des deutschen Ostens ganz und gar den einheimischen Fürsten und den mit ihnen verbündeten Polen, und die Könige von Frankreich und England dachten, fern vom Schuss, an ganz andere Dinge als an die Abwehr der Mongolen.

So stiessen die asiatischen Horden nur auf unzureichenden Widerstand, schlugen die christlichen Heere bei Wahlstatt (9. April 1241) und wurden nur durch ihre grundsätzliche, auch in Russland betätigte Abneigung, in Gebiete mit grossen Waldungen hineinzugehen [1]), veranlasst, nicht weiter gegen Westen vorzustossen, sondern statt dessen unter grauenhaften Verwüstungen durch Mähren in das unglückliche Steppenland Ungarn einzudringen. 1242 erreichte die Gefahr ihren Höhepunkt: schon standen die Mongolen im Spätherbst vor Wiener Neustadt, schon erschienen ihre Vorposten vor Regensburg und an der Adria, da — verlief sich die Woge abermals und ebbte zurück, ohne dass die Zeitgenossen den Grund zu erkennen vermochten.

Ein zufälliges Geschehnis, ähnlich demjenigen, das dem Grossen Friedrich in höchster Not zu Hilfe kam, als die russische Kaiserin Elisabeth am 5. Januar 1762 starb, rettete damals, 1242, Europa vor den Mongolen, die nach einem festen Plan binnen 18 Jahren ganz Europa zu erobern gedachten und das halbe in nur 6 Jahren schon erobert hatten: am 11. Dezember 1241 war der Grosskhan Occoday, der dritte Sohn und Nachfolger Dschingis Khans, in seiner Hauptstadt Karakorum gestorben, nach einer schwerlich sehr glaubhaften Angabe [2]) an Gift! Nun nötigte die notwendige Neuordnung des Reiches die mongolischen Fürsten und Heerführer, eine Pause in ihren Eroberungen eintreten zu lassen. Zum Glück für die europäische Menschheit haben die Mongolen in der Folge ihren Eroberungsplan gegen Europa ganz fallen lassen und ihre weiteren Kriege nur noch in Asien geführt.

Nachdem die schreckliche Gefahr für die europäische Christenheit ohne ihr eigenes Verdienst, wie durch eine Fügung Gottes, gebannt war, tauchte der Gedanke auf, ob man nicht versuchen könne, mit den Mongolen in freundschaftliche Beziehungen zu kommen und mit ihrer Hilfe die so überaus lästige mohammedanische Handels- und Verkehrssperre im Osten zu umgehen oder gar niederzuringen, vielleicht sogar in ihnen Bundesgenossen gegen die Sarazenen zu gewinnen, die gerade damals den christlichen Interessen wieder schmerzhafte Schläge versetzt hatten. War doch das durch Kaiser Friedrich II 1229 erneut für die Christen gewonnene Jerusalem nach den beiden unglücklichen Schlachten bei Askalon (13. November 1239) und Gaza (18. Oktober 1244) erneut in die Gewalt des Islam geraten. Jene politische Hoffnung auf mongolische Hilfe trog, aber

---

1) R. Hennig und L. Körholz: Einführung in die Geopolitik, Leipzig 1935, 28.
2) Odoricus Raynaldus: Annales Ecclesiastici, t. XIII, Köln 1693, 539.

der Gedanke, auf die neue Weise mit „Indien" und China in Berührung zu kommen, erwies sich als fruchtbar. Wenn nicht die Mongolen damals halb Asien unterworfen und friedlichen europäischen Händlern die Wege nach dem Osten bereitwilligst geöffnet hätten, wäre die gewaltige Kulturtat eines Marco Polo völlig undenkbar gewesen, und es hätte noch lange dauern können, ehe den Christen der erste Blick nach Ostasien vergönnt worden wäre. So aber gestattete „die Mongolendynastie, welche den Fremden und dem Handel so ausserordentlich günstig war" [1]), europäischen Kaufleuten, Gesandten und sogar Missionaren, die in friedlicher Absicht zu ihr kamen, bereitwillig die Betätigung, ja, sie förderte solche Beziehungen nach Kräften, wenn ihr auch anfangs die Absichten der christlichen Glaubensprediger restlos unverständlich blieben. Der durch die Zeit der Mongolenherrschaft hervorgerufene, starke West-Ost-Verkehr durch Asien hindurch [2]) erwies sich als so kraftvoll, dass er auch durch die nachfolgenden Rückschläge, wie die nationale Revolution in China 1368, nicht mehr ganz zum Erliegen gebracht werden konnte. Die lange Mongolenherrschaft in Russland mag dazu ihr Teil beigetragen haben. Noch im 18. Jhd. ging von Moskau aus alljährlich eine Handelskarawane nach China mit Fellen verschiedenster Art, Leinwand, Galanteriewaren usw., um nach etwa drei Jahren mit seidenen und baumwollenen Waren, Porzellan, Gold, Edelsteinen usw. von etwa doppeltem Wert zurückzukehren [3]). Die friedlichen Beziehungen zu den gefürchteten Mongolen mussten im 13. Jhd. den Fürsten, der Kirche und der Handelswelt um so wertvoller erscheinen, als ja die christlichen Vorposten in den Sarazenenländern gerade damals rasch dahinschwanden: die Stützpunkte im Morgenlande schrumpften allmählich auf das e i n e Akkon (Ptolemais) zusammen, das schliesslich 1291 ebenfalls in die Hände der Ungläubigen fiel.

Neben der Hoffnung, die mohammedanische Handelssperre nördlich zu umgehen, bestand die Erwartung, dass der Kirche grossartige, neue Aufgaben auf dem Gebiete der Mission unter den Mongolen erwachsen könnten [4]). Durch das Auftreten der Mongolen waren viele Christen im Osten von der mohammedanischen Befehdung und Unterdrückung frei geworden, und wenn auch die meisten Mongolen religiös ganz indifferent und dazu kulturell niedrigstehend waren, so schienen sie dennoch ein Gegner zu sein, mit dem man sich leichter als mit den fanatischen Mohammedanern über religiöse Dinge verständigen konnte.

Es kam hinzu, dass Dominikaner, die ins innere Asien gezogen waren, um Mission zu treiben, überraschend günstige Aussichten für die römische Kirche an die Wand malten. Philipp, der Provinzialvikar der Dominikaner in Palästina, berichtete dem Papst Gregor IX. 1237 brieflich, die zahlreichen nestorianischen Christen in Asien seien einem Anschluss an die katholische Kirche durchaus wohlgeneigt. Er wollte dies durch das Schrei-

1) Oskar Peschel: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, 107.
2) Ebendort, 147.
3) Joh. Phil. v. Strahlenberg: Das nord- und östliche Theil von Europa und Asien, Stockholm 1730, 340.
4) P. Pelliot: Les Mongols et la Papauté, chap. II, in Revue de l'Orient chrétien IV (1924), 225 ff.

ben eines asiatischen Prälaten, „qui praeest omnibus, quos Nestoriana haeresis ab ecclesia separavit", erfahren haben [1]) und empfahl deshalb, Fühlung mit den Christen in Asien zu suchen.

Diese Auffassung Philipps war eine schönfärberische Selbsttäuschung. In der Folge hatten gerade die römisch-katholischen Missionare in Asien, wie uns die nächsten Kapitel reichlich zeigen werden, über die oft sehr kleinliche Eifersucht und Feindschaft der Nestorianer-Christen Asiens wieder und wieder zu klagen. Zunächst aber erweckte der Bericht Philipps am Papsthof offenbar hohe Erwartungen. Tatsächlich wurden in den nächsten Jahren die Bemühungen der Kirche wie auch frommer weltlicher Herrscher, dem Katholizimus in Asien ein neues Ackerfeld zu bereiten, lebhaft gesteigert. Nicht nur in solche Länder, mit denen bereits kirchliche Beziehungen bestanden, wurden Missionare gesandt, so z.B. nach Georgien, wohin Papst Gregor im Januar 1240 8 Missionare nebst einem im Wortlaut verloren gegangenen Brief an die Königin Russudan und ihren Sohn Dawith IV schickte [2]), sondern vor allem auch an die wirklichen oder vermeintlichen Christen der herrschenden Schichten in den von den Mongolen eroberten Ländern.

Seitens des Papstes wie des frommen französischen Königs Ludwigs IX des Heiligen (1226—1270) setzte ein ungemein lebhaftes Streben ein, mit den mongolischen Reichen in Osteuropa und Asien in Beziehungen zu kommen. Von 1245 an häuften sich diese Versuche für längere Zeit ganz auffällig. Die politischen wie kirchlichen Ergebnisse dieser wiederholten Bemühungen blieben im Grunde nur äusserst bescheiden; aber sie führten zu einer hochbedeutenden Erweiterung der erdkundlichen Kenntnisse und wurden vor allem indirekt der Anlass zu jenen epochemachenden Reisen in den Fernen Osten, deren schönste Blüte der Name Marco Polo bedeutet [3]).

---

1) Matthew Paris (13. Jhdt.): Historia Anglorum, ad annum 1237, London 1674, 372.

2) Sanders, a.a.O., 170, Anm. 14.

3) Giovanni Soranzo: Il Papato, l'Europa Christiana e i Tartari, Mailand 1930. — H. Matrod: Un siècle de pénétration occidentale en Asie, in Études Franciscaines, t. 34 (1932).

119. CARPINI IN DER MONGOLEI

(1246)

Brief Papst Innozenz IV. an den Grosskhan vom 5. März 1245 aus Lyon, bei Odoricus Raynaldus: Annales Ecclesiastici, t. XIII, Köln 1693, 538 f.:

Bischof Innozenz, Knecht der Knechte Gottes, an den König und das Volk der Tataren.

Nicht nur die Menschen sondern auch die unvernünftigen Tiere, ja, sogar die irdischen Elemente des Weltgebäudes sind wie durch ein natürliches Bündnis miteinander vereinigt und verbunden, nach dem Vorbild der himmlischen Geister, denn alle diese Scharen hat der Schöpfer des Weltalls dadurch ausgezeichnet, dass ein beständiges und unverbrüchliches Band des Friedens alle ihre verschiedenen Ordnungen umschlingt. Daher sind wir billig aufs höchste darüber erstaunt, dass ihr, wie wir hörten, viele Länder sowohl der Christen wie auch andrer Völker überfallen und schrecklich verwüstet habt. Und bis jetzt ist eure Wut noch nicht gestillt, denn noch immer streckt ihr eure mordgierige Hände nach den weiter entfernt liegenden Ländern aus, und ohne auf das natürliche Band der Verwandtschaft zu achten, das alle Menschen umschlingt, und ohne ein Geschlecht und Alter zu schonen, wütet ihr gegen alle ohne Unterschied und sucht sie alle mit dem Schwerte heim.

Wir wünschen nun nach dem Beispiel des Friedenskönigs, dass alle friedlich und in Gottesfurcht leben. Daher bitten, flehen und ermahnen wir euch inbrünstig, ihr möget von derartigen Einfällen und vor allem von der Verfolgung der Christen ganz und gar abstehen und ihr möget Gottes schweren Zorn, den ihr durch sie ohne Zweifel auf euch geladen habt, nachdem ihr Seine Majestät durch so viele und grosse Freveltaten beleidigt habt, durch die Leistung einer entsprechenden Busse sühnen. Darum dürft ihr euch nicht an-

massen, noch weiter zu toben und zu rasen. Denn wisset wohl: wenn ihr auch, im Vertrauen auf eure Macht, mit dem Dolch gegen andere wütet, so ist es doch der allmächtige Gott, der es zuliess, dass bis jetzt verschiedene Nationen vor seinem Angesicht zu Boden gestreckt wurden, und dieser Gott verzieht wohl manchmal eine Zeitlang mit der Strafe gegen die Hochmütigen in dieser Welt, und er hat dabei eine Absicht; wenn sie es verschmähen, sich aus freien Stücken zu demütigen, so wird er doch ihre Bosheit nicht übersehen und nicht nur zeitliche Strafen über sie verhängen, sondern überdies auch im künftigen Leben ihre Missetaten aufs schwerste rächen.

Siehe, ich hielt es für das beste, meinen geliebten Sohn, den Bruder Johannes, und seine Begleiter als Überbringer gegenwärtigen Briefes an euch abzuordnen, weil sie sich durch ihre religiöse Gewissenhaftigkeit und ihren ehrbaren Lebenswandel auszeichnen und in der Heiligen Schrift gut bewandert sind. Nehmt sie in Ehrfurcht gegen Gott freundlich auf, ja, gleichsam als wenn ihr Uns persönlich in ihnen aufnähmet; behandelt sie ehrenvoll und bringt ihnen Glauben und Vertrauen entgegen in allem, was sie euch von Uns zu sagen haben. Pflegt mit ihnen erfolgreiche Unterhandlungen über die vorgenannten Fragen und zumal über das, was auf den Frieden hinzielt; auch lasst Uns durch diese Brüder ganz unumwunden wissen, was euch zur Vertreibung anderer Völker aus ihren Grenzen bewogen hat und was ihr weiter zu tun im Sinne habt.

Verseht sie auf der Hin- und Rückreise mit sicherem Geleit und allem, was zu ihrem Unterhalt notwendig ist, damit sie wohlbehalten zu Uns zurückkehren können. Wir haben die genannten Brüder, die (wie man wohl sagen kann) durch die Beachtung ihrer Ordensregel schon seit langem erprobt und mit der Heiligen Schrift gut vertraut sind, vor allen andren auserlesen und es für gut befunden, sie euch zu senden, weil

wir meinten, sie könnten euch mehr Nutzen bringen als andre, da sie unseren Heiland in Demut und Niedrigkeit nachahmen. Hätten wir gedacht, dass es mehr Erfolg haben oder euch lieber sein würde, so würden wir sogar einige Würdenträger Unsrer Kirche oder andere einflussreiche Persönlichkeiten zu euch geschickt haben.

Gegeben zu Lyon am 5. März im 2. Jahr.

Auszug aus dem Reisebericht des Giovanni Pian del Carpini, nach der Carpini-Ausgabe von Friedrich Risch, Leipzig 1930:

Als wir auf Befehl des apostolischen Stuhles zu den Tataren und anderen Nationen des Morgenlandes reisten und uns der Wille des Papstes und der hochwürdigen Kardinäle kundgetan war, entschieden wir uns aus freier Wahl, zuerst zu den Tataren zu reisen... Wir begaben uns zunächst zum König von Böhmen. Da wir ihm schon von früher her befreundet waren, fragten wir ihn um Rat, auf welchem Wege wir am besten reisen würden. Er erwiderte, nach seiner Meinung würden wir am besten den Weg durch Russland und Polen nehmen...

Auch Herzog Boleslaw von Schlesien gab uns Empfehlungsbriefe und sicheres Geleit und gewährte uns freie Verpflegung in seinen Dörfern und Städten, bis wir zum Herzog Konrad von Lanciscia [1]) kamen. Es war eine gnädige Fügung Gottes, dass gerade zu derselbe Zeit der Herrscher Wasiliko (Basil), Grossfürst von Rusland, hier eingetroffen war. Von ihm erfuhren wir Näheres über die tatsächlichen Verhältnisse bei den Tataren... So nahm er uns denn mit sich in sein Land (Wladimir), wo er uns einige Tage auf seine Kosten freihielt...

Darauf schickte uns der Grossfürst Wasiliko in Begleitung eines seiner Diener nach Kiew (Kiovia)... Hier angelangt, hielten wir mit dem Millenarius und anderen Vornehmen, die hier wohnten, Rat über unsere weitere Reise... Wir machten

1) Residenz Krakau.

uns zwei Tage nach dem Feste der Reinigung Mariä (4. Februar 1246) mit den Pferden und dem Geleite des Millenarius von Kiew auf den Weg zu den andren barbarischen Nationen... (Weiterreise auf dem gefrorenen Dnjepr unter manchelei Abenteuern zum Schwarzen Meer, dann längs der Küste, z.T. auf dem Eise des Meers, zum Don und weiter zur Wolga nach Sarai, wo Batu, das Haupt der Goldenen Horde residierte)...

Wir ritten so schnell, als unsere Pferde im Trab reiten konnten, und weil wir fast täglich unsre Pferde drei- oder viermal wechseln konnten und darum immer frische Pferde hatten, waren wir vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein im Sattel, ja, sehr oft noch während der Nacht. Trotzdem war es uns nicht möglich, vor dem Mittwoch in der grossen Woche (Karwoche) zu ihm zu gelangen. ...Am heiligen Karsamstag (7. April) wurden wir in seine Jurte gerufen, wo uns der Kanzler Batys entgegenkam und uns in seinem Auftrag erklärte, wir müssten zum Kaiser Kuiuk [1]), der im Lande der Mongolen wohne, reisen. Einige von unsren Leuten wurden jedoch hier zurückgehalten... Wir reisten mit zwei Tataren... weiter, wobei wir uns so matt fühlten, dass wir uns kaum im Sattel halten konnten. Denn in der ganzen 40-tätigen Fastenzeit hatte unsere Nahrung blos aus Hirse, die mit Salz und Wasser gekocht war, bestanden, und ebenso an anderen Fasttagen. Zu trinken hatten wir nichts als Schnee, den wir erst im Kessel schmelzen mussten...

Komanien ist sehr gross und langgestreckt. Unsere Reise durch dies Land dauerte vom Anfang der Fastenzeit bis 8 Tage nach Ostern, wobei wir immer im schärfsten Trabe ritten, weil wir alle Tage 5 bis 7mal frische Pferde zu bekommen pflegten... Von da gelangten wir in das Land der Kangiten (östlich vom Uralfluss, nördlich vom Aralsee)... Durch ihr Land reisten wir vom Montag nach dem Weissen Sonntag bis beinahe Christi Himmelfahrt (16. April bis gegen 17. Mai)... Aus

1) Kuyuk war damals erst designierter Grosskhan.

dem Lande der Kangiten gelangten wir in das Land der Biserminen (Turkestan)... In diesem Lande ist ein grosser Strom, dessen Namen wir nicht wissen (Syr Darja). Hier hat Siban, ein Bruder von Baty, seinen Wohnsitz. Unsere Reise durch das Land währte von Christi Himmelfahrt bis 8 Tage vor dem Feste Johannes des Täufers (16. Juni). Darauf führte uns unser Weg in das Land der schwarzen Kitaier (am Imil), wo die Mongolen nur eine Stadt, namens Omyl (Tschugutschak?) wieder neuaufgebaut haben. Hier hat auch der Kaiser sich einen Palast gebaut, und wir wurden dorthin zu einem Trinkgelage eingeladen... Darauf kamen wir zur ersten Orda des Kaisers... Es wurde uns ein ganzer Rasttag gewährt, damit wir uns einmal recht gründlich ausruhen könnten. Von da brachen wir am Tage vor St. Peter und Paul (28. Juni) auf und gelangten in das Land der Naiman, welche Heiden sind. Auf St. Peter und Paulstag fiel Schnee, und es war ganz empfindlich kalt. Dies Land ist ausserordentlich gebirgig und kalt.... Durch dies Land ritten wir viele Tage lang. Darauf zogen wir in das eigentliche Land der Mongolen ein, die bei uns Tataren heissen. Dies Land durcheilten wir in drei Wochen in schnellen Ritt, so viel wir uns dessen erinnern, und kamen am Tage Maria Magdalena (22. Juli) zu Kuiuk, der jetzt Kaiser ist. Diesen ganzen Weg legten wir in grosser Eile zurück, denn unsere Tataren hatten den Auftrag erhalten, sie sollten uns so schnell wie möglich zur feierlichen Reichsversammlung bringen, die schon seit mehreren Jahren zum Zwecke der Kaiserwahl angesagt war, damit wir dieser beiwohnen könnten...

Bei Kuiuk angelangt, erhielten wir auf seine Anordnung hin eine Jurte und freie Verpflegung, wie sie sonst bei den Tataren üblich ist. Doch wurden wir besser gehalten als die andren Gesandten. Aber wir wurden nicht zu ihm eingeladen, weil er noch nicht zum Kaiser erwählt war und sich noch nicht mit den Regierungsgeschäften befasst... Es war der

Grossfürst Jeroslaus von Susdal in Rusland da und mehrere Fürsten der Kitaier und Solangen, auch zwei Söhne des Königs von Georgien; ferner war vom Khalifen von Bagdad ein Gesandter da, welcher Sultan war, und noch mehr als zehn andere Sultane der Sarazenen, wie wir glauben. Und wie uns von den Staatssekretären gesagt wurde, mochten wohl mehr als 4000 Gesandte hier sein... Dieses Heerlager oder dieser Kaiserhof hiess bei ihnen Sira Orda [1])... (Die ursprünglich auf den 15. August angesetzte Kaiserkrönung wird wegen eines fürchterlichen Hagelwetters, in dem 160 Menschen ertrinken, um 9 Tage verschoben).

...Darauf schickte der Kaiser nach uns und liess uns durch seinen Staatsssekretär Dschingay sagen, wir sollten unsre Botschaft und Aufträge niederschreiben und sie ihm überreichen. Das taten wir denn auch... (Empfang bei Kaiser Kuiuk. Carpini und seine Begleiter erklären, am Papsthofe könne Niemand ruthenisch, tatarisch oder sarazenisch lesen. Daher wird Kuiuks Antwort auf tatarisch mitgeteilt, vom Dolmetscher übersetzt und von den päpstlichen Gesandten lateinisch niedergeschrieben, nochmals vorgelesen und als richtig befunden. Am 11. November erfolgt die feierliche Übergabe des Kuiuk-Briefes an Papst Innozenz in tatarischer und „sarazenischer" [2]) Sprache)...

Am dritten Tage nach dieser Audienz, am Fest des seligen Briccius (13. November), gab man uns die Erlaubnis zur Abreise und das mit dem kaiserlichen Siegel gezeichnete Schreiben... Alsdann traten wir den Heimweg an und reisten den ganzen Winter durch. Öfters mussten wir in der Wüste im Schnee liegen, wenn wir nicht gerade mit den Füssen uns einen Platz (zum Schlafen) machen konnten. Denn hier gab es keine Bäume, sondern nur flaches Gefilde. Häufig fanden wir uns am Morgen, wenn wir aufwachten, ganz mit Schnee bedeckt, den der Wind auf uns wehte. So kamen wir gegen Christi Himmelfahrt (9. Mai 1247) zu Baty und fragten ihn, welche

1) Sira Orda war die Sommerresidenz, etwa ½ Tagereise von der Hauptstadt Karakorum entfernt.

2) D.h. persischer Sprache (Risch, a.a.O., 377).

Antwort er geben wolle. Er erwiderte, er habe keinen weiteren Auftrag zu dem, was der Kaiser geschrieben habe, hinzuzufügen...

(Weiterreise. Ankunft in Kiew am 9. Juni, dann durch Polen und Böhmen nach Köln, Lüttich und durch die Champagne nach Lyon, wo die Reise Anfang November beschlossen wird).

Brief des Grosskhans Kuyuk an Papst Innozenz IV vom 11. November 1246, nach dem erst kürzlich im vatikanischen Archiv aufgefundenen persischen Original, übersetzt von Pelliot, in Revue de l'Orient, t. III (1922/3), 11 ff., französisch und lateinisch in Wadding: Annales Minorum, Quarachi 1931, III 624 ff.:

Aus der Kraft des ewigen Himmels erteilen Wir, der Meeres-Khan (= Dalai Lama) des ganzen grossen Volkes der Erde, unsern Befehl. Dies ist ein Befehl, gesandt an den grossen Papst, auf dass er ihn kenne und verstehe. Die Bitte um Unterwerfung, die ihr an Uns gesandt habt, haben Wir durch euren Gesandten empfangen. Wenn ihr euren eignen Worten gemäss handeln wollt, so musst du, o grosser Papst, mitsamt allen Königen zusammen persönlich kommen, um Uns zu huldigen. Und Wir wollen euch dann unsere Befehle wissen lassen.

Dein Brief enthält in seinem Verlauf den Satz, Wir sollten uns taufen lassen und Christ werden. Darauf antworten Wir dir kurz, dass Wir nicht verstehen, wie wir dies machen sollen. Ferner stand in deinem Briefe auch, die Niedermetzelung der Menschen, zumal der Christen und hauptsächlich der Ungarn, Polen und Mähren, habe dich in Betrübnis und Erstaunen versetzt. Hierauf antworten Wir dir kurz, dass Wir auch dieses nicht verstehen können.

Damit es jedoch nicht den Anschein hat, als wollten Wir diesen Punkt mit Stillschweigen übergehen, glaubten Wir dir Folgendes antworten zu müssen: weil sie dem Gebot Gottes und Dschingis Khans nicht gehorcht und in ihrem verruchten Sinn nach vorausbedachtem Plan Unsere Gesandten getötet

haben [1]), darum gab sie Gott in Unsere Hände. Wie kann denn Jemand (anders als) auf Gottes Befehl die Kraft Gottes zum Töten und Plündern anwenden? Aber ihr Bewohner des Westens betet Gott an und haltet euch allein für Christen, indem ihr die anderen verachtet. Aber woher wisst ihr denn, wer in Gottes Augen würdig ist, seine Gnade zu empfangen? Wir beten Gott an, und in seiner Kraft werden Wir die ganze Erde vom Osten bis zum Westen verwüsten. Wenn der Mensch nicht Gottes Kraft hätte, wie hätten die Menschen solches tun können? Wenn ihr sagt: ich bin ein Christ, ich verehre Gott und hasse die anderen, wie könnt ihr dann wissen, wer vor Gott als gerecht angesehen wird und zu wessen Gunsten er Gnade erweist? woher wisst ihr das, wenn ihr solche Worte sprecht? Im Angesicht Gottes, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, hat Gott alle diese Länder Uns anvertraut. Wie kann denn Jemand anders handeln wollen als auf Gottes Befehl?

Heute müsst ihr von ganzem Herzen sagen: wir wollen euch untertan sein und euch etwas von unsrer Kraft geben. Drum müsst ihr in eigner Person an der Spitze der Könige ohne Ausnahme kommen und uns eure Dienstleistung und Huldigung anbieten. Dann erst wollen Wir eure Unterwerfung anerkennen. Wenn ihr diesen Befehl Gottes nicht beachtet und Unseren Befehlen ungehorsam seid, werden Wir euch alle als unsere Feinde ansehen. Dies ist es, was Wir euch kund tun. Wenn ihr aber ungehorsam seid, wie sollen Wir wissen (wie es euch ergehen wird)? Gott wird es wissen!

Gegeben in den letzten Tagen des 2. Monats Dschumada im Jahre 644 [2]) [3]).

---

1) Hier sind die geschichtlichen Tatsachen weitgehend verdreht. Der Gesandtenmord war schon 1223 in Südrussland erfolgt; der verheerende Einfall in Polen, Mähren und Schlesien, der natürlich mit jenem Mord gar nichts zu tun hatte, fand aber bekanntlich erst 1241/2 statt.

2) Der Hedschra.

3) Das Siegel des Briefes enthält folgenden Geleitbefehl: „In der Kraft des ewigen

Als Erster machte der 1243 zum Papst erwählte Innozenz IV den Versuch, diplomatische Fäden zu den Mongolen hinüberzuspinnen. Als seinen Unterhändler erwählte er den Franziskanerpater Giovanni Pian del Carpini (Joannes de Plano Carpini). Dieser war etwa um 1182 in Umbrien geboren worden, stand also, als der Papst ihm eine so verantwortungsreiche Mission übertrug, bereits etwa im 64. Lebensjahr. Er war lange Zeit ein Schüler und Begleiter des Franz von Assisi gewesen. Vielleicht wurde er aus diesem Grunde vom Papst als Würdigster für die Lösung der Aufgabe angesehen. Als er mit dem verantwortungsvollen Auftrag betraut wurde, zu den Mongolen zu reisen, war er im Dienste seines Ordens schon weit in der Welt herumgekommen. Er war Kustos des Ordens in Sachsen gewesen und hatte dann dem Orden nacheinander neue Wirkungsgebiete in Böhmen, Ungarn, Dacien, Lotharingen, Norwegen und, von 1230 bis 1232, in Spanien erschlossen [1]). Seine neue Reise verdient um so höhere Bewunderung, wenn wir bedenken, dass dieser Mann an der Schwelle des Greisenalters ganz aussergewöhnliche Strapazen auf sich nehmen musste: wochenlang, ja, monatelang fast Tag für Tag in scharfem Trabe reitend, auf der Rückreise die Winternächte oft im tiefen Schnee im Freien lagernd, hat Carpini rein physisch eine Leistung vollbracht, die nicht leicht ihres Gleichen finden wird. Er war zudem der erste Europäer, der bedeutende Teile des neuen mongolischen Imperiums zu Gesicht bekam und in einer ansprechenden Schilderung beschrieb. Ein Begleiter Carpinis, Bruder Benedikt von Polen, hat gleichfalls eine kurze Erzählung der Erlebnisse hinterlassen, die sich freilich an Lebendigkeit und Wert mit derjenigen Carpinis nicht annähernd zu messen vermag [2]).

Von Lyon, wohin Papst Innozenz kurz vorher vor Kaiser Friedrich II geflüchtet war, brach Carpini mit dem päpstlichen Schreiben an den Mongolenkhan am Ostersonntag (16. April) 1245 auf, zog durch Bühmen und Polen nach Kiew, dann am Dnjepr, Don und an der Wolga entlang nach Sarai nahe Saratow, wo Batu weilte, der Khan der „Goldenen Horde", die Russland erobert hatte. Im April 1246, nach einjähriger Reise, langte Carpini dort an. Batu aber erklärte, unzuständig für das päpstliche Anliegen zu sein, und riet Carpini, sich nach der Mongolei zu begeben, wo der neue Grosskhan, dessen Wahl nahe bevorstand, die weiteren Entscheidungen fällen werde. Offenbar lag den Mongolen daran, dem päpstlichen Legaten die ganze Machtfülle ihres Imperiums eindringlich vor Augen zu führen. Deshalb musste die Weiterreise von der Wolga bis in die Mongolei in einem sonst unverständlichen Geschwindtempo zurückgelegt werden, denn Carpini und seine Begleiter sollten unter allen Umständen Augenzeugen der feierlichen Kaiserwahl sein, die seit Jahren, seit Occodays Tod 1241, aufgeschoben worden war und im Sommer 1246 stattfinden musste. Wäre diese Absicht nicht im Spiele gewesen, hätte sicherlich Batu die Erledigung

---

Himmels, Befehl vom Meereskhan des Volkes der grossen Mongolen. Wenn ihr zu Völkern kommt, die Wir unterworfen haben, sollen sie ihm Achtung und Ehrfurcht erweisen".

1) Wadding: Annales Minorum, Quarachi 1931, III 135.

2) Abgedruckt in Pascal d'Avezac's Rubruk-Ausgabe in Recueil des voyages et mémoires IV, Paris 1839, 774.

der Angelegenheit in die Hand nehmen können, denn er war, solange kein neuer Grosskhan gewählt war, unbedingt der mächtigste der damaligen mongolischen Fürsten und von Niemandem abhängig. Er wollte aber offenbar für die Stellungnahme nicht zuständig sein. Bemerkenswert ist, das Batu der grossen Reichsversammlung und Kaiserwahl selber fernblieb. Hieran war nicht die weite Entfernung schuld, denn zahllose andere mongolische Grosse reisten aus ähnlich weiter Ferne zur Sommerresidenz Sira Orda, um zugegen zu sein. Offenbar hielten ihn kleine persönliche Eifersüchteleien und Verstimmungen fern [1]).

In nur 3½ Monaten legte Carpini unter schwersten körperlichen Anstrengungen die weite Reise von Sarai nach Sira Orda reitend zurück. Der Ritt verlief nördlich vom Aralsee und durch die Dsungarische Pforte. Am 22. Juli langte er in der Sommerresidenz Sira Orda an, etwa eine halbe Tagereise entfernt von der Hauptstadt Karakorum („Schwarzer Wall"), die erst 1234 von Occoday zur Residenz erhoben worden und westlich vom heutigen Urga im Stromgebiet der Chalka, 8 km vom Orchon-Fluss entfernt, unter 47° n.Br. und 101° 20′ östl.L. gelegen war [2]). Schon 1259 wurde Karakorum als Residenz wieder aufgegeben (vgl. S. 98).

Erst nach der Kaiserwahl, die am 24. August mit grosser Feierlichkeit vor sich ging, wurde Carpini vom neuen Grosskhan Kuyuk empfangen und konnte sich seines Auftrages entledigen. Er wurde gut, wenngleich nicht gerade warm, aufgenommen, wie auch die kirchlichen Geschichtsschreiber zugeben [3]), und hielt sich rund ein Vierteljahr am mongolischen Hofe auf. Kuyuk liess sich den Brief des Papstes durch Dolmetscher übersetzen. Entweder müssen aber die Dolmetscher sehr unzuverlässig (absichtlich?) gearbeitet haben, oder Kuyuk verstand nicht, was der Papst eigentlich wollte — jedenfalls fasste er den Brief völlig anders auf, als er gemeint war, und erblickte darin, wie die Mongolen es auch sonst bei jedem fremden diplomatischen Schreiben gern taten (vgl. Kap. 63, S. 425), eine Unterwerfung unter seine unwiderstehliche Macht.

Freilich muss man zugeben, dass der päpstliche Brief, selbst wenn er einwandfrei richtig übersetzt worden wäre, für den Mongolen in einer ganz unverständlichen Sprache abgefasst worden war. Auch bei wohlwollendster Beurteilung kann man das Schreiben Innozenz' IV nicht eben als ein diplomatisches Meisterstück bezeichnen. Der Inhalt musste den Mongolen unbegreiflich bleiben, die „Moralpredigt" ihnen als eine kecke und lächerliche Anmassung erscheinen. Kein Wunder, wenn der Brief gar keinen Eindruck machte, wie die hochmütige Antwort Kuyuks deutlich

1) Risch, a.a.O., 13.

2) Karakorum, mongolisch Kharakharin (= schwarzes Geröll), chinesisch Holin, war ursprünglich 755 n. Chr. von dem Mongolenfürsten Buku (Pi-kia), einem Khan der Hoei-hu, gegründet worden. An der alten Ruinenstätte schufen sich die Kerait im 13. Jhd. ihren Königssitz, den 1234 der Grosskhan Occoday zu seiner Residenz erkor. Die früher unbekannte Stelle des Platzes studierte zunächst Rémusat in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions VII (1824), 234. Die Ruinen entdeckte 1871 Paderin (Geographical Magazine 1874, 137). Heute steht an der gleichen Stelle das Buddhisten-Kloster Erdein-tsa (W. Barthold in der Enzyklopädie des Islam II 793).

3) Raynaldus, a.a.O., 539; quamvis non illiberaliter pro barbaro excepisse videretur.

erkennen lässt! In den von Carpini mitgebrachten Geschenken sahen die Mongolen nur „Tribute", welche die freiwillige Unterwerfung anzeigen sollten. Die mongolische Antwort mag dem Papst wenig Freude gemacht haben und in ihren Anschauungen gleichfalls unbegreiflich gewesen sein. Beide Teile redeten eben in verschiedenen Zungen an einander vorbei!

Erst am 13. November erhielt Carpini die Antwort Kuyuks ausgehändigt, die in mongolischer, persischer und arabischer Sprache ausgefertigt worden war, und wurde dann entlassen. Bemerkenswert ist, dass der Brief des Grosskhans in der mohammedanischen Ära datiert wurde. Das persische Original der Antwort des Grosskhans ist erst vor wenigen Jahrzehnten im Archiv des Vatikans wieder aufgefunden worden [1]).

Die Heimreise muss, da sie in den Wintermonaten stattfand, noch erheblich anstrengender gewesen sein als der Geschwindritt der Hinreise. Trotz mancher Gefahren ging sie aber doch glücklich von statten. Sie dauerte allerdings auch länger. Erst am 9. Juni 1247 war Carpini wieder in Kiew. Seine Rückkehr nach Lyon erfolgte Anfang November. Die gesamte Reise hatte $2\frac{1}{2}$ Jahre gedauert.

Das von Carpini verfasste Reisewerk steht auf hoher Stufe, wenn es auch im literarischen Wert mit den grossartigen Schilderungen eines Rubruk (Kap. 121) und Polo (Kap. 126) nicht zu vergleichen ist. Es muss bald nach erfolgter Rückkehr niedergeschrieben worden sein, denn Carpini überlebte seine Heimkehr nur um $4\frac{1}{2}$ Jahre. Carpini hat ausserdem eine kurze Geschichte der Mongolen und ein allgemeines Tatarenbuch hinterlassen [2]). Ein Auszug daraus ist von dem Zeitgenossen Vinzenz von Beauvais wiedergegeben worden, der, wie er ausdrücklich angibt, das Original selber in der Hand gehabt hat [3]). Carpinis Schilderungen muten schlicht, sympathisch und durchaus glaubhaft an. Dass sie verlässlich sind, ist an einem bestimmten Beispiel nachgewiesen worden [4]).

Von Carpinis Nachrichten, die in dem obigen Auszug nicht enthalten sind, verdienen einige, die kulturgeschichtlich oder geographisch beachtenswert sind, besonders hervorgehoben zu werden. Er betont ausdrücklich, das Tatarenland sei im Norden „vom Ozean umgeben" (S. 51 der Ausgabe Risch), dass die mongolischen Feldzüge sich bis zu den Samojeden und ans Eismeer erstreckt hätten (S. 153) und dass den Mongolen Tributzahlungen in Fellen besonders willkommen seien (S. 185) usw.

Der Boden für die Bekehrungsarbeit der Missionare dürfte von Carpini in der Mongolei als recht steril empfunden worden sein. Wohl wurden in der Folge einige Mongolen für das Christentum gewonnen (vgl. Kap. 131); aber über ein Lippenbekenntnis kam es kaum hinaus und ein innerliches Verhältnis zum Christentum oder gar ein religiöses Bedürfnis nach den Heilswahrheiten des Papstes wurde nie hergestellt. Es hatte bereits vor Carpinis Auftreten getaufte Christen bei den Mongolen, verschiedentlich

1) Paul Pelliot: Les Mongoles et la Papauté, in Revue de l'Orient chrétien, sér. 3, t. 23 (1922/3) und 24 (1924).

2) Ausgabe von d'Avezac, a.a.O., 603.

3) Vincentius Bellovacensis, spec. hist. XXXII, 2.

4) Bulletin historique-philologique de l'Académie Impériale de St. Pétersbourg, t. II (1856), 650.

sogar in hohen Stellungen, gegeben: schon die Hauptfrau des Grosskhans Occoday, namens Tschingkai, die Mutter des Bagdad-Eroberers Hulagu, war eine Christin gewesen; ebenso waren Kuyuks Minister Kadak sowie einer der ersten Generale Iltschi-kadai (vgl. Kap. 120) getauft. Im Abendlande hielt man ja sogar den furchtbaren Dschingis Khan für einen Christen. Offenbar wurde der monotheistische Schamanenglaube, dem er anhing, für christlich angesehen, da er mit dem Christenglauben einige äusserliche Berührungspunkte hat. In Wahrheit war weder Dschingis Khan noch ein anderer Grosskhan des 13. Jhds. Christ. Allerdings stellten sie sich grossenteils freundlich zum Christentum ein, dessen innere Werte sie jedoch niemals begriffen. Überhaupt waren die Mongolen in allen religiösen Dingen sehr tolerant, unverhältnismässig viel duldsamer als die Christen und Muselmanen des Zeitalters. Die Mongolen neigten dazu, sich in den von ihnen eroberten Ländern sowohl deren höherer Kultur wie auch der herrschenden Religion zu assimilieren, rein aus politischer Zweckmässigkeit heraus. So wurde der grosse Kublai Khan, Marco Polos Gönner, in China zum Buddhisten, Baraka in Vorderasien ein fanatischer Muhammedaner, Sartak, der Sohn des Batu, soll in Russland ein Christ gewesen sein, doch sah es mit seinem Christentum, wie wir noch hören werden (Kap. 121), recht übel aus.

So bewundernswert Carpinis Reiseleistung unstreitig ist, so muss doch beachtet werden, dass der Reiseverkehr im ganzen riesigen Mongolenreiche so grossartig organisiert war wie in keinem damaligen Lande Europas. Ein politischer Zusammenhalt des ungeheuren Imperiums war eben nur zu ermöglichen, wenn ein vorbildlicher Nachrichten- und Botendienst ständig die Verbindung mit dem Grosskhan und seiner Regierung aufrecht erhielt. Anderenfalls wäre ja auch die dauernde Versorgung Carpinis und seiner Begleiter mit frischen Pferden unmöglich gewesen. Die Nachricht, dass zur Kaiserwahl nicht weniger als 4000 (nach Angabe des Begleiters Benedikt sogar 5000) Würdenträger aus allen Teilen des Reiches und Gesandte vom Ausland in Sira Orda zusammenkamen, darunter sogar ein russischer Grossfürst, ein Gesandter des Khalifen sowie zwei Söhne des Georgierkönigs, zeigt das Ausmass der Reisemöglichkeiten im weiten Mongolenreich zur Genüge, und in späteren Zeiten verbesserte sich diese Fürsorge für den Verkehr noch stetig, wie zumal die Berichte Polos und Ibn Battutas erkennen lassen (Kap. 126 und 139). Die grossartigen Verkehrseinrichtungen kamen oft auch den europäischen Reisenden zugute. Richtig hat v. Le Coq bemerkt, die glänzende Organisation der Mongolenpost habe Peking so nahe an Europa gebracht, wie es bis zum Bau der Grossen Sibirischen Bahn nie wieder der Fall gewesen sei [1]).

Zu der Haltung der mongolischen Eroberer gegenüber den europäischen Ländern, die sie aufsuchten und z.T. eroberten, ist von besonderer Wichtigkeit ein erst jüngst durch Haenisch gedeutetes und ins Deutsche übersetztes Werk, das um 1240 verfasst ist und die mittelmongolische Sprache in chinesischen Schriftzeichen wiedergibt [2]). Russland erschien den Mon-

1) Albert v. Le Coq: Auf Hellas' Spuren in Ost-Turkestan, Leipzig 1926, 3.
2) Erich Haenisch: Die Geheime Geschichte der Mongolen, Leipzig 1941 und 1948.

golen nur als ein westliche Fortsetzung Sibiriens. Franke hat mit Recht gesagt [1]:

> „Nichts deutet darauf hin, dass jene erste Generation der Eroberer um 1240 eine Vorstellung davon hatte, dass sie an der Schwelle einer andren Hochkultur stand".

Carpini, Rubruk, Polo u.a., sie haben lediglich schriftlich geschildert, was zahllose andere, namenlose Reisende damals ebenfalls vollbracht haben, teils freiwillig, teils unfreiwillig als mongolische Kriegsgefangene. Erzählt doch Rubruk, wie er in Karakorum viele Deutsche, Franzosen, Flamen, Engländer, Ungarn usw. antraf, darunter eine Frau aus Metz und einen ebendorther stammenden Goldschmied Guilleaume Buchier, und ebenso tut Polo der in Peking bestehenden eigenen Herbergen für Deutsche, Franzosen, Lombarden usw. Erwähnung. Es bestand somit im 13. Jhd. in der Tat schon eine Art von Weltverkehr, von dem wir allerdings kaum etwas wissen würden, wenn uns nicht die Werke eines Carpini und seiner noch grösseren Nachfolger erhalten geblieben wären.

Erwähnt sei zum Schluss, dass Papst Innozenz gleichzeitig mit Carpini noch zwei weitere Geistliche in andere Teile des mongolischen Orients entsandt hatte, deren Reisen freilich erheblich weniger bedeutungsvoll waren. Ein portugiesischer Franziskanerpater Laurentius erhielt am selben Tage wie Carpini sein Beglaubigungsschreiben. Er hatte keine diplomatische Aufgabe zu erfüllen, sondern sollte Missionsarbeit verrichten. Er dürfte jedoch über das nähere Morgenland nicht hinausgekommen sein. Einzelheiten über ihn, seine Reise und seine Leistungen sind nicht bekannt [2].

Der zweite Beauftragte des Papstes war ein Dominikanermönch Ascelin oder Anselm, der als Führer einer Gesandtschaft an den mongolischen Feldherrn Bachu (Bajothnoi, Baidschu-noin) zusammen mit einem gewissen Simon von St. Quentin und zwei andern Ordensbrüdern nach Innerasien entsandt wurde. Von ihm meldet Vinzenz von Beauvais [3]:

> „Zu dieser Zeit entsandte der gleiche Papst den Bruder Ascelin vom Dominikanerorden mit 3 anderen Brüdern zum Heere der Tartaren ... mit apostolischen Briefen, durch die er sie ermahnte, von der Niedermetzelung der Menschen abzustehen und den wahren Glauben anzunehmen. Von einem dieser Ordensbrüder, und zwar vom Bruder Simon von St. Quentin, der von jener Reise zurückgekehrt ist, habe ich die Taten der Tataren vernommen und ... diesem Werke einverleibt".

Die Sendung des Ascelin und seiner Ordensbrüder blieb abermals ganz ergebnislos. Die Mongolen waren geneigt, in den sich ihnen aufdrängenden Mönchen Spione zu erblicken [4]. Da zudem Ascelin zwar ansehnlichen

---

1) Herbert Franke: Europa in der ostasiatischen Geschichtsschreibung des 13. und 14. Jahrhunderts, in Saeculum, Jg. 2 (1951), 67.

2) Risch, a.a.O., 29 f. — Altaner, a.a.O., 123 f.

3) Vincentius Bellovacensis: Speculum historiale, Nürnberg 1486, XXXIII, 2.

4) Ebendort XXXII, 18. — Vgl. Néaulme: Voyages faits en Asie, t. III, Haag 1735.

Mut bewies, aber recht undiplomatisch, ja, geradezu ungeschickt vorging, kam es, dass diese Christen bei den Mongolen recht schlecht behandelt wurden und nahe daran waren, getötet zu werden [1]).

Zu den genannten drei Legaten und Glaubensboten, die Papst Innozenz in jenen Jahren nach Asien sandte, gesellte sich aber noch ein weiterer Mönch, dem später vom französischen König Ludwig IX eine wichtige diplomatische Mission anvertraut wurde und der als Erster in die mongolische Hauptstadt Karakorum gelangte, während Carpini nur in ihrer Nähe geweilt hatte. Es war dies Andreas von Longjumeau, dessen Leistungen bedeutend genug waren, dass ihnen ein eigenes Kapitel gewidmet werden darf.

Carpini selbst konnte nach seiner Rückkehr noch einige Jahre einen freundlichen Lebensabend verbringen. Er wurde zum Erzbischof von Antivari ernannt und ist als solcher am 1. April 1252, etwa 70jährig, gestorben. Dem erfolgreichen ersten christlichen Reisenden in die ferne Mongolei sind einige wertvolle Monographien gewidmet worden [2]). Eine sehr ausführliche Darstellung der Reise des Carpini und Lebensbeschreibung des Mannes hat der Italiener Pullé geliefert [3]). Eine noch neuere sehr gute englische Ausgabe ist 1930 erschienen [4]).

---

1) Ebendort, XXXII, 44.

2) Pascal d'Avezac: Relation des Mongoles ou Tartares par le frère Jean du Plan de Carpin, Paris 1838. — Viator in Etudes Franciscaines publiées par des Religieux de l'Ordre des Frères Capucins V, Paris 1901.

3) Giorgio Pullé: Viaggio a' Tartari di Frati Giovanni da Pian del Carpine (Historia Mongolorum), Mailand 1929.

4) Journal and Proceedings of the R. Asiatic Society of Bengal XXVI (1930), 419.

120. ANDREAS VON LONGJUMEAU ALS FRANZÖSISCHER GESANDTER IN KARAKORUM

(1249—1251)

Vincentius Bellovacensis: Speculum historiale, XXXII, 90 ff. [1]):

Um das Geburtsfest des Herrn kamen zum König Ludwig einige Abgesandte, die der grosse Herr Ercalthay (Iltschikadai) vom Volk der Tataren geschickt hatte. Als er in Nikosia eintraf, übergaben sie ihm Briefe jenes Herrschers. Dort weilte Bruder Andreas von Longjumeau (Lontumal) vom Orden der Dominikaner, der den höhergestellten jener beiden Gesandten namens David kannte, da er mit ihm einst im Heere der Tataren zusammengetroffen war. Der König liess die ihm überbrachten Briefe, die in persischer Sprache verfasst und mit arabischen Buchstaben geschrieben waren, ins Lateinische übersetzen und die Übersetzung, mit seinem Siegel verschlossen, an seine königliche Mutter Blanche nach Frankreich senden. Sie berichteten, der grosse König der Tataren, der Grosskhan, habe vor etwa 3 vollen Jahren... durch Gottes Gnade den christlichen Glauben angenommen und mit vielen anderen Edlen sowie dem grössten Teile des Volkes und Heeres die heilige Taufe empfangen und bekenne sich zur katholischen Lehre. Auch hiess es darin, dass der Ercalthay vor einigen Jahren zum christlichen Glauben bekehrt und getauft worden sei. Nun kam er auf Befehl des genannten König-Khans mit einer sehr grossen Zahl von Kriegern und hegte den Wunsch, den christlichen Glauben weiterzuverbreiten und zu stärken...

Dies und anderes erfuhr der König durch die Boten und die Briefe. Er war darüber erfreut, nahm die Boten ehrenvoll auf und trug Sorge, dass sie mit allem Nötigen reichlich

1) Meist findet man XXXI, 90 zitiert. Ich habe für die Übersetzung den Nürnberger Inkunabel-Druck des Werkes des Vinzenz von Beauvais vom Jahre 1483 aus dem Dominikanerkloster in Düsseldorf benützt. In ihm steht obiger Bericht im 32. Buch.

versorgt wurden. Sie besuchten zu Weihnachten mit dem König die Messe und nahmen das Mahl am Hofe ein. Ähnlich waren sie zu Epiphanias mit ihm in der Messe. Anscheinend betrugen sie sich gut und führten sich ganz so auf, wie es Christen tun...

Der König von Frankreich beschloss, an den Tatarenherrscher und den Ercalthay Gesandte mit Briefen und Geschenken zu senden. Einige sollten direkt vom Ercalthay zum König zurückkehren, andere sich noch weiter zum Grosskhan begeben... Als Mitglieder dieser Gesandtschaft des Franzosenkönigs an die Tatarenfürsten wurden der genannte Bruder Andreas nebst 2 andren Brüdern desselben Ordens, 2 Klerikern und 2 Höflingen des Königs bestimmt. Diese bereiteten sich darauf vor und wurden mit Anweisungen versehen. Kurz vor Mariä Reinigung reisten sie zusammen mit den erwähnten Gesandten der Tataren ab. Am 25. Januar nahmen sie Abschied vom König und gelangten am dritten Tage nach Nikosia. Bruder Andreas wurde vom König zum Führer und Leiter bestimmt.

Einige Zeit darauf sandte er einen brieflichen Bericht an den König, dessen Übersetzung dieser, zusammen mit der Übersetzung des Briefes des Ercalthay, seiner königlichen Mutter Blanche nach Frankreich schickte.

Auszug aus einem *Brief des armenischen Connétable Sinibald* (Sempad) an den König und die Königin von Cypern, geschrieben in Samarkand am 7. Februar 1248, bei Guillaume de Nangis: Vie de St. Louis, in Recueil des Historiens des Gaules et de la France, t. XX, Paris 1840, 361 ff.:

An den sehr grossen und mächtigen Herrn Heinrich [1]), durch Gottes Gnade König von Cypern, seine liebe Schwester Emmelyne, die Königin, und den edlen Herrn Jean de Hibelin, seinen Bruder, sendet der Kanzler von Armenien liebevollen Gruss...

1) Heinrich von Lusignan, als König von Cypern Heinrich I (1218-1253).

... 5 Jahre vergingen seit dem Tode des Vaters des jetzigen Khans, aber die Tatarischen Edlen und Ritter sind so weit über die Erde verstreut, dass es kaum möglich war, sie in 5 Jahren an einen Platz zusammenzubringen, um den vorgenannten Khan auf den Thron zu setzen. Einige von ihnen waren in Indien, andere im Lande Cathay, wieder andere im Lande Kaschgar und in Tanchat. Letzteres Land ist dasjenige, aus dem die 3 Könige nach Bethlehem kamen, um den neugeborenen Herrn Jesus anzubeten. Und man möge wissen, die Macht Christi war und ist so gross, dass die Bevölkerung dieses Landes christlich ist, und das ganze Land Cathay verehrt diese 3 Könige(!). Ich selber bin in ihren Kirchen gewesen und habe Bilder Jesu Christi und der 3 Könige gesehen, von denen einer Gold, der andre Weihrauch und der dritte Myrrhen darbrachten. Durch diese 3 Könige ist es gekommen, dass sie an Christus glauben und dass der Khan und sein Volk jetzt Christen geworden sind... Wir haben zahlreiche Christen über den ganzen Osten verbreitet gefunden und viele schöne, hohe, alte Kirchen von trefflicher Ausführung, die von den Türken ausgeraubt waren...

Ihr mögt wissen, dass der Papst zum König-Khan der Tataren Boten gesandt hat, um zu ermitteln, ob sie Christen seien und warum er sein Volk ausgesandt habe, um die Christen und ihre Bevölkerung umzubringen und zu töten. Hierauf hat der König-Khan geantwortet, unser Herr Gott habe seinen Vorfahren und Ahnen geboten, ihr Volk auszuschicken, um die Schlechten zu töten und zu verderben. Und wenn der Papst ihn frage, ob er ein Christ sei, so antworte er, dass Gott dies wisse; wenn der Papst es auch wissen wolle, so möge er in sein Land kommen und sehen und erfahren, wie es bei den Tataren zugehe.

Brief des mongolischen Statthalters für Persien und Armenien, des christlichen Generals *Iltschikadai,* an König Ludwig IX von Frankreich, bei Vincentius Bellovacensis: Speculum historiale, Nürnberg 1483, XXXII, 91:

Durch die Macht des grossen Gottes spricht Erchikaday, der Statthalter des Herrschers der Erde und Grosskhans an den grossen König über viele Länder, den eifrigen Vorkämpfer und das starke Schwert der Welt, den Verteidiger des Sieges der Religion des Christentums, den Sohn der apostolischen Lehre, den König der Franken. Möge Gott seine Herrschaft mehren, ihm sein Königtum für lange Jahre erhalten...!

Möge der erhabene Schöpfer in Liebe seinen Segen zu eurer Begegnung verleihen und geben, dass wir vereinigt werden. Nach diesem Grusse aber möge er wissen, dass wir mit diesem Briefe nichts als den Nutzen der christlichen Lehre im Auge haben... Ich bitte zu Gott, er möge den Heeren der christlichen Könige den Sieg verleihen und sie über ihre Feinde, die das Kreuz verachten, triumphieren lassen... Alle Christen sollen frei sein von Dienst, Tribut, Fron, Wegezoll und ähnlichen Lasten. Sie sollen leben in Ehre und Achtung; Niemand soll ihren Besitz anrühren, und die zerstörten Kirchen sollen wieder aufgebaut werden.

Niemand soll wagen, sie zu hindern, dass sie mit ruhigem und freudigem Herzen für euere Herrschaft beten...

Wir haben zu diesem Zweck treue und verehrungswürdige Männer gesandt, Sabeldini Monsfat David und Pater Marcus, auf dass sie von Mund zu Mund berichten, wie es bei uns aussieht. Möge der Sohn gut ihre Worte aufnehmen und ihnen und dem in ihren Briefen Gesagten Glauben schenken. Der Herr der Erde möge in seiner Herrlichkeit erhöht werden. So erfährt er, dass im Worte Gottes kein Unterschied besteht zwischen lateinischem, griechischem, armenischem, nestorianischem und jacobinischem Bekenntnis und allen anderen, die das Kreuz anbeten. Denn bei uns sind sie alle eins. So bitten wir, dass auch der herrliche Herrscher keinen Unterschied zwischen ihnen mache, dass er Erbarmen mit allen Christen habe und dass Erbarmen und Milde von Dauer sein mögen.

Gegeben am Ende des Moharrem, und der erhabene Herr gebe seinen Segen.

Soweit dieser Brief, der von Erchikaday, dem Statthalter der Tataren, an den König der Franken nach Cypern gesandt wurde...

Annales St. Rudberti Salisburgensis, in Monumenta Germ. Hist. SS VII, 790:

(Auf den Brief des Echeltay, der vorstehend abgedruckt ist, folgt nachstehender Satz):

Besagte Gesandte meldeten dem König, dass der König Riothan, der gegenwärtig die Herrschaft inne hat, eine christliche Mutter habe, eine Tochter des Herrschers, der Priester Johannes genannt wird, und dass er auf die Ermahnung seiner Mutter und eines sehr frommen Erzbischofs Malachias, das Sakrament der Taufe empfangen habe am Tage Epiphanias, und mit ihm 18 Söhne des Königs und viele andre, insbesondere führende Männer.

Papst Innozenz IV, der Carpini zu den Mongolen gesandt hatte, war ein besonderer Freund der Missionsidee. Er hat während seiner ganzen 11½jährigen Regierung immer wieder versucht, sowohl unter den Heiden das Christentum zu verbreiten wie die Ketzerchristen in Osteuropa und Asien zur Vereinigung mit der katholischen Kirche zu bewegen. Wie an den Grosskhan in Karakorum, sandte er am 21. März 1245 auch einen entsprechenden Mahnbrief an den König der Bulgaren [1]) und am 1. November 1246 an den Sultan von Marokko, al-Murada [2]). Von diesem ging sogar ein recht freundlich gehaltener Antwortbrief vom 10. Juni 1250 in Rom ein [3]). In der Sache selbst aber wurde nicht das Geringste erreicht.

Papst Innozenz hatte die Idee der Weltmission nicht selbst erdacht. Sie lag im Zuge der Zeit und hatte ja im Anfang des Jahrhunderts nicht zum wenigsten dazu beigetragen, dass sich die beiden Mönchsorden der Dominikaner und Franziskaner bildeten, die in der Folge die Führung auf dem Gebiete der Heidenmission übernahmen. Schon vom Papst Honorius III (1216—1227) ist zum Jahre 1221 gemeldet [4]):

1) Wortlaut bei Wadding: Annales Minorum, Quaracchi 1931, III 144 ff.
2) Wortlaut ebendort, III 172 ff.
3) Wortlaut ebendort, II 626 ff.
4) Abraham Bzovius: Annalium ecclesiasticorum t. XII, Köln 1621, 279.

„Auch unterliess Honorius nicht die Bekehrung der Heidenvölker und der Sarazenen, sondern zu ihrer Förderung befahl er allen europäischen Bischöfen, aus ihren einzelnen Provinzen 4, mindestens aber 2 durch wissenschaftliche Kenntnisse und untadlige Sitten ausgezeichnete Prediger zum Apostolischen Stuhl zu senden, die er dann selber zu den verschiedenen Völkern hinausschicken wollte".

Das ebenso eifrige wie vergebliche Streben der damaligen Päpste nach Erweiterung des Machtbereiches der römischen Kirche ist nur so zu erklären, dass sie selbst wie ihr ganzes Zeitalter sich völligen Irrtümern hingaben über die Zahl und Bedeutung der sektiererischen Christen im Osten sowie hinsichtlich ihrer Neigung, eine Verschmelzung mit der römischen Kirche herbeizuführen. In Rom glaubte man dem Katholizismus ein grosses Betätigungsfeld vornehmlich im mongolischen Innerasien erobern zu können. Deshalb ging eben seit 1245 eine ganze Anzahl von westeuropäischen Dienern der Kirche, teils als Missionare, teils in diplomatischer Mission des Papstes oder des Königs von Frankreich, in die mongolisch gewordenen Teile Asiens mit hochgeschwellten Hoffnungen auf grosse Erfolge für die römische Kirche, Hoffnungen, die freilich nahezu ausnahmslos schwer enttäuscht wurden.

Unter diesen geistlichen Reisenden des 13. Jhds. hat die ausgedehntesten Reisen der Dominikanermönch Andreas von Longjumeau (Longjumel) ausgeführt. Seine Leistungen können sich, da er keine Schilderung seiner Erlebnisse hinterlassen hat, an kulturhistorischer Bedeutung mit denen eines Carpini und Rubruk oder gar eines Polo nicht entfernt messen; aber sie sind bedeutsam genug, obwohl er weder als Glaubensbote noch als diplomatischer Funktionär irgend welche Erfolge erringen konnte. Für den Fehlschlag war nicht so sehr er selber verantwortlich wie das Zeitgeschehen und die weitgehende Selbsttäuschung seiner Auftraggeber über die religiösen Bedürfnisse der Mongolen und der unter ihnen lebenden Nestorianer-Christen.

Eine erste Reise zu Missionszwecken trat Bruder Andreas im Frühjahr 1245 von Lyon aus an, wo damals gerade das berühmte Konzil tagte, vermutlich als Begleiter des früher (S. 36) genannten Ascelin. Er begab sich zunächst nach Akkon und von dort über Antiochien, Aleppo und Ninive-Mossul zu einem nicht näher bekannten Ort Persiens, der 17 Tagereisen von Mossul entfernt war. Hier stiess er auf ein ansehnliches Mongolenheer, in dessen Begleitung sich ein Würdenträger Simeon, ein nestorianischer Christ, befand. Dieser nahm Andreas 20 Tage lang sehr freundlich auf, behandelte ihn voll Ehrerbietung und liess sich ebenso, wie einige andere christliche Würdenträger, bewegen, einen Brief an den Papst zu schreiben [1]), worin er sich als Vikar des Orients und als Rabban Ata bezeichnete, was auf syrisch und türkisch „Mönch-Vater" heisst [2]). Aus seinen Mitteilungen schien hervorzugehen, dass er selbst beim Grosskhan in Karakorum gewesen

1) Bertold Altaner: Die Dominikanermissionen des 13. Jahrhunderts, Habelschwert 1924, 53.

2) Rastoul im Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastiques, Paris 1912, II 1678.

war [1]). Die Anregung, eine Union mit der römischen Kirche herbeizuführen, ignorierte er völlig, begegnete aber im übrigen dem Papst mit hoher Ehrfurcht und schrieb ihm [2]):

> „Die vom Herrn Beschützten werden Euch mündlich kund tun, was sie bei uns gesehen und gehört haben".

Andreas, der dieses Schreiben an den Papst überbrachte, hatte anscheinend etwa 1½ Jahre lang in Persien geweilt und sich in dieser Zeit eine gute Kenntnis der Landessprache angeeignet. Nachdem er etwa im Frühjahr 1247 nach Lyon zurückgekehrt war, liess ihn daher König Ludwig der Heilige ersuchen, ihn auf seinem geplanten (6.) Kreuzzug als guter Kenner von Land, Leuten und Sprachen zu begleiten. Er nahm das Angebot an, begab sich zum König und traf in dessen Gefolge am 17. September 1248 in Cypern ein. Während des mehrmonatigen Aufenthaltes der Kreuzfahrer daselbst traten zwei Ereignisse ein, die für Andreas sehr bedeutungsvoll wurden. Zunächst erreichte den König Heinrich von Cypern der unter den Originalen im Auszug abgedruckte Brief, den der christliche Kanzler von Armenien Sempad oder Sinibald, Bruder des Armenierkönigs Haithum (vgl. Kap. 122), am 7. Februar 1248 aus Samarkand an ihn geschrieben hatte.

Kaum war dieser Brief, der den günstigen Verlauf einer Gesandtschaftsreise des Königs von Armenien an den Grosskhan Kuyuk schilderte und den Stand des Christentums in Innerasien zweifellos viel zu optimistisch darstellte, in Cypern bekannt geworden, als am 14. Dezember im Hafen Chérines zwei mongolische Gesandte an den französischen König Ludwig IX (1226—1270) eintrafen, die selber Christen waren, die Namen David und Markus führten und eine Botschaft von dem mongolischen Statthalter für Persien und Armenien, dem christlichen General Iltschikadai, überbrachten, dazu einen von ihm geschriebenen Brief in persischer Sprache. Diesen Brief überreichten die Gesandten am 20. Dezember dem König Heinrich in Nikosia, wo sie am Tage zuvor eingetroffen waren. Es stand darin zu lesen, es gebe in den von den Mongolen beherrschten Ländern sehr viele Christen [3]). Darüber hinaus behaupteten die Gesandten, der Grosskhan selber mitsamt dem grössten Teile seiner Umgebung sei als christlich anzusehen [4]). Diese Angabe, die natürlich grosse Hoffnungen erweckte, war unweigerlich „falsch, ja, auf direkte Täuschung angelegt" [5]); zumindest befleissigte sie sich zur Erlangung politischer Vorteile einer äusserst starken Übertreibung und Schönfärberei.

König Ludwig IX glaubte jedoch verständlicherweise den Schilderungen und hoffte nunmehr der Sache des Christentums einen grossen Dienst leisten zu können, wenn er durch eine Gesandtschaft unmittelbar Fühlung

1) Ebendort; auch P. Pelliot in Revue d'histoire ecclésiastique (Löwen) XVIII,
2) Wadding, a.a.O., III 204.
3) Abel Rémusat: Mémoires sur les relations politiques des princes chrétiens et particulièrement des rois de France avec les empereurs Mongols, in Mémoires de l'Académie des Inscriptions VI (1822), 396.
4) Jean Sire de Joinville: Histoire de St. Louis, ed. Nat. de Wailly, Paris 1874, 73.
5) Altaner, a.a.O., 42.

mit dem Grosskhan zu erlangen suchte. Wer konnte geeigneter sein, diese Gesandtschaft zu führen als der mit den Mongolen schon einigermassen vertraute, sprachenkundige Andreas von Longjumeau? Somit wurde er zum Führer bestimmt; als Begleiter erhielt er zwei Offiziere aus des Königs Gefolge, zwei Weltgeistliche und zwei andere Dominikanermönche Johannes und Wilhelm zugewiesen.

Am 25. Januar 1249 wurden die mongolischen Gesandten zusammen mit den Mönchen, die sie begleiten sollten, von König Ludwig in Abschiedsaudienz empfangen. Die Gesandtschaft des Königs begab sich über Antiochien wieder nach Persien zum Statthalter Iltschikadai, den Andreas bereits kannte. Aus Persien erstattete Andreas an König Ludwig einen ersten Bericht, der sich leider nicht erhalten hat. Alsdann führte die weitere Reise durch Zentralasien über Talas nach der Mongolei. Sie verlief an sich ohne grösseren Zwischenfall. Doch als die Gesandten des französischen Königs in der Hauptstadt Karakorum eintrafen, harrte ihrer eine grosse Enttäuschung: der Grosskhan Kuyuk war im April 1248 gestorben, ein neuer Grosskhan noch nicht erwählt.

In Karakorum herrschte während des Interregnums die Witwe Kuyuks, namens Ogulgaimisch, anscheinend eine recht beschränkte Frau ohne alle höheren Interessen und ohne jedes Verständnis für die christliche Lehre. Am ganzen Hofe fand sich kein wirklicher, frommer Christ oder sonst Jemand, der sich der europäischen Männer annahm. Die Regentin empfing zwar die Gesandtschaft, fasste aber ihr Eintreffen in Karakorum, genau wie ihr Gemahl Kuyuk die Mission Carpinis, als ein Unterwerfungsangebot König Ludwigs auf, wenn nicht gar als ein Gesuch um Hilfe. Der mongolische Hochmut glaubte sich daher keine Schranken auferlegen zu müssen: die Antwort der Regentin fiel unerträglich anmassend aus, forderte von König Ludwig Tributzahlungen als Zeichen seiner Unterwerfung und drohte für den Fall des Ungehorsams mit Vernichtung seiner Herrschaft und seines Volkes.

Die erhoffte Möglichkeit, das römische Christentum zu verbreiten, ihm vielleicht gar einen ständigen Sitz in Innerasien zu verschaffen, zerflatterte ebenso wie die Erwartung auf massenhafte Taufen nach katholischem Ritus. Die schöngefärbte Darstellung des Connétable Sinibald hatte sich als ein Luftschloss herausgestellt, obwohl sie sicherlich bona fide niedergeschrieben worden war, entweder weil der Verfasser, wie es auch andren Reisenden damaliger Zeit widerfahren ist, buddhistische Tempel und Gebräuche als christlich angesehen [1]) oder weil er die nestorianischen Christen für katholische gehalten und die zwischen beiden Richtungen bestehenden, tiefgrei-

1) Einen der wesentlichsten Gründe, warum im Mittelalter immer wieder die Meinung aufkommen konnte, in Asien sei das Christentum weit verbreitet, scheint mir der italienische Reisende Josephat Barbaro im 15. Jhd. richtig erkannt zu haben, wenn er einmal schreibt (Giambattista Ramusio: Navigationi e viaggi, Venedig 1583, II 107): „Ich glaube, dass die Religion der Bewohner von Cathay heidnisch ist, obwohl viele Zeugen aus Dschagatai und andren Nationen, die dort gewesen sind, versichern, sie seien Christen. Wenn ich nämlich fragte, worauf sie ihr Urteil gründeten, dass sie Christen seien, so lautete die Antwort: weil sie Bilder in ihren Tempeln haben, wie sie auch bei uns üblich sind".

fenden Gegensätze nicht erkannt hatte. Der Fehlschlag war jedenfalls vollkommen, und Bruder Andreas dürfte schwer enttäuscht heimgekehrt sein. Über seine Heimreise wissen wir gar nichts weiter, als dass er Anfang April 1251 in Caesarea (Kaisarije) eintraf, wo sich damals König Ludwig aufhielt.

Dieser hatte inzwischen Schweres durchgemacht. Am 5. April 1250 war er in Ägypten in sarazenische Gefangenschaft geraten, in der er fast ein Jahr verblieb. Schliesslich hatte er sich mit grossen Opfern freigekauft und dann nach Kleinasien begeben, wo er am 29. März 1251 in Caesarea eintraf. Seine ohnehin gedrückte Stimmung mag nun durch den unverschämten mongolischen Brief, der ihm einige Tage später schon überreicht worden sein muss — er verliess Caesarea am 15. April [1]) —, nicht eben sonniger geworden sein. Er bereute sicher schwer, dass er überhaupt die Gesandtschaft in die Mongolei geschickt hatte!

Und dennoch wollte man von der liebgewordenen Hoffnung, die Mongolen für das Christentum zu gewinnen, auch jetzt noch nicht lassen. Man klammerte sich an jeden Strohhalm. König Ludwig selber entsandte sogar bald nochmals eine Gesandtschaft nach Karakorum, weil er einen neuen Weg zum Erfolg gefunden zu haben glaubte. Diese zweite französische Gesandtschaft wurde nun eine der bedeutendsten Reiseleistungen des Mittelalters: sie knüpfte an den Namen des Wilhelm von Rubruk an, wurde zwar politisch und kirchlich ein eben solcher Versager wie ihre Vorläufer, aber dennoch als kulturgeschichtliche und geographische Leistung ein schönes Ruhmesblatt mittelalterlicher Forschung.

Andreas von Longjumeau hat, wie gesagt, keine Beschreibung seiner Erlebnisse hinterlassen. Wir sind jedoch über die geschichtlichen Zusammenhänge durch seinen Zeitgenossen und Ordensbruder Vinzenz von Beauvais (Vincentius Bellovacensis) glaubwürdig unterrichtet. Die Chronik des Vinzenz von Beauvais, der selber 1264 starb [2]), muss ihre Mitteilungen über den Auftrag an Andreas von Longjumeau aus erster Quelle geschöpft haben. Leider berichtet sie über die Reise selbst nichts weiter, als was oben unter den Originaltexten wiedergegeben ist. Ihre Schilderung bricht gerade an der Stelle ab, wo gemeldet ist, dass Andreas von Longjumeau über den Anfang seiner Reise brieflich einen Bericht an König Ludwig den Heiligen erstattet habe und dass von diesem der Brief in einer Übersetzung an seine königliche Mutter nach Frankreich weitergesandt worden sei.

Eigenartig ist es, dass der Name des mongolischen Statthalters Iltschikaday (Elchigadan), dessen Brief an König Ludwig die Missionsreise des Andreas ausgelöst hatte, in der Folge als ständiger Name oder Titel der mongolischen Beherrscher von Turkestan und Chorassan angesehen worden zu sein scheint. Jedenfalls wurde ein Brief Papst Johannes' XXII vom 2. November 1329, worin der Dank für die den Christen erwiesenen Freundlichkeiten ausgesprochen wurde, an „Elchigadan, den Kaiser der Tataren von Chorassan, Turkestan und Hindostan" gerichtet [3]).

---

1) R. Röhricht: Geschichte des Königreichs Jerusalem, Innsbruck 1898, 885 ff.
2) Bibliothèque sacrée, t. 25, Paris 1825, 160.
3) O. Raynaldus: Annales ecclesiastici, t. XV, Köln. 1694, 397.

121. WILHELMS VON RUBRUK GESANDTSCHAFTSREISE ZU DEN MONGOLEN

(1253—1255)

Wilhelms von Rubruk Reisebericht an König Ludwig IX, nach der Ausgabe von Hermann Herbst, Leipzig 1925:

Euere Heilige Majestät möge wissen, dass wir im Jahre des Herrn 1253 am 7. Mai in das Pontische Meer hineingefahren sind... Unser Schiff nahm Kurs auf die Provinz Gazaria oder Caesaria (Krim)... Am 21. Mai landeten wir in Soldaia (Sudak). Es waren schon vor uns Kaufleute aus Konstantinopel angekommen, die bereits verkündet hatten, es würden Gesandte aus dem Heiligen Lande herkommen, um Sartak aufzusuchen... Um Anfang Juni brachen wir mit unseren vier bedeckten Wagen auf und zwei weiteren, die wir von ihnen erhalten hatten... Ausserdem bekamen wir 5 Reitpferde, denn wir waren 5 Personen... Am 3. Tage nach unserer Abreise von Soldaia trafen wir auf Tataren. Mir schien es, als sei ich in eine andre Welt gekommen, als ich mich unter ihnen fand... Zwei Monate haben wir von Soldaia bis zu Sartak gebraucht, und wir haben in dieser ganzen Zeit nie in einem Hause oder in einem Zelt gelegen, sondern immer unter freiem Himmel oder unter unserem Wagen... Wir sahen nichts als Himmel und Erde, zuweilen zur Rechten das Meer, welches Don-Meer (Asowsches Meer) heisst, und auch Grabstätten der Kumanen... Wenige Tage vor dem Fest der Heiligen Maria (2. Juli) erreichten wir den Don. Dieser breite Fluss trennt Asien und Europa von einander... (Übergang wahrscheinlich bei Bogutschar oder Pawlowsk [1]))... Am 31. Juli erreichten wir schliesslich das Zeltlager Sartaks... in drei Tagereisen Entfernung von der Wolga... —

1) Franz Max Schmidt: Über Rubruk's Reise von 1253—1255, in der Zeitschr. d. Berliner Ges. f. Erdkunde 1885, 179. — Chronologisch wichtige Berichtigungen zu dieser wertvollen Studie bei Hermann Lövinson: Ergänzungen zu dem Aufsatze von Franz Max Schmidt über Rubruks Reise, ebendort 1888, 436.

Ich übergab ihm Euren Brief nebst den Übersetzungen ins Arabische und Syrische. Ich hatte ihn nämlich in Akkon in jede dieser Sprachen übersetzen und umschreiben lassen... (Sartak verhält sich nach Kenntnisnahme des Briefes zurückhaltend und lässt den Gesandten am folgenden Tage sagen, er sei für die Erledigung nicht zuständig; sie müssten zu seinem Vater Batu reisen)...

Bezüglich Sartaks weiss ich nicht, ob er an Christum glaubt oder nicht. Das Eine weiss ich, dass er nicht Christ genannt werden will. Vielmehr scheint er sich mir über die Christen lustig zu machen... Während der 4 Tage, die wir im Zeltlager Sartaks verbrachten, sind wir nie mit Lebensmitteln versorgt worden, nur ein Mal bekamen wir Kumys... So erreichten wir die Wolga, einen sehr grossen Fluss. Er ist viermal so gross wie die Seine... Wir fuhren zu Schiff den Fluss hinab von jener Fährstelle bis zu Batus Zeltlager (nahe Saratow)... (Bei Batu leidlich freundlicher Empfang. Auch Batu erklärt jedoch, er sei für die Verhandlung mit den Gesandten nicht zuständig, und befiehlt ihnen, zum Grosskhan Mangu nach Karakorum zu reisen, um bei ihm die Entscheidung über die Zulassung christlicher Missionare zu erbitten)...

Wir reisten auf unseren Wagen im Gefolge Batus und zogen 5 Wochen lang die Wolga hinunter... Wegen Mangel an Pferden mussten wir zu Fuss gehen... Endlich am Fest der Kreuzerhöhung (14. September) kam ein reicher Mongole zu uns, dessen Vater Vorsteher einer Tausendschaft war. Dies ist bei ihnen eine sehr hohe Würde und er sagte: „Ich soll euch zu Mangu Khan führen. Das ist eine Reise von 4 Monaten, und dort ist es so kalt, dass die Steine und Bäume vor Kälte platzen. Überlegt, ob ihr dies aushalten könnt"... Am zweiten Tag danach begannen wir den Ritt. Für uns drei (die übrigen hatten bei Sartak zurückbleiben müssen) hatten wir zwei Lastpferde, und wir reisten stets nach Osten bis Allerheiligen... Unbeschreiblich waren unsre Qualen an Hunger, Durst, Kälte und Ermüdung, denn Nahrungsmittel

gaben sie uns nur abends. Morgens bekamen wir etwas zu trinken oder Hirse zur Speise... Am Abend vor Allerheiligen verliessen wir den Weg nach Osten, weil das Volk schon weit nach Süden gezogen war, und wir nahmen nun die grade Richtung nach Süd und kamen dabei durch ein Gebirge (Karatau) [1]... Am 8. Tage nach Allerheiligen kamen wir in eine Stadt der Sarazenen, namens Kinchak (am Talas-Fluss) [2]... Um diese Jahreszeit ging man dort schon übers Eis, und bereits vorher, vom Tage des hl. Michael (29. September) an, hatten wir in der Steppe Frost gehabt...Wir ritten nach Osten längs der genannten Berge (Alexanderkette) [3]...

Wenige Tage danach kamen wir in das Gebirge, in dem einst die Karakathai wohnten, und dort kamen wir an einen grossen Fluss, den wir in einem Boote überqueren mussten (Ili)... Nachdem wir die Berge überschritten hatten, die einen Ausläufer der südlicher gelegenen, grossen Gebirge bilden, kamen wir in eine sehr hübsche Ebene. Zur Rechten hatten wir sehr hohe Berge, zur Linken ein Meer oder einen See (Balchasch-See), der einen Umfang von 25 Tagereisen hatte. Diese ganze Ebene wird nach Belieben von den aus den Gebirgen kommenden Gewässern berieselt, die alle in dieses Meer münden... Wir kamen in eine grosse Stadt namens Cailac (bei Kopal) [4], wo ein grosser Markt war, und viele Kaufleute pflegten ihn aufzusuchen. Dort ruhten wir 12 Tage lang aus...

Am Feste des hl. Andreas (30. November) verliessen wir die genannte Stadt und kamen nach 3 Meilen bald an ein Dorf, das ganz von nestorianischen Christen bewohnt war. Wir gingen in deren Kirche und sangen voller Freude, so laut wir konnten, „Salve, regina", denn wir hatten schon lange keine Kirche mehr gesehen... Es kam nun ein Tal

1) Franz Max Schmidt, 193 f.
2) Ebendort, 195.
3) Ebendort, 196.
4) Ebendort, 204.

zwischen hohen Bergen in südöstlicher Richtung. Dort lag, zwischen den Bergen eingebettet, ein anderer grosser See (Ebinor) [1]... Wir strebten nach Norden, auf hohe, mit grossen Schneemassen bedeckte Berge zu, denn es lag bereits alles verschneit da. So begannen wir am Feste des hl. Nikolaus (6. Dezember) unsere Reise ausserordentlich zu beschleunigen... Wir stiegen wieder ein Gebirge hinauf und strebten immer weiter nach Norden. Endlich gelangten wir am Tage des hl. Stephan (26. Dezember) in eine Ebene, ausgedehnt wie das Meer, so dass nicht ein Hügelchen sichtbar war, und am Vorabend des Festes des hl. Evangelisten Johannes (27. Dezember) kamen wir im Lager des Grosskhans an... Wir bekamen zu dritt eine sehr kleine Hütte, in der wir kaum unsere Sachen unterbringen, unsere Lagerstätte aufschlagen und ein kleines Feuer anmachen konnten...

Am folgenden Tage wurden wir zu Hofe geführt. Ich glaubte, dass ich barfuss gehen könnte wie in unseren Gegenden. Ich hatte daher meine Sandalen abgelegt... Mir sind meine Zehenspitzen erfroren, so dass ich nicht mehr barfuss gehen konnte... (Mangu Khan nimmt die Reisenden nicht schlecht, aber kühl und hochmütig auf. Er gestattet ihnen den Aufenthalt an seinem Hoflager)...

Am Palmsonntag (5. April 1254) gelangten wir in die Nähe von Karakorum... Es gibt dort 12 Götzentempel der verschiedenen Völker, 2 Moscheen, in denen Mohammeds Gesetz verkündet wird, und eine christliche Kirche am äussersten Ende der Stadt. Einige Tage vor Himmelfahrt (21. Mai) suchten wir den wandernden Hof wieder auf, und wir erreichten ihn am Sonntag vor Himmelfahrt (17. Mai)...

Wir hatten schon den ganzen Januar, Februar, März, April und Mai dort zugebracht... Da ich mich davor fürchtete, im Winter zurückreisen zu müssen, dessen rauhes Klima wir am eigenen Leibe verspürt hatten, liess ich bei Mangu Khan an-

1) Franz Max Schmidt, 207.

fragen, was er mit uns anfangen wolle, und sagen, dass wir gern für immer bei ihm bleiben wollten, wenn es ihm recht wäre. Wenn wir aber zurückkehren müssten, dann wäre für uns die Heimreise im Sommer leichter als im Winter... (Neuer Empfang bei Mangu Khan am 24. Mai. Dieser fordert sie auf zurückzureisen. Auf seinen Wunsch erfolgt am 30. Mai ein grosses öffentliches Religionsgespräch zwischen den Bekennern der verschiedenen, in Karakorum vertretenen Religionen und am Tage darauf eine eingehende Unterhaltung Rubruks mit dem Grosskhan über Glaubensfragen, worauf die Zusage des kaiserlichen Schutzes für die Rückreise gegeben wird. Mangu will einen Brief an König Ludwig mitgeben. Schliesslich erfolgt am 10. Juli die Abreise, doch bleibt der Bruder Bartholomäus wegen Krankheit in Karakorum zurück)...

Wir kamen in 2 Monaten und 10 Tagen bis zu Batu, ohne dass wir unterwegs eine Siedlung zu Gesicht bekamen noch die Spur eines Gebäudes, höchstens solche von Grabstätten — ausgenommen einen kleinen Flecken, in dem wir aber nicht einmal Brot assen (Imil?). Innerhalb dieser 2 Monate und 10 Tage haben wir uns nur einen einzigen Tag ausgeruht, weil wir keine Pferde bekommen konnten... Ich kam zum Zeltlager Batus am selben Tage, an dem ich vor einem Jahr von ihm aufgebrochen war (16. September). Zu meiner Freude fand ich unsere Gefährten heil vor... 15 Tage vor dem Fest Allerheiligen (17. Oktober) brachen wir auf in der Richtung auf Sarai, immer gradenwegs nach Süden... (Rückkehr durchs Alanenland und über Armenien, Kappadozien, Ikonium, Ajas, Cypern, Antiochien nach Tripolis in Syrien. Ankunft daselbst am 15. August 1255)...

Es scheint mir nicht von Nutzen zu sein, dass sich nochmals ein Bruder zu den Tataren aufmache, so wie ich und die Dominikanermönche gereist sind. Wenn aber der Herr Papst, das Haupt aller Christen, in ehrenvoller Weise einen Bischof zu ihnen zu senden die Absicht hätte, um Antworten auf die Torheiten zu geben, die sie bereits dreimal an die Franzosen geschrieben haben,... so könnte er ihnen sagen, was

er will, und es sie auch schriftlich niederlegen lassen. Denn was immer ein Gesandter zu sagen die Absicht hat, das hören sie an, und stets fragen sie, ob er noch mehr sagen will. Er muss aber einen guten Dolmetscher haben oder sogar mehrere und auch reichliches Reisegeld.

Obwohl König Ludwig der Heilige nach dem bösen Fehlschlag der diplomatischen Mission des Andreas von Longjumeau eigentlich hätte einsehen müssen, dass die Hoffnungen auf eine Christianisierung der Mongolen eingesargt werden mussten, schmeichelte er sich noch immer mit dem Gedanken, dass vielleicht doch noch ein verdienstliches Missionswerk grössten Umfangs unter ihnen durchzuführen sei, wenn man nur irgendeinen wirklich getauften Christen unter den Mächtigen des Volkes fand, der bereit war, den römischen Glaubensboten seinen Schutz und jegliche Förderung angedeihen zu lassen, Wir, die wir heute die mongolische Psyche besser kennen, als es dem Europa des 13. Jhds. möglich war, begreifen kaum, wie man nach dem praktischen Fiasko zweier Anknüpfungsversuche an seinen Vorurteilen noch immer festhalten konnte. So urteilt Altaner [1]:

> „Man gewinnt immer wieder den Eindruck, dass weder die an der Missionsfront tätigen Missionare noch die päpstlichen Behörden die Fähigkeiten besessen haben, die tatsächliche Lage der Dinge nüchtern und richtig zu erkennen und danach die notwendigen Massnahmen zu treffen. Grosse Pläne und Hoffnungen erfüllten die Gemüter, und schliesslich endete alles mit einem grossen Misserfolge".

Dieses Urteil ist vielleicht etwas zu scharf — zumindest hat Wilhelm von Rubruk, wie der Schlussabschnitt obigen Original-Zitates erkennen lässt, die Aussichtslosigkeit einer Mission unter den Mongolen richtig erkannt. Der Papst und der König von Frankreich können jedoch entschuldigt werden, dass sie sich den liebgewordenen Illusionen auch nach der Heimkehr des Andreas von Longjumeau noch immer hingaben. Lagen doch ganz bestimmte Bekundungen über eine weite Verbreitung des Christentums in Innerasien vor, denen zu misstrauen man keinen Grund hatte. Der im vorigen Kapitel erwähnte Connétable Sinibald hatte ja in seinem Samarkander Brief vom 7. Februar 1248 geschrieben:

> „Wir fanden in den Ländern des Orients zahlreiche, verstreute Christen und viele schöne, alte, trefflich gebaute Kirchen, welche die Türken geplündert hatten".

Nun meinte man, es müsse möglich sein, durch ein christliches Mitglied der mongolischen Herrscherfamilie doch noch einen Erfolg zu erzielen.

---

1) Bertold Altaner: Die Dominikanermissionen des 13. Jahrhunderts, Habelschwert 1924, 138.

Bruder Andreas hatte nach Caesarea eine Nachricht mitgebracht, aus der König Ludwig neuen Honig saugte: Prinz Sartak, ein Sohn des Beherrschers der „Goldenen Horde", des Fürsten Batu, der seit 1236 Russland für den Grosskhan erobert hatte, sollte ein Christ sein! An diesen Glaubensbruder wollte sich König Ludwig wenden, um den christlichen Missionaren den Weg in die Mongolenländer zu bahnen. Da der Prinz, ebenso wie sein Vater Batu, nomadisierend im Wolgagebiet hausen sollte, genügte vielleicht eine nur kurze Reise eines königlichen Vertrauten, um ein so lockendes Ziel zu verwirklichen. So beschloss der König, eine nochmalige Gesandtschaft nach der Wolga auf den Weg zu bringen, zu deren Leiter der Franziskanermönch Wilhelm von Rubruk bestimmt wurde.

Um aber nicht nochmals demütigenden und beleidigenden Missdeutungen einer solchen Anbiederung ausgesetzt zu sein, wurden die neuen Boten des Königs ausdrücklich beauftragt, sich aller politischen Erörterungen zu enthalten und sich ganz allein auf die Frage der Missionstätigkeit unter den Mongolen zu beschränken.

Ob Prinz Sartak wirklich als ein Christ bezeichnet werden konnte, steht dahin. Rubruks kritische Bemerkungen hierzu lassen jedem Zweifel breiten Raum. Es wird bei jenem Prinzen, der offensichtlich auf recht niedriger Kulturstufe stand, vermutlich genau so gewesen sein wie bei den meisten anderen mongolischen „Christen": dass man ihnen mehr Christenglauben nachsagte, als sie wirklich besassen. Bei der weitgehenden religiösen Indifferenz aller Mongolen konnte selbst eine etwaige Taufe, falls sie überhaupt je stattgefunden hatte, nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Christentum bei ihnen nie mehr zu sein vermochte als ein ganz oberflächlicher Firnis und ein vermeintliches Schutzmittel zur Abwehr böser Dämonen. Eine Bemerkung Rubruks wiegt in dieser Hinsicht schwerer als lange, gelehrte Untersuchungen: dass nämlich nach seinen Beobachtungen die Mongolen, einschliesslich des „christlichen" Prinzen Sartak, sich unter den Christen eine abendländische Nation vorgestellt hätten!

Der wahrscheinlich zwischen 1220 und 1230 geborene Franziskanermönch Wilhelm stammte aus dem flämischen Dorfe Rubroek bei Cassel in Flandern. Früher nahm man an, die Stadt Ruysbroek könne seine Heimat gewesen sein; doch ist diese Annahme unhaltbar, da ein Zeitgenosse ihn ausdrücklich als „flämischen Lektor" bezeichnet [1]), was von einem aus dem brabantischen Ruysbroek stammenden Mann nicht gesagt werden konnte. Auch seine gelegentliche Kennzeichnung als „Franzose" passte nur auf einen Flamen, da Flandern damals französisches Lehen war.

Dieser noch jugendliche Mönch, den König Ludwig mit der Mission an Sartak betraute, hatte zumeist in Frankreich gelebt und den König auf seinem Kreuzzug begleitet. Er dürfte ziemlich sicher Andreas von Longjumeau persönlich gekannt haben. Nachdem der König ihm den Auftrag an Sartak erteilt hatte, begab er sich zunächst nach Konstantinopel, wo ihm der damalige lateinische Kaiser Balduin II (1228—1261) gleichfalls einen Empfehlungsbrief an den Prinzen mitgab. Rubruk hatte sich wohl nur auf

1) P. Hildebrand: De wereldreiziger Willem van Rubroek, in Voortrekkers van den Nederlandschen Stam, Amsterdam 1925, 14 ff.

eine Reise zur Wolga gefasst gemacht. Wider die ursprünglichen Absichten gestaltete sich seine Fahrt aber zur bedeutendsten Innerasien-Reise, die vor Marco Polos Tagen überhaupt unternommen worden ist. Der Verlauf der Reise geht aus dem mitgeteilten Auszug des Originals hervor.

Man kann verstehen, dass Rubruk mit grossen Erwartungen im Zeltlager des Prinzen eintraf und dass er sich dort empfindlich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, als der „christliche" Prinz sich um die königlichen Gesandten eigentlich überhaupt nicht kümmerte, ja sie nicht einmal mit Nahrung versorgte. Rubruks Bemerkung, Sartak sei ja gar nicht Christ, „sondern Mongole", mag die Grösse seiner Enttäuschung verbergen. Er erkannte sehr bald, dass von Sartak nicht die geringste Förderung der katholischen Missionswünsche zu erhoffen war. Der Prinz verwies den französischen Abgesandten einfach an seinen Vater Batu. Als Rubruk aber tatsächlich zu diesem ging, erklärte auch Batu, genau wie dereinst gegenüber Carpini, ihn gehe die Sache gar nichts an. Eine Entscheidung über die Tätigkeit von Missionaren könne allein der Grosskhan in Karakorum treffen. So sah sich Rubruk zu einer weiten Reise genötigt, die anfangs sicherlich nicht in seiner Absicht lag: auch er musste sich in die Mongolei begeben, wenn er nicht von vornherein mit völlig leeren Händen zurückkehren wollte.

Die Nachwelt darf sich freuen, dass Rubruk bei Sartak und Batu nichts erreichte; denn diesem Umstand dankt sie ein Reisewerk von sehr hohem Rang, „das grösste geographische Meisterstück des Mittelalters" [1]), das viel zu wenig gewürdigt worden ist, weil es alsbald überstrahlt wurde von der noch glänzenderen Sonne Marco Polo, dem wir aber ebenfalls unsere hohe Achtung und Bewunderung nicht versagen dürfen. Ein genauer Sachkenner wie Yule ist sogar geneigt, Rubruks Werk über dasjenige von Polo zu stellen [2]).

Rubruks Begleiter waren ein Bruder Bartholomäus von Cremona, ein Kleriker Gossel, ein junger orientalischer Sklave Nikolaus und ein recht bedenklicher Dolmetscher, der wahrscheinlich Abdullah hiess und von Rubruk als ein *homo Dei Turgomannus* bezeichnet wird. Dieser Mann war eine höchst unerfreuliche Beigabe. Seine Sprachtalente enttäuschten empfindlich, und um seinen guten Willen war es gleichfalls übel bestellt. Der am Schluss von Rubruks Reisebericht ausgesprochene Wunsch, dass künftige Gesandtschaften zu den Mongolen vor allem einen guten Dolmetscher haben müssten, mag die Frucht recht ärgerlicher Erfahrungen gewesen sein. Rubruk erwähnt einmal, er habe entdeckt, nachdem er sich selber einige Kenntnisse der mongolischen Sprache angeeignet hatte, dass sein Dolmetscher zuweilen ganz andere Dinge übersetzte, als ihm vorgesprochen worden waren. Vielleicht hatte Carpinis Dolmetscher dieselbe Zuverlässigkeit entfaltet; in diesem Falle würde man es verstehen können,

1) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, München 1865, 161.

2) Zur religiösen Seite der Mission Rubruks vgl. Achatius Batton: Wilhelm von Rubruk, ein Weltreisender aus dem Franziskanerorden und seine Sendung in das Land der Tataren, in den Franziskanischen Studien, Heft 6, Münster i. W., ohne Jahr, sowie A. van der Wyngaert: Jean de Mont Corvin, O.F.M., premier évêque de Khanbalig (Peking), 1247—1328, Lille 1924.

wieso der Grosskhan Kuyuk die päpstliche Strafpredigt als ein Unterwerfungsangebot aufgefasst hatte.

Wie Carpini, war auch Rubruk genötigt, einen grossen Teil der beschwerlichen Reise in den Wintermonaten auszuführen. Am 27. Dezember 1253, rd. 3½ Monate nach seinem Aufbruch von Batu, traf er in der Nähe von Karakorum auf das Lager des Grosskhans. Er fand entschieden eine bessere Aufnahme als sein Vorläufer Andreas von Longjumeau bei der beschränkten Kaiserinwitwe, ja, er blieb sogar über ein halbes Jahr am Hofe des Kaisers Mangu. Seine eigentlichen Absichten aber erreichte er in keiner Weise. Mangu hat wohl überhaupt nicht recht verstanden, was eigentlich von ihm begehrt wurde. Immerhin ist es bezeichnend, dass am 30. Mai 1254 in Karakorum auf Wunsch des Grosskhans ein „Religionsgespräch" zwischen Christen, Mohammedanern und Buddhisten über die Vorzüge ihrer Religionen veranstaltet wurde, bei dem natürlich praktisch nichts herauskam. Die Einstellung des Grosskhans zu jeglicher Religion erhellt daraus, dass er eines Tages, als ein Unwetter im Gebirge ausbrach, den Bekennern a l l e r vertretenen Bekenntnisse befahl, zu ihren Göttern zu beten, damit das Unwetter weiche! Charakteristisch nicht nur für die mongolische Denkart, sondern auch für den erdrückend grossen Teil der christlichen Einstellung in damaliger Zeit zu religiösen Dingen ist eine naiv-resignierte Bemerkung Rubruks über den Grosskhan:

> „Er hätte vielleicht geglaubt, wenn ich, wie Moses, hätte Wunder tun können".

Rubruks Reisewerk ist zwar in einem „barbarischen Latein" [1]) abgefasst, birgt aber eine Fülle von guten Beobachtungen und kulturhistorisch überaus bemerkenswerten Nachrichten. Wie sorgsam er über Dinge, die er nicht selber beobachten konnte, Ermittlungen einzog, geht daraus hervor, dass er auf Grund seiner Erkundigungen bereits mitteilen konnte, dass das Kaspische Meer keine Bucht des Ozeans sei, wie sonst bis zum 16. Jhd. eigentlich ausnahmslos angenommen worden ist. Dass er bei seinen Nachforschungen auch Irrtümern und Fabeln seiner Gewährsmänner hier und da zum Opfer gefallen ist, kann nicht überraschen. So erscheint bei ihm die Kunde von der grossen Chinesischen Mauer in der Form, es gebe im Lande Cathaia (China) eine Stadt mit silbernen Mauern und einem goldenen Verteidigungsvorwerk [2]). Im übrigen hat er aber auch über China, das er selbst nicht berührte, schon recht verlässliche Mitteilungen: so weiss er, was sonst erst durch Marco Polo in Europa bekannt wurde, dass dort Papiergeld im Gebrauch sei [3]), dass es in einer Stadt „Segin" (Hsianfu) einen christlichen (nestorianischen) Bischof gebe [4]), aber auch dass die Nestorianer die christliche Lehre in Verruf brächten, weil sie Wucherer und Trunkenbolde seien, Vielweiberei trieben usw. Ob diese Vorwürfe berechtigt waren und inwieweit, lässt sich nicht feststellen. Es muss immerhin in Rechnung gestellt werden, dass Rubruk gegen das ketzerische Nestorianer-

1) Hildebrand, a.a.O.
2) Ausg. Herbst, 69 ff.
3) Ebendort, 106.
4) Ebendort, 70.

Christentum eine natürliche Abneigung verspüren musste. Andersgläubigen gegenüber war er auch sonst nicht frei von Vorurteilen. Insbesondere die mohammedanische Lehre war ihm ein Greuel, wie es freilich bei einem frommen Christen der Kreuzzugsjahrhunderte ohne weiteres verständlich ist. Die Wolga-Bulgaren bezeichnet er z. B. einmal als „sehr schlimme Sarazenen" [1]) und versteigt sich gar zu dem charakteristischen Ausruf [2]): „Ich möchte wissen, welcher Teufel dorthin das Gesetz Mohammeds brachte". Diese mangelnde Objektivität gegenüber dem schlimmsten Feinde des eigenen Glaubens lag damals im Zuge der Zeit, wie wir es genau ebenso, wenngleich mit umgekehrtem Vorzeichen, bei dem grössten mohammedanischen Reisenden jenes Zeitalters, bei Ibn Battuta, verspüren (vgl. Kap. 139).

Genau wie bei Carpini begegnen uns auch bei Rubruk reizvolle Bilder des ausgedehnten Verkehrs, den die Verbreitung der Mongolenherrschaft und die straff zentralistische Verwaltung des riesigen Imperiums im Gefolge gehabt hat. So erwähnt Rubruk als etwas gar nicht besonders Auffälliges, dass zusammen mit ihm auch türkische Gesandte aus Ikonium sowie indische in Karakorum geweilt hätten, ja, dass die Inder gar 8 Leoparden und 10 dressierte Jagdhunde als Geschenk ihres Herrschers an den Grosskhan mitgebracht hätten [3]). Ebenso gedenkt er der Fahrt des Armenierkönigs Haithum nach Karakorum (vgl. Kap. 122). Überraschend ist ferner Rubruks Mitteilung, dass ihm ein Landsmann aus Flandern, ein Ritter Balduin vom Hennegau (Baldewinus de Hannonia), der schon früher einmal in Karakorum gewesen war, wertvolle Ratschläge gegeben habe. Von diesem Ritter wissen wir sonst gar nichts. Man ersieht aus dieser kurzen Nachricht immerhin, dass neben den überlieferten grossen Reisen des Mittelalters sicherlich eine noch höhere Anzahl gleich bedeutender Reisen in wenig oder gar nicht bekannte Länder stattgefunden hat, von denen uns keine Überlieferung irgend etwas Näheres berichtet.

Kulturgeschichtlich ist Rubruks Werk eine wahre Fundgrube von reizvollen Einzelheiten. Als Beispiel sei erwähnt, dass er eine der ältesten Quellen ist, die das Schneeschuhlaufen erwähnen. Es geschieht dies mit den Worten [4]):

> „Dort leben auch die Orengai (Tungusen! H.), die abgefeilte Knochen unter ihre Füsse binden und sich über gefrorenen Schnee und Eis mit solcher Schnelligkeit bewegen, dass sie Vögel und wilde Tiere im Laufe fangen".

Ein andermal erwähnt er, dass schon vor ihm Mönchsmissionare bei den Baschkiren im Uralgebiet tätig gewesen seien [5]).

Rubruks wundervolles Reisewerk ist geographisch am eingehendsten von

---

1) Ebendort, 48.
2) Ebendort, 47.
3) Ausgabe Herbst, 147.
4) Herbst, 104.
5) Ausg. d'Avezac, Paris 1839, IV 275: hoc quod dixi de terra Pascatur scio per fratres predicatores, qui viverunt illuc ante adventum Tartarorum.

Franz Max Schmidt untersucht worden. Eine treffliche Studie darüber hat auch Yule geliefert [1]).

Der eigentliche Zweck der Mongolei-Reise Rubruks wurde in gar keiner Weise erreicht. Nach mehrmonatigem Warten auf eine klare Antwort des Grosskhans, ob er Missionare zulassen wolle, musste Rubruk eigens nochmals anfragen, ob er nun in der Mongolei bleiben und wirken oder ob er heimreisen solle. Die Antwort lautete bezeichnenderweise, er solle zurückkehren. Die zweite Gesandtschaft des französischen Königs verlief daher genau ebenso ergebnislos wie die erste.

Wenn später ein Marco Polo ein ausserordentlich viel günstigeres Feld christlicher Betätigung in den von den Mongolen beherrschten Ländern antraf, so dass seit 1308 ein katholischer Erzbischof in China wirken konnte (vgl. Kap. 131), so lag dies vor allem daran, dass zu seiner Zeit statt der stumpfen und abergläubischen Grosskhane, die in Karakorum herrschten, ein wahrhaft geistig überragender und kultivierter Mongolenkaiser in Peking residierte, der grosse Kublai Khan, der Enkel und würdige Nachfolger des Dynastiebegründers Dschingis Khan.

Als Rubruk nach Syrien heimkehrte, hatte König Ludwig IX dem Orient, der ihm nur Enttäuschungen bereitet hatte, schon wieder den Rücken gekehrt. Rubruk musste daher seinem Auftraggeber brieflich einen Bericht über seine Reise und über das Scheitern der christlichen Hoffnungen erstatten. Diesem Zufall danken wir es, dass uns dieses hochbedeutsame Reisewerk erhalten geblieben ist. Während sein Reisebegleiter Gossel den Bericht und des Prinzen Sartak Geschenke für König Ludwig nach Paris brachte, blieb Rubruk selber in Akkon, wo er wieder in sein Franziskanerkloster eintrat. Von seinen späteren Lebensschicksalen ist äusserst wenig bekannt [2]). Es hat den Anschein, dass er noch mit dem grossen englischen Gelehrten Roger Baco, der übrigens auch Carpini's Reisebericht gelesen hat [3]), bekannt wurde [4]). Falls dies zutrifft, ist Rubruk noch einmal nach Frankreich zurückgekehrt, was seinem lebhaften Wunsche entsprach, denn als Baco um 1250 zum ersten Male in Frankreich war, weilte Rubruk bereits im Orient. Über seine sonstigen Geschicke und sein Todesjahr wissen wir nichts.

Der Wortlaut des vom Grosskhan an König Ludwig geschriebenen Briefes ist oben unter den Originalquellen nicht mitgeteilt. Zwar ist der Wortlaut bekannt — bei Herbst ist er nachzulesen —, doch ist er zu wenig charakteristisch, als dass es sich lohnte, ihn wiederzugeben. Auch Mangu mutete dem französischen König wieder zu, sich ihm zu unterwerfen. Ein Satz des Briefes sei wiedergegeben, weil er höchst charakteristisch sowohl den mongolischen Herrschaftsdünkel wie ihre Phraseologie beleuchtet, in der die entsetzlichsten Massenschlächter des 13. Jhds. genau so schwelgten wie ihre bolschewistischen Nachfahren im 20. Jhd. Der Satz lautet:

---

1) Henry Yule: Cathai and the way thither, London 1866.
2) Jules de St. Génois: Les voyages belges du 13me et 14me siècle, 1846, 93 ff.
3) Roger Baco: Opus majus, London 1733, 191.
4) Peschel-Ruge: Geschichte der Erdkunde, München 1877, 165, Anm. 2.

„Wenn durch die Macht des ewigen Gottes von Sonnenaufgang bis -untergang die ganze Welt eins sein wird in Friede und Freude, so..."

Der Bericht scheint endlich beim Franzosenkönig und beim Papst den Wahn zerstört zu haben, dass die Mongolen gern geneigt seien, das Christentum anzunehmen. Wohl wurden die Versuche, mit ihnen enge Beziehungen zu pflegen, noch durchaus nicht aufgegeben; ja, an der Sorbonne in Paris wollte man damals sogar einen eigenen Lehrstuhl für mongolische Sprache schaffen [1]). Mehr als drei Jahrzehnte wurden jedoch irgendwelche weiteren Versuche, den Mongolen die katholische Lehre zu predigen, nicht wieder gemacht. Sie duldeten das christliche Bekenntnis ebenso wie jedes andere; das Verständnis dafür ging ihnen ab. Nicht innere Zuneigung, sondern religiöse Gleichgültigkeit und abergläubische Furcht bedingten ihre scheinbare „Hinneigung" zum Christentum und veranlassten sie, der „grossen Menge" der in Karakorum lebenden, gefangenen ungarischen, russischen, alanischen, georgischen und armenischen Christen bei Ausübung ihres Glaubens keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen. Am typischsten ist die Stellung der Mongolen zu allen Religionen und der Grund ihrer so sympathisch anmutenden religiösen Toleranz durch eine Stelle in Marco Polos Reisewerk zu beleuchten, die uns erkennen lässt, dass sogar ein überragender Geist, wie es Kublai Khan war, im Grunde den christlichen Heilswahrheiten fremd gegenüberstand. Polo schreibt nämlich [2]).

„Da Kublai Khan erkannte, dass Ostern eines unserer Hauptfeste sei, befahl er allen Christen, vor ihm zu erscheinen und ihre heilige Schrift, welche die vier Evangelien enthält, mitzubringen. Er liess das Buch in feierlicher Weise mit Weihrauch beräuchern, küsste es dann ehrfürchtig, und auf seinen Befehl mussten dies auch alle Grossen tun, die zugegen waren. Diesen Brauch beobachtete er später bei jedem der grossen christlichen Feste zu Ostern und Weihnachten und ebenso bei den Festen der Sarazenen, Juden und Heiden (Buddhisten). Als er nach dem Grunde eines solchen Verhaltens gefragt wurde, sagte er: „Es gibt vier Propheten, die von den vier verschiedenen Geschlechtern der Welt verehrt und angebetet werden. Die Christen betrachten Jesum Christum als ihren Gott, die Sarazenen Muhammed, die Juden Moses, und den Heiden ist Sogemambar-khan (Sakyamuni) der höchste ihrer Götter. Ich achte und verehre alle vier und bitte den, der in Wahrheit der höchste unter ihnen ist, dass er mir helfen wolle".

Hieraus geht klar hervor, dass keine hohe Philosophie und über den Glaubenslehren stehende Weltweisheit, nach Art derjenigen des Lessing'schen Nathan und Saladin, die religiöse Toleranz der Mongolen bedingte, sondern weit eher eine innere Unsicherheit, die es mit keiner der grossen Gottheiten zu verderben wünschte, weil sie nicht wusste und auch kaum zu erforschen begehrte, welche von ihnen die mächtigste war.

---

1) Abel Rémusat: Rapport des princes chrétiens avec le grand empire des Mongols, in Mémoires de l'Académie des Inscriptions XI (1822), 415.
2) Marco Polo II, 2.

Die eifrige Sammlung von Material auf der Reise wurde dem Rubruk durch eine gute Kenntnis anderer Sprachen erleichtert. Wie Hildebrand gezeigt hat (a.a.O.), muss er ausser seiner flämischen Muttersprache zumindest das Französische und Arabische, ausserdem, wenn auch mangelhaft, das Lateinische beherrscht und sich überdies unterwegs gewisse Kenntnisse des Tatarischen angeeignet haben, da er sonst schwerlich hätte feststellen können, dass sein Dolmetscher gern ganz andre Dinge übersetzte, als ihm aufgetragen worden war. Besondere Freude empfand er stets, wenn er in den fremden Ländern Jemand antraf, der seine „dietsche" Muttersprache beherrschte.

Rubruk ist natürlich für die Unfruchtbarkeit der Missionsarbeit in der Mongolei in keiner Weise verantwortlich zu machen. Er war unstreitig der bedeutendste unter den Christen, die im 13. Jhd. in die Mongolei gingen. Neben der vortrefflichen, neuen Ausgabe seines ausgezeichneten Reisewerkes von Herbst haben sich weitere gute Monographien eingehend mit Rubruk und seiner grossartigen Leistung beschäftigt [1]).

Der Fehlschlag Rubruks im Zusammenhang mit seinen sonstigen Erfahrungen mag in der damaligen europäischen Christenheit wie ein Keulenschlag gewirkt haben. Hatte sich doch Papst Innozenz IV, der freilich schon am 7. Dezember 1254 gestorben war und somit Rubruks Rückkehr nicht mehr erlebte, kurz vorher, am 29. August 1254, verleiten lassen, auf Grund ganz irreführender Berichte, an den vorgeblich christlichen Prinzen Sartak, der ihm als mächtiger „Tartarorum rex" und als „divino collustratus lumine" hingestellt wurde [2]), „von ungeheurer Freude" erfüllt, ein in wärmsten Ausdrücken gehaltenes Glückwunschschreiben zu verfassen und den Mongolen seines väterlichen Wohlwollens zu versichern [3])! Dazu entsandte er, ohne eine Nachricht des über Erwarten lange ausbleibenden Rubruk abzuwarten, 5 Dominikaner, die im Wolgagebiet und, wenn möglich, auch in Innerasien die katholische Lehre unter den Mongolen predigen und Taufen vornehmen sollten. Mit eben dieser Missionskarawane traf der von Karakorum heimreisende Rubruk am 2. Februar 1255 in der grossarmenischen Hauptstadt Ani zusammen. Nachdem Rubruk den ausreisenden Missionaren dargelegt hatte, wie die Aussichten in Wirklichkeit waren, kehrten die 5 Dominikanermönche bezeichnenderweise um. Man mag daran ermessen, wie pessimistisch Rubruk über den Erfolg seines eignen Auftrags und über die Wirkungsmöglichkeit christlicher Mission unter den Mongolen dachte! Immerhin gelang es, wenigstens in Sarai eine Kustodie der Franziskaner um 1260 ins Leben zu rufen [4]).

Der Veranlasser der fast unbegreiflichen Irreführung des Papstes war ein Mann, der sich einen Priester Johannes und Hauskaplan des „Königs" Sartak nannte. Er behauptete, er sei von Sartak als Gesandter an den Papst geschickt worden; doch sei er unterwegs vom letzten Hohenstaufenherrscher

1) W. Rockhill: The journey of William of Rubruck to the Eastern parts of the world, London 1905. — H. Matrod in Etudes Franciscaines publiées par les Religieux de l'ordre des Frères Capucins XIX und XX, Paris.
2) Odoricus Raynaldus: Annales ecclesiastici, Köln 1692, XIII 636.
3) Ebendort, 636 f.
4) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, München 1865, 158, Anm. 1.

König Konrad IV (1250—1254) gefangen genommen, lange in Sizilien festgehalten und aller seiner Ausweise wie auch des Ergebenheitsschreibens des Sartak beraubt worden. Erst nach des Königs Tode (21. Mai 1254) sei er freigelassen worden und habe seine Reise zum Papst fortsetzen können. Der Papst glaubte daher in seinem Brief an Sartak sogar noch eigens die lange Abwesenheit des „Gesandten" entschuldigen zu müssen!

Dass jener „Johannes" ein Schwindler war, unterliegt keinem Zweifel. Welche Beweggründe ihn geleitet haben, ist nicht zu ermitteln. Altaner [1]) behauptet, er habe aus Armenien gestammt. Worauf diese Meinung sich stützt, vermag ich nicht zu ersehen; doch ist dies auch ohne Belang. Dass Prinz Sartak unter solchen Umständen den päpstlichen Brief, den ihm sein „Hauskaplan" zustellen sollte, niemals erhalten hat, darf als gewiss angesehen werden. Und es ist sicherlich gut, dass dieser Papstbrief den Adressaten nicht erreicht hat; denn welche Meinung hätten sich sonst die Mongolen wohl von den Christen bilden müssen?

Erst Rubruks Rückkehr hat die schillernde Seifenblase des mongolischen Christentums, an der man sich so lange erfreut hatte, endgültig zerplatzen lassen.

---

1) Altaner, a.a.O., 138 f.

122. DER ARMENIERKÖNIG HAITHUM II IN KARAKORUM

(1254)

Haithoni Armeni ordinis praemonstratensis de Tartaris liber, in Novus orbis regionum ac insularum, ed. Grynaeus, Basel 1537, 440:

Im Jahre 1253 [1]) erkannte der Armenierkönig Ayton, dass die Tataren alle Reiche, Länder und Staaten bis zum Türkenreiche hin unterworfen hatten. Er holte den Rat kluger Leute ein und beschloss, selber zum Kaiser der Tataren zu reisen, damit er leichter sein Wohlwollen gewinne und mit ihm ein Friedensbündnis abschliesse. Zuvor aber entsandte er seinen treuen Kanzler von Armenien, den edlen Sinibald, um nach erlangter Einwilligung des Tatarenkaisers um so sicherer seine Reise ausführen zu können... (Reise Sinibalds zum Grosskhan von 4jähriger Dauer. Alsdann reist der König selbst nach Karakorum)... Mangu Khan war über des Armenierkönigs Ankunft vor allem deshalb erfreut, weil... noch kein grösserer Fürst ihn aufgesucht hatte. Er nahm ihn daher mit grossem Wohlwollen und in Ehren auf und stellte ihm ein Geleit aus Grossen seines Hofes, die um ihn weilen und ihm die Ehren erweisen sollten... (Es folgen diplomatische Verhandlungen, in deren Verlauf König Haithum weitgehende Forderungen stellt: nach erfolgtem Bündnisabschluss solle der Grosskhan sich taufen lassen, den Bau christlicher Kirchen in allen von den Mongolen beherrschten Reichen gestatten, bei der Befreiung des Heiligen Grabes von den Sarazenen mitwirken, den Mohammedanern die von ihnen eroberten armenischen Landesteile wieder entreissen helfen, sowie Bagdad erobern und zerstören. Der Grosskhan nimmt angeblich alle diese Bedingungen an und lässt sich mitsamt seinem Hof vom armenischen Kanzler taufen (?) ...

---

1) Dieses Jahr ist in 1247 zu berichtigen (vgl. S. 62), 1253 wurde der endgültige Entschluss zur Reise des Königs selbst gefasst.

Auf seiner Rückreise von Karakorum traf Rubruk mit dem christlichen Armenierkönig Haithum II (1224—1268) zusammen, der seinerseits auf der Reise zum Grosskhan begriffen war, um bei ihm allerlei politische und auch kirchliche Ziele zu erreichen. Nachdem schon der Connétable Sempad, König Haithums Bruder, 1247 Fäden zwischen Armenien und den Mongolen gesponnen hatte (vgl. Kap. 120), hielt es der König für geraten, sich persönlich um eine engere Bindung zu bemühen. Zu diesem Zweck brach er am 13. Mai 1254 aus seiner Residenz auf, traf am 13. September in Karakorum ein, wo er freundlich und ehrenvoll aufgenommen wurde, blieb dort bis zum 1. November und wählte seinen Rückweg durch die Dsungarei, über Talas, Otrar, Samarkand und Buchara, wobei er irgendwo unterwegs überwintert haben dürfte. Über Chorassan, Mazanderan und Täbris kehrte er dann in sein Land zurück, wo er am 5. Juni 1255 in seiner Hauptstadt Sis wieder eintraf [1]).

Rubruks ähnliche Mission war, wie wir hörten, gescheitert; König Haithum dagegen soll vorgeblich vollen Erfolg gehabt, ja, sogar den Grosskhan und seinen ganzen Hof bewogen haben, die Taufe anzunehmen. Diese Nachricht kann unmöglich richtig sein und ist wohl einer ähnlich übertrieben optimistischen Auffassung entsprungen wie des Kanzlers Sinibald Wahn, dass die meisten Mongolen Christen seien (vgl. S. 40). Wie behauptet wird, soll der Grosskhan auch die weitgehenden politischen Wünsche des Königs Haithum sämtlich bewilligt haben. Trifft diese Nachricht überhaupt zu, so kann es sich wohl nur um eine leere Höflichkeitsformel gehandelt haben, oder der Mongole hat, wie es schon früher geschehen war, gar nicht erfasst, was gefordert wurde. Vielleicht haben auch die Dolmetscher wieder einmal ganz andere Dinge übersetzt, als sie sollten. Jedenfalls hat Mangu Khan in der Folge keinen Versuch gemacht, bei der Befreiung des heiligen Grabes oder bei der Rückgewinnung armenischer Gebiete zu helfen, wie er angeblich verheissen haben soll. Nur e i n e der Haithum'schen Forderungen wurde in der Tat verwirklicht: die Zerstörung Bagdads, der Hochburg des Islam (10. Februar 1258). Ob aber die Mongolen diese Kriegshandlung in der Tat nur begangen haben, weil König Haithum es gewünscht hatte, muss doch wohl recht stark bezweifelt werden. Es ist immerhin anzuerkennen, dass die Mongolen, als sie im Kampfe gegen die Sarazenen ins Heilige Land eindrangen, mit den dort lebenden Christen auf gutem Fusse zu stehen bestrebt waren. Als sie z. B. im März 1260 Damaskus erobert hatten, behandelten sie die dort vorgefundenen Christen ausgesprochen freundlich [2]).

Die Angaben des Reiseberichts über die erzielten Erfolge verdienen umso weniger uneingeschränkten Glauben, als der Haithum'sche Bericht nicht etwa vom König selbst herrührt, sondern von einem gleichnamigen Verwandten, der nicht an der Reise teilnahm, sondern ein halbes Jahrhundert später in Frankreich lebte. Hier ist der Text erst 1307 niedergeschrieben worden [3]), so dass sich Tatsachenentstellungen und Ten-

1) Henry Yule: Cathay and the way thither, ed. Cordier, London 1915, I 163.
2) R. Hartmann in der Enzyklopädie des Islam, I 946.
3) Yule, a.a.O., London 1866, CXIV.

denzfabeln nur allzu leicht einschleichen konnten. Der Reisebericht ist schon frühzeitig des öfteren gedruckt worden, so 1532 und 1537 in einer Grynaeus-Ausgabe zu Basel und bald darauf auch in Ramusios berühmtem Sammelwerk [1]).

Die Reise des Armenierkönigs in die Mongolei ist dennoch ein recht bemerkenswertes Ereignis gewesen. Sie war verschiedentlich durch eigenartige Episoden ausgezeichnet. Anfänglich musste ein dem Sultan von Ikonium gehörendes Gebiet durchreist werden. König Haithum, der mit dem Sultan auf gespanntem Fusse lebte, hielt es deshalb für geraten, zunächst in einer Verkleidung als untergeordnetes Mitglied einer Gesandtschaft zu reisen, für die freier Durchzug erbeten und gewährt worden war. In Ersindjan drohte die Gefahr einer Entdeckung, als Jemand öffentlich Haithum als König ansprach. Der geistesgegenwärtige Führer der Gesandschaft aber rettete die Lage und erstickte jeden Verdacht: er beschimpfte und ohrfeigte den König wie einen ungehorsamen Diener, so dass Niemand zu glauben vermochte, dies könne der König von Armenien sein. In Kars wurde das den Mongolen hörige Gebiet erreicht, und der mongolische General Batschu nahm hier den König mit hohen Ehren auf. Die Weiterreise verlief durch das Albanerland und die Derbent'sche Pforte zur Wolga, weil Haithum, genau wie Rubruk, zunächst Batu, das Haupt der Goldenen Horde, aufzusuchen wünschte. Batus Lager wurde in der Nähe von Kasan angetroffen. Haithum fand hier eine sehr ehrenvolle Aufnahme und erhielt ein bewaffnetes Schutz- und Ehrengefolge für die Weiterreise nach Karakorum. In der Residenz des Grosskhans verweilte Haithum 50 Tage.

Da auch auf kirchlichem Gebiet die Reise König Haithums so wenig erkennbare Ereignisse zeitigte wie auf politischem, darf man behaupten, dass sie, im Grunde genommen, genau so ergebnislos blieb wie diejenige Rubruks. Wenn der Grosskhan überhaupt die ihm nachgesagten Versprechungen gegeben haben sollte, so hat er sie doch ganz entschieden erheblich weniger ernst genommen als sein armenischer Verbündeter.

Den Mongolen hat das Bündnis mit dem Armenierkönig vielleicht mehr Vorteile gebracht als diesem letzteren selbst. 1259 unternahmen sie nämlich einen Feldzug gegen Syrien, in dessen Verlauf freilich von irgendeinem Versuch, das Heilige Grab den Sarazenen zu entreissen, nichts wahrzunehmen war, obwohl der Feldzug bis in die Nähe Jerusalems führte. Wohl aber war den Mongolen bei dieser Gelegenheit die armenische Rückendeckung und Hilfe sehr willkommen. Ihr dankten sie es in erheblichem Umfang, dass sie u. a. Aleppo und Damaskus zu erobern vermochten [2]), und als der ägyptische Sultan nach der für ihn siegreichen Schlacht bei ʿAin Djalut (3. September 1260) Syrien den Mongolen wieder entriss [3]), fanden die fliehenden mongolischen Generale in Armenien bei König Haithum freundliche Aufnahme. Noch 1264 nahm dieser an der grossen

1) Giambattista Ramusio: Navigationi e viaggi, Venedig 1583, II 60 ff.
2) Odoricus Raynaldus: Annales Ecclesiastici, t. XIV, Köln 1694, 60.
3) Gustav Weil: Geschichte der Chalifen, Mannheim-Stuttgart 1846-54, IV 16.

mongolischen Reichstagung in Täbris teil. Er hielt also anerkennenswert treu zu seiner Bündnispflicht, ja, diese kostete ihn schliesslich seinen Thron!

Der sarazenische Gegenstoss gegen den Mongolenangriff liess nämlich die Muhammedanerheere, die am 19. Mai 1268 sogar den Christen das seit 170 Jahren von ihnen stets behauptete Antiochia entrissen, 1266 auch in Armenien eindringen [1]). Die Hauptstadt Sis wurde niedergebrannt, und das armenische Heer wurde, während der König sich noch um Entsendung eines mongolischen Hilfsheeres bemühte, unter Führung der beiden Königssöhne Theodor und Leo vernichtend geschlagen. Theodor fiel, Leo wurde als Gefangener nach Ägypten geführt. Als schliesslich Haithum ein mongolisches Hilfskorps herbeiführte, war es zu spät, die Mongolen richteten nichts aus und benahmen sich zudem im armenischen Lande sehr zuchtlos. In seiner Bedrängnis wandte sich König Haithum nun an den Papst Clemens IV (1265—1268). Dieser erliess auch einen — etwas lauen — Aufruf zu einem armenischen Kreuzzug, jedoch ohne Erfolg. Als daher 1268 der gefangene Leo ausgetauscht werden konnte und nach Armenien heimkehrte, dankte König Haithum zugunsten dieses seines Sohnes ab. Er wurde Prämonstratensermönch und starb als solcher am 12. Dezember 1271. Das Vasallenverhältnis, in das sich König Haithum, zum Schutz gegen die Sarazenen, den Mongolen gegenüber begeben hatte, brachte ihm also gar keinen Segen, sondern schlug zum Unheil aus.

Rubruks und Haithums Anwesenheit in Karakorum fiel in das gleiche Jahr 1254. Beide waren nur durch eine zeitliche Phasenverschiebung von weniger als einem Vierteljahr voneinander getrennt. Es ist schade, dass die beiden Christen nicht längere Zeit gemeinschaftlich dort nebeneinander geweilt haben. Gerade im Hinblick auf die damalige Hilfsbedürftigkeit des armenischen Christentums hätten sich sonst vielleicht wertvolle Beziehungen zwischen armenischen und katholischen Christen ergeben können.

Der ursprünglich in armenischer Sprache verfasste Text des Haithum'schen Reiseberichtes ist zuerst 1858 durch Dulaurier in eine moderne Sprache übersetzt worden [2]), während die lateinische Darstellung schon seit Jahrhunderten in der europäischen Literatur bekannt ist.

---

1) Streck in der Enzyklopädie des Islam, Leiden 1913, I 457.
2) Journal Asiatique 1858, 467.

123. EINE NORWEGISCHE GESANDTSCHAFT NACH TUNIS

(1262/3)

Håkonssaga, in Gudbrand Vigfussons Håkonar saga Hakonarsonar, Kopenhagen 1887, deutsche Übersetzung von Niedner in den Norwegischen Königsgeschichten, Bd. II, Sammlung „Thule", Bd. 18, Jena, 1925, 347:

In demselben Sommer sandte König Hakon ins Ausland Lodin Lepp und Håkon Eisil. Sie fuhren zum Bey von Tunis mit vielen Falken und anderen Dingen, die dort schwer zu haben waren. Und als sie vor den Bey kamen, empfing dieser sie freundlich. Und sie blieben dort lange diesen Winter. Sturla dichtete darüber.

Sturla Thordarson's Ode an König Håkon, Bruchstück, ebendort, 347 f.:

Wohlgeehrt, so gabenwillig,
Wirst du, Herrscher, bei den Serkern [1]).
Hoch erhebt man deine Habicht' [2]).
Ha! an Mohrenvolks Gestade
Schöner Kostbarkeiten Spendung
Schweren Ruhm dir dauernd mehret,
Wohlgepries'ner, aller Welt ja
Wonn' du botst durch die Kleinodien.

Norwegische Seefahrer erschienen, teils als Krieger, Wikinger und Staatengründer, teils als Händler oder Wallfahrer, während des 10. bis 13. Jhds. an sich nicht eben selten im Mittelmeer. Hatte doch z.B. König Harald der Harte von Norwegen in seiner Jugend in der Zeit zwischen 1031 und 1044 fast alle Länder des östlichen und mittleren Mittelmeers, auf europäischem, asiatischem und afrikanischem Boden, durchstreift (vgl. Kap. 106). Ferner hatte in den Jahren 1108—1111 der junge Norwegerkönig Sigurd

1) = Sarazenen.
2) Jagdfalken.

Jorsalafarar (der Jerusalemfahrer) [1]) mit 60 Schiffen eine höchst bemerkenswerte Seefahrt unternommen, die ihn von Norwegen über England, Frankreich, Portugal, Spanien, die Gibraltarstrasse, die Balearen, nach vielen Treffen zur See gegen die Moslem zunächst nach Sizilien ins dortige, seit 1094 bestehende Normannenreich geführt hatte und die dann weiter bis an die syrische Küste ausgedehnt wurde. Dann suchte der König Jerusalem auf und gelangte in Begleitung des dortigen Balduin I (1100 —1118) bis zum Jordan, worauf er zu Schiff nach Cypern, Griechenland und Konstantinopel fuhr, um von dort aus schliesslich zu Lande quer durch Europa über Bulgarien, Ungarn, Pannonien, Bayern, Schwaben, ferner über Schleswig, Dänemark und Jütland heimzukehren. Bei dieser Gelegenheit hatten sich die normannischen Schiffe im Morgenlande sogar an der Einnahme von Saida (Sidon) beteiligt, die vom Königreich Jerusalem gemeinsam mit europäischen Kreuzfahrern am 4. Dezember 1110 erzwungen wurde [2]).

Eine norwegische Seefahrt ins Mittelmeer war also an sich im 13. Jhd. nichts Neues und Auffälliges. Eigenartig aber ist es, dass König Håkon der Alte (1217—1263) noch im Zeitalter der Kreuzzüge mit einem der mohammedanischen Länder, mit Tunis, freundschaftliche diplomatische Beziehungen anknüpfte. Ein Grund hierfür ist nicht angegeben und auch nicht zu erkennen. Seine Gesandtschaft ging mit wertvollen Geschenken zum Bey von Tunis und blieb bei ihm einen ganzen Winter. Das zweifellos auffällige Ereignis ist in der noch im 13. Jhd. vom Isländer Sturla Thordarson verfassten Biographie König Håkons, der Håkonssaga, in leider allzu knapper Form mitgeteilt worden. Gern wüssten wir Näheres über die Gründe der Gesandtschaft sowie über den Verlauf der weiten und ungewöhnlichen Reise. Diese Einzelheiten aber bleiben in Dunkel gehüllt. Wir müssen uns mit der Überlieferung der Tatsache als solcher genug sein lassen.

Nicht unerwähnt bleibe in diesem Zusammenhang, dass trotz der heftigen Feindschaft zwischen Christen und Mohammedanern Handel europäischer Völker mit Tunis seit dem 12. Jhd. getrieben wurde [3]). Speziell ein genuesischer fondaco in Tunis bestand seit 1223 [4]).

Wirtschaftlicher Vorteil hat sich ja von jeher als Kitt des Zusammenhalts der Völker gezeigt, der stärker ist als trennende völkische und religiöse Gegensätze. Insbesondere für das 13. und 14. Jhd. stellt Wuttke hinsichtlich der venetianischen und genuesischen Kaufleute fest, dass sie Niederlassungen [5])

---

1) 1103—1130.

2) Enzyklopädie des Islam, Leiden-Leipzig 1934, IV, 434. — Die fränkische Überlieferung, dass die Einnahme von Sidon erst am 19. Dezember 1111 erfolgt sei, kann nicht stimmen, da die Norweger um diese Zeit nicht mehr im Heiligen Lande weilten.

3) André Savoys: Le commerce des Européens à Tunis depuis le XIIe siècle jusqu'à la fin du XVIIe, in Bibliothèque d'histoire coloniale, Paris 1929.

4) Heinrich Wuttke: Zur Geschichte der Erdkunde in der letzten Hälfte des Mittelalters, im VI. und VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden, 1870, 10.

5) Charles de la Roncière: La découverte de l'Afrique au moyen-âge, Kairo 1929, I 114.

„auf der afrikanischen Nordküste besassen in Kairo, Gerbes, Tunis, Oran, Temslan".

Insbesondere Tunis stand dem Verkehr von Christen wohlwollender gegenüber als die meisten sonstigen mohammedanischen Gebiete. Es gibt z.B. ein urkundliches Zeugnis, wonach der Venetianer Michele Dolfin daselbst für seine Landsleute die Erlaubnis erhielt, „überall zu verkehren, wo unsre Venetianer es wünschen und an welchem Ort es ihnen gefällt, samt ihren Karawanen" [1]).

Doch auch mit einigen andren Sultanaten in Afrika wurden zwischen christlichen und mohammedanischen Herrschern freundschaftliche Verträge abgeschlossen, so z.B. zwischen Katalanien und dem Sultan von Tlemsen. In diesem Vertrag hiess es u.a.:

„Reisende aus den Ländern jedes der zwei Partner können in den Ländern des andren unter Sicherheit ihrer Person kommen und gehen usw."

---

1) Carlo Antonio Marin: Storia civile e politica del commercio de Venezian; Venedig 1800, IV 287.

124. DIE NORMANNEN IM NORDWESTLICHEN GRÖNLAND

(1267)

Björn Jonsson (1574-1656) nach einem im Original verlorenen Bericht der Hauksbok (um 1300), in Grønlands historiske Mindesmaerker, ed. Finnur Jonsson, Kopenhagen 1845, III.

In diesem Sommer (1266), als Priester Arnald aus Grönland wegfuhr und sie bei Hitarnes in Island strandeten, wurden draussen im Meer Holzstücke gefunden, die mit kleinen Äxten oder Querbeilen behauen waren, darunter eines, worin Zahn- und Knochenteile steckten. Im Sommer kamen auch Männer aus den Nordrsetur zurück, die weiter nach Norden gefahren waren, als das Land vorher den Leuten bekannt war. Sie nahmen keine Wohnstätten der Skrälinger (Eskimos) wahr, ausser in Kroksfjardarheidr... Später sandten die Priester Schiffe nach Norden, um festzustellen, wie es nördlich der fernsten Stelle, zu der man bis dahin gekommen war, aussehe. Und sie fuhren von Kroksfjardarheidr aus, bis das Land unter dem Horizont verschwand. Sie gerieten in Südwind und unsichtiges Wetter und mussten vom Lande abhalten. Als aber das trübe Wetter sich teilte und es wieder klar wurde, erblickten sie zahlreiche Inseln mit allerlei jagdbaren Tieren, Seehunden, Walrossen und einer grossen Menge von Bären. Sie kamen ganz in den Meeresbotn (Baffinsbai) hinein, und alles Land versank unter dem Horizont, das Südland und die Gletscher; aber auch südlich von ihnen gab es dort Gletscher, soweit sie feststellen konnten. Sie fanden daselbst einige Eskimo-Wohnstätten, aus alter Zeit, aber sie konnten wegen der Bären nicht an Land gehen.

Alsdann fuhren sie drei Tage und Nächte zurück und stiessen auf einige Eskimo-Wohnstätten, als sie auf einigen Inseln im Süden landeten. Nach einem guten weiteren Rudertag gelangten sie am Feste des Heiligen Jacobus

wieder nach Kroksfjardarheidr [1]). Da fror es nachts, die Sonne aber schien Tag und Nacht. Am Mittag stand sie so hoch, dass der Schatten von dem der Sonne zugekehrten Schiffsrand einem Mann, der im sechsruderigen Boote quer gegen den Schiffsrand ausgestreckt lag, ins Gesicht fiel. Um Mitternacht stand sie so hoch wie daheim [2]) wenn sie im Nordwesten steht. Dann fuhren sie wieder nach Gardar heim.

Inschrift des Runensteins von Kingigtorsuak, nach der Übersetzung von Wolfgang Krause (vgl. S. 76):

Erlingr Sigvatson, Björn Tordisson und Endridius Oddison am Sonnabend vor Gangtag [3]) schichteten diese Warten auf und beraunten den Eissturm. (Über noch einige folgende Runen vgl. S. 75).

Bereits die Friesenfahrt der Zeit um 1040 ist, wie wir hörten (Kap. 105), gelegentlich als erste Polarfahrt der Geschichte bezeichnet worden, obwohl sie, wie auch die Expedition König Haralds des Harten von 1065, schwerlich auch nur über den 65. Breitengrad hinaus nach Norden geführt haben dürfte. Eine wirkliche „erste Polarexpedition" [4]) war dagegen, wenn wir von der mehr zufälligen Entdeckung Spitzbergens (Kap. 116) absehen, ein Geschehnis, das sich im Raum der grönländischen Normannen i. J. 1266 und 1267 abspielte. Ihm lag sichtlich ein mit praktischen Zwecken verbundener erdkundlicher Antrieb zugrunde, den Nansen dahin deutete [5]), die Wikinger hätten u.a. ermitteln wollen, in welchem Umfang die nördlich von ihnen gelegenen Landstriche der Westküste Grönlands von Eskimos besiedelt gewesen seien.

Wir hören von dieser sehr bemerkenswerten Unternehmung nur durch eine Wiedergabe des isländischen Schriftstellers Björn Jonsson, der im 17. Jhd. lebte. Da er aber angibt, er habe sie einem für uns leider verlorenen Teil der um 1300 entstandenen Hauksbók entnommen, die eine ausgezeichnet verlässliche Geschichtsquelle ist, liegt kein Grund vor, der Erzählung irgendwie den Glauben zu versagen.

Treibende Kraft der Forschungsfahrt waren eigenartigerweise Geistliche. Gardar, der grönländische Bischofssitz, war der Ausgangspunkt, der dem

1) Am 25. Juli, der im 13. Jhd. unsrem gregorianischen 1. August entsprach.
2) D. h. in Gardar unter 60° 58′.
3) Der Gangtag oder Siegestag war ein ursprünglich altheidnisches, später christianisiertes Fest, das am 25. April gefeiert wurde.
4) H. Geelmuyden: Den første Polarexpedition, in Naturen VII (Oslo 1883), 178.
5) Frithjof Nansen: Nebelheim, Leipzig 1911, I 333.

heutigen Igaliko entsprach. Von diesem Platz aus stiessen die kühnen Normannen etwa 13½ Breitengrade weiter in den Norden vor.

Nördlich von den Normannensiedlungen an der Südwestküste Grönlands lagen zunächst die sogenannten Nordrsetur (Nordsitze), die wohl ziemlich allsommerlich von den Normannen zu Fangzwecken aufgesucht wurden. Deren genaue Lage steht nicht fest. Man hat sie früher gelegentlich viel zu weit nach Norden verlegen wollen [1]). Heute darf man als leidlich erwiesen ansehen, dass der nördlichste, von den Normannen aufgesuchte Sommerplatz sich nur wenig nördlicher als unter 65 Grad n.Br. befand und einem heute verlassenen Platz namens Ataneq im Bereich der Godthaabsfjorde dicht am Rande des inlandeises entsprach [2]) (vgl. die Skizze).

Lage der Wikingersiedlungen in Grönland
Aus: R. Cronau: Amerika, Leipzig 1892, Bd. I.

Diese jüngsten Ermittlungen decken sich mit der schon vor sieben Jahrzehnten geäusserten Ansicht des dänischen Grönland-Beamten Dr. Rink, nach dessen Ermittlungen der normale Wirkungsbereich der Grönlandsiedler im Mittelalter sich bis etwa zum 65ten Breitengrad erstreckt haben muss [3]).

Als nördlichster Punkt, der vor 1266 überhaupt erreicht worden war, wird eine Kroksfjardarheidr genannt. Wo diese gesucht werden muss, ist nicht ganz sicher. Nansen will den Kroksfjord entweder mit der heutigen

---

1) Josef Fischer: Die Entdeckungen der Normannen in Amerika, Freiburg i.B., 1902, 33.
2) L. Hammerich: Aus nordischen Siedlungen in Grönland, in den Kieler Blättern 1941, 86.
3) Henry Rink: Tales and traditions of the Eskimo, London 1875.

Geelmuyden in seiner genannten Spezialstudie glaubt ihn erst unter 71° 48′ suchen zu sollen; früher verstieg man sich sogar bis 75° 46′ [1]), doch scheinen Nansens Beweisgründe zwingend zu sein. Eine von einem ohnehin so weit nördlich gelegenen Punkt angetretene Forschungsfahrt nach Norden darf man mit Fug und Recht eine Polarexpedition nennen.

Wie weit nordwärts die Fahrt gegangen ist, lässt sich trotz der sichtlichen Bemühung der Erzähler, die Breite so genau wie nur irgend möglich astronomisch festzulegen, nicht mit Sicherheit ermitteln. Geelmuyden glaubte [2]), die Fahrt müsse bis 74° 34′ gegangen sein. Eine jüngste, sorgsame Untersuchung des Problems nach astronomischen Erwägungen durch Reuter [3]) ist ebenfalls zu dem Ergebnis gekommen, der nördlichste Punkt der Fahrt müsse an der grönländischen Küste unter 74½° n.B. gelegen haben. Auch Bruun, der mehrere Jahre an Ort und Stelle Studien angestellt hat, glaubt, die Expedition von 1267 müsse bis zum Jones-Sund oder Smith-Sund vorgedrungen sein [4]). Nach Nansen [5]) kann jedoch der 74. Breitengrad nur wenig überschritten worden sein. Auch dies wäre schon eine höchst beachtliche Leistung; denn sie würde immerhin bereits in die nördlichen Gewässer der Baffinsbai geführt haben. Nansen, dessen ausnehmend hohe Sachkunde erhöhten Glauben verlangen darf, ist der Meinung, der erreichte nördlichste Punkt scheine die unter 74° gelegene Melville-Bai in Grönland gewesen zu sein.

Disco-Bai oder dem Waigat identifizieren [6]), die unter 70½° n.Br. liegen.

Im Gegensatz zu Nansen haben andere Forscher vor ihm der Meinung Ausdruck gegeben [7]), die Normannen müssten die genannte hohe Breite nicht in der Nähe der grönländischen Küste, sondern im Westen der Baffinsbai erreicht haben, etwa in der Gegend des Lancastersundes nördlich von Baffinsland, der 1616 von Baffin für die Wissenschaft entdeckt und dann erst 1819 von Parry aufs neue befahren wurde. Diese Ansicht stützt sich darauf, dass im Originalbericht ausdrücklich betont wurde, die Seefahrer seien so weit aufs Meer hinaus gefahren, dass das Land ihren Blicken entschwand, und seien dann geraume Zeit in unsichtiges Wetter geraten. Noch in neuerer Zeit hat ein verdienter Geschichtsschreiber der nordischen Schiffahrt sich der Meinung, dass die Fahrt in den Lancastersund verlaufen sei, angeschlossen [8]) und auch Friederici ist dafür eingetreten [9]), die Grönland-Normannen müssten 1267 in den Lancaster- oder gar in den Jones-Sund gelangt sein. Doch ist diese These schwerlich aufrecht zu erhalten. Der Hinweis darauf, dass die Rückfahrt vom Endziel der Fahrt nach

---

1) Nansen, a.a.O., I 333 und II 20.
2) Konrad Maurer: Grönland im Mittelalter, Leipzig 1874, 210.
3) Geelmuyden, a.a.O., 178.
4) Otto Sigfrid Reuter: Germanische Himmelskunde, München 1934, 595 ff.
5) Meddelelser om Grønland, vol. 57 (1918), 107.
6) Nansen, a.a.O., 334.
7) Rafn in Grønlands historiske Mindesmaerker III, 881 ff. — Alexander Bugge: Vore forfaedres opdagelsesreiser i Polaregene, Christiania 1899.
8) Konrad Müller: Altgermanische Meeresherrschaft, Gotha 1914, 374.
9) Georg Friederici: Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, Stuttgart 1936, III 65.

Kroksfjardarheidr, dem Bericht zufolge, nur drei Tage gedauert hat, passt keinesfalls auf den Lancastersund, sondern allein auf einen Punkt an der grönländischen Küste, sei es die Melvillebai, sei es einen etwas nördlicheren Platz. Diese Anschauung darf heute wohl als erwiesen angesehen werden.

Die Anregung zur Fahrt, die von dem Priester Halldor aus Gardar ausging, ist wohl wirtschaftlichen Erwägungen entsprungen. Jagdbare Tiere gab es von jeher in den westlichen Küstenstrichen, etwa zwischen 68 und 72° n.Br. reichlicher als in den südlichen Teilen Grönlands, in denen sich die normannischen Siedlungen befanden [1]). Gerade die Discobai, die voraussichtlich mit der als Ausgangspunkt der Fahrt genannten Kroksfjardarheidr identisch ist, war stets der für Jagdzwecke ergiebigste Platz im ganzen Lande. Da mochte der Gedanke nahe liegen, ob nicht vielleicht noch weiter nördlich ähnlich gutes Jagdrevier oder gar noch besseres zu finden sei. Wie sehr die Teilnehmer der Fahrt diesen Dingen nachspürten, geht m.E. aus dem Hinweis des Reiseberichts auf die grossen Mengen von angetroffenen Seehunden, Walrossen und Eisbären hervor. Da diese wertvollen Tiere im Norden weit häufiger als im Süden Grönlands anzutreffen waren, setzte sich im 13. Jhd. die Meinung fest, dass Grönland territorial mit dem Festland der Alten Welt zusammenhängen müsse. Im „Königsspiegel"-Dialog, der aus der Zeit um 1240 stammt, heisst es ausdrücklich, Grönland könne keine Insel sein, weil die daselbst vorkommenden Eisbären, Polarfüchse, Polarhasen usw. nur vom Festland dorthin gelaufen sein könnten [2]). So kam die bis ins 17. und sogar 18. Jhd. hinein festgehaltene Ansicht auf, dass Grönland nur eine Halbinsel des eurasischen Kontinents sein könne (vgl. Kap. 115).

Auch auf das Vorkommen von Treibholz, das für das so gut wie holzlose Grönland wertvoll war und an den Küsten Westgrönlands reichlich vorkommt, wurde sorgsam geachtet. Diese Holzmengen stammen aus den grossen sibirischen Strömen, von wo sie durchs Polarmeer nach Grönland gelangen [3]). Selbst die Spuren menschlicher Bearbeitung, welche die Seefahrer an dem Treibholz entdeckten, dürften auf sibirische Eingeborenenstämme zurückgehen. Am Rande sei bemerkt, dass gerade die grossen sibirischen Treibholzmassen in den grönländischen Gewässern Nansen anregten, 1893—1896 seine unerhört kühne „Fram"-Fahrt in der Weise einzurichten, dass sein Schiff der Holzdrift durchs Polarmeer über den Pol hinweg folgen sollte.

Da die neuentdeckten Gebiete als reich an jagdbaren Tieren befunden wurden, dürfte die Fahrt von 1267 in den hohen Nordwesten Grönlands schwerlich die einzige ihrer Art geblieben sein, wenn auch keine Überlieferungen von weiteren Unternehmungen dieser Art auf uns gekommen sind. Man muss jedoch bedenken, dass immer nur besondere Umstände Veranlassung gaben, überhaupt Aufzeichnungen über gelungene Neuerkundungen oder über Fahrten in bekannte Fangreviere vorzunehmen.

---

1) Nansen, a.a.O., II 7.
2) Oscar Brenner: Speculum regale, München 1881, 49 ff.
3) Alexander v. Humboldt: Kosmos, Stuttgart 1877, II 170.

Selbst über die bedeutsame „Polarexpedition" von 1267 würden wir nicht das Geringste wissen, wenn nicht zufällig der Priester Halldor darüber einen schriftlichen Bericht an den ihm bekannten, früher in Grönland wirkenden Kaplan Arnald gesandt hätte, der damals am Hofe des Norwegerkönigs Magnus weilte, und wenn dieser Bericht sich nicht erhalten hätte.

Einige Worte mögen noch gesagt sein über den sehr interessanten Versuch des Berichterstatters, die erreichte Nordbreite durch Angaben über den Sonnenstand und die beobachtete Schattenlänge zur Mittagszeit zu kennzeichnen. Derartige astronomische Tatsachen wurden ja gerade in den hochnordischen Gegenden seit langem gut beobachtet. Kennt doch die isländische Kulturgeschichte jenen ums Jahr 1000 lebenden, merkwürdigen „Sternen-Oddi", der nichts anderes war als ein ganz gewöhnlicher, niedriger und armer Fischerknecht des im öden Nordisland bei Felsmuli siedelnden Bauern Thord. Dieser Oddi Helgason trieb für Thord auf der Insel Flatey Fischfang, hat aber die Musse seiner grenzenlosen Einsamkeit benutzt, um sich zu einem der genialsten Astronomen, welche die Menschheitsgeschichte kennt, zu entwickeln. Durch unermüdliche Betrachtung der Himmelsvorgänge und der gerade im hohen Norden äusserst komplizierten Sonnenstände hat Oddi die Bewegung der Himmelskörper mit einer dem gleichzeitigen Mittelalter weit überlegenen Sicherheit in arithmetischen Reihen dargestellt, ein Beobachter und Rechner, dessen erstaunliche Leistungen erst in unseren Tagen erkannt und gewürdigt worden sind [1]).

So sind auch die astronomischen Daten, die der Priester Halldor liefert, als Zeichen eines guten Willens, wissenschaftlich möglichst genau zu sein, zu bewerten. Immerhin sind die Angaben etwas primitiv und genügen durchaus nicht zu einer einwandfreien Bestimmung der geographischen Breite, auf die sie Bezug haben. Reuter hat sich bemüht, unter Berücksichtigung der sonst nachweisbaren Methoden zur Ermittelung der Sonnenhöhe bei normannischen Seefahrern den astronomischen Sinn des Hauksbok-Berichts tunlich klarzustellen. Eine von ihm entworfene Skizze (s. S. 74) veranschaulicht die Verwendung des „Sonnbords" zu diesem Zweck, d.h. eines eignen Stabes der senkrecht am Schiffsbord aufgerichtet wurde. Auf Grund dieser Erwägungen kommt er zu dem Ergebnis, die Seefahrer des Jahres 1267 müssten an der grönländischen Westküste bis zur Breite von 74½°n. Br. vorgedrungen sein. Diese Zahl dürfen wir jetzt als die wahrscheinlichste ansehen. Tatsächlich mögen also die kühnen Schiffer noch ein wenig über die von Nansen als Endpunkt betrachtete Melvillebai nordwärts hinausgelangt sein.

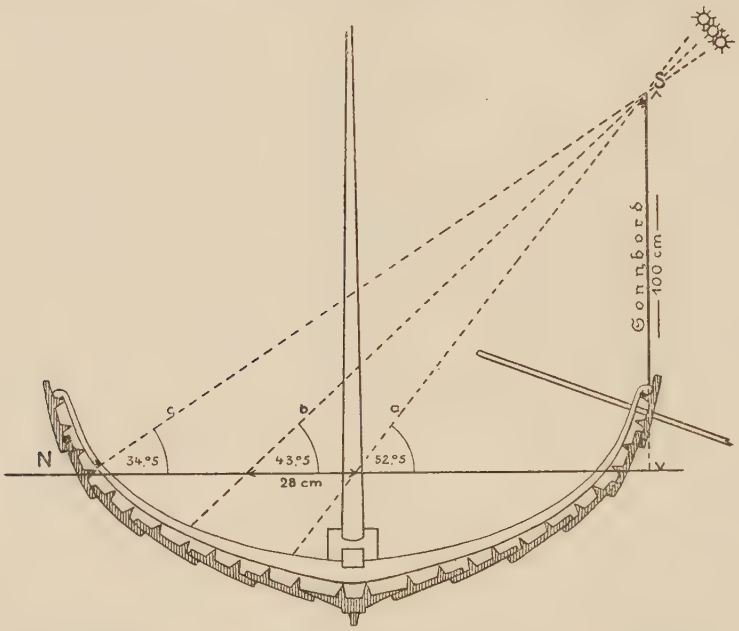
Beachtenswert ist in dem Bericht die kurze Erwähnung der „Skrälinger", deren Wohnstätten man verlassen sah.

Die von den Eskimos besiedelten Küsten müssen damals noch ziemlich weit von den Wohnstätten der Normannen entfernt gewesen sein. Weiss doch der „Königsspiegel", trotz seiner an sich meisterhaften Schilderung Grönlands, um 1240 von Eskimos noch nichts zu berichten.

1) Otto Sigfrid Reuter: Oddi Helgason und die Bestimmung der Sonnwenden im alten Island, im Mannus 1928 (Festschrift für Gustaf Kossinna), 324 ff. — Derselbe: Germanische Himmelskunde, 643 ff.

Eskimos werden in den altnordischen Quellen allerdings auffällig selten erwähnt. Nansen [1]) will dies damit erklären, dass die „Skrälinger" als koboldartige Wesen angesehen wurden, von denen man nicht sprach, um Unheil abzuwenden. Ich gebe diese Ansicht wieder, ohne sie mir zu eigen machen zu wollen.

Vorstehende Ausführungen sollen nur beweisen, dass die Expedition des Jahres 1267 sich zwar ins nordwestliche Grönland erstreckt hat, aber über die Breite 74½ Grad schwerlich hinausgelangt ist. Es wird nicht geleugnet,



Normannisches Sonnbord zur Messung der Mittags-Sonnenhöhe
(nach O. S. Reuter)

dass andre Fahrten, von denen sich keine Kunde erhalten hat, nach 1267 in noch nördlichere Fernen geführt, vielleicht auch Baffinsland schon berührt haben können. Einige neuere Beobachtungen lassen hierauf leidlich sicher schliessen.

So wollte 1875 Sir George Nares auf der Washington-Insel östlich von Ellesmere-Land unter 79° 35′ Spuren alter Normannen gefunden haben [2]), doch muten seine Behauptungen fragwürdig an und können nicht als zuverlässig angesehen werden. Wohl aber hat Rasmussen Beweise erbracht, dass Jagdausflüge der Grönland-Normannen sich bis zum Smithsund unter 77° n. Br. erstrekt haben [3]), und auch auf der amerikanischen Seite sind 1906

1) Nansen, a.a.O., II 10.
2) V. Stefansson: Introduction to Frobisher's Three Voyages, London 1938, XXI und LX ff.
3) Knud Rasmussen: Myter og Sagn, Kopenhagen 1921-25, III, 125 f.

durch Isachsen Spuren nachgewiesen worden [1]), aus denen hervorzugehen scheint, dass der unter 76° n. Br. gelegene Jones-Sund zwischen Nord-Devon und Ellesmere-Land schon alte Normannen auf seiner Nordseite gesehen hat, da sie dort Nester für Eidergänse angelegt haben, die nur von Normannen, nie von Eskimos geschaffen wurden, um die brütenden Vögel zur Ablegung der als Handelsartikel hochgeschätzten Eiderdaunen anzuregen, mit denen die Tiere das Nest, wenn sie sich wohl darin fühlten, für ihre Jungen auszustatten liebten.

In jedem Fall scheint festzustehen, dass die Expedition des Jahres 1267, mag sie auch damals so weit nördlich geweilt haben, wie keine andre vor ihr, keinesfalls die einzige gewesen ist, die bis hierher gelangte. Hierfür gibt es noch ein sehr eigenartiges, urkundliches Zeugnis [2]).

Im Juni oder Juli 1824 entdeckte nämlich ein Eskimo-Begleiter der Polarexpedition des Dänen Graah, namens Pelinut, beim Ersteigen des obersten flachen Plateaus einer zur Gruppe der Weiberinseln gehörenden, gänzlich vegetationslosen Felseninsel Kingigtorsuak, drei Meilen nördlich Upernivik in Grönland, unter der sehr hohen Nordbreite von 72° 55′ n. Br. [3]) drei künstlich errichtete, teilweise zerfallene Steinmale und auf dem mittleren von ihnen einen beschrifteten, mit Runenzeichen in drei Zeilen bedeckten, kleinen Stein. Der Stein war nur 10 cm lang, 4 cm breit und bestand aus grünem Granitschiefer. Graah nahm ihn mit sich nach Dänemark und stellte ihn dem Runenforscher Rask zu, der seine Entzifferung am 2. November 1824 niederschrieb. Finn Magnusen gab sie in der Zeitschrift „Antiqvariske Annaler" auf Grund eines Berichts des Missionars Kragh 1827 bekannt und fügte hinzu, die Inschrift entspreche der Ausdrucksweise des 12. Jahrhunderts und die Echtheit könne nicht bezweifelt werden. Rask gab an der gleichen Stelle der Ansicht Ausdruck, es sei in der Inschrift die Jahreszahl 1135 genannt. Der Samstag vor dem Gangtage wäre dann der 18. April 1135 gewesen. Später hat Rafn [4]) dem Stein eine eingehende Erörterung gewidmet, und wenn auch Rask's Lesung der Jahreszahl „1135" bald angezweifelt wurde, so betonte doch A. v. Humboldt [5]):

> „Brynjulfsen und Graah halten nach anderen Kennzeichen das wichtige Monument der Woman's Islands (wie die zu Igalikko und Egegeit, Br. 60° 51′ und 60° 0′, gefundenen Runenschriften und die Ruinen von Gebäuden bei Upernivik, Br. 72° 50′) *bestimmt* für dem 11. und 12. Jahrhundert angehörig".

Es wurden an der Echtheit des Steines selbst niemals Zweifel laut. Wohl

1) G. Isachsen: Nordbøernes Faerder til Norderseta, in Norske Geografisk Selbskabs Aarbog, XVIII (1906), Christiania 1907.

2) Der Kern der nachstehenden Ausführungen bildete in der 1ten Auflage dieses Werkes das Kap. 112 im Band 2, gehört aber zweckmässiger erst an diese Stelle.

3) Früher nahm man häufig an, Kingiktorsuak müsse an der Küste von Baffinsland gelegen haben (z.B. noch J. Winsor: Narrative and critical history of America, Boston 1889, I 67); doch war dies ein Irrtum.

4) Carl Christian Rafn: Antiquitates Americanae, Kopenhagen 1837, 309, 324, 347, 368, 377.

5) Alex. v. Humboldt: Kosmos, Stuttgart 1877, II 291, Anm. 27.

aber ist die Richtigkeit der Rask'schen Textdeutung beanstandet worden, so schon von Mohnike, Klaproth, Brynjulfsen. Insbesondere wurde bestritten, dass tatsächlich das Jahr 1135 in der Inschrift genannt sei. Auch Alexander v. Humboldt gab Zweifeln hieran Ausdruck.

Der Original-Runenstein ist seinerzeit ins Kopenhagener Museum für nordische Altertümer gebracht worden, ist hier aber, wie bei einer Revision 1866 festgestellt wurde, auf rätselhafte Weise verschwunden, so dass wir zur Deutung allein auf die älteren Kopien und Zeichnungen angewiesen sind.

In den letzten Jahrzehnten hat der verschollene Stein und seine Inschrift die nordischen Gelehrten vielfach beschäftigt. Finnur Jonsson erklärte 1893, die Runenzeichen gehörten der Zeit um 1300 an; demnach könne der Stein auch nicht früher beschriftet worden sein [1]). Bugge hat diese Meinung geteilt [2]). Nansen sprach die Meinung aus, die Normannen von Kingigtorsuak seien vielleicht in Not geraten und hätten sich selber ein Totenmal setzen wollen [3]). Doch mutet dies recht unwahrscheinlich an, da sonst in der Inschrift doch wohl hiervon irgend etwas hätte gesagt sein müssen.

Zechlin gab gar der Meinung Ausdruck [4]), der Runenstein sei angefertigt worden, „um ein Unwetter zu beschwören". Dass man sich für einen derartigen Zweck der mühevollen und viel Zeit beanspruchenden Aufgabe, einen Runenstein zu beschriften, unterzogen haben soll, ist aber nicht recht vorstellbar und m.W. ohne Beispiel.

Finnur Jonsson hat dem Runenstein eine Sonder-Abhandlung gewidmet [5]). Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die Jahreszahl 1135 in dem Text n i c h t genannt ist und dass alle Folgerungen, die aus einer so frühen Anwesenheit von Normannen im nordwestlichen Grönland ehedem gezogen wurden, hinfällig sind. Nach Jonsson lautet die verlässlichste Lesart der Runen:

> „Erlingr Sighvatsonr ok Bjarne Thordarson ok Endridi Oddsson laugardaginn fyrir gagndag hlodu varda thā ok ryndu".

Ein neues amerikanisches Werk gibt statt dessen folgende sinngemäss gleiche, aber in der Wortbildung etwas abweichende Lesart [6]):

> Ellikr: Sikuaths: son: r: ok: Baanne: Tortarson: ok: Enrithi: Osson: laukartak: in: fyrir: gakntag: lothu: vartate: okrytu... (Six mystic characters follow which have not been satisfactorily translated).

Auf den Text folgen nämlich noch 6 Runenzeichen, die nicht zu deuten sind. Nach Jonsson muss es sich um Geheimzeichen (løn runer) handeln.

---

1) Finnur Jonsson: En kort utsigt over den Islands-Grönlandske kolonis historie, in Nordisk Tidsskrift (Stockholm) 1893, 340.

2) Alexander Bugge: Vore forfaedres opdagelsesreicher i Polaregnene, Christiania 1899, 506.

3) Nansen, a.a.O., I 321.

4) Egmont Zechlin: Maritime Weltgeschichte, Hamburg 1947, 268.

5) Finnur Jonsson: Runestenen fra Kingigtorsuak, im Grönlandske Selskabs Aarbog 1914, 89 ff.

6) Hjalmar R. Holand: The Kensington Stone, Ephraim (Wisc.) 1932, 21 f.

In einem Stockholmer Vortrag Löfflers wurde am 13. März 1905 die Behauptung aufgestellt, die letzten 6 Runenzeichen, die Rask gelesen hatte „ritzten diese Runen im Jahre 1135", bedeuteten in Wahrheit „sie räumten Eis... (weg?)" [1]. Neckel hat sich dieser Deutung 1936 in einem Brief an mich angeschlossen.

Jedenfalls darf man jetzt als sicher ansehen, dass der Text nicht vom Jahre 1135 stammt, wie die ersten Erklärer vermuteten, sondern dass er erst 150 bis 200 Jahre später beschriftet worden ist. Magnus Olsen untersuchte die Inschrift besonders gründlich und wollte sie 1932 dem Jahre 1333 zuschreiben [2]. Der deutsche Runologe Wolfgang Krause schloss sich dieser Auslegung an und gab die unter den Originaltexten zitierte, abermals abweichende Lesung der Inschrift [3]. Matthiassen behauptete statt dessen [4], die Jahreszahl gehöre dem Ende des 13. Jhds. an, und in Übereinstimmung hiermit gab Holand bekannt, in einer bisher unveröffentlichten, unabhängigen Untersuchung habe er das Jahr 1291 ermittelt [5]. Welche Deutung richtig ist, entzieht sich meinem Urteil. Das Datum wäre je nach der Auslegung dem 20. April 1291 oder dem 24. April 1333 gleichzusetzen. Für unsre Untersuchung ist es von geringem Belang, welche Lesart zutrifft. Sowohl bei 1291 wie 1333 handelt es sich um eine Zeit, die für Wikingerfahrten in hohe Nordbreiten in Betracht kommt.

Nicht weit von Kingiktorsuak liegt übrigens die durch Matthiassen ausgegrabene Eskimo-Siedlung Inugsuk, in der unzweifelhaft normannische Gegenstände entdeckt worden sind, die den Wikingern wohl geraubt wurden: ein aus Glockenmetall gefertigter Hammer, Stoffreste in der Art der in den Wikingergräbern gefundenen, eine Schachfigur aus Knochen, dazu Eskimo-Schnitzereien von Figuren in Normannentracht usw.

Nicht weit von der Fundstelle, bei Upernivik, unter 72° 48′ ist noch ein weiterer Runenstein gefunden worden [6].

Sehr auffällig ist die im Text genannte Jahreszeit. Sonst pflegten von jeher die höchsten nördlichen Breiten naturgemäss meist im Hoch- oder Spätsommer aufgesucht zu werden. Auch die genannte „Rekordbreite" von mindestens 74°, die 1267 erreicht wurde, ist, wie die Meldungen darüber sicher erkennen lassen, in der zweiten Julihälfte besucht worden. Wie aber im Monat April Normannen in die Gegend von Upernivik gelangt sein können, ist überaus schwer zu verstehen.

Es ist zwar nicht unter allen Umständen nötig, dass die Reise bis Kingigtorsuak nur im Schiff ausgeführt worden ist. Weite Eiswanderungen über zugefrorene Meere sind bei den Eskimos nicht eben eine Seltenheit. Noch vor 100 Jahren begaben sich die Eingeborenen Alaskas im Spät-Winter alljährlich über die gefrorene Beringstrasse zu den Pelzmärkten der Tschuk-

---

1) Svenska Dagbladet, 14. März 1905.
2) Tidsskrift for Sprogvidenskap (Oslo), V (1932), 180.
3) Wolfgang Krause: Was man in Runen ritzte, Halle 1935, 43.
4) Therkel Matthiassen: The Eskimo Archeology of Greenland, in Antiquitas, vol. 9, No. 34, Juniheft 1935.
5) Hjalmar R. Holand: America 1355-1364, New-York 1946, 10, Anm. 4.
6) Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Dezember 1925, 311.

tschen auf dem Eise des Anjui-Flusses im Gebiet der Kolyma [1]). Ebenso kommt es nicht selten vor, dass arktische Tiere von Labrador im Winter übers Meer bis Grönland hinüberwechseln. Dazu ist, wie ein besonders gründlicher Kenner der Eskimokultur betonte [2]), die Möglichkeit einer Schlittenreise durchaus als gegeben anzusehen. Somit ist es nicht von vornherein ausgeschlossen, dass grönländische Normannen im Winter zu Jagdzwecken, nach Eskimoart, weit nach Norden hinaufgingen oder aber dass sie im Sommer in diese regelmässig aufgesuchten „nördlichen Fanggebiete" (Nordrsetur) gefahren waren und daselbst — freiwillig oder unfreiwillig — überwintert hatten. Eine solche Möglichkeit kann um so weniger in Abrede gestellt werden, als in unsren Tagen Freuchen nicht weniger als fast 20 Winter in Nordgrönland unter 77° n. Br. verlebt hat [3]). Die Tatsache, dass die Inschrift im Monat April verfasst wurde und dass somit in dieser Jahreszeit Normannen unter fast 73° n. Br. in Grönland geweilt haben, kann jedenfalls nicht bezweifelt werden.

Da der Grund der Errichtung des Steindenkmals und der Aufzeichnung der Inschrift nicht zu ermitteln ist, darf vielleicht die Frage aufgeworfen werden, ob die Expedition der drei genannten Normannen nicht die Absicht gehabt haben kann, den von ihr erreichten nördlichsten Punkt durch Errichtung von „Steinmännern" kenntlich zu machen. Solche Sitten sind ja doch seit dem Altertum, das von den „Säulen des Herakles" berichtete, bis auf unsre Gegenwart — Erstersteigung schwieriger Berge, Nordenskjölds Erreichung des Kaps Tscheljuskin am 19. August 1878 — oftmals zur Kenntlichmachung bestimmter äusserster Punkte angewendet worden. In diesem Falle konnte es sich freilich nur um den nördlichsten Punkt dieser e i n e n normannischen Expedition gehandelt haben; denn andere Normannen waren eben bereits 1267 noch beträchtlich weiter im Norden gewesen. Andrerseits scheinen die „Nordrsetur"-Fanggebiete so regelmässig aufgesucht worden zu sein, dass man sich wieder nur schwer vorstellen kann, weshalb eine derartige Expedition ihre Leistung besonders zu verewigen bemüht gewesen sein soll. Mit Recht erklärt Rafn [4]), der Runenstein beweise:

> „unzweideutig, dass alte Skandinavier, Grönländer oder Isländer, in jenem Zeitpunkt bis in diese Gegenden gekommen sind, 20 Meilen nördlich vom Vorgebirge Svarkhuk",

und man müsse daraus eigentlich folgern:

> „dass jene nicht selten diese nördlichen Gegenden besucht haben".

Der Stein von Kingigtorsuak ist „die nördlichste Inschrift der Welt" [5]).

---

1) John Dundas Cochrane: Fussreise durch Russland und die sibirische Tartarey, Wien 1826, 119 ff. (vgl. oben S. 234 f.).
2) Knud Rasmussen: Den store slaederejse, Kopenhagen 1932.
3) Peter Freuchen: Arctic Adventure, New York 1935.
4) Rafn, a.a.O., 414.
5) Helmut Arntz: Handbuch der Runenkunde, Halle 1935, 213.

125. DOMINIKANERMÖNCHE IN ABESSINIEN

(1267)

Bulle Papst Clemens' IV vom 8. Februar 1267 an den Ordensmeister des Dominikanerordens, im Bullarium Ordinis Fratrum Praedicatorum, ed. Th. Ripoll et A. Bremond, Rom 1729, I 482, No. 60:

An den Ordensmeister, auf dass er Brüder entsende, um Tataren, Äthiopier, Inder usw. dem Irrglauben zu entreissen.

Clemens, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, an den geliebten Sohn Humbert [1]), Ordensmeister des Dominikanerordens, Gruss und apostolischen Segen!

Gottes Weisheit und Tugend unter den Völkern bekannt zu machen, ist eifrig und ständig Unser Bestreben und Willen, insbesondere da das ewige Leben davon abhängt, dass das Menschengeschlecht Gott Vater und seinen gesandten Sohn Jesus Christus mit wachem Sinn zu erkennen und den Ruhm seiner Herrlichkeit mit hingebender Lobpreisung zu verkünden strebt. Es findet daher Unsere Aufmerksamkeit, dass neben anderen Verkündern der christlichen Lehre die Brüder deines Ordens neben der Pflicht, die Religion zu üben, von seelischem Eifer verzehrt werden (wodurch ihr eigner Dienst als sehr fruchtbar zu bewerten ist), die Söhne, welche nicht zur heiligen römischen Kirche gehören, auf den Pfad der Bekehrung vom Abfall zurückzuführen und den Völkern Heil zu bringen, die unseren Erlöser, den Sohn der ruhmreichen Jungfrau, nicht kennen. Durch diesen Hirtenbrief tragen wir deiner Verschwiegenheit auf, wie weit du einige der dir anvertrauten Brüder, die du in Tat und Wort geeignet erachtest und die von glühendem Eifer erfüllt sind, das Evangelium zu verbreiten, zu den Ländern der Tataren, der Äthiopier, der Inder, Nubier, Sarazenen in

---

1) Die Nennung dieses Namens Humbert im Ripoll-Bremond'schen Bullarium muss, wie R. P. Mortier: Histoire des maîtres généraux de l'ordre des frères prêcheurs, Paris 1905, II 63, Anm. 1, gezeigt hat, ein Irrtum sein. Im Originalbrief kann dieser Name unmöglich gestanden haben, denn Ordensmeister war 1267 Jean de Verceil.

den östlichen und südlichen Gegenden und zu allen Völkern und Gebieten der Heiden zu senden gedenkst, auf dass sie das Evangelium in der Tugend Gottes jenen verkünden, die du zu bekehren für richtig befindest, und anderen.

Ihnen sollst du mit unserer Zustimmung Vergebung aller ihrer Sünden gewähren, damit sie im Vertrauen auf jenen, der gesagt hat, er habe die Welt besiegt, über viele Meere den Samen tragen zur Erleuchtung der blinden Menge und zur Ausrottung des Ketzerglaubens, zur Stärkung der Seelen der Abtrünnigen und zur Festigung der Gläubigen im Lichte des Evangeliums und in der Aufrichtung ihres Werkes und den vorgenommenen Weg ohne irgend eine Beschwernis durchlaufen, ausgestattet mit jener Befugnis, die in den für die Brüder deines Ordens bestimmten Hirtenbriefen enthalten ist, wenn sie aus diesem Grunde zu solchen barbarischen Völkern reisen. Da im übrigen Unser lieber Sohn, Bruder Vasinpace, vom genannten Orden, der schon früher mehrfach zu jenen Völkern gesandt wurde, Unseres Wissens ihre Gepflogenheiten kennt, sich löblich im Umgang mit ihnen bewährt hat und jetzt zu ihnen zurückzukehren wünscht, um mit Gottes Hilfe den katholischen Glauben zu verbreiten, so sende ihn unter jenen Brüdern, die du zu besagten Völkern schicken wirst, mit hinaus, falls es dir nützlich erscheint, ihn im Dienste des Glaubens zu verwenden.

Gegeben zu Viterbo am 8. Februar im 2. Jahre Unseres Pontifikats.

Auszug aus dem ersten *Brief des Dominikanermönchs Jordanus* vom 12. Oktober 1321, geschrieben zu Caga [1]) in Indien, bei Jac. Quétif: Scriptores ordinis praedicatorum, Paris 1719, I 549 f.:

Von unseren Kaufleuten habe ich erfahren, dass der Weg nach Äthiopien offen ist, falls jemand zum Predigen dorthin

1) Caga dürfte mit Goga im Golf von Cambaia identisch sein. Tana lag dagegen auf der Insel Salsette (Oskar Peschel: Die mittelalterlichen Missionen in Indien und China, in Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, I 155).

gehen will, wo der heilige Evangelist Matthäus gepredigt hat. Möge mich doch der Herr nicht sterben lassen, bevor ich in jene Gebiete als treuer Pilger gelangt bin! Dies ist mein Herzenswunsch.

Auszug aus dem zweiten *Brief des Dominikanermönchs Jordanus* vom 20. Januar 1324, geschrieben zu Tana in Indien, in Luka Wadding: Annales minorum fratrum ordinis a S. Francisco, Quarrachi 1932, III 255:

... Ich möchte noch ein Wort über die Reise nach Äthiopien sagen, denn es wäre sehr angebracht, dass ein Bruder, der geneigt ist dorthin zu gehen, den Versuch macht, daselbst das Evangelium zu predigen. Von dem Ort, an dem ich mich gegenwärtig aufhalte, kann er mit geringen Kosten dorthin gelangen. So viel ich gehört habe, würde es eine ruhmreiche Reise zur Verbreitung des Glaubens sein...

Altes Itinerar für Abessinienreisende bei N. Jorga: Cenni sulle relazioni tra l'Abissinia e l'Europa cattolica nei secoli XIV-XV, Palermo, 1910, I 146:

Weg für den, der von Venedig nach Indien geht, wo der Körper des hl. Thomas liegt. Von Venedig fährt man in 20 Tagen nach Rhodus. Von Rhodus segelt man in 20 Tagen nach Ramale (Ramleh), wobei man am dritten Tage Cypern zur Rechten lässt. Von Ramale nach Jerusalem ist es eine Tagereise. Wenn du von Jerusalem nach Indien wandern willst, wo der Körper des hl. Apostels Thomas liegt, magst du diesen Weg in Gottes Namen einschlagen. Von Jerusalem kommt man in 1 Tag zur Stadt, die Beth-Abraham heisst. Von diesem Platz ist es 1 Tag bis Sicchero, von Sicchero nach Gaza 1 Tag, von Gaza nach Chattin 6 Tage. In diesen 6 Tagen triffst du keine Stadt, sondern nur kleine Hospize. Von Chattin nach Salaia sind es 3 Reisetage, auf denen es kleine Hospize gibt. Von Salaia nach Carus sind es 5 Tage, an denen keine Stadt angetroffen wird. Von Carus kommt man in 15 Tagen auf dem Fluss (Nil) nach Riffis (Kifti). Rechts und links sind

viele Orte der Sarazenen zu sehen. Von Riffis nach Aidab (Aidjab) gelangt man bei emsigem Marsch durch die Wüste in 15 Tagen. Dabei muss man allen Unterhalt für den ganzen Weg mit sich führen, der auf Kamelen befördert wird, denn es ist eine Sandwüste. Von Aidab nach Soachin (Suakin) sind es 18 Tage, ständig durch Wüstengegend. Man muss hier ähnlich den Lebensunterhalt mit sich führen. Von Soachin nach Adam sind es 12 Tage, auch durch wüste Gegend. Von Adam zum Berge Maria sind es 10 Tage Weg durch Wüste. Du magst wissen, dass du nun nach Aethiopien gekommen bist.

Vom Berge Maria nach Gianghari sind es 2 Tage Weg. Auf ihm findet man Herbergen. Du kannst nach Gefallen zu Fuss gehen oder zu Pferde reiten. Von Ginaghari kommst du in 4 Tagen nach Asmara. In dieser Stadt hält sich der einzige König auf. Von Asmara gelangt man in 2 Tagen nach Tuoaita, wo ein anderer König wohnt. Von Tuoaita nach Dubeb sind es 2 Tage, von Dubeb nach Antisiment auch 2 Tage, von Antisiment nach Ligaxo 1 Tag, von Ligaxo nach Turat 1 Tag, von Turat nach Chaxus 2 Tage Marsch. In dieser Stadt werden alle Könige gekrönt, die dem Priester Johannes unterworfen sind. Auch soll es in dieser Stadt eine schönere Basilika geben, als sie irgendwo sonst in der Welt gefunden wird. Im Innern ist sie ganz mit erlesenen Goldtafeln ausgelegt und geschmuckt. Von Achaxum kommt man in 10 Tagen nach Anghuda, wo ein anderer König regiert. Von Anghuda kommst du in 20 Tagen nach Chaamera; schliesslich sind es von Chaamera nach Sciahua (Schoa) 3 Tage. In dieser Stadt wohnt der Priester Johannes...

Der Priester Johannes sitzt im Winter auf seinem Thron in Chaamera, im Sommer sitzt und wohnt er in Sciahua. Dieser Fürst führt den Namen David. Er hat unter sich 12 Könige, die ich nennen will, und die Staaten, die jeder von ihnen einzeln bewohnt. Die Namen der Könige sind:

Chevesei, sein Land heisst Chedda. Ich will die Namen der Könige gross, die ihrer Länder klein schreiben: Chedamaco huelica, Anubaxi doaro, Gjoigia negascim, Hueleghe donenghier, Chenteva dambia, Bevedin maria, Ghabrui serahiu, Aghado huacro, Rezo maago, Assaim damot, Bedelambisa gheid, Seracha haiki.

Abessinien ist zwar seit dem 4. Jhd. ein christlicher Staat gewesen (vgl. Kap. 66), war jedoch durch die grosse Sturmflut des Islam zu einer christlichen Insel im mohammedanischen Meer geworden und durch den Fanatismus der Muselmänner lange von der übrigen christlichen Welt völlig abgetrennt. Da überdies die in Abessinien heimische koptische Form des Christentums von der römisch-katholischen Lehre weitgehend abwich und als ketzerisch angesehen wurde, so fehlte es viele Jahrhunderte lang auch an einer äusseren Anregung, die verlorene Fühlung wiederaufzunehmen und Versuche zur Umgehung der mohammedanischen Sperrmauer zu machen. In der Zeit der Kreuzzüge, als der christenfeindliche Fanatismus des Islam seinen Höhepunkt erreichte, wurde daher Abessinien so gut wie ganz vergessen.

Nun führten aber die oben geschilderten Vorgänge in der mongolischen Welt in Verbindung mit der Neugründung der ganz besonders auf Heidenmission bedachten Orden der Dominikaner und Franziskaner im 13. Jhd. dazu, dass der Wunsch lebhafter denn je wurde, nicht nur Heiden zu bekehren, sondern nach Möglichkeit auch die vielen Ketzerchristen in der Diaspora zur Union mit der römischen Kirche zu bewegen.

Schon in einer Bulle vom 7. Oktober 1245 hatte Papst Innozenz IV (1243—1254) dem Franziskanerorden ans Herz gelegt, sich der in heidnischen Ländern lebenden Christen sorgsam anzunehmen [1]). In den späteren Missionsbullen wurden die zu missionierenden Völker in allmählich stereotyp werdender Reihenfolge aufgezählt; doch ist daraus nicht ohne weiteres zu schliessen, dass zu allen jenen Völkern auch wirklich Missionare gesandt worden sind. Immerhin müssen wir annehmen, dass gar manche vorgedrungen sind und sich betätigt haben, ohne dass irgend eine Kunde davon auf uns gelangt ist. Als erwiesen ist anzusehen, dass es z.B. um 1260 in Sarai, im Bereich der mongolischen Goldenen Horde, bei der Rubruk 1½ Jahrzehnte zuvor so schlechte Erfahrungen gemacht hatte, eine Kustodie der Franziskanerordens gab [2]).

Von einem dieser Missionare, dem der Name Vasinpace beigelegt ist und der ein erfolgreich wirkender Dominikanermönch war, hören wir nun in einer päpstlichen Bulle vom Jahre 1267. Der damalige Papst Clemens IV (1265—1268) war ein ganz besonderer Freund des Dominikanerordens [3])

1) Luka Wadding: Annales minorum Fratrum, Lyon 1647, 638 f.
2) Friedrich Kunstmann: Die Mission in Indien und China, in Görres' Historisch-politischen Blättern, Bd. 38, 707.
3) R. P. Mortier: a.a.O., II 60.

und wünschte den von der Heidenmission zurückkehrenden und dafür begeisterten Mönch Vasinpace [1]), dessen eigenem Wunsch entsprechend, weiter und mit noch grösserem Wirkungskreis tätig sein zu lassen. Aus diesem Grunde richtete er am 8. Februar 1267 an den damaligen Ordensmeister Jean de Verceil die eingangs abgedruckte Bulle und forderte ihn darin auf, Missionare „ad terras Tartarorum, Aethiopum, Indorum, Nubianorum ac Saracenorum" zu entsenden. Dass diesem päpstlichen Befehl durch den sehr rührigen Jean de Verceil Folge geleistet wurde, kann kaum zweifelhaft sein, wenn es ihm auch freigestellt war, nach eigenem Ermessen zu bestimmen, ob und wohin Mönche seines Ordens als Missionare gesandt wurden. Somit mögen im genannten Jahre Dominikaner auch nach Abessinien gegangen sein. Ob Vasinpace sich unter ihnen befand, ist nicht zu ermitteln, da wir nicht wissen, bei welchen Völkern er vorher gewirkt hatte, zu denen er zurückkehren sollte. Obwohl keine Nachrichten über die Erlebnisse der ausgesandten Dominikaner auf uns gekommen sind, ist dennoch „mit grosser Wahrscheinlichkeit" [2]) anzunehmen, dass damals Missionare nach Abessinien kamen, zumal da man ja unter Umgehung Ägyptens in dieses Land reisen konnte, das eine eigene Meeresküste am Roten Meer und Indischen Ozean besass (wie es das unter den Originalen abgedruckt Itinerar erkennen lässt).

Wann man im Vatikan zuerst erfahren hat, dass es in der Welt der Schwarzen einen christlichen Staat Abessinien-Äthiopien gab, ist wohl schwerlich noch zu ermitteln. So viel sich feststellen lässt, kann es kaum vor dem 13. Jhd. geschehen sein. Die Annahme, dass der Papst bereits im 12. Jhd. mit dem Negus in Korrespondenz gestanden haben könne, ist, wie oben gezeigt (Kap. 115) unbedingt nicht aufrecht zu erhalten. Unter Vorbehalt lässt sich sagen, dass etwa das Jahr 1230 wohl der Zeitpunkt gewesen ist, zu dem erstmalig eine Kunde von den schwarzen Ketzerchristen im tiefen Afrika in die christliche Welt Vorderasiens und Europas gelangte. Damals erschienen nämlich im Heiligen Lande in der Kirche vom Mont des Oliviers einige schwarze christliche Geistliche, geführt von einem schwarzen Abt [3]), und brachten Kunde vom christlichen Reich Äthiopien. Dieses bemühte sich auch später, zum Heiligen Lande Beziehungen zu unterhalten. Im 14. Jhd. stand sogar auf dem Kalvarienberg in Jerusalem dauernd eine eigene Kapelle der Nubier [4]).

Wenn nun seit 1267 Versuche gemacht wurden, auch in Äthiopien Mission durch die Mönche der Bettelorden zu treiben, so ist es belanglos, dass in Abessinien die herrschende Klasse der Amharen schon christlich war. Nach Auffassung der damaligen römischen Kirche war Mission unter den Ketzerchristen genau ebenso verdienstlich und notwendig wie unter

---

1) Ebendort, 62 f.

2) Berthold Altaner: Die Dominikanermissionen des 13. Jahrhunderts, Habelschwert 1924, 64.

3) Burchardus de Monte Sion: Descriptio terrae Sanctae, im Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum et historicorum de Canisius, ed. J. Barnage, Antwerpen 1725, IV 9, 22, 4.

4) Ludolphus: De itinere terrae Sanctae liber, ed. F. Deycks, in der Bibliothek des Literarischen Vereins zu Stuttgart XXV (1851), 78.

den Heiden. Regte doch derselbe Papst Clemens IV einige Monate später, am 9. Juni 1267, durch eine eigene Bulle auch Missionstätigkeit in Konstantinopel, im Bereich der griechisch-orthodoxen Kirche, an [1])!

Die Wahrscheinlichkeit, dass 1267 zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem äthiopischen Reich Beziehungen angeknüpft worden sind, is um so grösser, als 22 Jahre später Papst Nicolaus IV (1288—1292) am 15. Juli 1289 den „dilectis filiis populo Aethiopiae" ein Schreiben ausgehen liess, worin er sie nochmals zur Vereinigung mit der römischen Kirche ermahnte [2]). Wie alle ähnlichen päpstlichen Schritte, blieb auch dieser gänzlich unfruchtbar.

Ein Dominikanermönch Jordanus oder Jourdain von Sévérac, der in jenen Jahrzehnten gesteigerten Missionseifers nach Vorderindien kam, gab in den Jahren nach 1320 nochmals Anlass zum Versuch einer Bekehrung Abessiniens zum römischen Katholizismus.

Jordanus war zunächst für die Mission in China bestimmt gewesen. Er gelangte auf dem Wege dorthin nach Täbris und wurde auf der nachfolgenden Seereise durch Sturm genötigt, Tana bei Bombay anzulaufen, wo er dann verblieb [3]). In zwei Briefen, die er am 12. Oktober 1321 und am 20. Januar 1324 nach Europa sandte, schilderte er zwar zumeist nur das, was er über das Ende von 4 Dominikanermönchen erfahren hatte, die am 1. April 1321 in Tana den Märtyrertod erlitten hatten. Darüber hinaus aber legte er in den oben wiedergegebenen Sätzen seine Erkundungen dar, wie man nach Äthiopien kommen könne, und liess seinen eigenen „Herzenswunsch" deutlich durchblicken, man möge ihn selber als Missionar dorthin entsenden. Dieser Bitte wurde nicht gewillfahrt; Jordanus wurde dauernd in Indien verwendet und 1328 zum Bischof von Columbo ernannt [4]). Als solcher wurde er vom Papst Johann XXII (1316—1334) ausersehen, die indischen Thomaschristen zur Union mit der römischen Kirche zu bewegen, und der Papst schrieb zu diesem Zweck selber einen Brief an die Thomaschristen, der vom 8. April 1330 datiert war und dessen Wortlaut bei Raynaldus nachzulesen ist [5]). Dennoch wurde auch auf eine Gewinnung Abessiniens für die römische Kirche nochmals grosse Anstrengung verwendet.

Es ist wiederholt behauptet worden [6]), dass 1316 eine neue Missionsreise nach Abessinien stattgefunden habe. Fontana nannte 1675 sogar die Namen

---

1) Antoine Bremond: Bullarium ordinis fratrum praedicatorum, Rom. 1729, I 485.

2) O. Raynaldus: Annales ecclesiastici, t. XIII, Köln 1692, 419.

3) Description des merveilles d'une partie de l'Asie, publ. par la Société de géographie, Paris 1839.

4) Näheres über ihn der Einleitung zu Mirabilia descripta per fratrem Jordanum, ed. Coquebert de Montbret, in Recueil des voyages et mémoires IV (1839) 37 ff. — Das Bischoftum in Columbo kann nur kurze Zeit bestanden haben, denn als Johannes von Marignola etwa 1347 nach Columbo kam und daselbst 14 Monate verweilte, ist von einem Bischof daselbst nicht mehr die Rede (Oskar Peschel: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, I 156).

5) Odoricus Raynaldus: Annales ecclesiastici, Köln 1694, XV 415.

6) Luis de Paramo: De origine et progressu officii sanctae inquisitionis libri tres, Madrid 1598, lib. II, tit. 2, cap. 191. — Fontana: Monumenta Dominicana, Rom 1675, 172. — P. Michel in Revue de l'Orient chrétien, Paris 1896, I 96.

der teilnehmenden Dominikanermönche: Grima, Argai, Luanos, Pantaleon, Sama, Aleph, Assen und Agulosa, dazu die Nonne Imée. Die Missionsreise soll von 1316 bis 1318 gedauert haben. Für eine solche liegen jedoch keinerlei urkundliche Belege vor. Es ist möglich, dass die Jahreszahl falsch angegeben ist und dass es sich in Wahrheit um die einzige ernstliche Missionsarbeit in Abessinien handelt, die dort seit 1329 versucht worden ist. Papst Johann XXII wandte sich nämlich in einer Bulle, die am 1. Oktober 1329 aus Avignon erlassen wurde, an alle Gemeinden in der Diaspora, an die Bekenner des Katholizismus in den Ländern der „Sarazenen, Heiden, Griechen, Bulgaren, Kumanen, Iberer, Alanen, Chazaren, Gothen, Syrer, Ruthenen, Jacobiten, Nubier, Nestorianer, Georgier, Armenier, Inder, Motelitarer und der anderen ungläubigen Nationen des Ostens und Nordens", um sie zu ermahnen, auf eine Union der christlichen Bekenntnisse hinzuarbeiten [1]).Gleichzeitig ging abermals eine Mission von Dominikanern nach Äthiopien [2]). Über ihre Erlebnisse und Schicksale ist nur wenig bekannt; nicht einmal die Namen der Missionare sind überliefert, wenn es nicht die von Fontana genannten (siehe oben) sind. Es wird gemeldet, dass eine Anzahl von Eingeborenen für die römische Kirche gewonnen wurde, darunter auch zwei königliche Prinzen, von denen der eine Thaclavereth Scevani hiess, während von dem anderen nur der Name Philippus bekannt ist, den er nach seiner Aufnahme in die katholische Kirche annahm [3]). Ein weiterhin sichtbarer Erfolg war die Gründung eines Bistums in Dongola, das dem an der Missionsarbeit wahrscheinlich beteiligt gewesenen Dominikanermönch Bartholomäus von Tivoli übertragen wurde [4]). Von diesem Bistum im „Reiche des Priesters Johannes" erzählt aus der Phantasie heraus Jahrzehnte später die erdichtete Weltreise des Libro del Conoscimiento (Kap. 144). Sonst hat es keine Bedeutung besessen und ist im wesentlichen auf dem Papier stehen geblieben. Ausser Bartholomäus von Tivoli, der bis etwa 1350 Bischof von Dongola war [5]), hat es dort keine römischen Bischöfe gegeben.

In jedem Fall wurden auch im 14. Jhd., wie im 13., nur äusserst dünne Fäden von Rom nach Abessinien hinüber gesponnen. Gerade deshalb weil das zweifellos christliche Reich im inneren Afrika dauernd so unzugänglich für alle Einflüsse blieb, wob sich um das Land und seinen Herrscher immer dichter der Schleier, der es als das alleinige und echte Land des Priesterkönigs Johannes erscheinen liess. In Asien hatte sich dieses legendäre Reich im 13. Jhd. nirgends finden lassen; nun wünschte man es im „afrikanischen Indien" beheimatet zu sehen, und dieser Glaube hat, wie wir noch hören werden, während des ganzen 15. Jhds. bei der portugiesischen Entdeckertätigkeit entscheidend mitgespielt. Wie konfus die Vorstellungen über den

---

1) Th. Ripoll et A. Bremond: Bullarium ordinis fratrum praedicatorum, Rom 1730, II 184 ff. — Über alle damaligen Unifikations-Versuche vgl. Hergenröther: Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, Freiburg 1899, I 905 ff.

2) O. Raynaldus, a.a.O., 398. — Paramo, a.a.O.

3) Kunstmann, a.a.O., Bd. 37, 36.

4) Ebendort, 28.

5) Pius Bonifatius Gams: Series episcoporum Regensburg 1873, 455 (wo Dongola oder Dancala merkwürdigerweise unter den nordasiatischen Episcopaten genannt wird).

Zusammenhang zwischen Indien und Äthiopien waren, zeigt eine Stelle in Carpini's Reisewerk, in der von indischen „schwarzen Sarazenen, genannt Äthiopen" die Rede ist [1]).

Über den Austausch einzelner freundschaftlicher Gesandtschaften hinaus (Kap. 169) konnte der Papst auch im 15. Jhd. keine Beziehungen zu Abessinien durchsetzen. Auf dem Unionskonzil von Florenz wurde 1439 eine Union der katholischen und der koptischen Kirche ernstlich ins Auge gefasst (Bd. IV, 1. Aufl., S. 88); doch scheiterte auch sie wiederum. Die Gründe hat Altaner richtig erkannt [2]):

> „Dem Orientalen fehlte jeglicher Sinn für den religiös-kirchlichen Wert einer Union. Angesichts ihrer eigenen langen Geschichte hielt es schwer, die dogmatische Notwendigkeit einer kirchlichen Neuorientierung zu erkennen, zumal da innere religiöse Motive nicht vorhanden waren und die ihnen zur zweiten Natur gewordene kirchliche Selbständigkeit zum grossen Teil hätte geopfert werden müssen."

Im übrigen darf nicht verkannt werden, dass die durch rd. 200 Jahre fortgesetzten Bemühungen, mit Abessinien als dem angeblichen Reiche des Priesters Johannes in Verbindung zu kommen, stark durch politische Wünsche mitbeeinflusst wurden. Wir werden noch hören, wie sehr selbst des Prinzen Heinrich des Seefahrers Entdeckerarbeit durch diese politischen Hoffnungen belebt worden ist. Auch bei der Entsendung von Missionaren nach Äthiopien in der Zeit seit 1329 haben politische Absichten sicherlich keine ganz kleine Rolle gespielt. Es kann schwerlich ein Zufall sein, dass kurz zuvor, um 1320, Marino Sanudo als begeisterter Befürworter einer politischen Ausdehnung der Macht der christlichen Länder, ein möglichst enges Bündnis mit dem christlichen Staat Abessinien zur Bekämpfung des Mohammedanismus warm empfohlen hatte [3]). Und des Papstes gesteigerte Bemühung seit 1439 ,die abessinischen Christen zur Union zu bewegen, gingen sichtlich ebenfalls Hand in Hand mit der Erwartung, sie vielleicht zum Kampf gegen die drohende Türkengefahr heranziehen zu können.

Zu dem mittelalterlichen Itinerar für Abessinienreisende, das oben auf S. 81/82 abgedruckt ist, sind noch ein paar Worte am Platze. Wir erkennen daraus, wie fest sich allmählich die phantastische Idee festsetzte, dass der wahre Priester Johannes in Abessinien zu Hause sei. In Verbindung hiermit hat sich aber auch, da der Priester Johannes doch ein „indischer" Herrscher sein sollte, die Vorstellung immer mehr verdichtet, dass Abessinien zu Indien gehöre. Dieser Begriff des „afrikanischen Indien" ist schliesslich derart überragend geworden, dass in dem Itinerar sogar das Wirken des Indienapostels Thomas und sein Grab nunmehr auf afrikanischen Boden verlegt worden sind!

---

1) Recueil des voyages et mémoires IV (1839), 655.
2) Altaner, a.a.O., 232.
3) Marino Sanudo: Liber secretorum fidelium crucis, lib. III, pars XIV, cap. XII f., Bongars' Gesta Dei per Francos, Hanau 1611.

126. DIE CHINA-REISE DES MARCO POLO

(1271—1295)

Marco Polo's Reisebericht, in Hans Lemke: Reisen des Venetianers Marco Polo, Bd. 1 der Bibliothek wertvoller Memoiren, Hamburg 1907:

Der Leser möge wissen, dass zur Zeit, da Balduin II Kaiser von Konstantinopel war [1]), im Jahre 1250 unseres Herrn [2]), Nicolo Polo, der Vater Marcos, und Maffio, der Bruder des Nicolo, Venezianer aus vornehmer Familie und ehrenwerte, wohlunterrichtete Männer, mit einer reichen Schiffsladung nach jener Stadt kamen. Nach reiflicher Überlegung, was sie weiterhin unternehmen sollten, beschlossen sie, ihre Reise durchs Schwarze Meer fortzusetzen, um ihr Handelskapital zu vermehren. Zu diesem Zwecke kauften sie viele schöne und kostbare Edelsteine ein, verliessen Konstantinopel und fuhren durch jenes Meer nach einem Hafen, namens Soldadia (Sudak), von wo sie zu Lande weiterreisten, bis sie den Hof eines mächtigen Häuptlings der westlichen Tataren namens Barka erreichten , der in den Städten Bolgar und Assara (Sarai) seinen Sitz hatte und im Rufe stand, einer der freigiebigsten und gebildetsten Fürsten zu sein, die man bisher unter den Tatarenstämmen angetroffen hat. Er war erfreut über die Ankunft unserer Reisenden und empfing sie mit Auszeichnung...

Als sie in den Ländern dieses Fürsten ein Jahr gelebt hatten, hegten sie den Wunsch, in ihre Vaterstadt zurückzukehren. Sie wurden aber hieran gehindert, weil zwischen ihrem Gönner und einem anderen Khan namens Alaù [3]), der die

1) Balduin II, lateinischer Herrscher in Byzanz 1228—1261.

2) Das Jahr 1250 kann nicht stimmen. Da Barka als Haupt der Goldenen Horde genannt wird, kann frühestens das Jahr 1257 in Betracht kommen, denn der Staatengründer Batu, Barkas Vater, starb erst 1255, sein Sohn und Nachfolger Sartak 1256 (vgl. Josef v. Hammer-Purgstall: Geschichte der Goldenen Horde in Kiplschak, Pest 1840, 140). Wahrscheinlich muss es im Text 1259 heissen.

3) Alaù = Hulagu, Bruder Kublai Khans und Vetter Barkas, der Eroberer von Bagdad (1258), König von Persien und Chorassan mit der Residenz in Täbris.

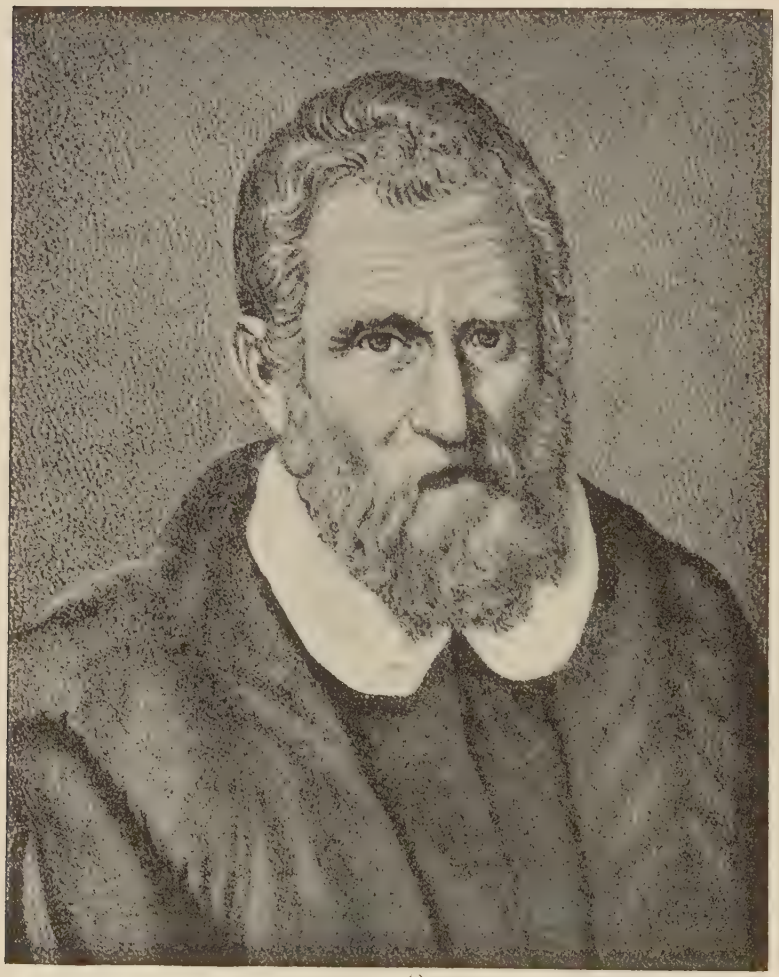
östlichen Tataren beherrschte, ein Krieg ausbrauch... Infolge dieses Ereignisses waren die Strassen für Reisende unsicher geworden, und unsere Venezianer konnten daher nicht wagen, auf dem Wege, den sie gekommen waren, zurückzukehren. Als einzige Möglichkeit, Konstantinopel zu erreichen, wurde ihnen angeraten sich nach Osten auf eine wenig besuchte Strasse zu wenden, die an den Grenzen von Barkas Gebiet entlang führte.

Daher nahmen sie ihren Weg nach einer Stadt namens Oukaka (Otrar), die an den Grenzen des Königreichs der westlichen Tataren liegen. Als sie diesen Platz verlassen hatten, setzten sie über den Tigris [1]), einen der vier Flüsse des Paradieses, und kamen in eine Wüste, die sich 17 Tagereisen ausdehnte... Nachdem sie diese durchwandert hatten, erreichten sie eine wohlgebaute Stadt namens Bokhara (Buchara) in einer gleichnamigen Provinz, die zum Reich Persien gehörte, aber unter einem Fürsten namens Barak stand.

Es begab sich aber, dass zu dieser Zeit ein Mann von grossem Ansehen und ausserordentlichen Gaben in Bokhara erschien. Er war als Gesandter des schon erwähnten Alaù an den Grosskhan, den obersten Fürsten aller Tataren, der Kublai Khan hiess, abgeschickt worden. Dieser hatte seinen Herrschersitz am äussersten Ende des Festlandes in ostnordöstlicher Richtung. Trotz lebhaften Verlangens hatte der Gesandte zuvor noch keine Gelegenheit gehabt, Personen aus dem Lande Italien kennen zu lernen. Er war daher sehr erfreut, mit unseren Reisenden zusammenzutreffen und sich mit ihnen zu unterhalten, da sie inzwischen gelernt hatten sich in der tatarischen Sprache zu verständigen. Als er mehrere Tage in ihrer Gesellschaft verbracht hatte, schlug er ihnen vor, sie möchten ihn zum Grosskhan begleiten, da ihre Sitten ihm

1) Tigris war damals eine Art von Sammelname für unbekannte asiatische Flüsse. Hier ist der Syr Darja gemeint, an dem Otrar lag. Noch im 15. Jhd. legt Josaphat Barbaro dem bei Tiflis fliessenden Kura den Namen Tigris bei (Ramusio: Delle navigatione et viaggi, Venedig 1583, II 99).

zusagten; dieser werde über ihr Erscheinen an seinem Hofe sehr erfreut sein, denn er sei bisher noch nie von Leuten aus ihrem Lande besucht worden. Er gab ihnen die Versicherung,



Marco Polo
Aus: Sir Henry Yule, The Book of Ser Marco Polo
(Nach einem Gemälde aus der früheren Galerie des Monsignore Badia in Rom)

dass sie ehrenvoll empfangen und reich beschenkt werden würden.

Da sie überzeugt waren, dass sie sich den grössten Gefahren

aussetzen würden, wenn sie jetzt die Rückkehr in ihre Heimat wagen würden, nahmen sie sein Angebot an, empfahlen sich dem Schutze des Allmächtigen und setzten im Gefolge des Gesandten ihre Reise fort, in Begleitung einiger christlicher Diener, die sie aus Venedig mitgebracht hatten. Die Richtung, die sie einschlugen, war ostnordöstlich, und bis sie die kaiserliche Residenz zu erreichen vermochten, verging noch ein ganzes Jahr, infolge der ausserordentlichen Schwierigkeiten, die durch Schnee und überschwemmte Flüsse verursacht wurden und die sie nötigten zu warten, bis jener geschmolzen war und die Fluten sich wieder verlaufen hatten.....

Als die Reisenden dem Grosskhan vorgestellt wurden, empfing sie dieser huldvoll und herablassend, wie es seinem Charakter eigen war, und da sie die ersten Italiener waren, die in seinem Lande erschienen, wurden ihnen zu Ehren Feste gegeben... Da er bei sich beschlossen hatte, sie als seine Gesandten an den Papst zu benutzen, beriet er sich mit seinen Ministern und machte ihnen dann den Vorschlag, sie möchten einen seiner Offiziere, namens Khogotal, bei einer Gesandtschaft an den Heiligen Stuhl begleiten... Er gab den Befehl, in seinem Namen Briefe in tatarischer Sprache an den Papst in Rom abzufassen, die ihnen eingehändigt werden sollten...

Sie nahmen Abschied vom Grosskhan und traten ihre Reise an. Kaum aber waren sie 20 Tagereisen weit gekommen, als der sie begleitende Gesandte gefährlich erkrankte (er muss zurückgelassen werden...)... Es vergingen drei Jahre, bevor sie einen Seehafen in Kleinarmenien namens Giazza (Ajas) erreichten. Von dort reisten sie zur See und gelangten im Monat April 1269 nach Akkon... (Hier hören sie vom Tode des Papstes Clemens IV, der kurz zuvor, am 23. November 1268, erfolgt war)... Sie schifften sich auf einem Fahrzeug, das nach Negropont fuhr, ein und begaben sich von dort nach Venedig, wo Nicolo Polo erfuhr, sein Weib, das er bei seiner Abreise schwanger zurückgelassen hatte, sei gestorben, nachdem sie ihn mit

einem Sohn beschenkt hatte, der den Namen Marco erhalten hatte und damals in einem Alter von (?) [1]) Jahren stand...

(Es folgt ein 2jähriger Aufenthalt in Venedig, in Erwartung der Neuwahl des Papstes, die sich aber ungewöhnlich lange verzögert. Schliesslich reisen die beiden Brüder in Begleitung des jungen Marco ab, ohne dass ein neuer Papst gewählt ist. Sie begeben sich nach Akkon, lassen sich dort von ihrem Gönner, dem päpstlichen Legaten Tebaldo de Visconti, in Vertretung des Papstes Schreiben an den Grosskhan mitgeben, besuchen Jerusalem und reisen über Ajas nach Armenien. Hier erreicht sie ein Bote aus Akkon, der sie dorthin zurückruft, weil inzwischen Tebaldo de Visconti am 1. September 1271 selber zum Papst gewählt worden ist und nun als Papst Gregor X (1271—1276) offiziell dem Grosskhan zu antworten wünscht. Ausser dem amtlichen Briefen gibt er ihnen zwei Mönche mit auf den Weg, um Mission auszuüben; doch kehren diese Mönche bereits in Armenien wieder um, weil ihnen die Gefahren der Reise zu gross erscheinen)...

Nicolo, Maffio und Marco aber gingen unerschrocken den Gefahren, an die sie schon lange gewöhnt waren, entgegen, überschritten die Grenzen Armeniens und verfolgten ihre Reise weiter. Als sie lange Tagereisen weit die Wüste durchzogen und manche gefährlichen Orte berührt hatten, gelangten sie in nordöstlicher Richtung so weit, dass sie endlich Nachricht über den Grosskhan erhielten, der damals seine Residenz in einer grossen und prächtigen Stadt Clemenfu (Kaiping) hatte. Ihre ganze Reise bis zu diesem Orte dauerte nicht weniger als $3\frac{1}{2}$ Jahre, denn während der Wintermonate konnten sie nur unbedeutende Strecken vorwärts kommen.

Als aber der Kaiser hörte, dass sie sich seiner Hauptstadt näherten und wie viel sie zu erdulden gehabt hatten, schickte er ihnen seine Boten 40 Tagereisen weit entgegen und gab Befehl, ihnen in allen Orten, durch die sie kommen mussten, jede Bequemlichkeit zu verschaffen. Auf diese Weise und mit

---

1) Diese Zahl weicht in den verschiedenen überlieferten Marco Polo-Handschriften voneinander ab. Am wahrscheinlichsten war Marco damals, i. J. 1269, wohl etwa 15 Jahre alt.

Gottes Hilfe wurden sie in voller Sicherheit an den kaiserlichen Hof geleitet... (Höchst ehrenvoller Empfang, Übergabe der päpstlichen Schreibens und der Geschenke. Der junge Marco Polo wird ins Ehrengefolge des Grosskhans aufgenommen und nun viele Jahre lang in zahlreichen Sondermissionen verwendet, wobei er sich gründliche Vertrautheit mit den Landschaften Chinas aneignet und im kaiserlichen Auftrag selbst Reisen nach den Sundainseln, nach Birma und Vorderindien unternimmt)...

(Erst 1292 gestattet der Grosskhan den Venetianern, die er gar nicht von sich lassen wil, nach vielen vergeblichen Bitten die Heimkehr gegen die Zusicherung, dass sie nach Ausrichtung einer neuen Mission beim Papst zu ihm zurückkehren würden. In Begleitung persischer Gesandter, die eine mongolische Prinzessin aus China ihrem König Argun als Gemahlin zuführen sollen, reisen sie auf dem Seewege ab)... Er wurde für die Ausrüstung von 14 Schiffen Sorge getragen, von denen jedes einen Mast hatte und bis zu 9 Segeln führen konnte... Unter diesen Schiffen waren mindestens 4 oder 5, die eine Besatzung von 250—260 Köpfen aufwiesen. Die Gesandten, deren Schutz die Königin anvertraut war, gingen zusammen mit Nicolo, Maffio und Marco Polo in See, nachdem diese Abschied vom Grosskhan genommen hatten, der sie mit vielen Rubinen und anderen köstlichen Edelsteinen beschenkte. Auch gab er Befehl, die Schiffe mit Vorräten für 2 Jahre zu versorgen.

Als sie ungefähr drei Monate gefahren waren, kamen sie zu einer Insel, die in südlicher Richtung lag und Java genannt wird... Von dort weiterfahrend benötigten sie in den indischen Meeren 18 Monate, ehe sie imstande waren, den Platz ihrer Bestimmung im Lande Argons zu erreichen... Von den Schiffsleuten und anderen Mitfahrenden verloren sie ungefähr 600 Mann durch Tod; von den Gesandten überlebte nur einer, namens Goza, die Reise, während von allen Frauen und Dienerinnen nur eine starb... (Im Zielhafen hören sie, dass inzwischen König Argon am 10. März 1291 verstorben ist. Es folgt ein

9monatlicher Ruheaufenthalt in Persien. Sie erfahren hier noch, dass inzwischen auch der 80jährige Grosskhan im Februar 1294 gestorben ist, womit sie ihres Versprechens, zu ihm zurückkehren zu wollen, ledig sind)...

Endlich erreichten sie die Stadt Trebisond (Trapezunt), von wo sie nach Konstantinopel gingen, dann nach Negropont und zuletzt nach Venedig, an welchem Orte sie frisch und gesund und mit grossen Reichtümern im Jahre 1295 ankamen...

Das Zeitalter, in dem die mongolische Gewitterwolke etwa 1½ Jahrhunderte lang drohend über Europa hing, war dennoch für Handel und Wandel sowie für den Austausch kultureller Güter von grösster Bedeutung für die Christenheit des 13. und 14. Jhds. Im Gegensatz zu den fanatisch christenfeindlichen Mohammedanern legten die Mongolen dem friedlichen Verkehr keine Hindernisse in den Weg. Haenisch sagt treffend [1]):

> „Für den chinesischen Kaufmann hätte die Mongolenzeit eigentlich eine goldene sein müssen. Der grosse Überlandhandel für den Westen war eröffnet. Chinesische Waren gingen ungehindert nach dem fernen Westen, fremde Güter aus Westasien und dem Abendlande strömten nach China herein".

Leider blieb dieser Kultusaustausch seit dem Sturz der Mongolenherrschaft in China 1368 völlig aus und lebte erst im 17. Jhd. wieder langsam auf. Was er zu bedeuten hatte, lehrt am deutlichsten die anfangs aus kaufmännischem Unternehmungsgeist hervorgegangene Reise der Venezianer Polo ins Reich der Mitte. Sie ist unter allen Reisen des Mittelalters Zweifellos und mit Recht die berühmteste. Er wurde bei dieser Gelegenheit kein einziges völlig neues Land berührt, und auch die Reise selbst wiederholte nur, was Dutzende von Malen zuvor teils namenlose, teils mit Namen bekannte Kaufleute und Gesandte genau ebenso vollbracht hatten, darunter auch einige Jahre vorher Marco Polo's Vater und Oheim, mit denen er zusammen reiste, schon einmal. Wenn dennoch jene über 24 Jahre ausgedehnte Reise wahrhaft epochemachend war, so bewirkte dies das grossartige Reisewerk, das Marco Polo verfasst hat, das mit seinen glänzenden Schilderungen von Land und Leuten und seinem weiten geographischen Horizont dem Zeitalter völlig neue Blicke in verschlossene Welten öffnete. Insofern hat Polo ebenso verdienstlich gewirkt wie der grosse Ptolemäus im Altertum. Sein Werk war für die damalige Christenheit eine Sensation allerersten Ranges und hat den denkbar grössten Einfluss auf die erdkundlichen Vorstellungen der nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Columbus ausgeübt, hat

---

1) Erich Haenisch: Die Kulturpolitik des mongolischen Weltreichs, in den Vorträgen und Schriften der Preuss. Akademie der Wissenschaften, Heft 17, Berlin 1943, 12.

auch bewirkt, dass man in Europa manche der aus China berichteten Kulturerrungenschaften alsbald nachzuahmen begann, die man vorher meist nicht gekannt hatte, so die Bepflanzung der Landstrassen mit Bäumen, die Verwendung der Kohle, das staatliche Papiergeld usw.

Wer weiss, ob Marco Polo je dazu gekommen wäre, sein prachtvolles Werk, das sich durch hohe Wahrheitsliebe, Nüchternheit und eine weltumfassende Weite des Horizonts auszeichnet, überhaupt niederzuschreiben, wenn er nicht in der zwischen Venetianern und Genuesen geschlagenen Seeschlacht von Curzola (7. September 1298) in genuesische Gefangenschaft geraten wäre und nun seit dem 16. Oktober 1298 eine 9monatige Musse als Kriegsgefangener damit ausgefühlt hätte, dass er seine Erinnerungen dem Rustighello (Rusticianus) von Pisa diktierte! Wohl niemals sonst in der Geschichte hat das Unglück einer Kriegsgefangenschaft so segensreiche Folgen gezeitigt!

Ein weiterer hoher Glückfall war es, dass Marco Polos Reise nach China gerade in einer Zeit stattfand, da in diesem Lande ein Mongolenkaiser von ungewöhnlichem Format die Herrschaft ausübte, während die sonstigen Nachfolger Dschingis Khans auf ziemlich niedrigem geistigen Niveau standen. Kublai Khan, der i. J. 1214 geborene Enkel des Gründers der Dynastie, war ein kultivierter, für Kunst und Wissenschaft empfänglicher, milder und weiser Herrscher, dessen hohe Gunst allein Marco Polo befähigt hat, sich sein gewaltiges Wissen vom Fernen Osten anzueignen. Unter seiner Regierung gelangte das vorher von zahllosen Wechselfällen betroffene chinesische Reich wieder einmal nach etwa 500jähriger Pause auf einen Gipfelpunkt der politischen Macht und der wirtschaftlichen Blüte, wenn auch unter einer fremden Erobererdynastie.

In der Berührung mit der altchinesischen Hochkultur entwickelte sich der Enkel des furchtbaren Dschingis Khan zu einer der glänzendsten Herrschergestalten aller Zeiten, die mit Fug und Recht Anspruch auf den Beinamen Kublai der Grosse hätte, da nur ganz wenige Fürsten der Geschichte sich ihr zur Seite stellen können, etwa ein Alexander, ein Karl, Alfred, Otto und Friedrich der Grosse. Die modernen Sinologen nennen Kublai „einen der grössten Herrscher auf chinesischem Thron" [1]) ja zählen ihn „unzweifelhaft zu den grössten Herrschergestalten der Geschichte" [2]). Marco Polo sagt von ihm:

> „Dieser grosse Khan ist der mächtigste Mann an Volk und Land und Reichtum, der jemals in der Welt gelebt hat und jetzt lebt".

Selbst die von Hass gegen die Mongolen erfüllten Yuan-Annalen, die nach der Vertreibung der Mongolendynastie 1368 geschrieben wurden, lassen ihm Gerechtigkeit widerfahren und sagen):

> „Schi-tsu (Kublai Khan) war von offenem Sinn und umfassendem Weitblick. Er wusste die Menschen nach ihren Fähigkeiten anzustel-

1) Erich Haenisch: Die Kulturpolitik des chinesischen Weltreiches, in Forschungen und Fortschritte, 1943, 334.

2) Otto Franke: Kublai Khan und seine chinesischen Berater, ebendort 10./20. Oktober 1942.

len... Was von einer einzigen Generation geschaffen wurde, das wirkte als Beispiel in ferne Zeiten".

Das schöne Wort „Er wusste die Menschen ihren Fähigkeiten anzustellen" wird grossartig illustriert durch Frankes Wort:

> „Kublai muss entweder eine grosse Menschenkenntnis besessen oder eine sehr glückliche Hand in der Auswahl seiner Freunde gehabt haben. Denn fast alle sind in hohe, mehrere in die höchsten Stellungen aufgestiegen. Keinem hat er seine Gunst zu entziehen brauchen, sondern bis zu ihrem Tode haben sie das Vertrauen und dass willige Ohr ihres Herrn gehabt".

Welcher Fürst kann sich eines gleichen Erfolges rühmen? Marco Polo's Berichte über die unermesslich grossen Städte des Landes, die ungeheuren Menschenmassen, die wunderbaren Verkehrseinrichtungen, die prachtvolle Organisation der staatlichen Verwaltung und der wirtschaftlichen Probleme muteten im Europa um 1300 wie ein Märchen an und trugen dem Verfasser des Werkes den Beinamen „Messer Millione" ein, wegen der vielen, als unglaubhaft angesehenen, hohen Zahlen, die in seiner Erzählung mitgeteilt wurden. Vorher hatte das Europa jenes Zeitalters von China fast nichts gewusst; nun erfuhr man, dass es dort ein unerhört grosses, mächtiges, wunderbar blühendes Reich gab, dem sich in Europa kaum etwas zur Seite zu stellen vermochte und das von einem wahrhaft grossen Kaiser regiert wurde. Peking, von Polo Kambalu (= Kanbalek, Stadt des Grosskhans) genannt, die erst 1264 von Kublai Khan zur obersten Residenz erhobene Stadt, erlangte eben durch Marco Polos Werk jenen sagenhaften Ruf, der ihr noch zwei Jahrhunderte später anhaftete und der das Sinnen und Denken eines Columbus mit magischer Zauberkraft anzog. Wie segensreich Kublai Khan wirkte, geht vielleicht am deutlichsten daraus hervor, dass er zwar seinen Herrschaftsbereich noch durch die Eroberung von Südchina und Tibet ausdehnte, dass er dort aber, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, schonend vorging. Erst 1268 war z.B. Hangtschou, Polos Quinsay, der Herrschaft Kublai Khans unterworfen worden; nur ein Jahrzehnt später befand sich aber diese Stadt in jener unfassbar stolzen Blüte des Wohlergehens, die uns Marco Polo in dem berühmten 68ten Kapitel des 2. Buches seines Reisewerkes so überaus eindrucksvoll geschildert hat.

Im übrigen erwies sich zwar die Verlegung der Residenz der Mongolenherrscher nach China für dieses Land selbst wie auch für den Ruf der mongolischen Macht als höchst förderlich. Dennoch war sie, geopolitisch betrachtet, ein Fehler, wie schon v. Richthofen vor 60 Jahren klar erkannte, als er schrieb [1]:

> „Kublai verliess die Residenz Karakorum, deren Lage allein für die Beherrschung des Reichs geeignet war, und verlegte seinen Sitz nach China. Damit war der Schwerpunkt seiner Macht ganz exzentrisch, und es musste ein Zerfall des grossen Körpers eintreten."

---

1) F. v. Richthofen: China, Berlin 1877, I 538.

Dieser Zerfall liess unter den unfähigen Nachfolgern Kublai Khans in der Tat nicht lange auf sich warten. In Polo's Tagen freilich hielt die Persönlichkeit des grossen Kaisers die fernen Teile des Reiches noch machtvoll zusammen.

Polo's Buch berichtet uns nicht nur von einer Chinareise, sondern von zweien. Die erste führten die beiden Brüder Nicolo und Maffio Polo, halb wider ihren Willen, etwa in den Jahren von 1254 bis 1269 aus. Marco Polo, Nicolo's Sohn, nahm nur an der zweiten Reise seines Vaters und Oheims teil, die sich über insgesamt volle 24 Jahre erstreckte, von 1271 bis 1295. Diese war aber die weitaus wichtigere, zumal da die Brüder Polo auf ihr in amtlicher Eigenschaft als Gesandte des Papstes auftraten, während ihr erster Besuch in China nur in ihrer Eigenschaft als Kaufleute, sozusagen auf private Rechnung, unternommen worden war.

Beide Male wurde die Hinreise auf Überlandwegen ausgeführt. Diese Verbindungen waren nach 763 auf mehr als 4½ Jahrhunderte so gut wie unbenutzbar gewesen (Kap. 89). Nach 1200 aber trat wieder eine Wandlung ein. Die Eroberung ganz Innerasiens durch die Mongolen und ihre lebhafte Fürsorge für gute Verkehrsstrassen machten den Landweg für friedliche Händler sicher, während gleichzeitig der lange allein brauchbar gewesene Seeweg in derselben Zeit empfindlichen Störungen ausgesetzt war, weil Ormuz und Kisch in kriegerische Verwicklungen miteinander gerieten. Etwa seit 1236 stand der gesamte Länderkomplex zwischen Russland und China unter mongolischer Kontrolle, alle Fürsten dieser Gebiete waren untereinander eng verwandt, und schon aus jenen politischen Gründen heraus, die wir in den Kap. 118 ff. kennen gelernt hatten, wurde die Verkehrssicherheit im gesamten mongolischen Asien auf die damals höchsterreichbare Stufe gehoben.

In eben diese Zeitperiode Asiens, die für den unternehmenden Kaufmann, den Weltreisenden und Forscher die denkbar günstigsten Vorbedingungen bot, gerieten die Poli hinein. Während ihre Vorgänger, die den Grosskhan aufgesucht hatten, die Carpini, Longjumel, Rubruk usw., in die mongolische Steppenarmut gelangten, die nichts Auffälliges darbot, kamen sie in das reiche, menschenwimmelnde China. Damit öffnete sich der Blick ins sagenhafte Seidenland, auf grosse wirtschaftliche Werte, und es ist begreiflich, dass diese Erlebnisse zur Nachahmung so stark anreizten, wie es eine Reise nach Karakorum ganz gewiss niemals vermocht hätte.

Diesem einen Glücksumstand gesellte sich ein zweiter: dass Nicolo und Maffio Polo in Buchara, wohin sie von Bulgar und Sarai aus, infolge kriegerischer Wirren, wider ihren Willen hatten reisen müssen, zufällig mit einer Gesandtschaft Hulagu's zusammentrafen, die gerade auf dem Wege zum neuen Grosskhan Kublai war und deren Führer sie ehrenvoll einlud, ihn auf seiner Reise nach China in voller Sicherheit zu begleiten. Lemke vermutet [1]), diese Gesandtschaft Hulagu's an Kublai Khan [2]) sei identisch gewesen mit derjenigen, die den neugewählten Grosskhan Kublai in

1) Lemke, a.a.O., 36.

2) Voraufgegangen war 1259 eine Gesandtschaft des Grosskhans Mangu, der bald darauf im Kriege fiel, an Hulagu (Ernst Bretschneider: Notes on Chinese mediaeval travellers to the West, Schanghai 1875, 57).

Hulagu's Auftrag ermutigen sollte, die Wahl anzunehmen, wozu er sich anfangs nicht entschliessen mochte, weil auch sein in Karakorum verbliebener Bruder Arigh Buka bis 1265 Ansprüche auf die Würde des Grosskhans erhob. Die Annahme mutet durchaus wahrscheinlich an.

In diesem Fall könnte man einen Anhalt für das von Polo leider nicht genannte Jahr des geschilderten Ereignisses gewinnen. Kublai war am 4. Juni 1260 zum Kaiser der Mongolen gewählt worden. Das Zusammentreffen der Gesandtschaft des Hulagu mit den Venezianern in Buchara kann daher frühestens 1261 oder 1262 stattgefunden haben, die Ankunft in China vielleicht ein Jahr später. Da der erste Besuch in China den Grosskhan noch in Kaipingfu antraf, das 1259 von seinem Vorgänger Mangu Khan zur Residenz erhoben worden war, aber nur 5 Jahre lang Residenz blieb, dürfte das Jahr 1263 oder 1264 dem Zeitpunkt des ersten Eintreffens der Poli in China entsprechen. Ihr Aufenthalt daselbst scheint sich über etwa 1½ Jahre erstreckt zu haben. Im Laufe des Jahres 1265 oder 1266 haben sie wohl die Rückreise angetreten, die sie 3 Jahre später nach Ajas und ein paar Monate später nach Akkon brachte, wo sie im April 1269 eintrafen. Dieses Datum der Ankunft in Akkon ist leider das einzige, das in Polo's ganzen Werk mitgeteilt ist.

Die zweite, längere und ungleich bedeutungsvollere China-Reise der Poli, an der Marco teilnahm, lässt sich ein wenig genauer als die erste datieren, obwohl Polo's Werk auch in dieser Schilderung die Angabe von Jahreszahlen bedauerlicherweise meidet. Im Frühsommer 1269 mögen Nicolo und Maffio Polo in ihre Heimatstadt zurückgekehrt sein. Da sie die neue Papstwahl abwarten wollten, ehe sie ihr Versprechen, nochmals nach China zu kommen, einlösten, mussten sie ihren Aufenthalt in Venedig unerwartet lange ausdehnen. Die Vakanz auf dem Stuhle Petri, die durch den in Viterbo erfolgten Tod Papst Clemens' IV (23. November 1268) herbeigeführt worden war, währte gerade damals erstaunlich lange Zeit. Allerlei Zwischenfälle und Intrigen verzögerten die Neuwahl fast durch 3 Jahre. Schliesslich glaubten die Poli nicht länger warten zu dürfen, obwohl sie es gar sehr begrüsst hätten, wenn sie dem Grosskhan ein persönliches Schreiben des neuen Papstes hätten mitbringen können, und brachen etwa im Sommer 1271 aufs neue nach China auf. In Akkon angelangt, baten sie den dortigen päpstlichen Legaten Tebaldo de Visconti, Erzdiakonus von Lüttich, der ihnen schon früher seine Gunst bezeugt hatte, er möge ihnen einen Brief an den Grosskhan als Ersatz für das fehlende päpstliche Schreiben mitgeben. Dies geschah, und sie reisten zunächst nach Armenien weiter. Hier aber erhielten sie die Nachricht, dass ihr Gönner Tebaldo de Visconti am 6. September 1271 selber zum Papst gewählt worden sei, obwohl er weder Kardinal noch Bischof war. Der neue Papst, der den Namen Gregor X annahm (1271—1276), wünschte in seiner Eigenschaft als neues Oberhaupt der Kirche dem Grosskhan einen zweiten, vollwertigen Brief zu schreiben und berief deshalb unsere Reisenden nochmals nach Akkon zurück. Auch sollten jetzt zwei Mönche die Poli nach China begleiten, um dort als Missionare der christlichen Lehre zu wirken.

Durch diese Zwischenfälle wurde die Reise abermals um mehrere Monate

verzögert. Mit einem wirklichen päpstlichen Briefe versehen [1]) und in Begleitung jener zwei Mönche Nicolo von Vicenza und Guielmo von Tripolis brachen die Poli abermals von Akkon auf. Schon in Armenien aber trennten sich ihre geistlichen Begleiter von ihnen, weil sie die Gefahren der weiten Reise fürchteten. Wie wir noch hören werden (Kap. 131), hat diese unverantwortliche Feigheit der beiden Mönche wahrscheinlich eine ausgiebige Christianisierung Chinas im geeignetsten Zeitpunkt vereitelt.

Die Poli selbst reisten weiter. Welchen Weg sie eingeschlagen haben, ist nicht völlig sicher. Cordier vermutet [2]), sie seien über Mossul und Bagdad gereist, da diese zwei Städte in Polo's Werk genannt sind. Doch hängt dieser Schluss in der Luft, da Polo viele Orte aufzählt, über die er nur vom Hörensagen etwas weiss. Penzer hat gezeigt [3]), dass sie Mesopotamien voraussichtlich nicht berührt haben. Ein englisches Werk jüngster Zeit [4]) hat es wahrscheinlich gemacht, dass die Reise von Akkon und Ajas über Kaisarie, Siwas, Erzindjan, Erzerum, nördlich am Wan-See vorbei nach Täbris und dann über Kaschan, Yezd und Kerman nach Ormuz verlief, das die Reisenden in jedem Fall besucht haben. Weiter dürfte ihr Marsch über Herat, Balch und den Pamir [5]) nach Kaschgar, Yarkend, Khotan, vorbei am Lop Nor zur Sommerresidenz Kaiping des Grosskhans verlaufen sein. Es scheint, dass sie etwa im Frühjahr 1275 am kaiserlichen Hof, nach 9—10 jähriger Abwesenheit, wieder eintrafen.

Sie wurden vom Grosskhan mit höchsten Ehren aufgenommen und es wurde ihnen dauernd die kaiserliche Huld in vollstem Masse zu teil. Zumal Marco Polo, der damals etwa 19 Jahre gezählt haben mag, wurde ein besonderer Günstling und Vertrauter des Kaisers, dem fortan zahlreiche diplomatische Missionen übertragen wurden und der sich dieses hohen Vertrauens dank seinem klaren Blick und seiner hervorragenden Intelligenz auch durchaus würdig erwies. Die chinesischen Yuen-sse-Annalen der Mongolendynastie berichten zum Jahre 1277, dass ein Po-lo zum Kommissar des Geheimen Rats ernannt wurde. Wir haben Grund anzunehmen, dass sich in diesem Jahre Marco Polo in Singanfu — bei ihm Quen-zan-fu genannt — aufhielt [6]). Im kaiserlichen Auftrag konnte Marco Polo nach und nach alle chinesischen Provinzen, mit Ausnahme von Kwangsi und Kwantung, bereisen [7]).

---

1) Beklagenswerterweise ist weder der Wortlaut des Briefes des Grosskhans noch derjenige der Antwort Papst Gregors X auf uns gekommen. Raynaldus, der sonst alle Korrespondenz der Päpste im Wortlaut mitteilt, kannte offenbar selber jene Briefe nicht und erwähnte sie nur auf Grund der Mitteilungen Marco Polo's (Annales ecclesiastici, Lucca 1748, III 280 f.).

2) The Book of Ser Marco Polo, edited by Sir Henry Yule and revised by Henry Cordier, 3 vols., London 1926.

3) The Most Noble and Famous Travels of Marco Polo, edited by N. M. Penzer, London 1929.

4) Sir E. Denison Ross: Marco Polo and his book, in Proceedings of the R. British Academy, vol. XX, London 1934.

5) Wolfgang Lenz: War Marco Polo auf dem Pamir?, in der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 9. — Vgl. auch die italienische Polo-Ausgabe von L. F. Benedetto, Florenz 1928.

6) Lemke, a.a.O., 303, Anm. 2.

7) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, Berlin 1865, 160.

Marco Polo und seine Verwandten wären die rechten Männer gewesen, damals dem Christentum in China Eingang zu verschaffen und hätten den zwei Mönchen, die sie begleitet hatten, das reichste Wirkungsfeld verschaffen können, wenn jene sich ihrer Mission nicht durchaus unwürdig erwiesen hätten. Kublai Khan stand der christlichen Lehre ausgesprochen freundlich gegenüber. Es ist ihm fälschlich nachgesagt worden, er sei getauft gewesen. Wohl aber ist es sehr leicht möglich, dass er, wenn er sich hätte taufen lassen, alsbald den grössten Teil seines Volkes nach sich gezogen hätte. Ein Christ ist er nicht gewesen; aber er dachte und handelte wie ein Christ. Beraten von einsichtigen und klugen Chinesen [1]), „betrachtete er die Massen des Volkes als seine Kinder" und „arbeitete unablässig an sich selbst und an der geistigen Erziehung seiner Untertanen" [2]). — Zwar versuchte Papst Nikolaus III (1277—1280) im April 1278 nochmals, Geistliche nach China zu senden, die Minoritenmönche Gerhard von Prato, Antonius von Parma, Johannes von Sta. Agata, Andreas von Florenz und Matthias von Arezzo. Kurz zuvor, noch unter der Regierung seines Vorgängers Johann XXI (1276—1277) waren nämlich mongolische Gesandte aus Persien am päpstlichen Hof eingetroffen und hatten berichtet, der Grosskhan habe das Christentum angenommen [3]). Diese scheinbare Gunst der Lage wollte Papst Nikolaus ausnutzen. Deshalb entsandte er jene Mönche und gab ihnen einen Brief an den Grosskhan mit, adressiert: „Quolibey (Kublai), Magnus Cham, Imperator et Moderator Omnium Tartarorum Illustris" [4]). Leider hat dieser Brief den Adressaten nicht erreicht; die Mönche reisten über Persien ab, aber — man hat nie wieder von ihnen vernommen. Ihr Reiseziel haben sie sicher nicht erreicht, da weder Polo noch der 1306 geschriebene Pekinger Brief des Johannes von Montecorvino (Kap. 131) ihrer mit einer Silbe gedenken.

Die Polo-Reise nach China war sonst in jeder Weise hervorragend vom Glück begünstigt; aber über allem, was mit Missionierungsabsichten zusammenhing, schwebte ein Unstern. Als schliesslich, 1293, wirklich ein grosser katholischer Gottesmann und Glaubensbote nach Peking gelangte (Montecorvino), hatten die Poli, die ihm die Wege zur Taufe Kublai Khans und seines Volkes mit Leichtigkeit hätten ebnen können, seit einem Jahre das Land wieder verlassen; der grosse Mongolenkaiser Kublai Khan hat den neuen Beauftragten des Papstes nur ein Mal kurz zu Gesicht bekommen und starb sehr bald nach dessen Ankunft. Damit ging zum zweiten Male in der Geschichte die Möglichkeit verloren, das riesige Reich der Mitte für das Christentum zu gewinnen.

Die Rückreise der Poli, die ihnen erst nach manchen vergeblichen Bitten 1292 schliesslich gestattet wurde, verlief in der im Originaltext geschilderten Weise grösstenteils zur See. Erst 3 Jahre später trafen sie wieder in Venedig ein, mit Schätzen reich beladen. Die grossen Reisestrapazen müs-

1) Otto Franke: Kublai Khan und seine chinesischen Berater, in Forschungen und Fortschritte, Jg. 18 (1942), No. 29/30.

2) Egmont Zechlin: Maritime Weltgeschichte, Hamburg 1947, 344.

3) Heribert Holzapfel: Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens, Freiburg 1909, 255.

4) Henry Yule: Cathay and the way thither, ed. Cordier, London 1914, 5, Anm. 1.

sen allen drei Reisenden ausgezeichnet bekommen sein. Der Vater Nicolo Polo hatte ja, mit Ausnahme der zwei Jahre 1269—1271, rd. 40 Jahre, eher noch etwas mehr, ständig auf Reisen verbracht. Als er, „wahrscheinlich 1254" [1]), Venedig zu seiner ersten grossen Handelsreise verliess, mag er in den zwanziger Jahren gestanden haben, denn er war schon verheiratet. Als er 1295 in die Heimat zurückkehrte, muss er demnach ein mittlerer Sechziger gewesen sein. Dies hinderte ihn jedoch nicht, abermals 3 oder 4 Jahre später noch eine neue Ehe einzugehen. Nachdem sein einziger Sohn Marco in die Gefangenschaft der Genuesen geraten war, ohne eine Familie zu hinterlassen, glaubte Nicolo es seinem Geschlecht schuldig zu sein, für neue Nachkommenschaft zu sorgen. So verheiratete er sich als hoher Sechziger, wenn nicht gar schon als Siebziger, kurz vor der Jahrhundertwende zum zweiten Mal und erzeugte tatsächlich noch weitere drei Söhne. Marco Polo, der 1299 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, heiratete um 1302 gleichfalls, doch entsprangen dieser Ehe zwei Töchter, doch kein Sohn. Er verliess in der Folge seine Heimatstadt nicht mehr für längere Zeit.

Das Todesjahr des grossen Mannes ist unbekannt. Man weiss nur, dass er zu Anfang 1324 sein Testament machte. Er mag wohl nicht viel später, vermutlich etwa 70—74 Jahre alt, gestorben sein. Bezeichnenderweise wurde er auf seinem Sterbebett von seinen Freunden gedrängt, er möge doch durch Widerruf der vielen „Unwahrheiten" seines Reisewerkes sein Gewissen erleichtern. Ja, noch mehr! Amoretti schreibt [2]):

> „Wir wissen durch das Zeugnis des Bruders Jacopo di Aqui, wie man sich über Polo in so hohem Masse lustig machte, dass es noch lange nach seinem Tode in den venezianischen Maskenumzügen stets eine Person gab, die seinen Namen annahm, ihn darstellte und das Volk durch Erzählen unwahrscheinlichster Dinge ergötzte".

Solche Verhöhnungen des grossen Mannes durch die Plebs sind nur ein sicheres Anzeichen für die Beispiellosigkeit seiner gewaltigen Leistung in damaliger Zeit!

Merkwürdigerweise zeigt sich ja immer wieder und wieder, dass völlig wahre Schilderungen, wie diejenigen eines Pytheas, einer Nestorianischen Tafel, eines Marco Polo u.a., auf völligen Unglauben bei Mit- und Nachwelt stossen, während ungeheuerlichste Schwindelgeschichten, wie diejenigen eines Onesikritos (Kap. 22 u. 25), eines Libro del Conoscimiento, eines Sir John Mandeville u.a., ohne weiteres Glauben finden. Auf anderen Gebieten, in der Technik (Perpetuum mobile), der Medizin, der Politik, zeigt sich die gleiche Erscheinung. Leider hat ein pessimistisch-trübes Wort von Banse [3]) nur allzu sehr Geltung:

> „Je reiner du die Wahrheit sprichst, um so mehr magst du dich der Lüge verdächtigen; je geschickter du aber lügst, um so mehr glaubt dir alle Welt".

1) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, München 1865, 158.
2) Carlo Amoretti (übers. Maldonado): Voyage de la Mer atlantique à l'Océan pacifique à l'an 1588, Mailand 1812, 67.
3) Ewald Banse: Grosse Forschungsreisende, München 1933, 48.

Der allgemeine Unglaube, dem Polo's Reiseschilderung anfangs begegnete, hat bewirkt, dass sein Werk etwa 100 Jahre lang kaum beachtet wurde. Während die erschwindelte Reise des John Mandeville (Kap. 138) und die beträchtlich geringerwertigen Erlebnisse des Hans Schiltberger (Kap. 154) eine sehr beliebte Lektüre bildeten, wurden die staunenswerten Beobachtungen des venezianischen Reisenden nicht beachtet. Erst im 15. Jhd. fanden sie erhöhtes Interesse, aber zunächst nur, weil sie den einzigen Hinweis auf die geheimnisvolle Insel Zipangu (Japan) darboten, von deren fabelhaften Schätzen man sich weit übertriebene, durch Polo's Erzählungen mitveranlasste Vorstellungen machte.

Polo's Reisewerk enthält einige Glanzstücke der Darstellung, die ihn freilich dereinst zumeist in den unverdienten Ruf eines Märchenerzählers gebracht haben. Hierzu gehört in allererster Linie das berühmte 68te Kapitel des 2ten Buches, worin er das brausende Verkehrsleben in der grossen Hafenstadt Quinsai, dem heutigen Hangtschou, beschreibt, das damals die reichste Stadt der Welt war, und in der seiner Angabe nach 1 600 000 Familien gewohnt haben sollen. Das heutige Hangtschou weist nur 900 000 Einwohner auf. Dass der Ort damals grösser und viel wichtiger als heute war, ist durchaus glaubhaft. Damals mündete noch ein Arm des Jangtsekiang in die Hangtschou-Bucht ein, sodass an dieser Stelle der Haupteingang zu dem so hochwichtigen chinesischen Binnenschiffahrtsnetz und zum Kaiserkanal zu finden war [1]). Durch das Verschwinden des Stromarms ist das einstige Ästuar zu seicht geworden [2]), und v. Richthofen hat betont, dass infolgedessen grössere Schiffe heute nicht mehr nach Hangtschou-fu gelangen können; „damit hat der Zugang zu dem inneren Kanalnetz seine Bedeutung verloren" [3]).

Im einzelnen lässt Polo's Reisewerk manche Wünsche unerfüllt. Seiner Abneigung gegen Angabe von Jahren und Daten wurde schon gedacht. Während ein Rubruk so zahlreiche und genaue Daten mitteilt, dass wir fast von jeder Woche seiner Reise angeben können, wo er sich befand, bestehen bei Polo oft ansehnliche Zweifel, in welchem Jahre, ja sogar in welchem Jahrzehnt er diesen oder jenen Landesteil zu Gesicht bekommen hat. Wiederholt lässt sich nicht einmal ermitteln, ob er diese und jene Gegend persönlich besucht hat oder ob er vom Hörensagen darüber berichtet. So erzählt er einmal [4]) ausführlich von einer Reise, die er im kaiserlichen Auftrag von Peking aus über Osttibet und die Provinz Yünnan bis tief nach Birma hinein unternahm. Wir erfahren aber weder den Zeitpunkt noch den Zweck dieser Reise. Die Schilderung fängt lediglich an: „Als ich 10 Miglien von der Hauptstadt entfernt war". Sonst gibt er nur an, er sei vom Kaiser entsandt worden, „um seine Aufträge auszuführen", und die Reise habe 4 Monate gedauert. Er liefert eine getreue, verlässliche Beschreibung der von ihm durchzogenen Landschaften und Städte, setzt aber dann diese Schilderung ohne erkennbare Unterbrechung

1) Edkins, im Journal of the North China Asiatic Society, II 77 ff.
2) S. Fortune: A residence among the Chinese, London 1857, 321.
3) Ferd. v. Richthofen: China, Berlin 1877, III 637 f.
4) Polo, Buch II, Kap. 27 ff.

auch für solche Länder fort, die er, wie z. B. Bengalen, sicher persönlich nicht mehr besucht hat. Höchstens der Umstand, dass er von einer bestimmten Stelle an [1]) vermeidet, die Entfernungen in Tagereisen anzugeben, lässt darauf schliessen, dass die nachfolgende Erzählung von ihm nicht mehr erlebt, sondern erfragt worden ist. Doch ist dieser Schluss natürlich unsicher. Man kann daher nur vermuten, dass er auf dieser Reise bis nach Miën, der Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, gelangt ist, das dem heutigen Ava am Irawadi entspricht.

Ebenso tut er an einer anderen Stelle [2]) ganz nebenbei seiner Rückkehr Erwähnung „von einer Reise, die er mit einigen Schiffen unter seinem Befehl nach verschiedenen Gegenden Indiens gemacht hatte". Brennend gern wüssten wir Näheres über Zweck, Zeitpunkt und Verlauf dieser Seereise; doch schweigt er sich hierüber völlig aus.

Marco Polo hat sich in sehr willkommener und höchst dankenswerter Weise bemüht, Erkundigungen auch über noch völlig unbekannte Teile der Erde einzuziehen. Er bewahrt sich dabei einen erfreulich nüchternen Sinn und verzichtet auf die zahllosen Wunder- und Fabelgeschichten, die damals ganz besonders im Schwange waren, ja, die gar manchen alten Schriftstellern sogar weitaus am wichtigsten waren, nach dem Motto: je unglaublicher, desto mitteilenswerter. Was Polo berichtet, darf als gut nachgeprüft und trefflich glaubwürdig gelten.

Wo er freilich selber auf fremde Berichte angewiesen ist und nicht aus eignem Augenschein erzählen kann, ist er auch manchen Märchen zum Opfer gefallen. Besonders deutlich zeigt sich dies in dem, was er von Zipangu-Japan zu berichten weiss. Er ist der überhaupt erste Europäer, der des ostasiatischen Inselreichs Erwähnung tut. Sowohl über die angeblichen ungeheuren Reichtümer des Landes wie über die Sitten seiner Bewohner, die von ihm als Menschenfresser hingestellt werden, bringt er mancherlei Fabeln [3]). Diese unfreundliche und unwahre Beurteilung mag damit zusammenhängen, dass gerade in den Jahren, in denen sich die Poli in China aufhielten, zumeist Kriegszustand zwischen den Mongolen und Japanern bestand. Kublai Khan wollte sich Japan untertan machen. 1271 forderte er die Unterwerfung, die abgelehnt wurde. Darauf überzog er Japan mit Krieg; doch wurde seine Flotte von 300 Schiffen 1274 bei Tsushima von den Japanern vernichtet, und ein Versuch, 1275 auf Kiushiu zu landen, wurde von den Japanern abgeschlagen. Als 1278 Kublai Khan nochmals durch einen Gesandten Unterwerfung und Tributzahlung verlangte, liess ihn der Ministerpräsident des 91ten Mikado Go-Uda-Tenno (1275—1287) gefangen nehmen und hinrichten. Darauf erfolgte ein neuer Kriegszug, diesmal mit 900 Schiffen, der nach anfänglichen mongolischen Erfolgen in einer grossen Katastrophe endete. Teils durch japanische Angriffe, noch mehr aber infolge eines gewaltigen Taifuns (ähnlich wie 1588 beim Zuge der

---

1) Buch II, Kap. 44.
2) Buch I, Kap. 1.
3) Buch III, Kap. 2 und 3.

spanischen Armada gegen England) ging 1281 fast das ganze mongolische Heer und die Flotte zugrunde. Vorgeblich kamen von 100 000 Mann nur 3 mit dem Leben davon. Dennoch liess Kublai Khan seit 1283 einen neuen Feldzug vorbereiten, dessen Leitung dem General Atagaï anvertraut wurde. Es traten jedoch allerlei Behinderungen ein, und als 1286 die Seefahrt endlich angetreten werden sollte, nötigten andre politische Komplikationen den Grosskhan schliesslich zur Aufgabe des Unternehmens. Es ist begreiflich, dass solche Zeiten leidenschaftlicher Erregung wenig geeignet waren, in China über das Feindesland objektive Nachrichten einzusammeln.

Erhöhte Beachtung verdient, was Polo über die Südsee bereits erkundet hat. Er schreibt hierüber [1]:

> „Dieses Meer ist so weit und gross, dass die erfahrensten Seeleute und Piloten, die es befahren haben und die Wahrheit kennen, der Meinung sind, es lägen darin nicht weniger als 7440 Inseln, die fast alle bewohnt sein sollen, und es wüchsen dort keine Bäume, die nicht einen guten und angenehmen Duft hätten; ferner soll es dort viele Spezereien und Gewürze, eine Menge Aloë sowie schwarzen und weissen Pfeffer im Überfluss geben. Es ist unmöglich, den Wert des Goldes und anderer Dinge, die sich auf den Inseln finden, zu schätzen; aber ihre Entfernung vom Festland ist so gross und die Schiffahrt mit so vielen Schwierigkeiten und Nöten verbunden, dass die Handelsschiffe von den Häfen Zaitun und Quinsai keinen grossen Gewinn haben, da sie ein ganzes Jahr zu ihrer Reise gebrauchen, im Winter ausfahren und im Sommer zurückkehren".

Polo war nicht etwa der Erste, der in Europa etwas von der Südsee berichtete. Schon im Brief des armenischen Kanzlers Sinibald von 1248 (vgl. Kap. 120) hatte es ähnlich geheissen [2]:

> „Das Königreich Cathay ist das grösste Reich auf der ganzen Welt, hat Überfluss an Menschen und an unermesslichen Reichtümern und liegt an der Meeresküste. Es gibt dort so viele Inseln im Meer, dass Niemand ihre Zahl kennt und auch Niemand sich rühmen kann, sie alle gesehen zu haben".

Einen Teil dieser im Ozean des Ostens liegenden Inseln, insbesondere Java und Sumatra, lernte Polo auf seiner Rückreise selber des genaueren kennen. Von den sonstigen Sundainseln weiss er jedoch noch kaum etwas. Unzweifelhaft war das Weltbild der Araber in dieser Hinsicht wesentlich umfassender als das seinige (Kap. 113). Gerade Marco Polo's Zeitgenosse Qazwini († 1283) wusste noch auf viel östlicher gelegenen Inseln Bescheid als Marco Polo. Wie wir bereits hörten, kannte er, ähnlich wie sein Glaubensgenosse Masudi 300 Jahre vorher, das Beuteltier [3]) und ebenso hatte er bereits von den Gewürzinseln, den Molukken, vernommen, auf denen

---

1) Buch III, Kap. 4.

2) Haithoni Armeni ordinis praemonstratensis de Tartaris liber, in Novus orbis regionum ac insularum, Basel 1537, 419. — Vgl. Yule, a.a.O., I 258 ff.

3) Vgl. Terrae incognitae, II 352.

Muskatnüsse und Nelken vorkommen [1]). Dem Venezianer blieben diese hochwichtigen Erkenntnisse dagegen noch fremd.

Wie sehr zu Polo's Zeit die Berichte des Ptolemäus als ein geographisches Dogma bewertet wurden, geht aus einer Bemerkung Polo's hervor, die seiner Logik alle Ehre macht, aber dennoch zeigt, dass sein Zeitalter historische Kritik noch nicht richtig zu üben verstand. Da nämlich die Grösse der Insel Ceylon bei Ptolemäus viel zu sehr übertrieben ist, folgerte Polo, seit dem Altertum müsse $^2/_3$ der Insel vom Meer abgeschwemmt worden sein. Es liegt hier der gleiche Trugschluss vor, der 1830 einen Lappenberg behaupten liess, Helgoland müsse sich seit 1000 Jahren auf $^1/_7$ seines einstigen Umfangs verkleinert haben. Beide Behauptungen sind völlig unhaltbar.

Kulturhistorisch und geographisch ganz besonders reizvoll ist in Polo's Werk das 45. Kapitel des 3. Buches, worin der Verfasser alles berichtet, was er in China über die nördlichsten Gebiete Asiens erkundet hat. Auch diese Nachrichten sind, wie sich aus anderen Quellen des gleichen Zeitalters beweisen lässt, hervorragend zuverlässig. Es geht aus diesen Mitteilungen die immerhin überraschende Tatsache hervor, dass der erdkundliche Blick der damaligen Chinesen bis zur Eismeer-Küste hinauf gereicht haben muss. Einen andren Schluss lässt Polo's Bemerkung kaum zu:

> „In diesen nördlichen Gegenden findet man Bären, die weiss von Farbe und sehr gross sind. Dort gibt es auch Füchse, deren Fell ganz schwarz ist".

Eisbären in Nordasien kommen nämlich ausschliesslich am unmittelbaren Rande des Eismeers vor, und auch die schwarzen Füchse sind auf die nördlichsten Teile Sibiriens beschränkt. Es muss daher in Polo's Tagen von China aus Pelzhandel bis an die Eismeerküste betrieben worden sein. Kublai Khans Herrschaftsbereich soll sich ja, chinesischer Tradition zufolge, „vom Meer, das vereist ist, bis zur Strasse von Malakka" erstreckt haben [2]).

Handel mit den wertvollen nordischen Pelzen hat vermutlich in Asien, wie in Europa (Kap. 10 und 98), zu allen Zeiten bestanden, und die Länderkenntnis bis fast zum Eismeer ist für China schon zur Zeit der Wei-Dynastie (398-524) nachzuweisen [3]). Im 18. Jhd. bezeugt v. Strahlenberg ständigen Handel mit weissen Fuchsfellen aus dem höchsten Norden des Jenissei-Gebiets bis nach Persien, der Türkei und anderen warmen Ländern [4]). Nordenskjöld bemerkt zu Polo's Nachricht [5]), es müsse:

> „bereits um das Jahr 1200 herum der nördlichste Teil Asiens bewohnt oder wenigstens von Jägern besucht"

worden sein.

1) Johann Gildemeister: Scriptorum Arabum de rebus Indicis loci, Bonn 1838, 201 f. — Vgl. R. Hennig: Wahrscheinliche Kenntnis der Molukken im Altertum und Mittelalter, in Forschungen und Fortschritte 1949, 175 f.

2) Mohammed Sulaiman Ying Kwang Yu: Der Islam in China, in der Moslemischen Revue (Berlin-Wilmersdorf), Aprilheft 1937, 8.

3) v. Richthofen, a.a.O., I 538.

4) Joh. Phil. v. Strahlenberg: Das nord- und östliche Theil von Europa und Asia, Stockholm 1730, 355.

5) Adolf Erik v. Nordenskjöld: Die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega, Leipzig 1882, I 126.

Im 3ten Buch seines Werkes berichtet Polo über viele andere, wenig bekannte Teile der Erde, die er nicht selber kennen gelernt hat. Besonders bemerkenswert ist dabei seine Erwähnung einer „Insel Magastar", unter der wir wahrscheinlich Madagaskar zu verstehen haben. So weit erkennbar, ist dieser Hinweis die überhaupt erste Erwähnung dieser Insel in der mittelalterlichen europäischen Literatur. Allerdings sind Polo's Nachrichten darüber, die anscheinend arabischen Schriften entlehnt sind, nicht einwandfrei. Möglichenfalls haben sie auf die Festlandsküste, zumal auf die Gegend um Mogadischu, Bezug. Seine Angabe, die Bewohner seien Mohammedaner und es kämen dort Elefanten vor, passen keineswegs auf Madagaskar. Da auch der aus „1001 Nacht" bekannte Riesenvogel „Roch", von dem er eine phantastische Beschreibung liefert, auf „Magastar" heimisch gewesen sein soll, muss wohl die Quelle, aus der er schöpfte, ziemlich trübe gewesen sein. Die Frage, ob Polo der erste Christ war, der Madagaskars Erwähnung tut, muss daher offen bleiben.

Ein anderes lange zweifelhaftes geographisches Problem im Werk Polo's stellt das Königreich Kesmacoran dar [1]). Dieses Rätsel dürfte eine neue Polo-Ausgabe von Chavignon geklärt haben, worin dargelegt ist [2]), dass damit die im Orient Kedj-Mekran genannte Provinz Mekran gemeint ist, die heut auf der Grenze zwischen Persien und Belutschistan gelegen ist. In diesem Namen, den schon Ibn Batuta kennt, ist der Name der Provinz mit dem der Hauptstadt verschmolzen. Die Verwandlung der Namensform Kedj-Mekran in Kesmacoran ist bei Wiedergabe alter Namen durch Ausländer nicht auffällig.

Die gleich im Anschluss an Kesmacoran von Polo erwähnten, etwa 500 Meilen weiter südlich erwähnten beiden Inseln im Ozean, von denen die eine nur von Männern, die andre nur von Frauen bewohnt sein soll, dürften auf kleinere Inseln in der Nähe des Kaps Guardafui zu beziehen sein, vielleicht auf die Abdul Kuri-Inseln [3]), und haben wirklich existiert, da auch viele andere Autoren, christliche wie mohammedanische, davon berichtet haben.

Da in Polo's Buch zweifellos von vielen Ländern die Rede ist, von denen er nur Erkundungen eingezogen hat, ohne selbst dort gewesen zu sein, hat Pater Streicher kürzlich den m.E. recht unglücklichen Gedanken geäussert [4]), die ganze China-Reise der Poli sei nur ein „Mythus" gewesen; Marco Polo habe lediglich einen „tatarischen Bädecker des Mittelalters" verfasst an Hand von erfragten Einzelheiten, und erst Rusticiano aus Pisa habe die Geschichte von der persönlichen Anwesenheit der Poli in Indien und China hinzugedichtet. Diese absonderliche These ist mit Recht von der wissenschaftlichen Forschung ignoriert worden und unter keinen Umstän-

---

1) Marco Polo, Buch III, Kap. 34.

2) Chavignons Marco Polo-Ausgabe, Peking 1928, III, 226.

3) R. Hennig: Wo lag das Paradies?, Kap. „Die Amazonen-Sage", Berlin-Tempelhof 1950, 89-91.

4) F. Streicher, S.J., Vortrag vor der Naturforschenden Gesellschaft in Freiburg (Schweiz), in Société Fribourgeoise des sciences naturelles, Procès verbal, séance du 11me mai 1939, 1.

den haltbar. Die Tatsächlichkeit der Polo-Reisen ist durch zu viele innere und äussere Gründe erwiesen und nicht im geringsten fraglich; denn zahlreiche Einzelheiten der Schilderung liessen sich niemals durch blosse Erkundung beschaffen, sondern lediglich erleben.

Polo's Reisewerk über China ist nicht viel später durch andere abendländische Reisende, Oderich, Montecorvino, Ibn Battuta usw., in willkommener Weise ergänzt worden. Dennoch kann sich kein anderer Zeitgenosse, der Schriften hinterlassen hat, mit ihm an Weite des geographischen Blicks, an Zuverlässigkeit und hoher Intelligenz messen. Unser Zeitalter hat allen Grund, dem Geschick dankbar zu sein, dass ums Jahr 1260 der zwischen den zwei mongolischen Vettern Barka und Hulagu ausgebrochene Krieg die Brüder Nicolo und Maffio genötigt hat, wider ihren Willen tief nach Asien hinein zu reisen.

Das stattliche Haus der Poli wird in Venedig noch heute dem Fremden gezeigt. Obwohl Marco Polo nicht annähernd so grosse Reisen wie sein Vater und Oheim ausgeführt hat, ist der „Messer Millione" die markanteste Erscheinung unter den christlichen Reisenden des Mittelalters geblieben — eben wegen seines wundervollen Reisewerkes, das mit Recht als das kostbarste Erzeugnis der mittelalterlichen Erdkunde christlicher Völker bezeichnet werden kann [1]).

Trotz des ihm dargebrachten Unglaubens hat Polo's Reisewerk schon zu seinen Lebzeiten bedeutendes Aufsehen erregt. Dies wird dadurch bewiesen, dass bereits 1320 durch Francisco Pipino in Bologna eine Übersetzung ins Lateinische angefertigt wurde, die 1485 zu Antwerpen auch im Druck erschienen ist.

Dieses Kapitel sei aber nicht abgeschlossen, ohne dass die unermessliche Bedeutung hervorgehoben wird, die das Reisewerk Marco Polo's für die grosse Tat des Columbus gehabt hat. Früher hat man bezweifelt, dass Columbus von dem venezianischen Reisenden etwas gewusst haben kann, da er sich in seinen wichtigsten Verhandlungen und Schriftstücken nie auf ihn berufen hat. Der Einwand ist jedoch nicht haltbar. Alles, was Columbus vom Reiche des Grosskhans und von Cipangu wusste, ist offenbar durch Marco Polo's Werk vermittelt worden, wenn auch vielleicht nur indirekt. Dass ihm dieses Werk aber auch selber bekannt war, geht daraus hervor, dass er in seinem 1498 aus Haiti geschriebenen Brief an das Königspaar Polo einmal ausdrücklich zitiert [2]). Da er sich auch dessen Namengebung für ostasiatische Länder und Städte zu eigen gemacht hat, kann seine sehr gute Vertrautheit mit diesem bedeutendsten Reisewerk des Mittelalters nicht wohl bezweifelt werden.

Polo ist als Entdecker an Bedeutung einem Columbus an die Seite zu stellen. Auch für ihn gilt Voltaires bewunderndes Wort für Columbus, er habe „doublé les oeuvres de la création".

---

1) Eine neue französische, recht gute Polo-Ausgabe ist 1928 in Peking von Chavignon herausgebracht worden, eine neue englische 1938 in London von A. C. Moule und P. Pelliot.

2) Bartolomeo de las Casas: Historia de las Indias, Madrid 1875/6, I, c. 149.

Zufolge einer Nachricht Forsters [1]) sollen die Mönche, welche die zweite Ausreise der Poli begleiteten, durch einen Einfall des Khalifen in Armenien erschreckt und damit zu ihrer auftragwidrigen Umkehr veranlasst worden sein.

Auffällig ist es in jedem Falle, dass der Name Polo's in den chinesischen Quellen kaum je (S. 99) genannt ist, obwohl er doch ein kaiserlicher Beamter gewesen zu sein behauptet. Hierüber hat Olschki kürzlich eine ausführliche Untersuchung angestellt [2]).

---

1) Joh. G. Forster: Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrt im Norden, Frankfurt a.O., 1784, 156.

2) Leonardo Olschki: Poh-lo: une question d'onomatologie chinoise, in Orient, Bd. 3 (1950), 183 ff.

127. DER ERSTE EUROPÄER AM NIGER? *)

(vor 1280)

Raimundus Lullus (Ramón Lull): Blanquerna, cap. 88 und 91, Mallorca 1914:

Der Kardinal teilte die Welt in zwölf Provinzen und schickte in jede von ihnen einen Beauftragten, um ihren Zustand kennen zu lernen. Es geschah, dass ein Bote auf dem Wege nach Süden eine Karawane von 6000 Kamelen antraf, die mit Salz beladen waren und von einer Stadt namens Tabelbert (Sigilmessa in Tafilelt?) in das Land reiste, wo der Fluss von Damiette (Nil) seine Quelle hat. In jenem Lande war der Zudrang so stark, dass er alle Salzlasten in zwei Wochen verkaufen sah. Die dortigen Bewohner waren alle schwarze Götzenanbeter, fröhlich, lebhaft und strenge Richter: Lügen wurde mit dem Tode bestraft. Alle ihre Habe gehörte allen gemeinsam.

Dort war inmitten eines Sees eine Insel und auf der Insel ein Drache, der von den Eingeborenen mit Opfern geehrt und als Gott angebetet wurde. Der Bote durchzog die Länder, erforschte die örtlichen Sitten und die Dichte der Bevölkerung zur grossen Verwunderung der Bewohner, denn der Bote war weiss und ein Christ, und seit Menschengedenken war noch kein Christ in dieses Land gekommen. Der Bote teilte durch einen Schreiber, der ihn begleitete, und einen Brief dem Kardinal, der ihn entsandt hatte, alles mit, was

---

*) Nachstehende Darstellung aus der 1ten Auflage dieses Werkes vom Jahre 1938 stützte sich im wesentlichen auf die Auffassung in der erwähnten Arbeit von De la Roncière. Seither hat Zechlin eingewandt (Egmont Zechlin: Maritime Weltgeschichte, Hamburg 1947, 474, Anm. 51.), die Schrift des Lullus sei nur „ein propagandistischer Roman, in dem die Handlung erfunden ist". In diesem Falle würde seine Schrift „Blanquerna" nicht anders zu bewerten sein wie das „Libro del Conoscimiento" des 14. Jhds. (Kap. 144). Er hat jedoch für seine Darstellung arabische Nachrichten benutzt, wie auch Zechlin zugibt. Wo die Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung liegt, wird sich schwerlich noch ermitteln lassen. Immerhin sei zugegeben, dass die Quelle trübe und die Reise an den Niger nicht als sichere Tatsache anzusehen ist.

ihm berichtet wurde, und noch viele andere Dinge. Der Kardinal übermittelte den Brief an den Papst und seine Theologen. Gross war ihr Kummer, als sie hörten, dass der Drache als Gottheit angebetet wurde, und sie beratschlagten über die Möglichkeiten, wie man den Irrtum, in dem dieses Volk befangen war, zerstören könne.

... Solches geschah in den Ländern des Südens in einer mitten in einer Wüste gelegenen Gegend bei einer Stadt namens Gana (Gao). Dort gibt es viele heidnische Häuptlinge und Prinzen, die den Sonnenkultus pflegen und Sterne, Vögel und Tiere anbeten. Die Bewohner dieses Landes sind zahlreich und hochgewachsen. Sie sind schwarz und beachten kein Gesetz.

Vielleicht hängt mit der gesteigerten Missionsfreudigkeit der römischen Kirche, von der wir im Kap. 120 und 125 vernahmen, eine beachtenswerte Reiseleistung zusammen, von der uns Raimundus Lullus, der seltsame, aus Palma auf Mallorca stammende, 1236 geborene katalanische Gelehrte und Mystiker des 13. und 14. Jhds., Kunde gibt. In einer ums Jahr 1283 verfassten Schrift macht er Mitteilung von der Tat eines mit Namen und Beruf nicht genannten Mannes, der im Dienst und Auftrag eines Kardinals eine Forschungsfahrt tief ins tropische Innerafrika unternahm und vermutlich als überhaupt erster Europäer in die Länder am Niger vordrang.

Die ehedem überall verbreitete Meinung, dass den Völkern des klassischen Altertums dieser gewaltige Strom schon bekannt gewesen sei, ist, wie wir an anderer Stelle hörten (Kap. 18), unter gar keinen Umständen aufrecht zu erhalten. Erst im späten Mittelalter trat der Fluss ins Blickfeld der europäischen Völker, und zwar auch nur sehr langsam (Kap. 156, 172, 180). Der Mohammedanismus war zuerst mit ihm bekannt geworden; auf seinem Siegeszuge durch Nordafrika gelangte er etwa seit dem 11. Jhd. [1]) mit den Ländern des westlichen Sudan um den Niger, Senegal und Gambia in Berührung, und da der Oberlauf des Niger, den man lange allein kennen lernte, nach Osten floss, wähnte man, hier den Oberlauf des ägyptischen Nils vor sich zu haben, von dem ja schon seit dem Altertum die Sage ging, er durchströme Afrika vom Westen her [2]) (Kap. 17). Der „Nil der Neger"

1) Enzyklopädie des Islam, IV 536.

2) Vgl. Plinius, Hist. Nat. V, 51: „So weit Juba den Ursprung erforschen konnte, hat der Nil seine Quelle auf einem Gebirge des unteren Mauretanien, nicht weit von einem Sumpfsee, der Nilides heisst. Man hat beobachtet, dass der Nil im gleichen Verhältnis anschwillt, wie in Mauretanien Schnee oder Regen fällt".

erregte das grösste Interesse der Araber, und frühzeitig entwickelte sich mit dem Stromgebiet ein reger Karawanenverkehr von Ägypten her. Die religiös vorgeschriebenen Mekkareisen der am Niger wohnenden Bekenner des Islam taten ein Übriges, einen ständigen Verkehr durch die Sahara hindurch in ihrer ganzen Ausdehnung aufkommen zu lassen (Kap. 132).

Den christlichen Europäern blieben diese Zustände lange verborgen, da sie eben im allgemeinen Ursache hatten, eine nähere Bekanntschaft mit den Mohammedanern Nordafrikas zu scheuen. Das Bedürfnis, den Heiden in möglichst grossem Umfang das Wort Christi zu predigen, hat dann aber seit der zweiten Hälfte des 13. Jhds. doch dazu geführt, vereinzelte Abgesandte christlicher Länder in die Hochburgen des Islam zu entsenden. Allerdings hat die Erfahrung immer wieder gelehrt, dass gerade in den mohammedanischen Ländern bis auf den heutigen Tag die christliche Mission vollständig ergebnislos zu bleiben pflegt: der fromme Mohammedaner bleibt seiner Religion, deren monotheistischer Charakter ja ungleich stärker ausgeprägt ist als in der christlichen, mystisch-unverständlichen Lehre von der Dreieinigkeit, unter allen Umständen treu.

Da die von Raimundus Lullus gemeldete Reise durch einen Kardinal angeregt wurde, ist es wahrscheinlich, dass der zum Niger gelangte „Bote" ein Mönch war, vermutlich ein Dominikaner oder Franziskaner. Wenn ein solcher sich der Missionsversuche enthielt, die den Fanatismus der Mohammedaner reizen konnten, mochte er in seiner Harmlosigkeit wohl Aussicht haben, in mohammedanischen Ländern unbelästigt zu bleiben. Es gab ja im mohammedanischen Nordwestafrika stets eine sehr grosse Zahl christlicher Sklaven. Diesen war die Pflege ihrer religiösen Gebräuche meist unbenommen, wie sich überhaupt in Marokko, Tunis usw. die mohammedanische Toleranz zumeist grösser zeigte als in den von den Kreuzzügen vornehmlich heimgesuchten Ländern Syrien und Ägypten [1]). Nur rief jeder Missionsversuch die schärfsten Gegenmassnahmen hervor. Auch Handel der christlichen Länder mit den Mohammedanerstaaten in NW-Afrika begann frühzeitig: 1134 schloss Pisa, 1160 Florenz einen Handelsvertrag mit Marokko [2]).

Der von jenem „Boten" nach Haus gesandte, später dem Papst zugeleitete Bericht über seine Erlebnisse und Erkundungen ist leider verloren gegangen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass er in seiner Art der Kirche einen Blick in eine ähnlich fremde und reizvolle Welt geöffnet haben wird wie die Reiseschilderung Marco Polo's.

Gerade in der Zeit gegen und um 1300 stand der Handel der führenden Märchenstadt des Nigergebiets Timbuktu auf einem grossartigen Höhepunkt seiner Entwicklung [3]), und wenn auch jener erste Niger-Reisende nach Timbuktu selbst anscheinend nicht gelangt ist, so hat er doch ohne Zweifel von diesem Bagdad des schwarzen Erdteils vernommen und mag durch seinen Bericht dazu beigetragen haben, in den südeuropäischen Län-

1) Oskar Peschel: Die mittelalterlichen Missionen in Afrika, in den Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, I 167 f.
2) Ebendort, 167.
3) Oskar Lenz: Timbuktu, Leipzig 1884, II 162.

dern Verlangen nach Handel mit jenem Verkehrszentrum zu wecken. Wenige Jahrzehnte später ist europäischer Handel in dem Verkehrsbrennpunkt Sigilmessa ausdrücklich bezeugt durch das gegen 1314 entstandene Planisphärium des Giovanni di Carignano, auf dem sich eine Legende findet [1]:

> „Ich habe dies alles von einem vertrauenswerten genuesischen Kaufmann erfahren, der in Sigelmessa gewohnt und mit ihnen Handel getrieben hat."

Timbuktu ist auf der Katalanischen Weltkarte von 1375 unter dem Namen Tenbuch aufgeführt. Wann der erste Europäer dorthin vorgedrungen ist, wird nirgends gemeldet. Eines Italieners, der von Tunis her im 14. Jhd. nach Timbuktu gelangte, tut Peschel Erwähnung [2]. Es ist aber ohne weiteres möglich, dass irgendein christlicher Händler, der Glück hatte, bereits im 13. Jhd. dort geweilt haben kann. Lullus weilte in seinen letzten Lebensjahren selber mehrfach in Nordafrika und hat dort unter den Mohammedanern Missionierungsversuche unternommen, die allerdings ganz vergeblich blieben. Auf seiner dritten derartigen Missionsfahrt hat er sogar am 30. September 1315 im Alter von 79 Jahren in Bugia in der Berberei durch Steinigung den Märtyrertod erlitten [3]. Infolgedessen ist gelegentlich die Meinung aufgekommen, er selber könne es gewesen sein, der im Auftrag des Kardinals auch zum Niger gereist sei. Hiervon kann jedoch keine Rede sein. Lullus' Wirken in Nordwest-Afrika begann keinesfalls vor 1292, während sein Werk „Blanquerna", in der er der Nigerreise Erwähnung tut, schon 1283 verfasst wurde. Durchaus mit Recht erklärt daher de la Roncière [4]:

> „Nichts ist unwahrscheinlicher, als dass Lull der Reisende war".

De Reparaz [5] hat im übrigen eine ziemlich ausführliche Übersicht über das Leben des Raimundus Lullus zwischen 1263 und 1315 gegeben. Für eine frühe Reise nach Afrika — ausser Ägypten — liegt darin kein Anzeichen vor.

Es ist recht bedauerlich, dass Lullus sich auf so überaus dürftige Notizen beschränkt hat.

Ich meinerseits möchte es nicht für ganz unwahrscheinlich halten, dass auch jene hypothetische Niger-Reise eine Folge der päpstlichen Anweisung an Jean de Verceil war (Kap. 125), in die aussereuropäische heidnische Welt „an alle Barbarenvölker" in Ost und Süd Missionare zu senden. Falls diese Annahme zutrifft, so darf die allerdings nur s e h r vage Vermutung

---

1) C. Raymond Beazley: The Dawn of modern geography, London 1906, III 518 f.
2) Oskar Peschel und Sofus Ruge: Geschichte der Entdeckungen, München 1878, 190.
3) Josef Hergenröther: Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, Freiburg i.B. 1879, I 917.
4) Charles de la Roncière: La découverte de l'Afrique au moyen-âge, Kairo 1929, I 112.
5) G. de Reparaz (fill): Catalunya a les mars, Barcelona 1930, 170 ff. und 217.

geäussert werden, dass sogar zum Niger ein Dominikanermönch entsandt wurde und dass dies Geschehnis dann bereits gegen oder um 1270 sich ereignet hat.

Jedenfalls waren gerade zwischen den mohammedanischen Ländern Nordafrikas und dem christlichen Europa die friedlichen Beziehungen nicht unbedeutend lebhafter, als man es sich meist vorzustellen pflegt [1]).

1) Mas Latrie: Relations et commerce de l'Afrique septentrionale avec les nations chrétiennes au Moyen-âge, Paris 1886.

128. EINE GESANDTSCHAFT AUS CEYLON IN ÄGYPTEN

(1283)

Bericht des Hofhistoriographen des Sultans Kalāʾūn, in Etienne Quatremère's Mémoires géographiques et historiques sur l'Égypte, Paris 1811, II 284 ff.:

Im Jahre der Hedschra 682 (1283 n. Chr.) sah man am ägyptischen Hofe eine Gesandtschaft des Fürsten von Ceylon, Königs von Indien, ankommen. Der Gesandte nannte sich Al Hadj Abu Osman und war von mehreren Personen begleitet. Nach ihrem Bericht hatten sie sich in Ceylon eingeschifft, waren, nachdem sie die Insel verlassen hatten, im Hafen von Ormuz gelandet und hatten sich daselbst 10 Tage aufgehalten...

Als der Gesandte beim Sultan vorgelassen wurde, überreichte er ihm einen Brief, der, wie er versicherte, von seinem Herrn eigenhändig geschrieben worden war. Er war in einer goldenen Kapsel eingeschlossen... Da man Niemand zu finden vermochte, der die Schrift dieses Briefes zu lesen verstand, setzte der Gesandte dessen Inhalt auseinander. Er bestand aus folgenden Zeilen:

> „Ceylon ist Ägypten, und Ägypten ist Ceylon. Ich wünschte, dass ein ägyptischer Gesandter den meinigen bei der Rückkehr begleitet und dass ein anderer geschickt wird, um in der Stadt Aden zu residieren. Ich besitze eine wunderbare Menge von Perlen und Edelsteinen jeder Art. Ich besitze Schiffe, Elefanten, Musselin und sonstige Produkte vom Holz bakam [1]), auch Zimt [2]) und andere Handelswaren, die euch von den indischen Händlern zugebracht werden. Mein Reich bringt Bäume

1) Das meist als Brasilholz bezeichnete, rote Farbholz.

2) Als früheste Erwähnung des Zimts in Ceylon galt bisher eine Notiz des Ibn Battuta (Ausg. Defrémery & Sanguinetti IV, 166 f.). Diese Ansicht muss berichtigt werden, denn die obige Literaturstelle ist rd. 60 Jahre älter.

hervor, deren Holz sich zur Anfertigung von Lanzen eignet. Wenn der Sultan von mir 20 Schiffe forderte, so wäre ich imstande, sie ihm zu liefern. Übrigens können die Händler aus seinen Staaten in meinem Reich völlig frei Handel treiben. Ich habe einen Gesandten vom Herrscher von Yemen empfangen, der von seinem Herrn kam, um mir Bündnisvorschläge zu machen. Aus Verehrung für den Sultan habe ich ihn jedoch fortgeschickt. Ich besitze 27 Schlösser, deren Schatzkammern mit Edelsteinen jeder Art gefüllt sind. Die Perlenfischereien bilden einen Teil meiner Einkünfte, und alles, was man daraus einnimmt, gehört mir".

Der Sultan überhäufte den Gesandten mit Ehren und verabschiedete ihn, nachdem er ihm einen Brief für seinen Herrn eingehändigt hatte.

Von den regen kaufmännischen und kulturellen Beziehungen, die zwischen der mohammedanischen Welt und Indien-Ceylon bestanden, entwerfen mehrere mittelalterliche, arabische Schriftsteller, insbesondere Ibn Battuta, ein anschauliches und reizvolles Bild. Dass gelegentlich, wenn auch anscheinend durchaus vereinzelt, diplomatische Beziehungen der Herrscher gepflogen wurden, beweist der eigenartige Bericht des Hofchronisten des ägyptischen Sultans Kalā'ūn (1278—1290) [1]) über eine aus Ceylon in Kairo eingetroffene Gesandtschaft. Ist auch sonst das Vorkommnis nur von bescheidener Bedeutung gewesen, so handelt es sich doch um ein eigenartiges Kulturdokument, das beachtenswert genug ist, um in diesem Zusammenhang mitverzeichnet zu werden. Die Tatsache, dass Niemand in Kairo die in Ceylon benutzte Schrift zu lesen vermochte, beweist wohl, dass es sich um eine erstmalige und anscheinend auch vereinzelt gebliebene Fühlungnahme zwischen den Herrschern von Ceylon und Ägypten handelte. Anscheinend plante der Herrscher von Ceylon, wie Quatremère (a.a.O.) darlegt, den Abschluss eines Handelsvertrages mit Ägypten. Es scheint jedoch zu einem solchen nicht gekommen zu sein.

1) Enzyklopädie des Islam, Bd. II, 733 f.

129. SICHTUNG NEUEN LANDES IM WESTLICHEN OZEAN

(1285)

Islandske Annaler in Gustav Storm's Islandske Annaler indtil 1578, Christiania 1888, 50, 70, 142, 196, 337, 383:

zum Jahre 1285 (Handschrift etwa von 1306):

Ein Land wurde im Westen, Island gegenüber, gefunden.

dieselben in späterer Abschrift (etwa von 1360):

Die Duneiyar (Düneninseln) wurden gefunden.

dieselben in noch späterer Hinzufügung:

Die Helgesöhne Adalbrand und Thorwald fanden das neue Land.

dieselben in neuerer Abschrift:

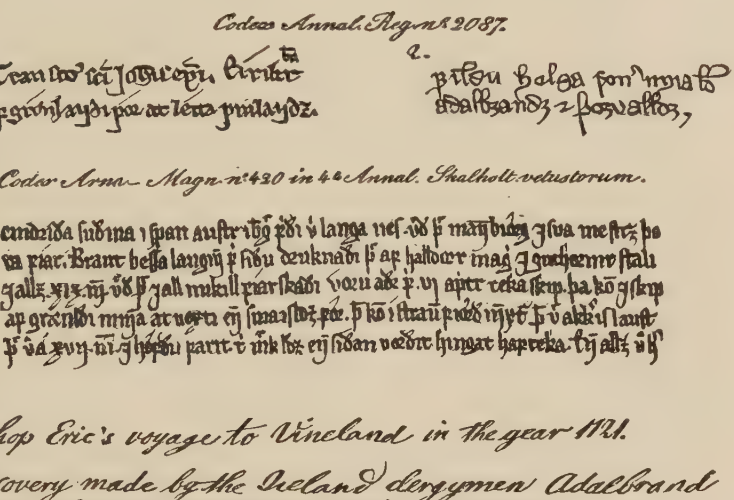
Die Helgesöhne segelten nach den Einöden Grönlands.

Altisländische Chroniken berichten, dass 1285 einige Seefahrer auf dem Ozean neues Land im Westen zu Gesicht bekommen hätten, anscheinend jedoch ohne es zu betreten. Spätere Eintragungen melden, die Entdecker seien zwei Brüder gewesen, Adalbrand und Thorwald Helgeson, zwei Priester, die ihre Wahrnehmungen in der Folge dem Norwegerkönig Erich VI (1286—1319) meldeten. Der König schenkte der Angelegenheit so viel Aufmerksamkeit, dass er 1289 einem gewissen Landa-Rolf den Befehl gab, das neu gesichtete Land näher zu erkunden. Rolf traf zu diesem Zweck 1290 auf Island ein; doch verlautet nichts von einer Erkundungsfahrt in den Westen, die er ausgeführt habe. Ob sie aus unbekannten Gründen nicht zustande gekommen oder ob sie zwar unternommen, aber ergebnislos geblieben ist, so dass es sich nicht lohnte, weiter davon zu sprechen, entzieht sich der Beurteilung. Ausser der knappen Nachricht, dass der vom König beauftragte Rolf 1295 gestorben sei, melden die Überlieferungen kein Wort weiter in der Angelegenheit.

Die Landentdeckung von Adalbrand und Thorwald ist in jedem Falle gänzlich unfruchtbar geblieben. Man vermag nicht zu sagen, um welches neue Land es sich gehandelt haben kann. In rein westlicher Richtung von Island war alles damals überhaupt erreichbare Land den Normannen seit langem bekannt, und es ist schwer vorstellbar, dass hier noch eine Neuentdeckung von hinreichender Bedeutung zu machen war, um einen eigenen Bericht an den König zu rechtfertigen. Rafns Vermutung [1]), es könne sich um Neufundland gehandelt haben, ist denkbar unwahrscheinlich, da diese Insel schon 300 Jahre vorher sicher entdeckt und wahrscheinlich schon oft aufgesucht worden war.

1) Carl Christian Rafn: Antiquitates Americanae, Kopenhagen 1837, 451.

Die in den Annalen erwähnten „Düneninseln" kennt man sonst nicht. Nansen nimmt an [1]), die seefahrenden Brüder könnten „bei Angmaksalik oder weiter südlich an der Ostküste gelandet" sein. Auch diese Vermutung muss sehr skeptisch beurteilt werden. Von einer Landung melden die Aufzeichnungen überhaupt nichts, und die von Nansen bezeichneten grönländischen Küstenstriche waren schon Erich dem Roten bekannt geworden,



Codex Annal. Reg. nº 2087.

1. 2.

Codex Arna-Magn. nº 420 in 4to Annal. Skalholt. vetustorum.

3.

1. Bishop Eric's voyage to Vineland in the year 1121.

2. Discovery made by the Ireland clergymen Adalbrand and Ronvald Helgeson in the year 1285.

3. A voyage to Markland (Nova Scotia) in the year 1347.

Chas. C. Rafn.

Facsimile der Chronik-Eintragung von 1285
Aus: Winsor: Natural and Critical history of America, Boston 1889, I 87

sind auch z.B. im „Königsspiegel" (um 1240) genau beschrieben worden. Aus denselben Gründen ist Holands These unhaltbar [2]), dass Adalbrand und Thorwald an den Küsten von Labrador geweilt haben möchten, was übrigens schon Maurer vermutete [3]). Storm glaubte, es könne das mittlere Ostgrönland in Betracht kommen [4]), und in der Tat hat diese Deutung wohl noch am ehesten Wahrscheinlichkeit, obwohl die ostgrönländischen „Einöden" ebenfalls längst bekannt waren (Kap. 105 und 107). Aber die Küste Ostgrönlands ist derart ausgedehnt und zudem vielfach so schwer zugänglich, dass hier in der Tat noch allenfalls eine Neuentdeckung von

1) Fr. Nansen: Nebelheim, Leipzig 1911, I 308.
2) Hjalmar Holand: The Kensington Stone, Ephraim (Wisc.) 1932, 26 f.
3) Konrad Maurer: Grönland im Mittelalter, in: 2. Deutsche Nordpolarfahrt 1869/70, Leipzig 1874, I 210.
4) Gustav Storm: Om det i 1285 fra Island fundne „Nye Land", in Historisk Tidsskrift, 2. R. VI (Christiania 1888), 263 ff.

Land stattgefunden haben kann. Von diesen Küsten konnte auch am ehesten gesagt werden, dass sie „im Westen, Island gegenüber" lagen.

Die ostgrönländische Küste war unbesiedelt und galt als wirtschaftlich wertlos. Es scheint, dass nicht allzu selten Schiffbrüchige in die Eisströmung gerieten und hier und da das Land erreicht haben. In der Regel mussten sie dort elend zugrunde gehen, wie die Erzählung vom „Leichen-Lodin" und manche ähnliche ergreifend bestätigt [1]). Über die Ausdehnung und Lage des Landes wird man in Island nur sehr mangelhafte Vorstellungen gehabt haben, da ja die Gewässer der Eisdrift meist in dichtem Nebel liegen, der den Anblick des dahinter liegenden Landes verhüllt. Obwohl die Fahrt an der Eisdrift entlang bis nach Spitzbergen seit 1194 bekannt gewesen sein könnte (Kap. 115), ist es durchaus denkbar, dass nahezu 100 Jahre später in eben diesen Gewässern bei ausnahmsweise guter Sicht neues Land ermittelt wurde. Der jüngste der oben mitgeteilten Original-Einträge in den Islandske Annaler spricht ja ohne jede zweifelnde Einschränkung davon, dass die Helgesöhne „nach den Einöden (obygdir = ubygder) Grönlands" gesegelt seien. Die Deutung des 1285 gefundenen „neuen Landes" auf irgend einen Teil Ostgrönlands hat daher weitaus am meisten Wahrscheinlichkeit für sich. Storm könnte dann mit seiner Kennzeichnung recht haben, Adalbrand und Thorwald seien „die Vorläufer Nordenskjölds, da sie von der Dänemarkstrasse aus das Land an der Ostküste erreichten" [2]).

Denkbar wäre noch, dass es sich bei dem Island gegenüberliegenden Land um die erste Entdeckung der Insel Jan Mayen handelte. Diese Insel ist ja trotz ihrer ansehnlichen Grösse so oft durch dichte Nebel verhüllt, dass sie endgültig erst 1611 durch den holländischen Seefahrer, dessen Namen sie trägt, aufgefunden wurde. Man könnte es verstehen, dass sie es war, die 1285 schon einmal erblickt wurde, obwohl sie nicht gut als „Düneninsel" bezeichnet werden konnte. Gerade dieser Name „Düneninsel" passt aber überhaupt auf gar kein in Betracht kommendes Land.

Einfacher, wenn auch nicht recht befriedigend, ist die Vermutung, dass das angeblich gesichtete, neue Land lediglich eine optische Täuschung war, sei es eine niedrige Wolkenbank, wie sie auf See gar nicht selten als Land aufgefasst wird [3]), sei es eine Fata Morgana, die noch ungleich eindringlicher vorhandenes Land vorgaukeln kann (Kap. 147, 189 und 190) und die gelegentlich selbst noch in unseren Tagen überaus eindrucksvoll ferne, sonst nicht sichtbare Landschaften im Meer oder darüber erscheinen lässt [4]).

Die ganze Angelegenheit bleibt dunkel. Da sie aber in jedem Falle wenig bedeutungsvoll ist, würde selbst eine vollständige Klarstellung, die schwerlich noch erhofft werden kann, unseren Blick nicht nennenswert zu weiten vermögen.

---

1) Sammlung „Thule", Bd. 13.

2) Gustav Storm: Studier over Vinlandsreiserne, Vinlands Geografi og Ethnografi, im Aarbog for Nordisk Oldkyndighed og Historie, Kopenhagen 1888, 71 f.

3) Rud. Cronau: Amerika, Leipzig 1892, 190. — S. G. Morison: Admiral des Weltmeeres, Bremen-Horn 1948, 59.

4) Kieler Neueste Nachrichten vom 21. Juni 1936; Husumer Nachrichten vom 18., 19. und 22. September 1939. — Andreas Busch: Rungholt-Luftspiegelungen in Nordelbingien, Bd. 13 (1937), 38 ff. und Nochmals Rungholt-Luftspiegelungen, ebendort, Bd. 16 (1940), 325 ff.

130. VERSUCH DER BRÜDER VIVALDI ZUR ENTDECKUNG DES SEEWEGS NACH INDIEN

(1291)

Jacobi Aurie Annales ad annum 1291, in Pertz' Monumenta Germaniae historica SS XVIII, 335:

Im selben Jahre begannen Thedisio Doria, Ugolino de Vivaldo und sein Bruder mit einigen anderen Bürgern Genuas eine Reise vorzubereiten, die vordem kein anderer zu unternehmen versucht hatte. Sie rüsteten nämlich zwei Galeeren aufs beste aus mit Lebensmitteln, Trinkwasser und anderen Notwendigkeiten, die darin untergebracht wurden, und sandten sie im Monat Mai in der Richtung nach Ceuta aus, um durch den Ozean nach den indischen Ländern zu fahren und dort nützliche Waren einzuhandeln. Unter ihnen befanden sich die genannten zwei Brüder de Vivaldo selbst sowie zwei noch jugendliche Mönche. Dies war wunderbar nicht nur für die Zuschauer, sondern auch für die, die davon hörten. Nachdem sie das Kap, das Gozora (Juby) genannt wird, umfahren hatten, vernahm man über sie nichts Sicheres mehr. Der Herr aber behüte sie und führe sie gesund und wohlbehalten zur Heimat zurück.

Petrus Abano: Conciliator differentiarum, differentia 67 (verfasst zwischen 1303 und 1316), bei G. H. Pertz: Der älteste Versuch zur Entdeckung des Seewegs nach Ostindien i. J. 1291, Berlin 1859, 4:

Die Genuesen rüsteten daher kurz vor jener Zeit zwei Galeeren aus, die mit allem Notwendigen versehen waren und die durch das im äussersten Ende Spaniens gelegene herkulische Gades hindurchfuhren. Was aber aus ihnen geworden ist, bleibt noch jetzt, 30 (?) Jahre nach dem Ereignis [1]), unbekannt.

---

1) Die Zahl 30 kann nicht stimmen. Marie Amand Pascal d'Avezac: Afrique, Paris 1848, 17, vermutet, es müsse 13 statt 30 heissen. Dann würde die Schrift von Abano 1304 verfasst worden sein.

Brief des *Antonio Usodimare* vom 12. Dezember 1455, in Gråberg's Annali di geographia e di statistica, Genua 1802, II 286 und VI 170:

I. J. 1281 [1]) fuhren aus der Stadt Genua zwei Galeeren aus, die von Vadinus und Guido Vivaldi befehligt wurden und ins Morgenland und in die indischen Lande segeln wollten. Diese zwei Galeeren durchfuhren eine weite Strecke. Einst befanden sie sich in diesem Meere von Ghinoia (Guinea). Eine von ihnen geriet dermassen auf Grund, dass man nicht gehen noch fahren konnte; die andere aber fuhr weiter und drang durch jenes Meer [2]) vor, bis sie in einen äthiopischen Staat Mena gelangte. Sie wurden von den Herrschern des genannten Staates, dessen Bewohner Christen sind und dem bereits erwähnten Priester Johannes von Äthiopien untertan sind, gefangen genommen und festgehalten. Der Staat selber liegt am Meer nahe dem Flusse Sion. Die genannten Männer wurden dort festgehalten, so dass keiner von ihnen jemals aus jenen Ländern heimkehrte, um das Geschehene zu berichten... Am Ort, wo sie sich befanden, an den Grenzen des Königreichs des Priesters Johannes, zählt man dorthin keine 300 Wegstunden. Wenn ich mich länger hätte aufhalten können, würde ich die Hauptstadt des Königs von Melli gesehen haben, die 6 Tagereisen von uns entfernt war... Ich habe hier einen Landsmann gefunden, meines Erachtens einen Nachkommen der Besatzung jener Galeeren, die vor 170 Jahren verschollen blieben. Er hat mir gesagt, und der Schreiber bestätigte es, dass ausser ihm selber Niemand von dem Geschlechte übrig sei... Wäre ich noch einen Tag weitergesegelt, würde ich den Polarstern aus dem Gesicht verloren haben.

---

1) Alberto Magnaghi: Precursori di Colombo?, Rom 1935, 24 ff. hat in seiner Reproduktion des Schriftstückes das von Gråberg mitgeteilte Jahr 1281 in 1290 abgeändert.

2) Im Original steht: ad Marmam. Wahrscheinlich ist zu lesen: ad Marinam (Pertz, a.a.O., 6).

Uberto Folieta: Historia Genuensium, lib. XII, Genua 1585, 110:

Wenn auch durch private Zeugnisse bewiesen ist, was gezeigt werden soll, wie tätig in allen Zeitaltern der Geist unserer Landsleute war, so soll es doch von uns nicht schweigend übergangen werden. In diesem Jahre nahmen Tedisio Auria und Ugolino Vivaldi in zwei auf eigene Kosten ausgerüsteten und beauftragten Dreiruderern mit grosser Kühnheit und einem Geist, der Ungeheures ins Auge fasste, das Werk in Angriff, den bis dahin unbekannten Seeweg nach Indien zu entdecken. Sie fuhren durch die Strasse des Herkules hindurch in westlicher Richtung. Welches Schicksal diese Männer gehabt haben und welches der Ausgang ihres ungeheuren Planes gewesen ist, darüber ist niemals ein Gerücht zu uns gedrungen.

Urkunde vom 17. März 1302, abgedruckt bei Alberto Magnaghi: Precursori di Colombo?, Rom 1935, 53 f.:

Ich, Sorleone Vivaldi, Sohn des Ugolino, bestätige Euch, Guidoto de Nigro, Guilelmo de Dodo und Pastono de Nigro im Namen des Filiponus de Nigro... dass ich von Euch gehabt und empfangen habe... 30 genuesische Pfund, die ich sofort nach Verlassen des Hafens Genua nach Sizilien bringen soll... Ich bescheinige, dass ich älter als 17 Jahre bin, und ich schwöre bei den heiligen Evangelien Gottes unter körperlicher Berührung der heiligen Schriften, dass ich das Vorgenannte ausführen will...

Es sieht aus wie ein seltsames Spiel des Zufalls, dass im selben Monat Mai 1291, der mit dem Verlust des letzten christlichen Stützpunktes St. Jean d'Acre (Akkon, Ptolemais) den Kreuzzügen ein ruhmloses Ende bescherte, der erste Versuch gemacht wurde, die vom Islam dem christlichen Handel mit Indien gezogene Schranke zu umgehen und einen direkten Seeweg nach Ostindien ausfindig zu machen, den dann freilich erst zwei Jahrhunderte später Vasco da Gama wirklich fand. Und dennoch besteht ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen jenen beiden Geschehnissen des Jahres 1291. Solange nämlich die Araber in Bagdad sassen, die bekannt-

lich hervorragend begabte Kaufleute waren, solange auch über Ägypten noch eine bescheidene Verkehrsmöglichkeit mit dem Indischen Ozean bestand, so lange fanden auch die heissbegehrten Waren des Orients, insbesondere die Gewürze, ihren Weg immer wieder zu den italienischen Häfen und über sie hinweg ins übrige Europa. Als aber das Khalifenreich in Mesopotamien nach der Eroberung von Bagdad durch die Mongolen (10. Februar 1258) zugrunde gegangen war und die für Handel sehr wenig empfänglichen Mongolen den spärlichen Indienverkehr ganz hatten einschlummern lassen, musste der Verlust von St. Jean d'Acre in Palästina (18. Mai 1291) als eine völlige Sperre jeder Handelsmöglichkeit mit Indien angesehen werden, und der Gedanke mag daher damals nahe gelegen haben, ob Indien nicht auf einem anderen, bis dahin unbekannten Wege erreichbar sei. Wir können nicht beweisen, dass eine von Genua 1291 ausgesandte See-Expedition zur Erreichung Indiens auf dem Seewege in der Tat durch solche Erwägungen angeregt worden ist; die Wahrscheinlichkeit dafür ist aber nicht gering.

Die Expedition der beiden genuesischen Brüder Vivaldo, die damals versuchen wollte, südlich um Afrika herum Indien zu Schiff zu erreichen, ist leider von einem geheimnisvollen Schleier umgeben geblieben. Zeitgenössische Quellen berichten uns zwar, dass sie ausgelaufen ist; selbst ihre Erreichung des marokkanischen Kaps Juby ist gemeldet, sodass die Schiffe dort offenbar noch gesehen worden sind. Von den weiteren Geschicken der kühnen Seefahrer hat jedoch Niemand ein zuverlässiges Wort erfahren: die Expedition ist spurlos verschollen, und alle späteren Versuche, ihr Schicksal so oder so aufzuklären, haben zu irgendwie befriedigenden Ergebnissen nicht geführt. Es ist nicht unmöglich, wenn auch so unwahrscheinlich wie denkbar, dass die beiden Schiffe das Ziel Indien erreicht haben. Ausserordentlich viel wahrscheinlicher ist es aber, dass die Seefahrer schon irgendwo an der westafrikanischen Küste zugrunde gegangen sind — sei es in einem Schiffbruch, sei es weil die Bemannung aufgerieben, gefangen gesetzt, an Krankheiten gestorben oder auf andere Weise an der Rückkehr verhindert worden ist.

An Versuchen, das Schicksal der Vivaldi-Expedition zu klären, hat es in über 600 Jahren nicht gefehlt. 1315 unternahm Sorleone Vivaldo, der Sohn des verschollenen Ugolino, einen sehr energischen Vorstoss, das Schicksal seines Vaters aufzuhellen. Er wandte sich merkwürdigerweise nicht nach West-, sondern nach Ostafrika und drang bis nach Mogadischu vor. Ein Benedetto Vivaldo, der entweder mit dem genannten Sorleone identisch oder ein Bruder von ihm gewesen sein muss, soll damals in Gesellschaft eines gewissen Percivalle Stancone sogar nach Vorderindien gegangen und 1321 daselbst gestorben sein [1]). Sicher leitete ihn dabei die Hoffnung, etwas von dem verschollenen Vater erfahren zu können, aber auch diese Bemühungen blieben ergebnislos.

Fast 1½ Jahrhunderte später, als 1455 der Italiener Usodimare im Dienst des Prinzen Heinrich des Seefahrers bis zum Gambiafluss vorstiess,

---

1) Sofus Ruge: Columbus, Berlin 1902, 5.

glaubte er dort einen letzten Nachkommen der verschollenen Vivaldi-Expedition aufgespürt zu haben und erstattete darüber brieflich einen eingehenden Bericht, den er am 12. Dezember 1455 an seine Gläubiger in Genua sandte. Wir werden von ihm später noch hören (Kap. 179). Als Geschlechtername Vesodimari kommt er übrigens zusammen mit dem der Vivaldi in Schillers „Fiesco" in der 5ten Scene des 3ten Aktes vor.

Usodimare's angebliche Auffindung eines Nachkommen der mit den Vivaldi ausgereisten Männer ist weitgehend phantastisch und völlig unzuverlässig. Das wirre Durcheinanderwerfen der Erinnerungen an den sagenhaften Paradiesesfluss Gihon (Sion), an den Priesterkönig Johannes, in dessen Reich man angeblich in noch nicht 2 Wochen von der westafrikanischen Küste gelangen zu können glaubte, die Vorstellung, dass das Reich Guinea nicht fern von Abessinien liege, wo man sich den Priester Johannes regierend dachte, darf zwar nicht dem Usodimare allein zur Last gelegt werden, denn diese Ideen waren Zeiterscheinungen, denen man um die Mitte des 15. Jhds. überall in Südeuropa begegnete (Kap. 179-181 und 192). Dagegen dürfte auf Usodimare's eigenem Boden die durch nichts begründete Vorstellung gewachsen sein, dass ein angeblich von ihm an der Guineaküste angetroffener Italiener ein Nachkomme der verschollenen Seefahrer von 1291 sein müsse. Antonietto Usodimare's Angaben waren offensichtlich Phantasien ohne den geringsten Wert. Bezeichnend ist, dass er mit voller Zuversicht allerlei Einzelheiten über den Verlauf der Expedition zu erzählen weiss, obwohl er selber mitteilt, keiner der Teilnehmer habe die Heimat wiedergesehen. Dass dann jene Einzelheiten 165 Jahre nach dem Geschehnis nicht mehr ermittelt werden konnten, hat er offenbar nicht bemerkt. Die von Gravier [1]) und ebenso de la Roncière [2]) wiedergegebenen Nachrichten, dass ein Vivaldi-Schiff auf einer Untiefe verloren gegangen sei, das andere an der Mündung des Senegal, sind daher unzuverlässig, denn eine andre Quelle als Usodimare liegt ihnen offenbar nicht zugrunde.

Neuere Gelehrte haben um die Vivaldi-Expedition andere Märchen erdichtet, die einer kritischen Prüfung nicht standhalten. Selbst ein Nordenskjöld ist darunter, der, offenbar auf Grund der Phantasien Usodimare's, die völlig unbegründete Behauptung aussprach [3]):

> „Eines dieser Schiffe scheint bis zum Senegal vorgedrungen zu sein, wo die Seefahrer von den Eingeborenen gefangen wurden und wo Abkömmlinge von ihnen durch Cadamostos Begleiter Usodimare in der Mitte des 15. Jahrhunderts gefunden wurden."

Nordenskjöld ist noch einer weiteren Phantasie von Gaffarel [4]) zum Opfer gefallen, der die Vivaldi-Expedition zum Wiederentdecker der seit

---

1) Gravier: Recherches sur les navigations européennes faites au moyen-âge aux côtes occidentales de l'Afrique, Paris 1878, 9.
2) Charles de la Roncière: Histoire de la marine française, Paris 1901, II 103.
3) Adolf Erik v. Nordenskjöld: Periplus, Stockholm 1897, 114.
4) Paul Gaffarel: L'île des sept cités, in den Verhandlungen des Madrider Amerikanisten-Kongresses von 1881, I 107 ff.

dem Altertum vergessenen Kanarischen Inseln machen wollte, ja darüber hinaus gar schon eine Entdeckung der Azoren durch dieselben Seefahrer als möglich erachtete. Die Begründung dieser ausschweifenden These ist allerdings recht schwächlich. Nordenskjöld schreibt nämlich (a.a.O.):

> „Die Namen, die einige von den Kanaren tragen, sind wahrscheinlich von dieser Reise abzuleiten. Teodisio Doria nahm teil an ihrer Ausrüstung. Zwei seiner Galeeren waren in einer gesetzlichen Urkunde vom Jahre 1291 unter den Namen S. Antonia und Allegrança angeführt. Die letztere gab wahrscheinlich einer der Kanaren den Namen Allegranza. Wahrscheinlich ist also eine genuesische Kolonie auf Lanzarote in dieser Zeit gegründet worden."

Vorstehende Darstellung ist von Kretschmer [1]) und ebenso noch jüngst von italienischen Autoritäten gebilligt worden: so von Errara in Bologna [2]) und von Bignone, dem Direktor der Stadtbibliothek Genua, der in einem Briefe an mich vom 18. September 1937 die Meinung aussprach:

> „Forse occupò Marocello la sua isola al tempo appunto della spedizione genovese dei Vivaldi."

Ich halte die These dennoch für ganz unhaltbar. Lanzarote wurde nämlich bald hernach, 1312, wiederentdeckt, doch fand sich dort keine Spur von einer Genuesen-Kolonie. Und den Namen Allegranza führt keineswegs eine der bewohnbaren Kanareninseln, sondern lediglich — und zwar bis zum heutigen Tage! — ein unbedeutendes Felsenriff nördlich Lanzarote (Kap. 147) in der Form Alegrança. Dass der Mäzen der Expedition, Teodisio Doria, eine „galea, quae vocatur Allegrantia" besass, ist durch eine Urkunde vom 1. Juni 1268 erwiesen [3]); aber ob diese Galeere in der Tat volle 23 Jahre nach ihrer einzigen Namhaftmachung an der Vivaldi-Expedition überhaupt teilnahm, ist nicht bekannt. Die Wahrscheinlichkeit ist recht gering, denn erstens einmal wird man für eine so gefahrvolle Fahrt ja wohl nur ein voll hochseetüchtiges Schiff und keinen „alten Kasten" gewählt haben, und weiterhin ist bezeugt, dass des Tedisio Doria Schiffe am 26. März 1291 eine Fahrt „in Romaniam", d.h. nach Byzanz, antraten, sodass sie unmöglich schon im Mai für eine neue Ausreise nach Westen zur Verfügung stehen konnten [4]).

Selbst aber wenn wir annehmen wollten, jenes Doria-Schiff Alegrantia sei tatsächlich an der Vivaldi-Fahrt beteiligt gewesen, so hätte es immerhin eine seltsame Ehrung für Teodisio Doria bedeutet, wenn eine neu entdeckte Insel nicht nach ihm, sondern nach einem seiner Schiffe benannt und obendrein keine der grossen, allein beachteten und wertvollen Inseln, sondern ein ganz belangloses Felsriff mit diesem Namen belegt worden wäre. Wenn aber wirklich die Namengebung so, wie Nordenskjöld es annimmt, geschehen wäre, wie sollte denn wohl, da ja Europa doch nie wieder

---

1) Konrad Kretschmer: Die Entdeckung Amerikas, Berlin 1892, 176.
2) Enciclopedia Italiana, Artikel: Malocelli.
3) Raffaele di Tucci: Studi sull' economia genovese del sec. XII. La nave e i contratti marittimi, Turin 1933, 55.
4) Magnaghi, a.a.O., 98 f.

eine Kunde von der Vivaldi-Expedition erhalten hat, die Heimat etwas davon erfahren haben, dass die Brüder Vivaldi eine bestimmte Insel der Kanaren Alegrança getauft hatten? Gesetzt den Fall, dass die Galeere Allegrantia an der Expedition beteiligt war und dass jene Felsklippe nach ihr benannt worden ist, so mutet es immer noch ungleich wahrscheinlicher an, dass erst nach der endgültigen Entdeckung der östlichen Kanaren i. J. 1312, die einem genuesischen Schiff des Lanzarote Malocello gelang, jene Namengebung erfolgt ist, um die verschollene Vivaldi-Expedition zu ehren. Ein Beweis, dass diese die Kanaren erreicht hat, wäre damit aber bestimmt nicht erbracht. Im übrigen bleibt beachtenswert, dass die erste Karte, welche die neuen Kanaren enthält und 1339 vom Katalanen Dulcert gezeichnet wurde, zwar die Insel Lanzarote als „Insula de lanzarote marocelus", nicht aber ein Inselchen Alegrança enthält. Damit entfallen wohl alle Hypothesen, dass die Seefahrer von 1291 die Kanarengruppe entdeckt haben könnten. Noch ungleich phantastischer ist die Behauptung, sie möchten die Azoren gefunden haben, die völlig ausserhalb ihrer geplanten Fahrtrichtung lagen.

In älterer Zeit haben italienische Gelehrte unumwunden zugegeben, dass sich über die Vivaldi-Expedition nichts aussagen lässt. So betont Folieta, der eine Geschichte Genuas 1585 verfasste, sie sei zur Erkundung des Seewegs nach Indien aufgebrochen, habe noch die Meerenge des Herkules in westlicher Richtung durchfahren, aber „vom Ausgang ihrer gewaltigen Pläne ist uns niemals eine Kunde zugegangen" [1]). Neuerdings geht man leider des öfteren sehr viel unwissenschaftlicher vor.

Bis in unser Jahrhundert hinein versuchen nämlich italienische Gelehrte immer aufs neue, aus der Vivaldi-Expedition eine hochbedeutende Entdeckungstat zu machen, um ihren Landsleuten einen erhöhten kulturgeschichtlichen Ruhm zu sichern. Schon 1860 brachte Canale es fertig zu behaupten [2]), die Brüder Vivaldi hätten z w e i Reisen unternommen: auf der ersten, 1281, hätten sie die Kanaren und überdies die Azoren entdeckt, auf der zweiten, 1291, seien sie südlich um Afrika herum bis nach Abessinien gefahren. Weiter hat Errara 1902 die absonderliche Vermutung geäussert, die Brüder Vivaldi hätten schon die Tat des Columbus vorwegnehmen und Indien auf einer atlantischen Westfahrt erreichen wollen [3]). Dass etwas Derartiges rein theoretisch möglich sein müsse, haben zwar schon Eratosthenes und Strabo ausgesprochen [4]); aber ein praktischer Versuch dieser Art muss der gesamten Denkweise des 13. Jhds. noch weltenfern gelegen haben, da man vom Polo und „Cathai" noch nichts wusste. Neuerdings hat Magnaghi [5]) dem Einfall Erraras trotzdem zugestimmt. Ein andrer trefflicher Kennner des Entdeckungszeitalters wie der Italiener Almagià, teilte mir jedoch in einem Privatbrief vom 28. August 1937 mit,

1) Uberto Folieta: Historia Genuensium, Rom 1585, 110.
2) Giuseppe Canale: Nuova istoria della republica di Genova, Florenz 1860.
3) Carlo Errara: L'Epoca delle grande scoperte geografiche, Mailand 1902, 178.
4) Strabo I 64.
5) Alberto Magnaghi: Precursori di Colombo? Il tentativo di viaggio transoceanico dei genovesi fratelli Vivaldi nel 1291, in Memoria della R. Società Geografica Italiana XVIII (1935).

dass er seines Kollegen Magnaghi dementsprechende Auffassung nicht gutheissen könne. Anlass zu Magnaghis Stellungnahme war offensichtlich des Folieta Meldung (vgl. die Originaltexte), die Vivaldi-Fahrt sei hinter den Säulen des Herakles „in westlicher Richtung" vor sich gegangen. Es scheint mir jedoch unmöglich, dieser Mitteilung eine so überaus kühne und gewagte Auslegung zu geben. Tatsächlich musste ja jede aus dem Mittelmeer in die afrikanischen Ozeangewässer bestimmte Fahrt zunächst nach Westen verlaufen, denn das Kap Juby, in dessen Nähe die Vivaldi-Schiffe zuletzt gesehen wurden, liegt immerhin volle 7 Längengrade westlicher als die Gibraltarstrasse! Folgerichtig hat z.B. auch Tiraboschi 1774 von einer Westfahrt der beginnenden Vivaldi-Reise gesprochen (cursum in occidentem direxerunt) [1], ohne im entferntesten damit zum Ausdruck bringen zu wollen, dass sie den Columbus-Gedanken einer westlichen Überquerung des Atlantischen Ozeans vorweggenommen hätten. Mehr in des Folieta Notiz hineinzudeuteln, scheint mir durchaus unzulässig zu sein.

Die Idee, dass Ostasien im Westen erreicht werden könne, ist wohl erst durch die vielgelesene Phantasiereise des Sir John Mandeville (Kap. 138), allgemeiner sogar erst nach den Tagen Heinrichs des Seefahrers aufgekommen, nachdem im westlichen Ozean immer weitere, wertvolle Inseln neu entdeckt worden waren. Gewiss hat Peschel recht, wenn er schrieb [2]:

> „Das Problem des westlichen Seewegs nach Ostasien beschäftigte gleichzeitig viele Köpfe".

Aber diese Feststellung gilt ausschliesslich erst für die letzten drei oder vier Jahrzehnte des 15. Jhds., für die Zeit, in der ein Toscanelli, ein Hieronymus Münzer, ein Columbus und Caboto wirkten, keinesfalls aber für das 14. oder gar schon 13. Jhd. Vor Marco Polo's Heimkehr nach Europa (1295) wusste man ja in Europa so gut wie gar nichts von Ostasien. Es ist daher m.E. gänzlich ausgeschlossen, dass i.J. 1291 irgend Jemand bereits den Plan fassen konnte, quer über den westlichen Ozean nach Ostasien und "Indien" zu segeln.

Es kommt hinzu, dass in derselben Zeit der Gedanke an eine Kugelgestalt der Erde, wie sie ein solcher Plan voraussetzt, noch von der Kirche verfehmt und als ketzerisch verschrieen war. Nur wenige erleuchtete Geister hatten diese Erkenntnis schon gewonnen und noch wenigere wagten sich zu ihm zu bekennen; wenn auch unter ihnen schon so grosse Männer waren, wie im 12. Jhd. Albertus Magnus und im 13. Roger Baco, die auf Grund ihrer Vertrautheit mit dem altklassischen Schrifttum an die Kugelgestalt der Erde glaubten und sie lehrten. Aber wie gefährlich es gerade in Italien war, solche Ansichten zu hegen, zeigen die Beispiele eines Petrus von Abano und eines Cecco d'Ascoli, die 1316 bezw. 1327 als Ketzer verbrannt wurden, weil sie behauptet hatten, die Erde sei eine Kugel [3]. Und da sollte es 1291 ein Genuese gewagt haben, auf Grund eines solchen Ketzerglaubens eine ganze Schiffsmannschaft zu verführen, dass sie das

1) Giordano Tiraboschi: Storia della letteratura italiana, Modena 1774, IV, 85.
2) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde (Neubearbeitung von K. H. Goedecke), Meersburg 1930, 117, Anm. 5.
3) Konrad Kretschmer: Die Entdeckung Amerikas, Berlin 1892, 132, Anm. 4.

Experiment einer Westfahrt nach Indien mit ihm unternahm? Der Gedanke scheint durchaus undiskutierbar zu sein.

Caddeo hat die Behauptung aufgestellt, den Brüdern Vivaldi müsse zumindest die Umfahrung Afrikas im Süden gelungen sein. Er stützt sich dabei auf die allerdings auffällig zutreffende Darstellung der Gestalt Afrikas auf einer Reihe von Karten der Zeit nach 1300 [1]). Diese richtige Auffassung vom Aussehen des Erdteils ist allerdings so beachtenswert, dass darüber noch etwas genauer gesprochen werden muss.

Zuerst ist Afrika als ein leidlich dreieckiger Erdteil in grossen Zügen zutreffend abgebildet auf der sogenannten Sanudo-Karte. Es ist dabei für unsere Frage ohne Bedeutung, ob Sanudo, nach dem die Karte genannt ist, der Zeichner war oder der Genuese Pedro Vesconte, den Kretschmer als den Autor ansieht [2]). Die Karte (vgl. S. 129) war eine Beigabe zu Sanudo Tossello's Werk „Secreta fidelium crucis" [3]), mit dem die Tendenz verfolgt wurde, den Sarazenen den Indienhandel zu entreissen. Sanudo war ein so fanatischer Anhänger dieses Gedankens, dass Humboldt von ihm sagen konnte: er „predigte geradezu einen Kreuzzug aus Handelsinteresse" [4]). Wie Beazley eingehend dargelegt hat [5]), wurde die Niederschrift des Werkes im März 1306 begonnen, im Januar 1307 vorläufig abgeschlossen, dann jedoch noch mannigfach umgeändert und verbessert, sodass die fertige Arbeit mit der beigefügten Karte erst am 24. September 1321 dem Papst Johann XXII überreicht wurde. Sanudo wies eindringlich darauf hin, dass es möglich sei, südlich um Afrika herum nach Indien zu gelangen, und man hat nun gemeint, dass diese Vorahnung der Tat des Vasco da Gama um beinahe 200 Jahre durch einen erfolgreichen Verlauf der Vivaldi-Expedition angeregt worden sein müsse. Dass dann der Gedanke nahe lag, auch die richtige Darstellung Afrikas auf der Karte sei auf die gleiche Ursache zurückzuführen, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Der Rückschluss ist jedoch nicht zwingend. Wenn nämlich Sanudo wirklich seit 1306 in der Lage gewesen wäre, Ergebnisse einer glücklich verlaufenen Vivaldi-Fahrt um Afrika zu verwerten — wozu hätte es dann Sorleone Vivaldo 1315 nötig gehabt, nach Ostafrika zu reisen, um irgend etwas über den Verbleib seines spurlos verschollenen Vaters und Oheims in Erfahrung zu bringen?

Die Umschiffbarkeit Afrikas im Süden konnte Sanudo allenfalls aus antiken Schriftstellern folgern, aus Herodot, aus Strabo, aus dem Periplus maris Erythraei, zumal aus dem von Strabo überlieferten, auf Eratosthenes zurückgehenden Vergleich der Gestalt Afrikas mit einer chlamys [6]), den

---

1) Rinaldo Caddeo: Le navigazioni Atlantiche, Mailand 1929.

2) Konrad Kretschmer: Marco Sanudo der Aeltere und die Karten des Pedro Vesconte, in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1891, XXVI.

3) Mario Sanudo: Liber secretorum fidelium crucis, in Bongars' Gesta Dei per Francos, Hanau 1611.

4) Alexander v. Humboldt: Examen critique, Paris 1836, I 231 und 333 ff.

5) C. Raymond Beazley: The dawn of modern geography, Oxford 1906, III 310 f.

6) Strabo II, 118 f. — Hierbei muss allerdings beachtet werden, dass zu Sanudos Zeiten die Schriften Strabos wohl ganz unbekannt waren. Wird doch Strabo nach

Humboldt als „sehr bezeichnend" empfand [1]). Weitaus am wahrscheinlichsten aber ist, dass Sanudo seiner Darstellung einfach Homers Wort vom erdumgürtenden Okeanos zugrunde gelegt hat und nichts andres. Da ausserdem nicht ganz selten mittelalterliche Karten im Original später ergänzt und berichtigt wurden, wenn neue geographische Entdeckungen geglückt waren, so hat auch Simar's Vermutung [2]) manches für sich, dass später Nachträge in das Original der Sanudo-Karte eingefügt worden sind. Prinz Youssouf Kamal neigt zu der gleichen Ansicht, dass „das uns bekannte Exemplar nichts als eine Ergänzung des Originals der Sanudo-Karte" sei [3]), und stellt im Anschluss daran die Frage, wie denn wohl bald nach 1300 „der Zeichner alle diese ins Einzelne gehenden Details hinsichtlich der Küsten Südafrikas hat kennen können".

Gegen eine nachträgliche Ergänzung der Sanudo-Karte spricht freilich die Tatsache, dass die Darstellung der ganzen afrikanischen Westküste durchaus dem Stande der Erkenntnis um 1320 entspricht und keine Spur nachträglicher Berichtigungen aufweist. Die Karte weiss nichts von den Kanaren, von der Madeiragruppe, hat noch den grossen Phantasiegolf im Süden von Marokko, den Sinus Ethiopicus, an den man zeitweilig glaubte, nennt das tropische Afrika „inhabitabilis propter calorem" usw., lässt keine Andeutung des Golfs von Guinea erkennen und scheint auch im Süden durchaus nicht merklich mit der Wirklichkeit übereinzustimmen, sondern willkürlich konstruiert zu sein. Graf Santarem, der die Sanudo-Karte gründlichst studiert hat, stellt dazu mit aller Bestimmtheit fest [4]), dass sie keine Fortschritte gegenüber älteren Karten aufweist, dass ihre Kenntnisse in Ostafrika nicht über Assuan, in Westafrika nicht über Mogador hinausreichen, dass alles übrige Phantasie ist:

> Es kann nicht der geringste Zweifel bestehen, dass Sanudo die wahre Gestalt Afrikas nicht kannte".

Andre Afrika-Karten des 14. und 15. Jhds. lassen bereits vor Vasco da Gama und vor Bartolomeo Diaz die ungefähr richtige Gestalt des schwarzen Erdteils zum Teil noch viel sinnfälliger erkennen, so ganz besonders der Laurentianische Portulan von 1351, der in dieser Hinsicht wohl die grössten Rätsel aufgibt (vgl. Bd. IV, 1. Aufl. Taf. VI), aber auch die Fra Mauro-Karte von 1457/9 (Bd. IV, 1. Aufl. Taf. III) u.a.

Barrow, ein englischer Chinakenner des beginnenden 19. Jhds., glaubt noch einen weiteren Beweis für einen Erfolg der Vivaldi-Fahrt ins Feld führen zu können [5]):

---

einer über 1000-jährigen Pause völliger Ignorierung erst von Aeneas Sylvius im 15. Jhd. zum ersten Male wieder erwähnt (Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, Berlin 1865, 198)!

1) v. Humboldt, a.a.O., I 130.

2) Revue Congolaise 1913, 440.

3) Prince Youssouf Kamal: Quelques éclaircissements épars sur mes Monumenta Cartographica Africae et Aegypti, Leiden 1935, 163.

4) Vicomte de Santarem: Essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie, Paris 1849, 131 und 133.

5) John Barrow: Travels to China, London 1804, 47.

Sanudo-Karte von 1320
Aus: Peschel, Geschichte der Erdkunde, S. 191

„Auf einer Karte, die unter Anleitung des venezianischen Reisenden (Marco Polo) angefertigt und seither in der Kirche San Michael de Murano in Venedig verwahrt wird, ist der südliche Teil des afrikanischen Kontinents deutlich wiedergegeben. Sollte er in der Tat erst eingefügt worden sein, nachdem das Kap der Guten Hoffnung von den Portugiesen umfahren worden war?"

Ich vermochte nicht zu ermitteln, was für eine Karte Barrow hierbei im Auge gehabt hat. Sollte er die Sanudo-Karte gemeint haben [1])? Die Behauptung einer Mitarbeit Polo's mutet jedenfalls fragwürdig an, denn als Marco Polo 1298 sein grosses Reisewerk verfasste, war ihm bestimmt noch nicht das Geringste über den Süden des afrikanischen Erdteils bekannt, da er sonst irgend etwas darüber hätte verlauten lassen.

Unstreitig ist es beachtenswert, dass nach dem Jahre 1300 oder auch nach 1291, dem Jahre der Vivaldi-Fahrt, die Umschiffbarkeit Afrikas im Süden niemals mehr bezweifelt worden zu sein scheint. Boccaccio behandelt z.B. ums Jahr 1350 diese Umschiffbarkeit wie eine Selbstverständlichkeit, wenn er schreibt [2]):

> „Das Hesperische (Atlantische! H.) Meer ist ein Teil des Aethiopischen" (Hesperium mare ethiopici Oceani pars est),

d.h. in unsrer Ausdrucksweise: der Atlantische Ozean ist ein Teil des Indischen.

Wenn aber Fra Mauro in seiner berühmten Weltkarte 1459 Afrika im Süden als umschiffbar gezeichnet und damit die Hoffnung auf einen „Seeweg nach Indien" im Entdeckungszeitalter sicher ansehnlich gestärkt hat, so darf man darin unter gar keinen Umständen eine mögliche Wirkung der Vivaldi-Expedition erblicken, denn Fra Mauro gibt mit aller Klarheit an, dass er diese Erkenntnis aus des Strabo Erzählung von des Eudoxos' Fahrten (Kap. 31) geschöpft hat [3]). Sein Kartenbild entstammt also literarischen Studien, dazu auch arabischen Berichten (Kap. 162), aber nicht geographischen Neuerkundungen von Europäern des Mittelalters. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, dass auch die bis Mogadischu ausgedehnte Erkundungsreise des Sorleone Vivaldo in Ostafrika 1315 irgend welches Material zur Erkenntnis des Südverlaufs Afrikas beschafft haben konnte.

Die Nachwelt hat in ihrem Bestreben, den Verbleib der Vivaldi-Expedition aufzuhellen, so viele Zusammenhänge konstruiert, dass berechtigtes Misstrauen gegen a l l e derartigen Thesen am Platze ist: auf den Kanaren, den Azoren, an der Senegalmündung sollen Spuren einer bis dorthin, aber nicht weiter gelangten frühen Seefahrt des 13. Jhds. entdeckt worden sein, und gleichzeitig soll dieselbe Expedition dem Sanudo das Material bezüglich Südafrikas für sein Planisphärium und dem Fra Mauro für seine Weltkarte geliefert haben. Alle diese Hypothesen schweben völlig in der Luft und muten denkbar unwahrscheinlich an. Wir müssen, unter Ablehnung unbeweisbarer Vermutungen, resigniert eingestehen, dass alle Versuche, über das Geschick der Vivaldi-Fahrt von 1291 irgend welches Licht zu verbreiten, bislang gescheitert sind und vermutlich auch für immer vergeblich

---

1) Diese Wahrscheinlichkeit ist nicht gering, denn in Venedig existiert nach Santarem (a.a.O., III 175) eine weitere Handschrift des Sanudo-Werkes, worin auch der Zweck der Arbeit deutlich ausgesprochen ist: pro facienda commode passagia ad recuperationem terrae sanctae Jerusalem.

2) Zitiert bei Bartolomeo de las Casas: Historia de las Indias, I, 16, in Collection de documentos ineditos para la historia de la España. Bd. 62-66, Madrid 1875/6, 124.

3) Placido Zurla: Il mappamondo di Fra Mauro, Venedig 1806, 63.

bleiben werden. Über Peschels Feststellung [1]) hinaus, „dass an der marokkanischen Küste die kühnen Seefahrer verloren wurden", vermögen wir den Schleier, der über dem Ereignis schwebt, nicht zu lüften. Die Vivaldi-Fahrt war „ein vorzeitiges Wagnis, welches fehlschlug" [2]). Ihr kommt der Ruhm zu, der erste Versuch zur Auffindung des Seewegs nach Indien gewesen zu sein [3]). Dieser Ruhm ist gross genug — der Versuch selbst aber ist gescheitert!

João de Freitas Ribeiro hat 1939 gegen Magnaghi's These, dass die Brüder Vivaldi schon 1291 den Versuch des Columbus, in einer Westfahrt nach Asien-Indien zu gelangen, vorweggenommen hätten, Front gemacht [4]).

Dagegen hat sich Magnaghi nochmals gewehrt [5]) und gegen den „portuguesismo exagerado" eine Haltung eingenommen, die Freitas als „nimiamente italianista" charakterisiert hat.

Diese nationalen Eifersüchteleien und Streitigkeiten erinnern peinlich an die gegenwärtigen Bemühungen der Sowjetrussen, alle grossen Erfindungen und Entdeckungen der letzten Jahrzehnte auf russische Priorität zurückzuführen. Mit solchen voreingenommenen Darlegungen lässt sich kein historisch haltbares Urteil gewinnen.

Magnaghi beruft sich darauf, dass Genua i. J. 1291 mit Marokko im Kriege war. Eine genuesische Flotte unter dem Kommando des Benedetto Zaccaria habe am 18. März 1291, zwei Monate vor den Vivaldi, den Hafen Genua verlassen, habe am 20. August bei Marsamusa einen Erfolg über die Flotte der Marokkaner errungen und den Krieg noch ein Jahr lang weitergeführt. Dieser Krieg sei „ein Beweis mehr gegen die These, dass die Vivaldi nach Indien an der afrikanischen Küste entlang fahren wollten" [6]). Es mag sein, dass dieser Gesichtspunkt ins Gewicht fällt. Aber muss deswegen eine Fahrt quer über den Ozean angenommen werden? Sehr viel näherliegend und einfacher wäre doch wohl gewesen, mit der geplanten Fahrt nach Indien noch zu warten, bis der kurze Krieg gegen Marokko beendet war! Die Chroniken wissen nur zu melden, dass die beiden Schiffe am marokkanischen Kap Juby zuletzt gesehen worden seien. Vielleicht sind sie dann auf der Weiterfahrt von marokkanischen Fahrzeugen weggenommen worden oder sie sind beim Versuch, das Kriegsgebiet zu umgeben, zu weit auf den offenen Ozean hinausgefahren und dabei zugrunde gegangen. Der Möglichkeiten sind sehr viele. Warum soll nun

---

1) Oskar Peschel: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, 198.

2) Heinrich Wuttke: Zur Geschichte der Erdkunde in der letzten Hälfte des Mittelalters, im VI. und VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden, Dresden 1870, 10.

3) Pertz, Der älteste Versuch zur Entdeckung des Seewegs nach Ostindien im Jahre 1291, Berlin 1859.

4) João de Freitas Ribeiro: Ligeiro comentario a tentativa de viagem dos genoves irmaos Vivaldos, in Boletim da Sociedade de Geografia de Lisboa, 57. ser. (1939), No. 11-12.

5) Alberto Magnaghi: Il tentativo di viaggio transatlantico dei fratelli Vivaldi (1291) secondo un recente giudizio portoghese, in Atti della R. Accademia delle Science di Torino, vol. 75.

6) Magnaghi, a.a.O., 8, Anm. 3.

gerade die unwahrscheinlichste These, dass sie nach Westen über den Ozean zu fahren beabsichtigten, eine These, für die sich nirgends der bescheidenste Ansatz findet, als die allein mögliche angesehen werden? Allein schon die Tatsache, dass Sorleone Vivaldi, der Sohn des verschollenen Ugolino Vivaldi, i. J. 1315 zu Lande bis nach Mogadischu in Ostafrika auf Landwegen vordrang, um Näheres über das Schicksal seines Vaters und Oheims zu erfahren, beweist doch wohl mit Sicherheit (vgl. S. 122), dass er nur vom Plan einer Umfahrung Afrikas wusste, da seine Handlung bei einer Westfahrt über den Ozean ganz unbegreiflich gewesen wäre.

Ich möchte daher der Auffassung Ausdruck geben, dass ich — ausnahmsweise — den portugiesischen Widerspruch gegen Magnaghis Behauptungen für berechtigt halte.

Wenn die Chroniken über die Vivaldi-Reise berichten, sie habe den Zweck verfolgt, dass die Teilnehmer „durch den Ozean zu den Gegenden Indiens kämen, um dort nützliche Handelsartikel zu verhandeln" (ut per mare Oceanicum irent ad partes Indiae mercimonia utilia inde deferentes), so k a n n dies m.E. nicht in andrem Sinne verstanden werden, als dass sie, den Küsten Afrikas folgend, den „Seeweg nach Indien" finden wollten. Eine Fahrt quer über den Ozean, wie sie Columbus später unternahm, müsste die Fortbewegung nach Westen erheblich bestimmter und betonter hervorgehoben haben. Auch halte ich es für unmöglich, dass am Ende des 13. Jhds., als alle europäischen Völker — ausser den Normannen — noch reine Küstenfahrer waren, Jemand schon ein so aller Gewohnheit widersprechendes und gewagtes Abenteuer ins Auge fassen konnte, noch dazu ohne jede Berufung auf Literaturbelege.

131. JOHANNES VON MONTECORVINO ALS ERZBISCHOF IN CHINA

(1292—1328)

Brief Papst Nicolaus' IV an den Grosskhan Kublai vom 13. Juli 1289, in Odorici Raynaldi Continuatio Annalium Caesaris Baronii, t. XIV, Köln 1694, 419 f.:

Nicolaus pp. an Kublai (Cobla) Khan, den Grossfürsten der Tataren, Gruss zuvor, der zum künftigen Ruhm führen möge!

Wir freuen uns im Herrn, edler Fürst, und schulden ihm demütigen und reichen Dank, weil er, der die Herzen der irdischen Fürsten in der Hand hält, dir, wie wir mit Freude gehört haben, durch das Geschenk seiner Gnade mit milder Frömmigkeit zuvorkommend, das Innerste deiner Brust mit jener Regung befruchtet hat, dass sich das Verlangen deines Geistes bis nach den zu erweiternden Grenzen der Christenheit richtet. Vor kurzem, bald nach unserer Wahl, empfingen wir verlässliche Botschaft an uns von dem grossen Fürsten Argon, dem berühmten König der Tataren, die uns offen verkündete, dass deine Herrlichkeit ein Gefühl grosser Hinneigung zu unserer Person, zur Kirche Roms und seinem Volk oder zum Volk der Lateiner empfindet, und die genannten Boten drängten uns im königlichen Auftrag mit Eifer, wir möchten einige lateinische Geistliche zu dir senden. Wir aber haben nach Kenntnisnahme so willkommener Kunde von einem so grossen und erhabenen Fürsten zum Herrn gejauchzt, da wir die Mehrung deines Heils und des Ruhmes seines Namens mit allem Eifer wünschen. Wir flehen den Vater des Lichts, von dem alles Beste und jedes vollkommene Geschenk gegeben wird, demütig an, er möge aus guter Gnade seiner Erleuchtung das Innere deiner Brust noch besser erhellen und mit dem Tau seiner Gnade zu Lob und Ehre seines ruhmvollen Namens erfüllen. Wir wollen daher deinem königlichen Wunsch in dieser Hinsicht gern nachkommen und wünschen zudem, du mögest sogleich zur Annahme

des christlichen Glaubens, wie ihn die römische Kirche pflegt und bewahrt, schreiten.

Nun mögest du diesen meinen vorgenannten Sohn hier, den Bruder Johannes von Montecorvino, mit seinen Begleitern vom Orden der Minoriten, den wir dir als Überbringer dieses Schreibens geschickt und ausersehen haben, empfangen und ihm mit Eifer entgegenkommen, denn dem Höchsten kann Niemand ohne begleitende Fürsprache gefallen.

Er fügt die Bitte hinzu, dass er freundlich aufgenommen werde und dass du seine Lehren zu Herzen nimmst, um die ewige Seligkeit zu erlangen. Gegeben zu Reale den 13. Juli im Jahre II.

Bericht über Johannes' von Montecorvino indischen Aufenthalt in einem *Brief des Dominikanermönchs Menentillus von Spoleto* an seinen Confrater Bartolomäus a Santo Concordio — Handschrift auf der Mediceischen Bibliothek in Florenz unter dem Titel „Lettera di Frate Menentillus di Spoleto allo in Christo Frate Bartholomeo da santo Chonchordio, ove lo ragguaglia de luoghi dell' India superiore l'anno MCCCXX (?) scritta in Mabar città dell' India superiore:

Euch, Bruder Bartholomäus von Santo Concordio, wünscht Euer Bruder Menentillus von Spoleto Heil und Weisheit in Christo! Ich kenne das rege Interesse, das Ihr jeglicher Wissenschaft entgegenbringt, und weiss, dass Ihr, so viel an Euch liegt, gern alles wissen wollt und zumal Dinge, die Euch neu sind. Weil Ihr zu denen gehört, die von allen Dingen wissen und unterrichtet sein wollen, schreibe ich für Euch gewisse Nachrichten aus Indien auf, wie sie durch einen gewissen Minoritenbruder, den Reisekameraden des in Ober-Indien gestorbenen Bruders Nikolaus von Pistoria, auf seiner Reise an den Hof des Herrschers von ganz Indien mitgeteilt worden sind. Den Überbringer dieses Briefs habe ich gesehen und gesprochen; in seinen Armen ist der genannte Bruder Nikolaus entschlafen.

(es folgt dann der nachstehende Brief)

Aus *Johannes' von Montecorvino Brief an den Papst aus Maabar* (Indien) vom 22. Dezember 1291(?), bei Henry Yule: Cathay and the way thither, ed. Henri Cordier, London 1914, III 59 ff.:

... In Indien ist es immer warm und es gibt dort keinen Winter; doch ist die Hitze nicht übermässig. Es trifft sich gut, dass dort allzeit Winde die Hitze der Luft mildern. Der Grund, warum es dort keinen Winter gibt, ist die Lage des Landes zum Tierkreis, von der ich folgendes sagen möchte. Wenn die Sonne ins Zeichen der Jungfrau tritt, also am 24. August, sendet sie ihre Strahlen senkrecht herab, wie ich mit eigenen Augen gesehen und ausdrücklich notiert habe, so dass sie nach keiner Seite Schatten wirft. Ebenso ist es, wenn sie um Ende März ins Zeichen des Widders tritt. Wenn sie durch das Widder-Zeichen weiter nach Norden wandert, wirft sie Schatten nach Süden... Wenn sie aber das Jungfrau-Zeichen durchlaufen hat, wirft sie den Schatten nach Norden... In der Zeit, da die Sonnenstrahlen senkrecht niederfallen, ohne Schatten zu geben, ist der Tag 15 und die Nacht 9 Stunden lang. Und wenn die Sonne zur Zeit der Sonnenwende im Zeichen des Krebses steht, ist der Tag etwas weniger als 14 und die Nacht etwa 10¼ Stunden lang. Oder wenn im Dezember die Sonne im Steinbock steht, hat der Tag 11 und die Nacht 13 Stunden Länge...

Der Stern, den wir Polarstern nennen, ist hier so tief herabgedrückt, dass er kaum zu sehen ist. Ich war der Meinung, dass ich von einem erhöhten Punkte aus den anderen Polarstern auf der entgegengesetzten Seite des Himmels[1]) müsse sehen können. Gar manches Mal habe ich nach ihm Ausschau gehalten. Ich habe auch manche Sternfiguren gesehen, die ihn umkreisten und aus deren Beobachtung ich schloss, dass sie ihm ausnehmend nahe stehen müssten. Aber wegen des beständigen, durch Hitze und Winde bedingten Dunstes am

1) Die Vorstellung, dass der Sternenhimmel der südlichen Halbkugel ebenso aussehen müsse wie derjenige der nördlichen, war noch bis in den Anfang des 16. Jhds. weit verbreitet. Im Norden begann damals gerade α ursae minoris, unser heutiger Polarstern, eine gut benutzbare Leitmarke zu werden.

Horizont in diesem Teil des Himmels und wegen der tiefen Stellung der Sterne konnte ich zu keinem Ergebnis kommen... (es folgen ausführliche Angaben über die Bevölkerung, die Gewächse und Tiere des Landes sowie die religiösen Zustände)... An den Küsten gibt es viele und einflussreiche Sarazenen, aber im Innern nur wenige. Christen und Juden kommen nur recht selten vor und haben wenig Bedeutung. Die Bevölkerung verfolgt die Christen und alles, was den christlichen Namen trägt... (Angaben über die Feuerbestattung, Indiens Grösse, Sprachverhältnisse, Sitten usw.)...

Hinsichtlich des Indischen Ozeans ist Folgendes zu sagen. Die See hat grossen Überfluss an Fischen; an manchen Stellen fischt man auch Perlen und Edelsteine. Die Häfen sind spärlich und nicht gut. Man muss wissen, dass die See hier ein Mittelmeer oder Ozean ist. Wenn man sie in südlicher Richtung durchfährt, findet man kein Festland, nur Inseln, aber die Inseln in diesem Meer sind zahlreich und betragen mehr als 12 000. Viele von ihnen sind bewohnt, viele nicht... (es folgen Angaben über die Entfernungen auf See, die Monsune, die Schifferbräuche).

Dieser Brief wurde geschrieben in Maabar, einer Stadt in der Provinz Sitia in Oberindien, am 22. Dezember im Jahre Unseres Herrn 129... [1]).

Brief des Johannes von Montecorvino an den Generalvikar des Franziskanerordens in der Ordensprovinz der Krim, datiert Peking (Cambaliech) den 8. Januar 1305 (1306, vgl. S. 155), in Henry Yule's: Cathay and the way thither, London 1866, 197 ff.:

Ich, Bruder Johannes von Montecorvino vom Orden der Minoriten, reiste von Tauris (Täbris). einer persischen Stadt, im Jahre des Herrn 1291 ab und begab mich nach Indien. Im Lande Indien blieb ich dort, wo die Kirche des Heiligen Apostels Thomas steht, 13 Monate lang und taufte an ver-

1) Das Jahr ist schlecht lesbar. Es ist nur MCCX zu entziffern. Infolgedessen sind die Meinungen der Beurteiler nicht einheitlich. Quétif (Scriptores Ordinis Praedicatorum, Paris 1719) glaubt, es müsse 1320 heissen, was auf jeden Fall irrig ist. — Vgl. die Darlegung im erläuternden Text, S. 155.

schiedenen Plätzen in diesem Lande etwa 100 Menschen. Mein Begleiter auf dieser Reise war Bruder Nikolaus von Pistoja vom Prädikantenorden, der dort starb und in der genannten Kirche beigesetzt wurde.

Dann brach ich zu meiner weiteren Reise auf und begab mich nach Cathai ins Reich des Kaisers der Tataren, der Grosskhan genannt wird. Ihm überbrachte ich den Brief meines Herrn, des Papstes, und forderte ihn auf, den katholischen Glauben unseres Herrn Jesus Christus anzunehmen. Doch war er schon zu alt im Heidentum geworden (nimis inveteratus est idolatria). Er erwies aber den Christen viele Freundlichkeiten, und ich verbrachte mit ihm abwartend zwei Jahre.

Die Nestorianer, eine gewisse Gemeinschaft, die behauptet, den christlichen Namen zu führen, die aber gar sehr von der christlichen Lehre abweicht, sind in diesen Gegenden so einflussreich geworden, dass sie einem anderen christlichen Glauben nicht erlauben wollen, eine noch so kleine Kirche zu haben oder eine Meinung, die von der ihrigen abweicht, zu vertreten. Niemals kam einer von den Aposteln oder ihren Nachfolgern in diese Länder.

Die genannten Nestorianer haben schwerste Verfolgungen über mich gebracht, teils unmittelbar, teils durch andere, die sie gedungen haben. Sie verbreiteten Gerüchte, ich sei gar nicht ein Abgesandter unseres Herrn Papstes, sondern ein grosser Spion und Betrüger. Nach einiger Zeit brachten sie gefälschte Schriftstücke herbei, worin zu lesen war, ein Gesandter sei mit Geschenken von ungeheurem Wert für den Kaiser abgeschickt worden, doch ich hätte ihn in Indien ermordet und seine Geschenke gestohlen. 5 Jahre lang dauerten diese Machenschaften und Verleumdungen an. So ist es gekommen, dass ich mehrfach vor Gericht geschleppt und mit Schande und Todesdrohungen bedacht wurde. Mit Gottes Hilfe erkannte aber der Kaiser zuletzt auf Grund der Bekenntnisse einer gewissen Person meine Unschuld und die

Schändlichkeit meiner Feinde. Und er verbannte sie mit Weib und Kind.

11 Jahre lang bin ich in meiner Mission allein und ohne Helfer geblieben. Jetzt vor 2 Jahren schloss sich mir aber ein Bruder Arnold an, ein Deutscher aus der Gegend von Köln. Ich habe in der Stadt Cambaliech, der Residenz des Herrschers, eine Kirche erbaut. Ich hielt mich dort 6 Jahre lang auf. Auch einen Glockenturm für sie habe ich erbaut und darin drei Glocken aufgehängt. Ich habe in dieser Zeit, so weit ich zu schätzen vermag, etwa 6000 Menschen getauft. Wenn nicht die besagten Umtriebe gegen mich stattgefunden hätten, hätte ich über 30 000 taufen können. Die Taufhandlungen dauern noch immer fort. Auch habe ich nach und nach 150 Knaben, Kinder heidnischer Eltern, gekauft, zwischen 7 und 11 Jahren alt, die noch in keiner Religion unterwiesen waren. Diese Knaben habe ich getauft und sie nach unserer Sitte in Griechisch und Lateinisch unterrichtet. Ebenso habe ich unsere Psalter nebst 30 Hymnen und 2 Breviarien für sie abgeschrieben. Mit solchen Hilfsmitteln lernten 11 von diesen Knaben unseren Gottesdienst kennen, wirken als Chorknaben und halten allwöchentlich einen Pflichtkursus ab in Konventen, an denen auch ich manchmal teilnehme. Ferner sind einige von den Knaben damit beschäftigt, unsere Psalter und sonstige passende Lieder abzuschreiben. Seine Majestät der Kaiser ist sehr erfreut, wenn er sie singen hört. Zu allen kanonischen Stunden lasse ich die Glocken läuten und führe in Anwesenheit von Kindern und Säuglingen den Gottesdienst durch. Da ich über kein Notenbuch verfüge, müssen wir nach dem Gehör singen.

Im ersten Jahre meines Hierseins kam ein gewisser Herrscher aus diesem Teil der Welt zu mir, namens Georg, der zur Sekte der Nestorianer gehörte und von der berühmten Familie des grossen Inderkönigs Priester Johannes abstammte. Er wurde von mir zum katholischen Glauben bekehrt, nahm

die niederen Weihen und pflegte mir beim Zelebrieren der Messe zu helfen, während er seine königlichen Kleider trug. Einige Nestorianer klagten ihn deshalb des Abfalls an, doch er führte einen grossen Teil seines Volkes dem katholischen Glauben zu und erbaute zu Ehren unseres Gottes, der heiligen Dreieinigkeit und unseres Herrn Papstes eine ansehnliche Kirche von königlicher Pracht und gab ihr den Namen Römische Kirche [1]). Vor 6 Jahren ging dieser König Georg als treuer Christ zum Herrn ein und hinterliess als Erben einen Sohn, der damals kaum der Wiege entwachsen war und jetzt 9 Jahre alt ist. Nach dem Tode des Königs Georg haben seine Brüder, falsche Bekenner der nestorianischen Irrlehren, alle, die er der Kirche zugeführt hatte, wieder umgestimmt und sie zu ihrem ursprünglichen Ketzerbekenntnis zurückgebracht.

Da ich allein bin und Seine Majestät nicht verlassen kann, vermochte ich die genannte, 20 Tagereisen entfernte Kirche nicht zu besuchen. Hätte ich doch ein paar gute Gehilfen! Ich hoffe zu Gott, dass alles noch wieder gutzumachen ist, denn ich besitze die vom genannten verstorbenen König Georg zu unseren Gunsten gewährten Ermächtigungen. Wären die erwähnten verleumderischen Bezichtigungen nicht erfolgt, so könnte, wie ich nochmals erkläre, gegenwärtig die reife Ernte reichlich sein. Ja, hätte ich doch zwei oder drei Gehilfen, die mich bestmöglich unterstützen könnten, um den Kaiser-Khan zu bewegen, sich taufen zu lassen! Ich bitte daher darum, dass solche Brüder, falls einige kommen wollen, sich hierher begeben. Es würde meines Erachtens grossen Nutzen bringen, wenn sie ein vorbildliches Leben führen und nicht ihre eigenen Reliquienkästen sich breit machen.

Wegen der Reise hierher möchte ich bemerken, dass am kürzesten und sichersten der Weg durchs Land der Goten

1) Wahrscheinlich stand diese Kirche in Tathung (Yule, a.a.O., 199).

(Krim) ist, die dem Kaiser der nördlichen Tataren untertan sind; auf ihm können die Brüder, zusammen mit den Postboten, in 5 oder 6 Monaten hierher gelangen. Der zweite Weg dagegen ist sehr lang und sehr gefährlich, weil er zwei Seereisen einschliesst; die erste von ihnen ist so weit wie die von Akkon zur Provence, die zweite wie die von Akkon nach England. Und es ist möglich, dass sie mehr als zwei Jahre benötigen würden, um diesen Reiseweg zurückzulegen. Freilich ist der erstere Weg durch lange Zeit nicht benutzbar, wenn dort Kriege ausgebrochen sind.

12 Jahre sind jetzt vergangen, seit ich vom päpstlichen Hof und von meinem Orden zuletzt gehört habe wie auch vom allgemeinen Stande der Dinge im Westen. Vor 2 Jahren traf hier ein lombardischer Arzt und Chirurg ein, der hierzulande die unglaublichsten Lästerungen des römischen Hofes, meines Ordens und über den Stand der Dinge im Westen aussprengte. Deshalb würde ich ausnehmend gern verlässliche Kunde erhalten. Ich bitte die Brüder, die dieser Brief erreicht, ihr Möglichstes zu tun, um den Inhalt zur Kenntnis unseres Herrn Papstes, der Kardinäle und des Ordensvertreters am römischen Hof zu bringen.

Ich bitte den Generalvikar unseres Ordens, mich mit einem Antiphonarium, mit Heiligenlegenden, einem Graduale und einem Notenpsalter in Abschrift zu versorgen; denn ausser einer Breviertasche mit einer lectio brevis und einem kleinen Messbuch besitze ich nichts. Habe ich von jenen eine Abschrift, so können meine erwähnten Gehilfen danach weitere anfertigen. Gerade jetzt bin ich dabei, eine zweite Kirche zu erbauen, um meine Helfer auf mehr Plätze verteilen zu können.

Ich selber bin alt und grau geworden, mehr durch Mühen und Bedrängnisse als durch Jahre, denn ich bin noch nicht älter als 58 Jahre. Ich habe mir eine vollkommene Kenntnis der bei den Tataren geläufigen Sprache und Schrift erworben.

In diese Sprache und Schrift habe ich das Neue Testament und den Psalter übersetzt und habe Sorge getragen, dass sie in der schönsten Schrift, die es hierzulande gibt, niedergeschrieben wurden.

So liefere ich, schreibend, lesend und betend, ein offenes Zeugnis von Christi Lehre in aller Öffentlichkeit. Mit dem verstorbenen König Georg hatte ich vereinbart, das ganze lateinische Ritual zu übersetzen, falls er am Leben geblieben wäre, damit es in seinem ganzen Reiche gesungen werden könne. Solange er lebte, pflegte ich die Messe gemäss dem lateinischen Zerebral in seiner Kirche abzuhalten, wobei ich in der oben genannten Sprache und im Charakter die Worte der Vorrede und des Canons las.

Der Sohn des genannten Königs führt nach mir den Namen Johannes. Ich hoffe zu Gott, dass er in seines Vaters Fussstapfen treten wird. — So viel ich gesehen und gehört habe, glaube ich nicht, dass irgendein König oder Fürst der Welt mit Sr. Majestät dem Khan in bezug auf Ausdehnung seines Herrschaftsbereiches, Masse der Bevölkerung und Fülle des Reichtums verglichen werden kann. Hiermit will ich schliessen.

In der Stadt Cambaliech im Königreiche Catan (Cathai), im Jahre des Herrn 1305 [1]), am 8. Januar.

Ein zweiter *Brief des Johannes von Montecorvino* an den Generalvikar des Minoritenordens, an den Meister des Prädikantenordens und an die Brüder des Ordens in der Ordensprovinz Persien:

Die Erfordernisse einer gesegneten brüderlichen Liebe verlangen, dass diejenigen, die fern und weit von einander getrennt sind, zumal aber die Missionare der christlichen Lehre in weit entlegenen Ländern, einander wenigstens briefliche Trostmitteilungen zukommen lassen, wenn sie einander von Angesicht zu Angesicht nicht sehen können.

---

1) Vgl. die Ausführungen im Text, S. 155.

Ich habe mir gedacht, dass Ihr einigen Grund habt, verwundert zu sein, dass Ihr während meines langen Aufenthaltes in einem so entfernten Lande nie einen Brief von mir erhalten habt. Auch ich bin überrascht, dass ich bis zum gegenwärtigen Jahr nie einen Brief von einem Freund oder Ordensbruder oder irgend ein Zeichen des Gedenkens erhalten habe, so dass ich anscheinend von Allen ganz vergessen worden bin. Zumeist hat es mich betrübt, als ich vernahm, dass ein Gerücht von meinem Tode zu Euch gelangt sei.

Doch nun möchte ich Euch melden, dass ich im Anfang Januar vorigen Jahres durch einen meiner Freunde am Hofe des Ghazan Khan (Domini Kathan Chamis [1]), der zu Seiner Majestät dem Grosskhan gelangte, einen Brief an den Bruder Vikar und die Brüder der Provinz Gazaria (Krim) sandte, worin ich einen kurzen Bericht vom hiesigen Stande der Dinge gab. In diesem Briefe bat ich den Vikar, Euch eine Abschrift zugehen zu lassen. Ich erfuhr jetzt von einigen Männern, die kürzlich mit den Boten des genannten Ghazan Khan an Se. Maj. den Grosskhan eingetroffen sind, dass mein Brief Euch erreicht hat und dass sein Überbringer nach einiger Zeit von der Stadt Sarai nach Täbris weitergereist ist. Ich halte es daher nicht für notwendig, den Inhalt meines genannten Briefes im einzelnen nochmals zu wiederholen. Ich will nur erwähnen, dass meine Verfolgungen durch die Nestorianer darin den Hauptinhalt bildeten, ausserdem die Kirche und die Häuser, die ich errichtet habe.

Jetzt habe ich sechs Gemälde hergestellt, die das Alte und Neue Testament zur Belehrung der Unwissenden erläutern, und ich habe in lateinischer, tarsischer [2]) und persischer Sprache Erklärungen eingetragen, damit jeder in der Lage ist, sie in der einen oder anderen Sprache zu lesen.

Zum dritten will ich hinzufügen, dass einige Gehilfen,

1) Der Ghazan Khan war der mongolische Herrscher von Persien.
2) Nach Rémusat: uighurischer.

die ich belehrt und getauft habe, zum Herrn eingegangen sind. Ein vierter Gegenstand ist, dass ich seit meiner ersten Ankunft in der Tatarei mehr als 5000 Seelen getauft habe.

Im selben Jahre 1305 begann ich mit dem Bau eines neuen Gotteshauses vor der Pforte des Grosskhans, so dass dort nur die Breite der Strasse zwischen seinem Palast und unserem Gotteshaus ist. Wir sind dort nur einen Steinwurf von Sr. Majestät Pforte entfernt. Herr Peter von Lucalongo, der von Täbris an mein Reisebegleiter war, hat selber das Grundstück für besagtes Gebäude gekauft und mir zu Gottes Ehre übergeben. Ich glaube, es könnte im ganzen Reiche Sr. Maj. des Grosskhans mit Gottes Gnade keine passendere Lage für eine katholische Kirche gefunden werden. Zu Anfang August nahm ich die Grundsteinlegung vor, und mit Hilfe mehrerer Gönner und wohlwollender Freunde wurde es am St. Franciscus-Fest (4. Oktober) nebst einer Mauer sowie Häusern, Geschäftsräumen, Höfen und einer 200 Personen fassenden Kapelle fertiggestellt. Noch war ich wegen des Winterbeginns nicht imstande, die Kirche auszubauen, aber das Bauholz habe ich im Haus beisammen und ich hoffe sie im Sommer zu vollenden. Ich sage Euch, sie erscheint allem Volk aus der Stadt und anderswoher als ein vollkommenes Wunder, weil sie vorher kein Wort darüber vernommen haben. Und wenn sie unseren neuen Bau mit dem roten Kreuz darauf und uns in unserer Kapelle mit aller Pracht den Gottesdienst verrichten sehen, so sind sie mehr denn je verwundert...

(Der Schluss fehlt)

Wahrscheinlicher Inhalt vom *Schluss vorigen Briefes*, nach den Notizen eines Unbekannten, in Cordiers Neuausgabe des Yule'schen Cathay-Werkes, London 1926, III 57 f.:

Zu seinen Mitteilungen vom vergangenen Jahr berichtet Bruder Johannes von Montecorvino in einem zweiten Brief von diesem Jahre über eine feierliche Gesandtschaft, die aus einem Lande Äthiopiens zu ihm gekommen sei, um ihn zu

bitten, entweder selber dorthin zu gehen und zu predigen oder andere Prediger zu entsenden; denn seit der Zeit des Apostels St. Matthäus und seiner unmittelbaren Schüler hätten sie keine Prediger gehabt, die sie in der christlichen Lehre unterrichteten, und sie fühlten doch den brennenden Wunsch, zum wahren christlichen Glauben zu gelangen.

Bruder Johannes berichtet auch, er habe seit dem Fest Allerheiligen 400 Personen getauft. Da er ferner vernommen hat, dass eine Anzahl von Brüdern, teils vom Minoriten-, teils von anderen Orden, nach Persien und Gazarien (Krim) gekommen sind, hat er sie ermahnt, die Lehre unseres Herrn Christus eifrig zu predigen und eine Seelenernte zu halten. Der Brief wurde in Cambalec, einer Stadt in Cathay, im Jahre des Herrn 1306 geschrieben, am Sonntag Quinquagesimä im Monat Februar [1]).

Aus der Chronik des *Johannes von Winterthur* (Johannes Vitoduranus), ed. Friedr. Baethgen in Monumenta Germaniae historica, nova series, t. III, Berlin 1924, 233 f.:

Einige Jahre nach den geschilderten Ereignissen gelangte ein Bruder vom Franziskanerorden, der aus den nördlichen Teilen Deutschlands gebürtig war, als Erster mit grosser Mühe in die Länder der Heiden, um Christus zu predigen. Den langen und ausführlichen Brief, den er über das Vikariat des Nordens an seinen General schrieb, habe ich gelesen. Er hat dort löblich gewirkt und eine reiche Ernte von Seelen erzielt. Wie ich aus seinem Brief entnommen und ausgezogen habe, hat er im Reiche des Grosskhans, des Kaisers der Tataren, viel Volk mit dem Quell der Taufe und dem heiligen Worte des Evangeliums zum christlichen Glauben bekehrt. Ja, er würde die grösste Ernte an Seelen erzielt haben, wenn nicht die dort zahlreich vorhandenen nestorianischen Ketzer und falschen Christen ihm Widerstand geleistet hätten. Denn

1) s. S. 156.

aus Neid auf die glücklichen Erfolge haben jene nach Kräften widerstrebt. Sie haben durch allerlei Verleumdungen, Entfremdung und Speichelleckerei die Mächtigen jenes Landes gegen ihn aufgebracht. Sie verursachten ihm Geisselung, Einkerkerung und mannigfache Plage bei den Mächtigen durch manche Tage und Jahre und sorgten, dass sie gegen ihn frevelten. Dies alles hat er für Christus geduldig ertragen. Schliesslich hat der Grosskhan, da er ihn aufrichtig schätzte, ihn für unschuldig befunden, den mit der Strafe des Gefängnisses im Turm Beschwerten und durch das Zutun der Wärter wie einen Sklaven Behandelten mitleidig selber aus der Gefangenschaft und aus allen Qualen herausgeführt, ihm die Freiheit wiedergegeben und schwere Strafe denen angedroht, die ihn durch Wort oder Tat weiter kränken würden... Wie er in seinem Brief angibt, ist an den Orten, wo er gepredigt hat, vorher niemals das Evangelium Christi verkündet worden... Er hat auch den Priester Johannes, einen reichen, mächtigen König, über den in einem unserer Bücher manches Überschwengliche zu lesen steht, mit seinem ganzen Volke zu Christus bekehrt.

Odoricus Raynaldus: Annales ecclesiastici, Rom 1667, ad annum 1307, 29:

In diesem Jahre ernannte der Papst den Johannes von Montecorvino, der vom Eifer der Glaubensverbreitung beseelt war und in der Tartarei viele Heiden zur Annahme der Taufe bewogen hatte, zum Erzbischof von Cambalek im Lande Cathai. Als künftige Teilnehmer seiner Mühen und seines Ruhmes sandte er ihm einige andre zu, die er zu Suffraganen des Erzbischofs von Cambalek bestimmte, und ordnete an, dass sie mit der heiligen Bischofswürde geweiht würden. Diese Männer, denen die Aufgabe anvertraut wurde, die erhabene Provinz mit dem Lichte des Glaubens für den dunklen Orient zu erfüllen, waren Andreas von Perugia,

Nicolaus de Bantra, Gerardus, Ulricus, Sayfust, Peregrinus de Castello und Guilelmus de Villanova vom Orden der Franziskaner, deren Namen der Unsterblichkeit würdig sind, sodass wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen konnten. Den Einzelnen wurden Briefe ausgehändigt..... Genannter Oderich fertigte auch die päpstliche Botschaft an den Grosskhan in der Tartarei aus, womit er ihn zur Ablegung des alten Glaubens und zur Annahme des heiligen Christentums ermahnte und wegen seines kaiserlichen Wohlwollens für die christlichen Priester beglückwünschte.

Brief des *Andreas von Perugia,* Bischofs von Zaitun, an den Konvent des Franziskanerklosters in Perugia, bei L. Wadding: Annales Minorum, Quaracchi 1932, VII, 61 f.:

Bruder Andreas von Perugia vom Orden der Minderen Brüder, durch Gottes Willen zum Bischof ernannt, an den ehrwürdigen Vater der Brüder und Vorsteher des Konvents von Perugia. Frieden im Herrn immerdar!

...Wegen der ungeheuren Entfernung zu Lande und zur See, die uns trennt, kann ich kaum hoffen, dass ein Brief von mir in Eure Hände gelangen wird... Ihr habt vernommen, wie ich mit meinem Gefährten und Bruderbischof Peregrinus gesegneten Andenkens, dem einzigen Gefährten meiner Pilgerreise, und durch wieviel Mattigkeit, Krankheit und Not, viele geduldete Kümmernis und Gefahren zu Lande und zur See, beraubt an allem, sogar an Kleidern und Unterkleidern, zuletzt mit Gottes Hilfe zur Stadt Cambaliech (Peking) gelangte, dem Sitze des Kaisers und Grosskhans, im Jahre 1308 der Geburt des Herrn, soweit ich nachrechnen kann.

Nachdem dort gemäss den uns vom Apostolischen Stuhl gegebenen Weisungen der Erzbischof geweiht worden war, verweilten wir dort fast 5 Jahre und erhielten in dieser Zeit eine kaiserliche Anweisung für unsere Verpflegung und Kleidung...

Über den Reichtum, den Glanz und Ruhm dieses grossen Kaisers, die gewaltige Grösse seines Reiches, die Zahl der Völker, die ihm untertan sind, die Menge und Grösse seiner Städte und die Einrichtungen seines Staates, in dem Niemand das Schwert gegen seinen Nachbarn zu zücken wagt, will ich nichts sagen, da es ein umfangreicher Stoff zum Schreiben wäre und denen, die davon hörten, doch unglaublich sein würde. Höre ich doch selbst hier im Lande selbst gut verbürgte Dinge darüber, die ich kaum zu glauben vermag!...

Es ist eine grosse Stadt an den Küsten des Ozeans gelegen, die auf Persisch Zayton heisst. In dieser Stadt hat eine reiche Armenierin eine grosse, schöne Kirche bauen lassen, die aus eigenem Antrieb des Erzbischofs selbst zu einer Kathedrale ausgebaut wurde. ...Als er (Bischof Gerard) gestorben und in ihr beigesetzt war, wünschte der Erzbischof mich zum Nachfolger zu machen. Da ich jedoch diese Stellung nicht annehmen mochte, übertrug er sie dem genannten Bruder und Bischof Peregrinus. Sobald sich eine Gelegenheit bot, siedelte dieser hierher über, und nachdem er der Vorsteher der Kirche durch einige Jahre gewesen war, tat er am 7. Juli 1322 seinen letzten Atemzug.

Etwa 4 Jahre vor seinem Tode erlangte ich, da ich mich aus verschiedenen Gründen in Cambaliech nicht mehr wohl fühlte, die Erlaubnis, dass die kaiserliche Vergünstigung mir auch für die Stadt Zayton gewährt wurde, die von Cambaliech 3 Wochen [1]) entfernt liegt. ...An diesem Platz halte ich mich nun ständig auf und lebe von der erwähnten kaiserlichen Spende, deren Wert in Genueser Währung ungefähr 100 Goldgulden im Jahr ausmacht. Den grössten Teil dieser Summe habe ich für den Ausbau einer Klosterkirche verwendet, und ich kenne von allen Klöstern unserer Provinz keines, das sich mit ihr an Pracht und allen Bequemlichkeiten zu messen vermag.

1) Diese Zeitangabe kann nicht stimmen; die Entfernung ist wesentlich grösser.

Nicht lange nach dem Tode des Bruders Peregrinus empfing ich ein Dekret vom Erzbischof, das mich der genannten Kathedralkirche überwies, und dieser Ernennung stimmte ich jetzt aus guten Gründen zu. So verweile ich zeitweilig im Hause oder in der Kirche der Stadt und zeitweilig auswärts in meinem Kloster, wie es mir gefällt. Meine Gesundheit ist gut, und so weit ich meine Lebensspanne überblicken kann, mag ich wohl noch manche künftigen Jahre auf diesem Felde arbeiten, mein Haar aber ist grau, teils durch körperliche Schwachheit, teils durch Alter.

Es ist Tatsache, dass es in diesem ungeheuren Reiche Menschen von allen Nationen der Erde gibt, auch von jeglicher Sekte, und allen ist erlaubt, in freiem Bekenntnis ihres Glaubens zu leben. Sie hegen nämlich die Meinung oder richtiger die irrige Ansicht, dass Jeder in seiner eigenen Religion selig werden kann. Wir haben daher Freiheit, ohne alle Hemmung und Behinderung zu predigen. Unter den Juden und Sarazenen haben wir Niemanden bekehrt, aber von den Heiden sind viele getauft worden. In Wahrheit freilich wandeln viele Getaufte nicht auf dem rechten Pfade des Christentums...

Alle diese Dinge habe ich, ehrwürdiger Vater, kurz niedergeschrieben, um Euch zu unterrichten. Ich schreibe nicht an meine geistlichen Brüder und persönlichen Freunde, da ich nicht weiss, wer von ihnen noch am Leben und wer dahingegangen ist, weshalb ich diese um Entschuldigung bitte. Aber allen sende ich meinen Gruss und möchte von allen im herzlichen Andenken behalten werden... Alle unsere an Cambaliech durch Papst Clemens überwiesenen Suffraganbischöfe sind im Frieden zum Herrn eingegangen; ich allein bin übrig geblieben. Bruder Nikolaus von Banthera, Bruder Andrutius von Assisi und noch ein anderer Bischof starben gleich nach der Ankunft in Unterindien, in einem grausam verderblichen Lande (Ormuz?), wo auch viele andere gestorben und begraben sind.

Lebt im Herrn wohl, Vater, jetzt und immerdar! Geschrieben zu Zayton im Monat Januar im Jahre des Herrn 1326 (wohl 1327).

Aus dem *Brief des Paolo Pozzi di Toscanelli* vom 25. Juni 1474 an den Kanonikus Fernan Martins de Roriz in Lissabon (Kap. 189), in den Publikationen der Hakluyt Society, Bd. 86, London 1893, 1:

(Der Grosskhan) hat seinen Sitz meistens in der Provinz Cathai. Seine Vorfahren wünschten lebhaft mit Christen in Verbindung zu treten. Vor 200 Jahren etwa schickten sie zum Heiligen Vater und baten um Zusendung weiser geistlicher Männer, die sie in ihrem Glauben unterweisen sollten. Aber wegen gewisser Hindernisse mussten diese Boten wieder umkehren.

Einleitung zum *Schiffstagebuch des Christoph Columbus,* in Martin Fernandez de Navarrete: Coleccion de los viajes y descubrimientos, Madrid 1825-1837, I 2:

Ich habe Euren Hoheiten oft berichtet von den Ländern Indiens und einem Fürsten Grosskhan, was in unserer Sprache König der Könige heisst. Seine Vorfahren haben nach Rom geschickt, um Lehrer in unsrem heiligen Glauben zu erbitten, da sie in diesem unterrichtet zu werden wünschten, worauf jedoch der Heilige Vater nicht einging, sodass viele Völker in Götzendienst und Sünden gestorben sind.

Ein wahrhaft vorbildlicher Glaubensbote und Heidenmissionar — so darf der Franziskanermönch und Erzbischof Johannes von Montecorvino genannt werden, der auf den Vorschlag seines Ordensgenerals Bonagratia vom Papst Nikolaus IV (1288—1292) 1288 mit Briefen an den Mongolenherrscher in Persien und an den Grosskhan entsandt wurde, als er 36 Jahre alt war, und der die restlichen 40 Jahre seines Lebens dauernd auf asiatischem Boden weilte, davon 36 Jahre lang in Peking, wo er auch schliesslich hochbetagt starb. Er wäre der rechte Mann gewesen, zusammen mit der Familie Polo den Grosskhan und vielleicht ganz China für das Christentum zu gewinnen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, 2 oder 3 Jahre früher in China zu erscheinen und noch zeitweilig gemeinsam mit den Poli daselbst zu wirken. Ein unfreundlicher Zufall fügte es, dass er in Peking

erst kurz nach der Abreise der Poli eintraf, so dass er deren mächtigen Einfluss nicht mehr für sich verwenden konnte und dauernd auf seine eigene Kraft gestellt blieb.

Es fügte sich weiter recht unglücklich, dass der grosse Kublai Khan, der dem Christentum so überaus wohlwollend gegenüberstand, die Ankunft des Johannes von Montecorvino nur um einige Monate überlebte. Er mag schon 78 oder 79 Jahre alt gewesen sein, als der Papstbote bei ihm eintraf, und man kann verstehen, dass er in diesem hohen Alter für sich selbst die Taufe ablehnte. Sein Nachfolger und Enkel aber, der Grosskhan Timur (vgl. die Tabelle auf Tafel I), auf den Montecorvino nun vornehmlich angewiesen blieb, erwies sich zwar dem Abgesandten des Papstes wohlwollend, hatte aber im übrigen von dem Genie seines Vorgängers schlechterdings gar nichts geerbt, war ein schwacher, sinnlichen Lüsten ergebener Regent, der, wie die meisten anderen Mongolenfürsten (Kap. 119—121), wahrscheinlich gar nicht die geistige Fähigkeit hatte, das Wesen des Christentums überhaupt zu begreifen. Auch in diesem Falle also waltete der ganz merkwürdige Unstern, der über allen Möglichkeiten zur Christianisierung Chinas hing (Kap. 78).

Hätte Johannes von Montecorvino eine Ahnung davon gehabt, von wie entscheidender Wichtigkeit es gewesen wäre, vor 1292, vor der Abreise der Poli, in China einzutreffen, so hätte er sicher unschwer seine Fahrt dementsprechend einrichten können. Weder er noch der Papst konnten aber etwas wissen von der Bedeutung, die seine Ankunft in China noch vor 1292 zu erlangen vermocht hätte. Daher ging des Johannes von Montecorvino erste Asienreise nur nach Persien. Obwohl schon damals eine Fühlungnahme mit China fest in Aussicht genommen war, kehrte der päpstliche Legat, nachdem er lange in Täbris beim damaligen Herrscher von Persien, Argon, Kublai Khans Neffen, verweilt hatte, von dort zur Berichterstattung erst nochmals nach Rom zurück, wenn wir auch heute bestimmt sagen können, dass eine sofortige Weiterreise nach China unabsehbar reiche und segensreiche Folgen hätte haben müssen.

Schon der Grund zur Persienfahrt Johannes' von Montecorvino war eigenartig genug. Bereits 1274 waren einmal mongolische Gesandte, deren Auftraggeber nicht genannt ist, am 6. Juli beim Papst in Rom eingetroffen [1]). Merkwürdigerweise wurden sie schon wenige Tage später kurzerhand getauft [2]). Wir erfahren sonst über diesen mongolischen Versuch einer Fühlungnahme mit dem Apostolischen Stuhle nichts. Wahrscheinlich ging er von Persien aus, denn wie es heisst, hatte schon Hulagu, Abogas Vater und Kublai Khans Bruder, der Zerstörer Bagdads, i. J. 1260 einmal eine Gesandtschaft an den damaligen Papst Urban IV (1261—1264) geschickt [3]). Es ist daher durchaus denkbar, dass Persien auf dem betretenen Wege weiter fortschritt.

Jedenfalls hatte der damalige Persienherrscher Aboga, wie Rémusat

1) Luka Wadding: Annales Minorum, Quaracchi 1931, IV 447.
2) Ebendort, 449.
3) Raynaldus: Annales ecclesiastici, ad annum 1260, No. 29.

gezeigt hat [1]), sehr erhebliches Interesse an guten Beziehungen zu den christlichen Staaten, da sein mongolisches Reich am stärksten von der Sarazenengefahr bedroht war. Die Lage war etwa umgekehrt wie in den Jahren 1145, 1177 und 1221 (Kap. 115 und 119): diesmal war es der Mongole, der eine Anlehnung bei den Christen suchte und dem es sogar am liebsten gewesen wäre, wenn Papst Nikolaus III (1277—1280) einen neuen Kreuzzug gegen die Sarazenen in Ägypten gepredigt hätte [2]). Aus politischen Gründen suchte Aboga die Freundschaft des Papstes und bat zu diesem Zwecke den Herrn der Christenheit, um ihn günstig zu stimmen, um Zusendung von Missionaren, die erst in Persien und später in China als Glaubensboten wirken sollten. Im Briefe König Abogas war die für den Papst sicher hocherfreuliche, aber bestimmt nicht mit der Wahrheit übereinstimmende Mitteilung enthalten, der Grosskhan habe bereits die Taufe angenommen [3]). Man vermag nicht recht zu glauben, dass diese Nachricht bona fide erstattet wurde; wahrscheinlich handelte es sich um eine Zwecklüge, um den politischen Wünschen Abogas eine um so günstigere Aufnahme zu sichern. Der Papst aber hatte keinen Grund, der willkommenen Kunde, die in Rom hochfliegende Hoffnungen erweckt haben mag, zu misstrauen. Er beeilte sich, den Wünschen Abogas um Zusendung von Missionaren zu entsprechen und beauftragte 5 Franziskanermönche, Gerardus von Prato, Antonius von Parma, Johannes von Sta. Agatha, Andreas von Florenz und Matthäus von Arete, zum Perserkönig zu gehen. Es wurden ihnen Briefe sowohl an König Aboga wie an den Grosskhan mitgegeben, beide vom 1. April 1278 datiert [4]). In dem ersterwähnten hiess es u.a.:

> „Nach dem Ermessen Deiner Klugheit sollen sie sich bei passender Gelegenheit persönlich zum genannten Grosskhan begeben, auf dass sie auch dort für das Seelenheil wirken".

Im Briefe an den Grosskhan, der leider seine Adresse nie erreichte, stand zu lesen, es sei in Rom das Gerücht eingetroffen, dass er getauft worden sei. Deshalb sollten die Mönche im Reiche Cathay weiter für das Christentum in China wirken.

Über dieser Mission waltete jedoch Unheil. Als die Franziskaner in Persien eintrafen oder vor kurzem eingetroffen waren, starb der christenfreundliche Aboga am 1. April 1282; sein Nachfolger Khan Ahmed (1282—1284) aber war zum Mohammedanismus übergetreten und ein Christenfeind, der die christlichen Kirchen zerstörte und die Christen verfolgte. Was aus den Franziskanern geworden ist, ist unbekannt. Vielleicht sind sie von Ahmed getötet worden; jedenfalls sind sie nicht nach China

---

1) Abel Rémusat: Mémoires sur les relations politiques des Princes chrétiens et particulièrement des rois de France avec les empereurs Mongols, in Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres VI (1822), 466 ff.

2) Rémusat, a.a.O., VII 340 ff.

3) Der Brief ist abgedruckt bei Wadding, a.a.O., V 39. — Vgl. zu den obigen Ausführungen Friedrich Kunstmann: Die Missionen in Indien und China im 14. Jahrhdt., in Görres' Historisch-politischen Blättern, Bd. 37, 266 ff.

4) Die Briefe sind abgedruckt bei Wadding, a.a.O., V. 40 ff.

gelangt. Vielleicht sind sie auch „wegen gewisser Hindernisse umgekehrt", wie es im Toscanelli-Brief von 1474 heisst. Woher diese Nachricht Toscanelli's stammt, ist nicht bekannt.

Dieser grosse Florentiner Gelehrte, der mit Recht auf seinem Denkmal als der „iniziatore della scoperta dell' America" bezeichnet worden ist, war nämlich rund 200 Jahre später auf Grund seiner engen Beziehungen zum päpstlichen Hof offensichtlich gut vertraut mit allen den oben geschilderten Beziehungen zwischen den Mongolenherrschern und der römischen Kurie. Dieses Wissen diente ihm nun zur Stütze seines Rates an den portugiesischen König, eine Westfahrt über den Ozean nach Ostasien zu unternehmen (Bd. IV). Über Toscanelli erfuhr dann auch Columbus von jenen Geschehnissen und wurde dadurch aufs stärkste angeregt, sein weltgeschichtliches Wagnis von 1492 ins Auge zu fassen, sodass sein Schiffstagebuch, wie die mitgeteilten Original-Quellen erkennen lassen, gleich zu Anfang darauf Bezug nahm.

Die feindselige Haltung des Khans Ahmed hat jedenfalls um 1284 verhindert, dass christliche Glaubensträger noch während der Anwesenheit der Poli in China dorthin gelangten und damit u.U. eine damals aussichtsreiche Christianisierung Chinas vereitelt.

Khan Ahmed wurde zwar bald darauf, am 10. August 1284, ermordet und sein Nachfolger Argon suchte die mit dem Papst angeknüpften Fäden wiederherzustellen. Er erwies sich stets, bis zu seinem Tode (7. März 1291), der westlichen Kultur und dem Christenglauben wohlgeneigt. Auch bei ihm spielten politische Berechnungen mit: „er wollte Palästina und Syrien erobern und wünschte daher das Wohlwollen der christlichen Herrscher zu erwerben" [1]). Aus dem gleichen Grunde förderte er den christlichen Handel in seinem Reiche, worüber gewisse zeitgenössische Dokumente Aufschluss geben [2]).

Gerade in den 7 Jahren der Herrschaft Argons, von 1284 bis 1291, betätigte sich z.B. dauernd ein Kaufmann aus Pisa, der Iolus oder Ozolus genannt wird, als Händler in Täbris.

Argons Brief war am 18. Mai 1285 geschrieben worden, als Honorius IV (1285—1287) auf dem Stuhle Petri sass. Er wurde durch eine Gesandtschaft, die aus einem nestorianischen Bischof Rabben Cauma, einem persischen Edelmann und dem Dolmetscher Uguetas bestand [3]), nach Rom gebracht. Da aber die päpstlichen Akten während des Pontifikats Honorius' IV kein Wort über das Eintreffen einer solchen Gesandtschaft melden, muss angenommen werden, dass sich die Reise aus unbekanntem Anlass verzögerte und dass sie erst zwischen dem Tode des Papstes Honorius (3. April 1287) und der Thronbesteigung Papst Nikolaus' IV (20. Februar 1288) in Rom eintraf, wie schon Rémusat vermutet hat [4]). Die erneute Bitte aus Persien um Zusendung christlicher Missionare beantwortete der Papst im April 1288 mit der Entsendung des Johannes von Montecorvino

1) Henry Yule: Cathay and the way thither, ed. H. Cordier, London 1915, I 120.
2) Ch. Kohler: Recueil des Historiens des Croisades, Documents arméniens, Paris 1906, CC.
3) Kunstmann, a.a.O., 228.
4) Rémusat, a.a.O., VII 359.

ins Reich des Königs Argon, der auch von Marco Polo bemerkenswert oft genannt worden ist.

Der von Johannes von Montecorvino dem König Argon überbrachte päpstliche Brief ist im Inhalt demjenigen an Kublai Khan ähnlich, der oben abgedruckt ist. In Raynaldus' und in Waddings Annalenwerken ist der genaue Wortlaut unmittelbar vor diesem wiedergegeben.

1289 kehrte Montecorvino nochmals nach Rom zurück [1]) — leider! —, denn dadurch ging ein Jahr verloren, das für sein späteres erfolgreiches Wirken in China hätte von unermesslicher Bedeutung werden können! Seine zweite Ausreise nach Asien dürfte 1290 erfolgt sein. Auch jetzt hatte aber der Reisende an sich keinen Anlass zu besonderer Eile. Er begab sich über Persien zunächst nach Vorderindien und verweilte hier volle 13 Monate, zumeist an der Koromandelküste bei der Gemeinde der Thomaschristen, die beachtenswerterweise nicht viel später als die Besitzer der meisten vorderindischen Pfefferpflanzungen genannt werden [2]). Er erfreute sich hier der Zusammenarbeit mit einem reichen Kaufmann Peter von Lucalongo, der ihn später nach China begleitete und seinem Wirken dort mit seinem Reichtum in sehr erwünschter Weise die Wege ebnete, sowie mit einem Bruder Nikolaus von Pistoja, der aber noch in Indien starb und in der Kirche der Thomaschristen beigesetzt wurde.

Schon aus Indien hatte Montecorvino den oben abgedruckten, wichtigen Brief über die von ihm gemachten Erfahrungen an den Papst gesandt.

Das Jahr, in dem dieser Brief an einem 22. Dezember geschrieben wurde, ist im Original, wie oben gesagt, nicht mit Sicherheit zu entziffern. Meist hat man die Jahre 1291 oder 1292 angenommen. Da der Briefschreiber angibt, er sei bis 1291 in Täbris gewesen und habe sich dann noch 13 Monate in Indien aufgehalten, sollte man meinen, es könne sich nur um das Jahr 1292 handeln [3]). Dann käme man aber mit der sonstigen Chronologie ins Gedränge. Im nachfolgenden Brief von 1306 betont Johannes von Montecorvino ja, er habe noch 2 Jahre unter Kublai Khans Regierung in Peking gelebt. Kublai Khan soll aber, achtzigjährig, bereits im Februar 1294 gestorben sein. Wenn der Brief erst im Dezember 1292 geschrieben wurde, wird jene andre Angabe zur Unmöglichkeit, denn allein die Reise von Indien nach Peking muss auf rund 1 Jahr Dauer veranschlagt werden. Montecorvino könnte also frühestens im endenden Jahr 1293 in China eingetroffen sein. Dies wäre also nur 2 Monate vor dem Tode Kublais gewesen.

Wie der Widerspruch zu deuten ist, lässt sich nicht ermitteln, höchstens erraten. Vielleicht ist Kublais Tod im Februar 1294 auch nach der damaligen Jahresrechnung des Vatikans datiert (vgl. die Ausführungen weiter unten), sodass er unsrem Februar 1295 entsprechen würde. In diesem Falle hätte Montecorvino noch etwa $5/4$ Jahre unter Kublai Khan in Peking

---

1) T. Külb: Geschichte der Missionsreisen nach der Mongolei, Regensburg 1860, III 84.

2) F. G. Meinert: Johann von Marignola's ... Reise in das Morgenland von 1339 bis 1353, Prag 1820, 57.

3) Yule-Cordier: Cathay and the way thither, London 1914, 67, Anm. 2.

verbracht, was man zur Not als 2 Jahre bezeichnen konnte. Ob diese Deutung richtig ist, sei dahingestellt.

Ungleich bedeutungsvoller als sein Bericht aus Indien sind die beiden Briefe, die Johannes von Montecorvino aus China nach Europa sandte. Sie gehören zu den wichtigsten Dokumenten der christlichen Missionsgeschichte und sind daher oben im vollen Wortlaut, so weit er sich erhalten hat, abgedruckt worden.

Neben schweren und recht unerfreulichen Klagen über die feindselige Haltung der Nestorianerchristen in China gegen den Vertreter der römischen Kirche enthalten diese zwei Briefe eine deutliche Freude und Befriedigung über das zwar mühselige, aber doch erfolgreiche Wirken des Missionars im Reiche der Mitte. Freilich, wie bescheiden waren die gemeldeten Erfolge — 5000 Taufen in 12 Jahren — gemessen an der riesigen Bevölkerung des Landes und an den unabsehbar grossen Möglichkeiten, wie sie der fördernde Einfluss der Poli hätte darbieten können oder auch der starke Wille eines dem Christentum wohlgesinnten Kaisers! Aber Kublai Khan war schon zu alt, um Montecorvinos Wirken noch die rechte Teilnahme entgegenbringen zu können. Richthofen ist sogar der Meinung, Kublai Khan sei bereits tot gewesen, als Johannes von Montecorvino in China eintraf [1]). Der Wortlaut von Montecorvinos Brief spricht jedoch dagegen, denn der „zu alt im Heidentum gewordene" Grosskhan, von dem Montecorvino spricht kann nur Kublai Khan gewesen sein. Was Montecorvino unter den obwaltenden, durchaus nicht günstigen Umständen dennoch geleistet und gewirkt hat, verdient sehr hohe Anerkennung und ist sein ureigenes Verdienst.

Jahre lang scheint er mit seinem Begleiter Peter von Lucalongo der einzige christliche Europäer in Peking gewesen zu sein. Es gelang ihm, einen dem Nestorianerbekenntnis huldigenden christlichen Fürsten von Tenduk zum Übertritt zur römischen Kirche zu bewegen, und er fand in ihm einen aufrichtig ergebenen und frommen Helfer, dessen Annahme der katholischen Lehre auch sein ganzes Volk nach sich zog. Aber als dieser Fürst in jugendlichem Alter 1299 oder 1300 starb, gingen alle Vorteile wieder verloren; seine Nachfolger wollten von der römischen Kirche nichts wissen und brachten auch das Volk wieder zum Abfall.

Bald gesellte sich jedoch ein Franziskanerbruder Arnold von Köln dem eifrig wirkenden Johannes von Montecorvino hinzu, dazu auch ein lombardischer Chirurg, dessen Namen nicht bekannt ist. Dieser war ein sehr übles Individuum, das den christlichen Glauben in China nur in schlechten Ruf brachte; der Kölner Bruder aber, über den leider wenig bekannt ist, wurde ein sehr wertvoller Helfer [2]). Kunstmann dürfte recht haben, wenn er ihn in dem mit Namen nicht genannten Franziskanermönch wiedererkennt, den die 1856 erstmalig im Druck publizierte [3]) Chronik des im 13. Jhd. lebenden Johannes von Winterthur (Johannes Vitoduranus) in einem unter den Originalbelegen oben abgedruckten Abschnitt erwähnt. Unzweifelhaft

1) Ferd. v. Richthofen: China, Berlin 1877, I 616.
2) Kunstmann, a.a.O., Bd. 43 (1859), 677 ff.
3) Archiv für schweizerische Geschichte, Zürich, Bd. XI (1856), 208.

sind diesem Chronisten freilich die beiden Persönlichkeiten des Johannes von Montecorvino und des Arnold von Köln durcheinandergeraten. Den Namen des Ersten kennt er überhaupt nicht; was er aber über die schweren Krisenzeiten infolge der Streitigkeiten mit den Nestorianern, über die Gefangensetzung und Befreiung der christlichen Glaubensboten und vor allem über die Bekehrung des in den „Priester Johannes" umgedeuteten Königs Georg von Tenduk zum katholischen Glauben berichtet, sind durchweg Ereignisse, die sich lange v o r der Ankunft des Arnold von Köln in China ereignet haben und die ganz ausschliesslich auf die Rechnung des Johannes von Montecorvino zu setzen sind. Mit Recht erklärt daher Kunstmann über den Chronisten [1]:

> „Wäre ihm diese Tätigkeit (des Montecorvino) bekannt gewesen, so hätte er die erste Predigt in China, die Bekehrung des Priesters Johannes und die gleich anfänglich eintretenden Kämpfe gegen die Nestorianer nicht dem Ordensgenossen aus Niederdeutschland zuschreiben können".

Man muss daher wohl vermuten, dass dem Johannes von Winterthur Irrtümer widerfahren sind. Vielleicht hat der sonst unbekannte Brief des Arnold von Köln eine Abschrift des Briefes des Johannes von Montecorvino enthalten oder einen Auszug daraus gegeben, und der Chronist hat dann irrig die darin berichteten Geschehnisse als Erlebnisse des Arnold von Köln angesprochen.

Der erste Pekinger Brief des Johannes von Montecorvino ist deutlich vom 8. Januar 1305 datiert. Dennoch dürfte er erst unsrem 8. Januar 1306 zuzuschreiben sein. Die vatikanischen Akten folgten nämlich von 1145 bis 1582, mit gelegentlichen, selteneren Ausnahmen, dem sogenannten „calculus Florentinus", der das neue Jahr erst am 25. März beginnen liess [2]. Unter Papst Nikolaus IV, der Montecorvino ins Ausland schickte, wurde dieser calculus Florentinus durchgängig benutzt. Es ist daher wohl selbstverständlich, dass auch des Papstes Glaubensboten sich dieser Sitte anpassten. Dann wäre der Januar und Februar 1305 erst auf den Dezember 1305 gefolgt und hätten unsrem Januar-Februar 1306 entsprochen. Nur mit dieser Annahme kommen wir chronologisch zurecht. Da der Briefschreiber meldet, er habe erst 11 Jahre lang allein und dann 2 Jahre zusammen mit Peter von Lucalongo in China gewirkt, muss er am Tage der Abfassung des Briefes rd. 13 Jahre in Peking geweilt haben. Wenn nun Johannes Ende Dezember 1292 noch in Vorderindien war, kann er weder 1305 noch 1306 zu Anfang Januar schon 13 Jahre in Peking heimisch gewesen sein. Ist aber der indische Brief schon 1291 geschrieben worden, so wäre ein 13jähriger Aufenthalt in Peking im Januar 1306, nicht aber 1305, als möglich anzusehen. Es ist daher wohl sicher, dass der indische Brief im Dezember 1291, der Pekinger im Januar 1306 geschrieben worden ist.

---

1) Kunstmann, a.a.O., 680.
2) A. Capelli: Chronologia e Calendario perpetuo, Mailand 1906, XVII.

Noch komplizierter gestaltet sich die chronologische Einreihung des zweiten Briefes. Da der Schluss des Originals nicht erhalten geblieben ist, fehlt das Datum. Nur aus dem Brief eines Unbekannten (vgl. S. 144) geht hervor, dass der Brief ein Jahr nach dem ersten, im Februar am Sonntag Quinquagesimä geschrieben wurde. Unter der Annahme, dass der erste Brief am 8. Januar 1305 verfasst wurde, hat man daher den zweiten unbedenklich stets dem 13. Februar 1306 zugeschrieben, da Ostern 1306 auf den 3. April fiel. Ist nun aber der erste Brief erst an unsrem 8. Januar 1306 verfasst worden, so gehört der zweite Brief erst dem Jahre 1307 unsrer heutigen Zählung an. In diesem Jahre fiel der Ostersonntag auf den 26. März, und der Sonntag Quinquagesimä, an dem der Brief verfasst wurde, wäre alsdann der 5. Februar 1307 in unserer Bezeichnung gewesen.

Stimmt die Vermutung, dass die zwei Briefe nicht 1305 und 1306, sondern 1306 und 1307 geschrieben wurden, so bedarf auch die sonstige Chronologie, die man daraus erschlossen hat, einiger Berichtigungen. Der Bruder Arnold von Köln wurde dann nicht 1303, sondern 1304 Montecorvinos Gehilfe, und der Fürst von Tenduk, der sich ihm zur Verfügung stellte, wäre nicht 1299, sondern 1300 gestorben.

Die Wahrscheinlichkeit, dass der erste China-Brief nicht 1305, sondern zu Anfang 1306 geschrieben wurde, ist auch deshalb gross, weil der Brief 1307 beim Papst einging. Bei den damaligen Leistungen der schnellen mongolischen Reitposten durch Innerasien brauchen wir keine längere Gesamtbeförderungsdauer als ein Jahr anzunehmen. Da die Ernennung Montecorvinos zum Erzbischof und 7 andrer Franziskanerbrüder zu Bischöfen für das Jahr 1307 bezeugt ist (vgl. den obigen Beleg aus Raynaldus), dürfen wir auch aus diesem Umstand folgern, dass besagter Brief 1307 in Europa eingegangen und somit am 8. Januar 1306 geschrieben worden ist.

Der hochwichtige Brief des Johannes von Montecorvino, der 1306 geschrieben worden war, wurde jedenfalls durch den Mönch Thomas von Tolentino nach Europa gebracht und alsbald dem Papst zugestellt. Als solcher sass damals Clemens V (1305—1314) auf dem Stuhle Petri. Dieser würdigte die grossen Verdienste Montecorvinos vollauf und wünschte seinem unermüdlichen Wirken stärkeren Nachdruck zu verleihen. So vollzog er 1307 die Ernennung des Johannes von Montecorvino zum Erzbischof für das ganze Reich Kathai mit dem Sitz in Peking. Zugleich wurden 9 Franziskanermönche zu Bischöfen geweiht und beauftragt, nach China zu gehen, um dort Suffragan-Bistümer unter dem neuen Erzbischof zu verwalten [1]). 3 von ihnen starben auf der Reise, die anderen scheinen ihr Ziel erreicht zu haben. Johannes von Montecorvino empfing 1308 die Nachricht von seiner Ernennung. Das Suffraganbistum in Zaitun (Tsüentschoufu unter 24° 36′ n.Br.) soll i. J. 1323 errichtet worden sein [2]). Dortsind einige christliche Denkmäler gefunden worden [3]). Infolge dessen

1) Abraham Bzovius: Annalium ecclesiasticorum t. XIII, Köln 1621, 63.

2) Herbert Franke: Europa in der ostasiatischen Geschichtsschreibung des 13. und 14. Jahrhunderts, in Saeculum, Jg. 2 (1951), 74.

3) A. C. Moule: Christians in China, London 1930, hat diese Denkmäler vor S. 80 abgebildet.

dürfte eine von Stange 1941 aufgestellte These, dass dieses Bistum sich in Hangtschou befunden habe [1]), auf einen Irrtum oder eine Flüchtigkeit zurückzuführen sein. Wo den anderen Bischöfen ihre Amtssitze angewiesen wurden, ist nicht bekannt.

Über das Bistum in Zaitun sind wir jedoch unterrichtet durch den oben abgedruckten, lehrreichen Brief des dritten Bischofs Andreas von Perugia, der des Johannes von Montecorvino Mitteilungen sehr wertvoll ergänzt und dessen Bedeutung zumal Mosheim nachdrücklich hervorgehoben hat [2]).

Mit verstärkter Wirkung konnte sich Montecorvino nun seiner Lebensaufgabe widmen. 1310 gelang es ihm sogar, den damaligen Grosskhan Wutsung (Haichan) zur Annahme der Taufe zu bewegen. Wieder aber waltete ein Unstern auf diesem Erfolg: der einzige christliche Kaiser, den China je gehabt hat, starb bereits einige Monate später, 1312, und seine Nachfolger standen den Bekehrungsversuchen wieder ablehnend oder ganz gleichgültig gegenüber.

Jener einzige römisch getaufte Kaiser Wu-tsung wäre übrigens keine erfreuliche Erwerbung der christlichen Religion gewesen. Er soll ein Trinker und moralisch sehr minderwertiger Mensch gewesen sein.

Immer zeigte sich bei den Mongolen zwar eine „grosse Toleranz, der sich alle Religionen unter den mongolischen Kaisern erfreuten" [3]), aber eben auch eine weitgehende persönliche Indifferenz in religiöser Hinsicht. Sehr charakteristisch und merkwürdig an ein berühmtes Wort Friedrichs des Grossen anklingend ist, was der oben genannte Andreas von Perugia in seinem wiedergegebenen Briefe vom Jahre 1326 [4]) zu melden weiss, dass in China jeder in seiner eigenen Religion selig werden könne.

Die Stellung der Mongolenkaiser zum Christentum war immerhin wohlwollend genug, dass Papst Johann XXII (1316—1334) in einem eignen Brief an „Elchigadan, den Kaiser der Tataren", datiert aus Avignon vom 2. November 1329, seinen Dank für die den Dominikanern erwiesenen Freundlichkeiten aussprach [5]).

Wenige Jahre später schrieb der allerdings in Persien wirkende Erzbischof von Sultania Johannes de Cora in seinem „Buch von dem Reiche des grossen Khan" in zweifellos starker Übertreibung sogar, man hätte wohl das ganze chinesische Volk katholisch machen können, wenn es nicht die Eifersucht der Nestorianerchristen gehindert hätte, deren Zahl er auf 30 000 angab [6]).

Das Todesjahr des Johannes von Montecorvino ist nur ungefähr bekannt.

---

1) Hans O. H. Stange im Journal of the American Oriental Society 69 (1941), 120 ff.

2) Johann Lorenz v. Mosheim: Historia Tartarorum ecclesiastica, Helmstedt 1741, 118. — Vgl. zum gesamten Stoff Anastasius van den Wyngaert: Sinica Franciscana, vol. I: Itinera et Relationes fratrum minorum saeculi XIII et XIV, Quaracchi 1929.

3) v. Richthofen, a.a.O. I 615.

4) Da auch dieser Brief im Januar geschrieben wurde, entsteht abermals ein Zweifel, ob er nicht unsrem Januar 1327 zuzuweisen ist.

5) Antoine Bremond: Bullarium ordinis praedicatorum, Rom 1730, II 187.

6) Yule-Cordier, a.a.O., III 102.

1328 war er noch am Leben, scheint aber sogleich darnach gestorben zu sein. Meinert nennt 1329 als vermeintliches Todesjahr [1]), Gams 1330 [2]), noch andere erst 1333 [3]). Doch hat 1328 die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, da der Brief der chinesischen Christen 1336 betont, der Erzbischof sei vor 8 Jahren im Juli gestorben.

Der hochverdiente Mann, den Peschel mit Recht „eine der anziehendsten Erscheinungen der katholischen Missionsgeschichte" nennt [4]), muss seiner eigenen Angabe nach (vgl. S. 140) etwa 1247 geboren sein, dürfte also ein Alter von 81 Jahren erreicht haben. Bei seinem Tode, als er 35 Jahre im Lande gewirkt hatte, standen in Peking 3 Franziskanerklöster und je ein weiteres in Zaitun, in Hangtschou und in Jamzu (nach Kunstmann Jangtscheu-fu am Jangtsekiang).

Wie wenig immerhin das Lebenswerk Montecorvinos für China selbst bedeutete, geht daraus hervor, dass in den chinesischen Quellen von den Christen im Lande überhaupt nie die Rede ist, obwohl die Zahl der Getauften zeitweilig mehrere Hunderttausend betragen haben muss [5]). Wäre der grosse Kublai Khan noch zu bewegen gewesen, ein Christ zu werden, so wäre das Ergebnis wohl ein anderes gewesen. Wie leicht damals das unwissende Volk geneigt war, unbesehen die Haltung seiner jeweiligen Herrscher und deren Religion anzunehmen, beweist das von Montecorvino berichtete lehrreiche Beispiel des „Königs Georg", des Fürsten von Tenduk [6]), von dem schon die Rede war: hier wechselte ein ganzes Volk in wenigen Jahren zweimal den Glauben!

Von dem christlichen Herrscher von Tenduk, der für einen Nachkommen des „Priesters Johannes" gehalten wurde, berichtete schon Marco Polo [7]), allerdings noch vor dem Übertritt des erst 1297 zur Regierung gekommenen Königs Georg zur römisch-katholischen Kirche. Wo sich die Residenz dieser eigenartigen Gestalt befand, steht nicht ganz sicher fest; Yule glaubt, dass sie in Tathung gesucht werden muss [8]). Nach Oppert handelte es sich um einen sehr entfernten und späten Verwandten des Urbilds des „Priesters Johannes" Yeliutaschi (Kap. 115), der im alten Stammland des Volkes oberhalb der Chinesischen Mauer über die letzten, spärlichen Reste der Karakitai herrschte [9]). Der offensichtlich in noch jugendlichem Alter erfolgte Tod dieses wirklich ehrlich überzeugten Christen und nur ganz kurz (1297—1299 oder 1300) regierenden Fürsten Georg war ein sehr schwerer Schlag für Montecorvinos Werk.

---

1) F. G. Meinert: Johann von Marignolas Reise in das Morgenland vom Jahre 1339 bis 1355, Prag 1820, 26.
2) Gams, a.a.O., 126.
3) u.a. Thomas Burns in Encyclopaedia of religion and ethics, Edinburgh-New York 1918, Bd. 274.
4) Oskar Peschel: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, 126.
5) A. C. Moule: Christians in China before the year 1550, London 1930, 216 ff.
6) Lemmens: Heidenmission des Spätmittelalters, in Franziskanische Studien, Bd. 5, Münster i. W., 1919, 67.
7) Marco Polo III, 47.
8) Yule-Cordier, a.a.O., 47, Anm. 2.
9) Gustav Oppert: Der Presbyter Johannes, Berlin 1864, 164.

Eine Sonderbetrachtung verdient, was im letzten Brief über einige aus Äthiopien eingetroffene Boten gesagt ist, die Montecorvino einluden, auch in ihrer Heimat das Christentum zu predigen. Unter Äthiopien versteht man in der Regel Abessinien. Peschel glaubt in der Tat, dass eine Gesandtschaft aus Abessinien nach China gelangt sei, um jene Aufforderung an Montecorvino zu überbringen [1]). Für die Zeit um 1300 darf aber eine solche Möglichkeit als ausgeschlossen bezeichnet werden, ganz davon abgesehen, dass man damals in Afrika nicht gut von dem zwar emsigen, aber doch stillen und wenig bedeutenden Wirken eines christlichen Missionars in China irgend etwas erfahren haben kann. Die auffällige Meldung bedarf einer anderen Deutung, und es scheint, dass Kunstmann eine solche gefunden hat [2]).

Anscheinend gehört nämlich die betreffende Stelle zum zweiten Brief des Montecorvino, dessen Schluss verloren oder doch nur von anderer Hand teilweise aufbewahrt ist. Kurz bevor der erhaltene Text plötzlich abbricht, ist darin von Montecorvinos Wirken in Indien die Rede. Wahrscheinlich gehört nun die Nachricht von der Einladung nach Äthiopien in diesen Zusammenhang, so dass Montecorvino während seines früheren Aufenthalts in I n d i e n, nicht in China, jene Aufforderung erhalten hätte. Dies ist ohne weiteres denkbar, denn zwischen Ostafrika und Vorderindien bestand stets recht reger Verkehr.

Dazu kommt eine weitere Feststellung [3]): dass nämlich der an sich unbestimmte Ausdruck „Äthiopien" im vorliegenden Fall vermutlich gar nicht auf Abessinien zu beziehen ist, sondern auf die grosse Insel Sokotra [4]), das Dioscorides des Altertums (Kap. 32), die bis ins 17. Jhd. hinein Spuren eines sehr alten Nestorianer-Christentums gezeigt hat. Ist doch schon zum Jahre 550 gemeldet, dass ein geistlicher Priester von Sokotra in Essina (Wassin) Afrika eingetroffen sei [5]). Und noch Polo erzählt von ihren Bewohnern [6]):

> „Sie sind getaufte Christen und haben einen Erzbischof, der ihr Oberherr ist und nicht dem Papst untersteht, sondern einem Patriarchen, der in der Stadt Bagdad wohnt und ihn einsetzt oder in seiner Würde bestätigt, wenn er vom Volk selbst erwählt wird".

Bei der oft sehr ungenauen geographischen Bezeichnung mittelalterlicher Schriftsteller ist es ohne weiteres denkbar, dass Montecorvino eine ihm selbst unbekannte Insel, die in der R i c h t u n g auf Äthiopien lag, als

---

1) Peschel, a.a.O., 128, 164, 193.

2) Philips und Görres' Historisch-Politische Blätter, Bd. 37, 236.

3) Jos. Simon Assemai: Bibliotheca apostolica Vaticanensis, Rom 1736—39, 516.

4) Der Name Sokotra ist nach Pott (Etymologische Forschungen im Gebiete der indogermanischen Sprachen, Lemgo 1833, 80) und Bopp v. Bohlen (Das alte Indien, Königsberg 1830, II, 139) vom indischen Sukhadara = Sitz der Glücklichen abzuleiten. Vermutlich stammt daher die im Altertum gelegentlich gemeldete Kunde von einer östlichen Insel der Seligen (vgl. R. Hennig: Sokotra als östliche Insula Fortunata des Altertums, in Petermanns Mitteilungen 1948, 89 f.).

5) Wilh. Tomaschek und Max Bittner: Die topographischen Capitel des indischen Seespiegels Mohît, Wien 1897.

6) Marco Polo III, 35.

„Äthiopia" bezeichnet haben kann. In diesem Falle würde eine nach Indien gerichtete Einladung von dort erst recht alles Auffällige verlieren, denn die Insel Sokotra lag im Brennpunkt des vom Roten Meer kommenden, lebhaften Indienverkehrs.

Im übrigen unterrichtet uns über Montecorvinos indischen Aufenthalt genauer als sein eigener Bericht an den Papst vom 22. Dezember 1291/2 ein erst 1310 geschriebener Brief des Dominikanermönchs Menentillus von Spoleto (Spalato) [1]), der unter den Originaltexten abgedruckt ist. Ein Erscheinen und Wirken von europäischen Christen in Vorderindien war in der Zeit nach 1300, nachdem die vorher vom Islam errichtete Schranke durch die Mongolen gesprengt war, nichts Auffälliges mehr. Der 36jährige Aufenthalt eines christlichen Glaubensboten in China ist aber ein kulturell hoch bedeutsames Geschehnis, und man kann nur immer wieder bedauern, dass Montecorvino im Reich der Mitte nicht 1 oder 2 Jahre früher eingetroffen oder die Abreise der Poli nicht 1 oder 2 Jahre später erfolgt ist. Die Geschichte hätte dann andere Bahnen gehen können.

---

1) Nähere Angaben über diesen bei Quétif: Scriptores ordinis praedicatorum, Paris 1719, I 541.

132. EINES NEGER-SULTANS ERKUNDUNGSFAHRTEN IM ATLANTISCHEN OZEAN

(zwischen 1300 und 1307)

Bericht des Neger-Sultans Mussa, bei Ibn Fadl Allah al-Omarî (14. Jhd.), im Bulletin de l'Institut d'Égypte II (1919/20), 58 f.:

Wir stammen aus einer Familie, in der die Herrscherwürde erblich ist. Nun dachte mein Vorgänger in der Herrschaft, es sei nicht unmöglich, sich vom Vorhandensein eines Gegenufers im Meer al-Muhit (Atlantischer Ozean) zu überzeugen. Besessen von diesem Gedanken und beseelt vom Wunsche, seine Richtigkeit nachzuweisen, liess er einige hundert Fahrzeuge ausrüsten, bemannte sie und gab ihnen ebenso viele andere mit, die mit Gold, Mund- und Wasservorräten in solcher Fülle ausgestattet waren, dass sie einem mehrjährigen Bedürfnis der Mannschaft zu genügen vermochten. Bei der Ausfahrt richtete er an die Kommandanten folgende Ansprache: „Kommt nicht zurück, ehe ihr nicht die äusserste Grenze des Ozeans erreicht habt oder ehe eure Lebensmittel und eure Wasservorräte erschöpft sind".

Sie fuhren ab und blieben lange abwesend; es verging eine geraume Zeit, ohne dass jemand zurückkehrte. Endlich fand sich ein einzelnes Fahrzeug wieder ein. Wir befragten den Führer dieses Fahrzeuges, was geschehen sei. Er antwortete: „Fürst, wir sind lange gefahren bis zu einem Augenblick, da wir auf offener See eine heftige Strömung, wie einen Fluss, antrafen. Ich fuhr hinter der anderen Flotte her. Alle Fahrzeuge vor mir setzten ihre Fahrt fort, aber sobald eines von ihnen an diese Stelle kam, verschwanden sie, ohne dass wir erfahren konnten, was aus ihm geworden ist. Ich selbst wollte mich nicht in das Abenteuer dieses Strudels stürzen und kehrte deshalb um".

Der Sultan wollte dem Bericht keinen Glauben schenken

und missbilligte das Verhalten. Er liess darauf 2000 Schiffe ausrüsten, von denen die eine Hälfte für ihn selbst und seine Begleiter, die andere für den Transport der Vorräte und des Trinkwassers bestimmt war. Er vertraute mir die Regierung an und fuhr mit seinen Begleitern auf dem Meere al-Muḥiṭ ab.

Wir haben ihn und die anderen bei dieser Gelegenheit zum letzten Male gesehen. Ich blieb unbeschränkter Herrscher des Reiches.

Schon der von Herodot berichtete Erkundungszug der jungen Nasamonen durch die Sahara (Kap. 17) lieferte einen Beweis, dass auch bei Halbkultur- und Naturvölkern vereinzelt ein richtiges erdkundliches Forschungsbedürfnis sich zu regen vermag. Noch eigentümlicher in dieser Hinsicht ist ein Geschehnis aus der Welt der Neger vom Anfang des 14. Jhds., das gut verbürgt und vollauf glaubhaft ist.

Wir hören von dieser merkwürdigen Geschichte in den Schriften des in Kairo lebenden, gelehrten Ibn Fadl Allah al-ᶜOmarî (1301—1348), der eine umfangreiche Enzyklopädie „Masālik al-Absār fi Mamālig al-Amsār" verfasst hat. Darin findet sich u.a. ein Bericht des damaligen Wali von Kairo, des Ägypters Ibn Amir Hâdjib, über ein Erlebnis, das er im Jahre 724 der Hedschra = 1324 n. Chr. gehabt hatte. Er war in diesem Jahre in Berührung gekommen mit „dem berühmten" [1]) Sultan (Mença) Mussa oder Musa, dem Herrscher des grossen und reichen Negerstaates Melli im Nigergebiet, der als frommer Mohammedaner die vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka unternommen und bei dieser Gelegenheit auch Kairo besucht hatte, da der alljährlich rege benutzte Weg der Mekkapilger aus den westafrikanischen Mohammedanerländern über die ägyptische Hauptstadt führte [2]). Diese Pilgerfahrten aus den mohammedanischen Ländern des westlichen Sudan nach Mekka, die noch heute andauern, waren damals schon so sehr gepflegt, dass bereits 100 Jahre vor Sultan Mussa einer seiner Vorfahren, Sultan Mussa Allakoy (1200—1218), die Pilgerfahrt nach Mekka nicht weniger als viermal ausgeführt hatte [3])! Aus dem Munde eben jenes Sultans Mussa, des bedeutendsten unter den Melli-Herrschern, hatte nun der Wali Ibn Amir Hâdjib persönlich die in der Einleitung wiedergegebene erstaunliche Geschichte erfahren.

Im Westsudan scheint ein Reich Ghana oder Ghanata bereits etwa um

---

1) Maurice Delafosse in der Enzyklopädie des Islam, Leiden-Leipzig 1934, Bd. 4, 528.

2) Über den mittelalterlichen Verkehr zwischen Kairo und Timbuktu vgl. Geographische Zeitschrift 1897, 136.

3) H. Labouret in der Enzyklopädie des Islam, Bd. 3, 261.

300 n. Chr. gegründet worden zu sein. Als dieses im 11. Jhd. die in der Gegend des Kap Blanco wohnenden mohammedanischen Azanaghen unter seine Botmässigkeit gebracht hatte, wurde es von den Unterworfenen um 1076 für die Lehre des Islam gewonnen. Als ein weitberühmtes Goldland erlangte es einen grossen Ruf, so dass es in der Vorstellungswelt der Europäer des Zeitalters eine Art von Märchenland war. Es geriet später in die Abhängigkeit des am oberen Niger entstandenen Staates Malli, Melli oder Mandingo, der sich etwa von Bamako aus stromaufwärts über den „goldreichen Bezirk von Bure" und die ebenfalls sehr goldreichen Provinzen Faleme und Bambuk ausdehnte [1]) und in der Zeit von 1250 bis 1500 „fast über den ganzen westlichen Sudan" erstreckte [2]). Seine Hauptstadt war zuerst Djariba, später Niani am linken Ufer des Sankarani, etwa um 1238 gegründet [3]). In diesem Staat herrschte seit der Mitte des 11. Jhds. die Keyta-Dynastie, deren erster Fürst Baramendana um 1050 zum Islam bekehrt worden war [4]). Eben dieser Dynastie gehörte auch unser Sultan Mussa an. Unter seiner Herrschaft erlangte das Reich Melli einen Gipfelpunkt der Macht und zugleich als reiches Goldland hohen Ruhm, der sich in den Erdkarten der christlichen Völker während des 14. und 15. Jhds. mannigfach widerspiegelt (vgl. S. 284).

Das Reich Melli lag mit seinen Hauptplätzen rd. 1000 km vom Meer entfernt. Zur Zeit seiner höchsten Machtentfaltung erstreckte sich das Reich vom Bani-Tal bis zum Faleme-Tal und von der Wüste bis zum Rande des Urwalds [5]). Bis zum Guineagolf reichte es daher nicht, und auch der Mohammedanismus ist über Sierra Leone nicht nach dem Süden vorgedrungen. Unter diesen Umständen bietet die von al-Omarî mitgeteilte Geschichte manches, was schwer verständlich ist.

Alle Negervölker sind der Seeschiffahrt so gut wie ganz fremd geblieben. Sie hatten gar keine Veranlassung, das Meer zu befahren, und haben es infolgedessen, so viel wir wissen, über mehr als eine ganz bescheidene lokale Küstenfischerei nirgends hinausgebracht. Um so unbegreiflicher mutet es an, dass ein Negersultan gleich 2000 Schiffe auf einmal auf den Ozean hinaus geschickt haben soll. Es ist zunächst völlig unverständlich, woher ein rein binnenländischer Herrscher eine so gewaltige Hochseeflotte beschafft haben kann und woher er ferner die grosse Menge von erfahrenen Seeleuten genommen haben soll, die notwendig war, die geplante Erkundungsfahrt bis zur „äussersten Grenze des Ozeans" (vgl. Homer, Odyssee XI, 13) überhaupt durchzuführen.

Der Bericht spricht freilich nur von „Fahrzeugen" (markab), die ausgesandt wurden. 2000 hochseetüchtige Schiffe kann der Sultan von Melli nie und nimmer besessen haben; sehr viel wahrscheinlicher ist, dass er über nicht ein einziges verfügte. So mögen tatsächlich seine 2000 Schiffe aus einfachen Booten bestanden haben, wie sie nur für den Flussverkehr auf

1) Ebendort, 259.
2) Ebendort, 261.
3) Ebendort, 221.
4) Ebendort, 261.
5) Ebendort, 262.

dem Niger bestimmt waren. Sollte in der Tat mit einem derartigen Schiffsmaterial zweimal eine See-Expedition „zur Feststellung der Ausdehnung des Ozeans" unternommen worden sein, so kann das tragische Ende nicht überraschen, bei dem ja zuletzt auch der forschungsfrohe Sultan selber den Tod fand. Zwischen den verfügbaren Fahrzeugen und der Grösse der gestellten Aufgabe bestand alsdann eben ein geradezu phantastisches Missverhältnis, und nur völlige Unkenntnis der See und ihrer Gefahren konnte ein so selbstmörderisches Unternehmen zeitigen.

Dass in der Tat nur gewöhnliche Ruderkähne benutzt worden sein müssen, geht aus folgender Erwägung hervor. Segelschiffe hat es unseres Wissens im Besitz westafrikanischer Eingeborenenstämme überhaupt nie gegeben, und hätten tatsächlich Segler die Ausfahrt auf den Ozean gewagt, so wären sie im Bereich der Passatwinde bestimmt nicht in der Lage gewesen, je wieder eine Heimreise anzutreten. Wie weit aber Neger, die mit der See nicht im geringsten vertraut gewesen sein können, in Ruderbooten auf dem Ozean gelangt sein werden, mag sich jeder selbst beantworten!

In dieser Auffassung begegne ich mich mit Alex. v. Humboldt. Auch dieser musste sich schon mit der Behauptung auseinandersetzen, dass Neger als Seefahrer nach Amerika gekommen sein könnten, sei es als Seeräuber(!), sei es als Sturmverschlagene. Petrus Martyr hatte bald nach den Tagen des Columbus eine solche These aufgestellt [1]), und als Balboa auf dem Isthmus von Darien Eingeborene von fast schwarzer Hautfarbe ermittelt hatte, schloss sich Gomara dieser Vermutung an. Demgegenüber wies Humboldt darauf hin [2]), dass die „afrikanischen Neger niemals Seeräuber auf hohem Meere gewesen sind und sich nur kleiner Kanus zum Fischfang an den Küsten bedienen".

Es ist daher schlechterdings unbegreiflich, wie der Bearbeiter des al-ᶜOmarî-Berichts, Ahmed Zeki Pascha [3]), von einem „Versuch zur Erreichung Amerikas" sprechen, ja sogar die etwas naive Frage stellen kann:

> „Ist es zu gewagt vorauszusetzen, dass einige dieser kühnen Forscher, von den Fluten fortgetragen, die Küsten Südamerikas erreicht haben können und sich dann entweder mit den Eingeborenen verschmolzen oder die erste schwarze Kolonie in der Neuen Welt begründet haben?"

Auf diese Frage lässt sich allerdings nur antworten: jawohl, diese Annahme *ist* zu gewagt, sogar *sehr* viel zu gewagt! Wenn bereits der angeblich „erste muselmanische Versuch zur Erreichung Amerikas" im 12. Jhd. (Kap. 110) sich bei scharfer Nachprüfung nur als eine etwa bis zu den Kanaren ausgedehnte Spazierfahrt entpuppt hat, so wird man an die vom Melli-Sultan unternommene Expedition auch bei wohlwollendster Beurteilung noch einen ausserordentlich viel bescheideneren Massstab

1) Petrus Martyr Anglerius: De rebus Oceanicis, dec. III, lib. I, cap. 45, Sevilla 1511.

2) Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1852, I 344.

3) Ahmed Zéki Pascha: Une seconde tentative des Musulmans pour découvrir l'Amérique, im Bulletin de l'Institut d'Égypte, II (1919/20), 57 ff.

anlegen müssen, obwohl unbegreiflicherweise auch ein deutscher Forscher die Möglichkeit zugegeben hat [1]), dass die Neger-Expedition nach Amerika geführt haben könne [2]). Des Sultans Fahrt war in jeder Hinsicht ein Versuch mit völlig unzureichenden Mitteln, ein gut gemeintes, aber infolge von Unkenntnis schlechthin tollkühnes Abenteuer, das gar nicht anders enden konnte, als es geendet hat. Anerkennenswert und kulturhistorisch hochinteressant ist des Sultans grosszügiger Gedanke trotzdem auf alle Fälle.

Wo seine Schiffe das Meer befahren haben, ist nicht ohne weiteres zu sagen. Handelte es sich in der Tat um Nigerboote, so dürften sie etwa von Gao den Niger hinabgefahren und vermutlich schon dicht an der Nigermündung den Untergang gefunden haben. Das einzige Schiff, das von der ersten Unternehmung zurückkehrte, soll „eine geraume Zeit" abwesend gewesen sein. Dieser Ausdruck hilft uns nicht im mindesten weiter: sowohl Wochen wie Monate und Jahre können „eine geraume Zeit" darstellen. Schon allein die hypothetische Fahrt den Niger abwärts und wieder zurück muss ja sehr lange Zeit gewährt haben. Es ist wohl nicht unwahrscheinlich, dass die Katastrophen sich dann sehr bald nach dem Auslaufen auf die See abgespielt haben werden.

Der Name des unternehmungslustigen Negersultans ist im Bericht des Ibn Fadl Allah al-ᶜOmarî nicht genannt, und auch der Zeitpunkt des Geschehnisses lässt sich nur ungefähr ermitteln. Der Gewährsmann des Ereignisses, der grosse Sultan Mussa von Melli, den de la Roncière durchaus treffend einen „Napoléon der Wüste" nennt [3]), regierte von 1307 bis 1332 [4]). Sein Vorgänger in der Herrschaft war sein Vater Abu Bakari, der jedoch nur kurze Zeit Sultan war. Von diesem kann aber Sultan Mussa kaum in der Weise gesprochen haben, wie es geschehen ist, ohne der Tatsache zu gedenken, dass es sich um den eigenen Vater handelte. Irgendwie muss hier wohl in der Berichterstattung des al-ᶜOmarî ein unbedeutendes Missverständnis vorgekommen sein. Abu Bakari's Vorgänger hiess Mamadu [5]), von dem nichts weiter bekannt ist.

So viel darf man jedenfalls wohl als sicher betrachten, dass die einzige Neger-Forschungsreise, welche die Geschichte kennt, sich kurz vor dem Jahre 1307 abgespielt haben muss. Der Zeitpunkt 1300—1307 hat daher eine erhebliche Wahrscheinlichkeit für sich.

---

1) Egmont Zechlin: Das Problem der vorkolumbischen Entdeckung Amerikas, in der Historischen Zeitschrift 1935, 46.

2) In seinem neuen Werk „Maritime Weltgeschichte", Hamburg 1947, hat Zechlin diese Behauptung nicht wiederholt.

3) Charles de la Roncière: La découverte de l'Afrique au moyen âge, Kairo 1929, I 115.

4) Enzyklopädie des Islam, Bd. 3, 262.

5) Ebendort.

133. EINE MONGOLEN-GESANDTSCHAFT NACH FRANKREICH UND ENGLAND

(1305)

Brief des mongolischen Perserkönigs, des Sultans Objaitu, an König Philipp IV den Schönen von Frankreich, nach Wladyslaw Kotwicz: Les Mongols, promoteurs de l'idée de paix universelle, in La Pologne au VIIe Congrès International des Sciences Historiques, Warschau 1933, I 201 f.:

Wir, Sultan Oeuldjeitu, sprechen zum Iriduwerens (Roi de France):

Alle ihr Sultane der Frankenvölker, warum vergesst ihr, dass ihr lange in freundschaftlichen Beziehungen zu Unserem hohen Urgrossvater, Unserem hohen Grossvater, Unserem hohen Vater und Unserem hohen älteren Bruder gestanden habt? Denkt, wenn ihr nahe gewesen wärt, obwohl ihr fern wart, so würdet ihr abwechselnd Nachrichten und Gesundheitsgaben schicken, um euch über allerlei Neuigkeiten zu unterrichten.

Nachdem jetzt Wir den Thron bestiegen haben, wollen Wir die Erlasse und Anordnungen Unserer Vorgänger, Unseres hohen Grossvaters, Unseres hohen Vaters und Unseres hohen älteren Bruders in keiner Weise abändern noch übersehen, was mit den früheren Statthaltern der Provinzen vereinbart worden ist, die eine vollkommene Organisation besassen, sondern wir wollen sie als beschworen ansehen und, wie früher, in freundschaftlichen Beziehungen bleiben, uns auch wechselseitig Botschaften zugehen lassen.

Ältere und jüngere Brüder, Wir sind von einem Unrecht betroffen worden, durch lästerliche Reden schlechter Menschen. Gegenwärtig haben Wir und Temur-kagan, Tochoga, Tschabar, Toga und andere Nachkommen Dschingis-Khans vom Himmel die Erleuchtung erhalten und den seit 45 Jahren anhaltenden, wechselseitigen Beschuldigungen, dank der Fürsorge des Himmels, ein Ende gemacht, unsere Staaten

vom Sonnenaufgang bis zum Meere von Talu geeint und unsere Postverbindungen verschmolzen. Wir haben uns auf das Wort verbunden, dass, wenn irgendeiner von uns anders denkt, wir uns alle gemeinsam gegen ihn verteidigen werden.

Nun haben Wir gedacht: warum sollen Wir Euren Brauch vergessen, dass Ihr in freundschaftlichen Beziehungen zu Unserem hohen Grossvater, Unserem hohen Vater und Unserem hohen älteren Bruder gestanden habt? Daher haben Wir Euch Mamaly und Toman geschickt.

Man hat Uns benachrichtigt, dass Ihr, zahlreiche Sultane der Frankenländer, alle untereinander in Eintracht lebt. In der Tat, was kann es Besseres geben als Eintracht? Sollte nun irgend wer mit Uns oder Euch nicht Eintracht halten, so wollen Wir Uns — der Himmel möge es wissen! — gegen ihn gemeinsam mit Hilfe des Himmels verteidigen.

Unser Brief wurde geschrieben im Jahre 704, im Jahre der Schlange (1305 n. Chr.), am 8. Tage der letzten Dekade des ersten Sommermonats, als Wir in Aliyan weilten.

Bereits in den Kapiteln 118 ff. hörten wir, dass um die Mitte des 13. Jhds. abendländische Herrscher einschliesslich des Papstes wiederholt Beziehungen zu dem mächtigen Mongolenstaat in Asien anzuknüpfen versucht hatten. Zuletzt hatte der grosse Kublai Khan wiederholt briefliche Botschaften mit dem Papst ausgetauscht (Kap. 126). Eine Gesandtschaft, die er bereits an den Papst schicken wollte, scheiterte durch die Erkrankung des Gesandten auf der Reise (S. 91). Immerhin sind mongolische Gesandte aus Persien, wie wir hörten (Kap. 131), bereits 1287/8 am päpstlichen Hof in Rom erschienen. Nun entschloss sich der Mongolenherrscher in Persien, Objaitu, der zweite Sohn und Nachfolger des von Marco Polo oft genannten Königs Argon, i. J. 1305 Gesandte mit Briefen gleichzeitig an die Könige von Frankreich und England, an den Sultan von Ägypten, vielleicht auch an den Papst und den deutschen König Albrecht I zu senden, um ihnen allen ein Freundschaftsbündnis anzutragen. Welche politischen Absichten er damit verfolgte, ist nicht klar zu erkennen.

Erhalten hat sich nur der Brief an den französischen König Philipp den Schönen (1285—1314). Dieses Schriftstück ist zu Anfang des 19. Jhds. von Abel Rémusat wiederaufgefunden und im Original veröffentlicht worden [1]). Eine erste Übersetzung versuchte I. J. Schmidt in Petersburg zu

1) Mémoires de l'Académie des Inscriptions VII.

geben [1]). Später hat Prinz Roland Napoléon Bonaparte das Original überprüft und den Text berichtigt [2]), so dass schliesslich Kotwicz auf dem Warschauer Historischen Kongress 1933 eine neue, verlässlichere Übersetzung zu bieten vermochte, die für den obigen Originaltext zugrunde gelegt worden ist.

Ob König Philipp den Brief beantwortet hat, ist nicht bekannt. Man möchte es jedoch annehmen, da zwei Jahre später eine weitere Mongolen-Gesandtschaft nach Frankreich ging. Wohl aber kennen wir die Antwort des englischen Königs, die freilich wenig belangreich ist, so dass auf ihre Wiedergabe verzichtet werden kann. Sie ging von König Eduard II aus, der seinem Vater Eduard I, dem eigentlichen Briefempfänger, am 7. Juli 1307 auf dem Thron gefolgt war, und ist Ende 1307 abgefasst worden. Zu dem Vorschlag des Bündnisses nimmt sie überhaupt nicht Stellung, beschränkt sich vielmehr auf ein paar freundliche, unverbindliche Redensarten. Andere Antworten haben sich nicht erhalten. Auch wie der Sultan von Ägypten den Vorschlag aufgenommen hat, ist nicht überliefert.

„Was kann es Besseres geben als Eintracht?", fragt ein mongolischer Herrscher, ein Nachkomme des furchtbaren Dschingis Khan, der mit seinen Nachfolgern etwa 13 Millionen Menschenleben vernichtet hatte, um die Pax mongolica zu stiften! Wie es mit der „Eintracht" im Mongolenreiche selbst aussah, beweisen nicht nur Marco Polo's Erzählungen über die Kriege der persischen Mongolenherrscher gegen ihre nächsten Verwandten [3]), sondern wird auch durch den Umstand erläutert, dass Sultan Objaitu, der Briefschreiber, um 1307 von einem aufständischen Vasallen verjagt und wahrscheinlich getötet wurde [4]). Und die im Brief gerühmte Eintracht in Westeuropa wird durch König Philipps Kriege gegen England, Aragonien und Flandern, durch seinen heftigen Streit mit dem Papst und die schliessliche Gefangennahme des Papstes Bonifaz VIII in Anagni (7. September 1303) sowie durch des Königs grausame, von Habgier diktierte Verfolgung des Templerordens und die Verbrennung des letzten Grossmeisters Jacques Bernard de Molay (11. März 1314) in höchst eigentümlicher Weise erläutert. Somit ist der Briefwechsel des Sultans Objaitu und seine Entsendung von allerlei Gesandtschaften nach Westeuropa für die Beurteilung ähnlicher wohlklingender, aber ganz anders gemeinter diplomatischer Noten und Reden in unserem Zeitalter eine recht peinliche Erinnerung.

---

1) I. J. Schmidt: Philologisch-kritische Zugabe zu den zwei mongolischen Texten, Petersburg 1824.
2) Prince Roland Bonaparte: Documents de l'époque mongole, Paris 1895.
3) Marco Polo, III 50—61.
4) Kotwicz, a.a.O., 204.

134. DIE NEUENTDECKUNG DER ÖSTLICHEN KANARISCHEN INSELN

(1312)

Petrarca: de vita solitaria, lib. II, cap. 3:

Dorthin (zu den Glücklichen Inseln) gelangte nach der Überlieferung der Väter eine bewaffnete Flotte der Genuesen.

Ein Zweifel daran, dass dem Altertum bereits die Kanarischen Inseln bekannt waren — allerdings anscheinend ohne Ferro und (vielleicht) Palma [1]) —, kann heute nicht mehr bestehen. Verschiedentlich wurde zwar die Möglichkeit geleugnet; aber schon Alexander v. Humboldt ist mit erheblicher Bestimmtheit für die alte Kenntnis dieses Archipels, einschliesslich der Inseln der Madeiragruppe, eingetreten [2]). Was ein Homer von der elysischen Flur im fernsten Westen erzählte [3]), was seit Hesiods [4]) Tagen immer wieder berichtet wurde von den μακάρων νῆσοι (ursprünglich wahrscheinlich Makar = Melkart-Inseln [5])), von den fortunatae insulae, das bleibt ohne eine Vertrautheit mit jenen Inseln schlechterdings unverständlich [6]).

Ein besonders guter Kenner der Kanaren, der Engländer George Glas, erklärte bereits im 18. Jhd. mit aller Bestimmtheit [7]):

> „Man kann nicht bezweifeln, dass die Alten von den madeirischen, kanarischen und Grünen Vorgebirgs-Inseln samt der gegenüberliegenden Küste von Afrika einige Kenntnisse gehabt haben... Man wird bald überzeugt sein, dass sie a l l e gekannt haben."

1) Eine Namhaftmachung dieser zwei Inseln ist in der antiken Literatur nicht nachzuweisen. Zwar haben Marinus von Tyrus und nach ihm Ptolemäus ihr Längengrad-System auf dem bis in die letzte Vergangenheit in Benutzung gebliebenen „Meridian von Ferro" aufgebaut. Dennoch ist hieraus nicht ganz sicher zu folgern, dass Ferro selber bereits bekannt war. Carl Ritter (Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, herausgeg. von H. A. Daniel, Berlin 1861, 120, Anm.) sagt allerdings: „Unser Meridian von Ferro ist phönizischen Ursprungs", was im Hinblick auf des Marinus Vermittlertätigkeit zutreffend sein kann.

2) A. v. Humboldt: Ansichten der Natur, Stuttgart 1871, 86.

3) Homer, Odyssee IV, 563-568. — Vgl. Richard Hennig: Die Geographie des homerischen Epos, Kap. 9: Die elysische Flur, Leipzig 1934.

4) Hesiod, Erga, 168-173.

5) Heinrich Kiepert: Lehrbuch der alten Geographie, Berlin 1878, 222.

6) Über Kenntnis der Kanaren im Altertum vgl. Kap. 6 der „Terrae incognitae", ferner Salmasius: Plinianae exercitationes in C. Solini Polyhistoria, Paris 1629, II 1313 ff. — P. F. J. Gosselin: Recherches sur la géographie systématique et positive des anciens, Paris 1788, I 146. — Conrad Malte-Brun: Précis de la géographie universelle, Paris 1812, 192 ff. — Konrad Mannert: Geographie der Griechen und Römer, Leipzig 1925, X, 2, 621 ff. — E. H. Bunbury: A history of ancient geography, London 1879, I 202 ff. — Konrad Kretschmer: Geschichte der Geographie, Berlin 1892, 170. — Curt Müller: Die Kunde des Altertums von den Kanarischen Inseln, in der Festschrift des Geographischen Seminars der Universität Breslau zum 13. Deutschen Geographentag, Breslau 1901, 38 ff.

7) George Glas: Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln, Leipzig 1777, Anfang.

Hinsichtlich der Kapverdischen Inseln ist diese Behauptung zu beanstanden. Sonst aber kann sie als zutreffend angesehen werden.

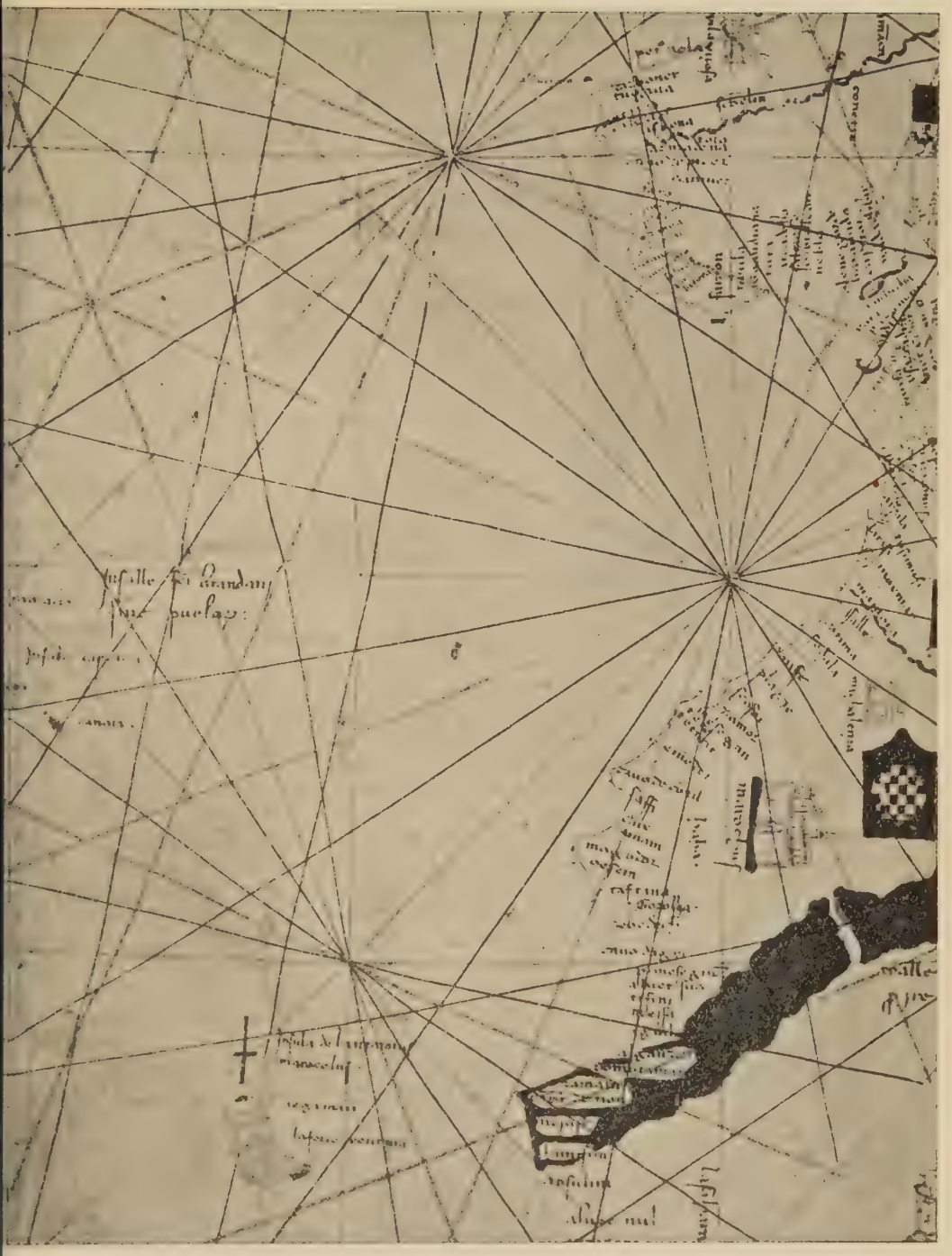
Ebenso sicher aber ist, dass nach dem Niedergang der römischen Weltmacht und des hellenischen Wissens die Kenntnis derselben Inseln für mehr als 1000 Jahre verloren ging (Kap. 6). Wohl erhielten sich die Inselnamen, die ein Plinius [1]) und Ptolemäus [2]) den Kanarischen Inseln beigelegt hatten, wenn auch oft in grotesk entstellter Form. Die alten lateinischen Namen sind bei vielen mittelalterlichen Schriftstellern genannt. Der irische Mönch Dicuil erwähnt z.B. i. J. 825 die 3 Inseln Junonia, Nivaria (Teneriffa) und Canaria (Gran Canaria); ja, er bringt darüber sogar noch folgende, ebenfalls aus antiker Literatur geschöpfte Einzelheit: in ea aedificiorum durant vestigia [3]). Schiffahrt dorthin wurde aber so wenig getrieben, dass die Inseln im 14. Jhd. vollkommen neu entdeckt werden mussten, obwohl selbst Vinzenz von Beauvais um 1260 noch die alten Namen kannte [4]).

Inzwischen waren die Kanaren freilich nicht unbewohnt. Es waren dort die rätselhaften, der nordischen Rasse angehörigen Guanchen heimisch, die in ihrer reinrassigen Form schon im 17. Jhd. ausgestorben sind, die aber in zahlreichen Mischformen bis heut auf den Inseln vorkommen. Wann und unter welchen Umständen diese nordischen Menschen auf die Kanaren gelangt sind, ist unbekannt. Kossinna meint, sie könnten schon im 3. Jtsd. v. Chr. zusammen mit der grossen nordischen Völkerwoge, die damals bis Nordafrika hinüber brandete, auf die Kanaren gespült worden sein. Auch Humboldt gibt an [5]), die Guanchen schienen „von altersher" auf den Kanaren ansässig gewesen zu sein. Es ist aber ebenso gut denkbar, dass es sich um Splitter der Goten oder Vandalen oder andrer germanischer Stämme handelt, die erst in der grossen Völkerwanderung des beginnenden Mittelalters auf die Kanaren verschlagen wurden.

Als König Juba II von Mauretanien im Altertum seine Faktoreien auf den Kanarischen Inseln anlegte (Kap. 6), sollen jedenfalls auf diesen Inseln (auf allen?) keine Menschen zu finden gewesen sein; doch wurden Spuren alter Bauten entdeckt, die eine ältere Besiedlung anzeigten [6]). Wenngleich diese ältesten Bewohner am häufigsten in Höhlen hausten, so steht doch fest, dass sie auch schon steinerne Häuser kannten [7]). Die Frühgeschichte der Kanaren bleibt noch immer weitgehend in Dunkel gehüllt (Kap. 143). Jedenfalls dürfte der Volksstamm der Guanchen, dessen Bluteinschlag noch heute vielfach auf den Inseln zu erkennen ist, früher einmal eine „höhere Lebensform" als gegenwärtig gezeigt haben, „bis er durch die Dauer einer langen Absonderung als Gemeinschaft zu der Arm-

---

1) Plinius, hist. nat. VI 202 ff.
2) Ptolemäus IV, 6, 14.
3) Dicuil VII, 43, ed. Gustav Parthey, Berlin 1870, 58.
4) Vincentius Bellovacensis: Speculum naturae, lib. XXXII, cap. XVII, Douai 1624, 2411 f.
5) Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1852, I 131.
6) Plinius, hist. nat. VI, 36.
7) R. Verneau: Cinq années de séjour aux îles Canariques, Paris 1891, 47 f.



Die Dulcert-Karte vom Jahre 1339, mit der ersten Eintragung der östlichen Kanaren
Aus: Youssouf Kamal, Monumenta Cartographica, Tome IV, fasc. 2 (1937), Nr. 1222

seligkeit wilder Völkerstämme erniedrigt wurde" [1]). Nirgends ist auf alle Fälle bis zum 14. Jhd. das Geringste von den Guanchen bekannt, und auch die Kanaren selbst sind über 1000 Jahre nur als literarische Erinnerung aus antiken Schriftstellern dem Namen nach in der Erinnerung haften geblieben.

Diese Tatsache hing mit dem Umstand zusammen, dass den europäischen Völkern mit wenigen Ausnahmen (Iren, Normannen) die Kunst der Hochseeschiffahrt bis etwa ums Jahr 1300 wieder abhanden kam. Nur kurze Fahrten wagte man in bekannten Meeren auf offener See auszuführen und haftete im übrigen an den Küsten. Trefflich hat Vogel dargelegt, dass viele Jahrhunderte hindurch „streng gesonderte Verkehrskreise" geringen Umfangs auf den Meeren Europas bestanden und dass die kühnen Normannen es waren, die einen Fernverkehr auf See neu anbahnen mussten [2]):

> „Die Bedeutung der Normannen für die Geschichte der Schiffahrt beruht vor allem darauf, dass sie die atlantische Seite Europas von der Newa bis Gibraltar zu einem einheitlichen Schiffahrtsgebiet zusammenfassten... Die Fahrten der Normannen waren unzweifelhaft der erste Schritt in einer Richtung, die letzten Endes zu einer Überquerung des Atlantischen Ozeans und zur Beherrschung des Weltmeers geführt hat".

Hierfür ist die Geschichte der Kenntnis der Kanaren das lehrreichste Beispiel.

Zwar hören wir bei Edrisi [3]), dass westlich von Safi im Ozean eine Insel liege, von der man bei klarem Wetter ab und zu Rauch aufsteigen sehe. Dass sich hierin ein Hinweis auf die Vulkaninsel Teneriffa findet, kann nicht zweifelhaft sein. Edrisi berichtet sogar, ein Admiral des Ahmed Ibn Omar habe die Absicht gehabt, mit einem Geschwader jenes Rauchphänomen näher zu untersuchen. Von einer Ausführung des Planes ist jedoch nichts gemeldet, und von einem Besuch der Inseln hören wir vom 2. bis zum 14. Jhd. nichts — es sei denn, dass man die Fahrt der arabischen „Abenteurer" um 1150 (Kap. 110) als „Neuentdeckung" gelten lassen will, was an sich zugegeben werden kann. Sonst scheint alles, was die Araber von den atlantischen Inseln zu erzählen wussten, allein durch die Lektüre der von ihnen besonders hochgeschätzten Schriftsteller des klassischen Altertums beeinflusst worden zu sein. Nennt doch al-Bekri im 11. Jhd. gar die Kanaren unter ihrem lateinischen Namen Fortunatash! Wenn vor 100 Jahren ein portugiesischer Gelehrter eine Vertrautheit der Araber mit den Kanaren [4]) annahm, so hat er fälschlich aus der Erwähnung der Inseln in der arabischen Literatur auf persönliche Bekanntschaft mit ihnen

---

1) Oskar Peschel: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Neubearbeitung von K. H. Goedecke, Leipzig-Meersburg 1930, 44.

2) Walter Vogel: Geschichte der deutschen Seeschiffahrt, Berlin 1915, 98 f.

3) Edrisi-Ausgabe von Jaubert, Paris 1840, II 200.

4) Joaquim José da Costa de Macedo: Memoria em que se pertende provar, que los Arabes nao conherecao as Canarias antes dos Portuguezes, in Historia e Memoria da Academia de Lisboa, t. I, part. II, Lissabon 1844.

geschlossen. Was für grundfalsche, abergläubische Vorstellungen von ihnen sogar noch ein Edrisi hegte, hat de la Roncière klargestellt [1]):

„Nach Edrisi war eine der Inseln, Laca, unbewohnbar geworden, weil Schlangen daselbst überhand nahmen; eine andre war von einem Drachen verwüstet worden, den dann Alexander tötete; auf Raka sollte es riesige, klauenbewehrte Vögel geben".

Eine bessere Vertrautheit der Araber mit der Inselgruppe begegnet uns erst bei Ibn Khaldun um 1350 [2]), d.h. genau zur selben Zeit, in der auch die christlichen Völker Europas dem wiederentdeckten Archipel eine stark erhöhte Aufmerksamkeit zuwandten (Kap. 143).

Unter welchen Umständen nun die Inseln in der ersten Hälfte des 14. Jhds. nach und nach wiederentdeckt wurden, ist im Zusammenhang nicht gemeldet worden und nur aus einzelnen Tatsachen zu erschliessen. Weder lässt sich das Volk sicher bezeichnen, dem die Neuauffindung gelang, noch das Jahr des Ereignisses. Die Ansichten der modernen Forscher weichen in diesem Punkte, infolge der Spärlichkeit der vorhandenen Überlieferungen, nicht unwesentlich voneinander ab. Der wichtigste portugiesische Chronist des Entdeckungs-Zeitalters, de Barros, weiss nur zu melden [3]):

„Dem Gerücht nach erhielt man von diesen Inseln Kenntnis durch ein englisches oder französisches Schiff, das durch einen Windstoss zu diesen Inseln getragen wurde".

Prestage will daraufhin die Entdeckung ohne Grund schon dem Jahre 1270 zuweisen [4]). Diese Annahme ist schwerlich haltbar. Eine bessere Klärung in ansehnlichem Umfang scheint nicht aussichtslos zu sein.

Gewisse Rückschlüsse lassen sich einmal aus den im 14. Jhd. angefertigten See- und Weltkarten ziehen. Die beiden Visconti-Karten von 1311 und 1318, die Sanudo-Karte von 1321 und die Dalorto-Karte, deren lange zweifelhafte Entstehung Winter dem Jahr 1330 zuweisen konnte [5]), enthalten noch keine Spur von Inseln im nahen Westen der Gibraltarstrasse. Die Sanudo-Karte bringt sogar einen eignen Eintrag:

„Jenseits von Gades gibt es in den Reichen von Spanien, Portugal und Galicien keine Inseln von irgend welchem Wert (ultra Gades, per regna Yspaniae, Portugaliae et Galitiae, non inveniuntur insulae alicuius valoris)".

Mit Recht erklärt Graf Santarem hierzu [6]):

„Wären die Kanaren und Azoren zu Sanudos Zeiten bekannt gewesen, hätte er diese Legende nicht eintragen können".

---

1) Reinauds Abulfeda-Ausgabe, Paris 1848, II 264.
2) De Barros: Asia, dec. I, liv. XII, cap. 23, Lissabon 1652.
3) Edgar Prestage: Die portugiesischen Entdecker, Übersetzung von van Bebber, Leipzig, ohne Jahr, 10.
4) Heinrich Winter: Das Katalanische Problem in der älteren Kartographie, im Ibero-Amerikanischen Archiv XIV, 2, 3 (1940), 101.
5) Manoel Francesco vicomte de Santarem: Essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie, Paris 1849, I 135.

Erst eine im August 1339 in Mallorca gezeichnete Karte des Katalanen Dulcert, die 1885 in Paris aufgefunden und von der dortigen Nationalbibliothek erworben wurde [1]) (vgl. S. 171), lässt zum ersten Male deutlich zwei grosse Kanarische Inseln erkennen: Lanzarote und Fuerteventura. Ob dieser Dulcert identisch ist mit dem vorgenannten Dalorto oder nicht, ist umstritten. Sowohl Dulcert wie Dalorto sind Katalanen, nicht Italiener, wie Winter neuerdings nachgewiesen hat [2]). Dieser sieht in ihnen zwei verschiedene Personen. Seine Beweisführung ist jedoch nicht unbedingt überzeugend. Wenn beide Kartenzeichner mit den ähnlichen Namen zur gleichen Zeit lebten und arbeiteten, wenn beide Katalanen waren und obendrein auch noch beide den seltenen Vornamen Angelino führten, ist die Wahrscheinlichkeit einer Identität doch nicht gering, zumal da die Karten beider Zeichner bemerkenswerte Übereinstimmung aufweisen. Magnaghis Vermutung, dass Dalorto ein Angehöriger des alt-genuesischen Geschlechts Dall' Orto war [3]), wäre im einen wie im andren Falle nicht aufrecht zu erhalten.

Trotz Winters wenig überzeugendem Einwand, die von Dulcert 1339 erstmalig aufgeführten Kanaren fehlten auf der um 9 Jahre älteren Karte von Dalorto nur deshalb, weil seine Karte im Westen nicht bis zum Meridian der Kanaren reichte [4]), halte ich meine Behauptung aufrecht, dass 1330 die Inseln noch nicht bei den Kartenzeichnern bekannt gewesen sein können, denn sonst hätte sie Dalorto eben unter allen Umständen auf seine nach Westen entsprechend erweiterte Karte übernommen. Ich schliesse aus dem genannten Unterschied der Dalorto- und der Dulcert-Karte nach wie vor, dass die K u n d e von den Kanaren nur zwischen 1330 und 1339 nach Europa gelangt sein kann.

Diese Angabe lässt sich vielleicht noch genauer bestimmen. De Barros' Nachricht, dass ein englisches oder französisches Schiff zuerst durch Sturm nach den Kanaren verschlagen worden sei, ist durch de la Roncière dahin präzisiert worden, dass es sich um ein in Cherbourg beheimatetes Schiff gehandelt habe [5]). Woher er diese Kunde geschöpft hat, ist nicht angegeben. Als eine ganz vage Vermutung sei auch eine von dem Türken Piri Re'is 1513 gemachte, später noch genauer zu behandelnde (Kap. 180) hiermit als möglich in Verbindung gebracht, dass ein genuesisches Schiff auf der Rückfahrt von Flandern nach Genua durch Sturm an eine nicht ge-

1) E. T. Hamy: La mappemonde d'Angelino Dulcert de Majorque (1339), im Bulletin de géographie historique et descriptive, Paris 1886, 354 ff.; derselbe: Etudes historiques et géographiques, Paris 1896, mit Wiedergabe der Karte. — G. Marcel: Note sur une carte catalane de Dulcert antérieure à l'atlas catalane de 1375, in Comptes Rendus de la Société de Géographie de Paris 1887, 38. — Fernandez Duro: Los cartografos mallorquinos Angelino Dulcert-Jefuda Cresques, in Bolletino de la Sociedad Geografica de Madrid XXXI (1891), 283. — Lucien Gallois: Sui mappamondi del Dalorto e del Dulcert, in Rivista Geografica Italiana 1905.

2) Winter, a.a.O., 98 ff.

3) Alberto Magnaghi: La carta nautica costruita nel 1325 da Angelino, in Rivista Geografica Italiana, Florenz 1897, 5; derselbe: Angelino Dalorto, in Atti del 3. Congreso geografico italiano, Florenz 1899, II 506.

4) Winter, a.a.O., 108.

5) Charles de la Roncière: Histoire de la marine française, Paris 1901, II 103.

nannte Insel im Ozean getrieben worden sei. Piri Re³is bezieht diese Meldung auf die Azoren. Mir scheint aber der Gedanke an die Kanaren viel näher zu liegen, zumal da ein andrer Genuese dadurch angeregt wurde, eine eigene Fahrt nach den unbekannten Inseln zu unternehmen.

Die Wahrscheinlichkeit, dass Genuesen es waren, denen die Neuentdekkung des Kanaren-Archipels gelang, ist um so grösser, als auf der Dulcert-Karte von 1339, die zum ersten Mal Kanaren verzeichnet, neben diesen Inseln das genuesische Wappen angebracht ist. Auch auf den späteren Seekarten ist diese Kennzeichnung hier und da beibehalten. Dazu ist in einigen Fällen die Insel Lanzarote als „Insula de Lancirotus Malocelus" bezeichnet. Im Libro del Conoscimiento ist ebenfalls gesagt, der Entdecker sei „ein Genuese dieses Namens" (Lancarote) gewesen.

Über diesen Genuesen sind wir etwas genauer unterrichtet. Es handelt sich um einen damals in Genua lebenden vermutlichen Provenzalen. Sein Vorname Lancelot ist offenbar nach dem Ritter Lancelot vom See der berühmten Artussage, die im provenzalischen Geistesleben des 14. Jhds. eine ansehnliche Rolle spielte, gebildet, ist dann wohl in Genua zu Lanzarote italienisiert worden und hat sich in dieser Form als kanarischer Inselname bis auf unsere Tage erhalten. Der Familienname des Entdeckers ist wechselnd als Marocelli, Malocelli, Malocello, Marocello, Maroxello überliefert. Ob auch hierbei eine Italienisierung vorgenommen worden ist, bleibt unklar. Vielleicht war der Name Maloisel, den der Entdecker später annahm, nachdem er 1338 in französische Dienste getreten war [1]), sein ursprünglich richtiger Familienname. Demgegenüber haben die Italiener den Entdecker stets als ihren Landsmann in Anspruch genommen. Schon 1455 wird er in einer Kosmographie des Bartolomeo Pareto als „Maroxello Lanzerotto Januensis", also als Genuese, bezeichnet, wobei gleichzeitig der Nachweis erbracht wird, dass Träger des gleichen Namens sich noch 1348 und 1391 in genuesischen Archiven nachweisen lassen [2]). Ebenso ist noch in jüngster Zeit in einem von Carlo Errara verfassten Artikel der „Enciclopedia Italiana" der Seefahrer „Lancellotto Malocelli" als „aus einer vornehmen genuesischen Familie hervorgegangen" genannt.

Eine genuesische Urkunde vom 25. Oktober 1306, die Desimoni bekannt gegeben hat [3]), meldet von unserem Lanzarote, er habe zusammen mit zwei Kaufleuten, dem Brüderpaar Emanuele und Leonardo Pessagno, in Genua zwei wohlausgerüstete Galeeren für eine Handelsfahrt nach England gemietet, um von dort Wolle zu holen.

Wichtiger sind andere Nachrichten, die durch Nachkommen des Entdeckers Malocello-Maloisel 1632 veröffentlicht wurden [4]) und die de la

---

1) Charles de la Roncière: La découverte de l'Afrique au moyen âge, Kairo 1929, II 3.

2) Michele Giuseppe Canale: Nuova istoria della repubblica di Genova, Genua 1860, III 343.

3) Atti della Società Ligure XV, 10.

4) Inventaire généalogique, baillé par leurs prédécesseurs (et ancêtres) aux eslus de Constances, l'an 1453, lequel fit une ample mention de l'entreprise de ce Lancelot, Caen 1632.

Roncière zur Entscheidung der Frage in die Wagschale geworfen hat [1]). Sie besagen, dass Lanzarote Malocello 1312 im Ozean zu einer Insel gekommen und daselbst sesshaft geworden sei. Er soll fast zwei Jahrzehnte auf dieser Insel, der er seinen eigenen Namen beilegte, geblieben und dann nach Genua zurückgekehrt sein. Am 1. April 1330 ist jedenfalls sein erneuter Aufenthalt in Genua bezeugt. Auf den Kanaren selbst ist eine Überlieferung im Gange, die Insel sei von einem Franzosen entdeckt worden, der zwischen 1326 und 1334 an die Insel verschlagen wurde [2]).

Auf Grund von handschriftlichen Überlieferungen, die sich in der Pariser Bibliothèque Nationale finden, hat de la Roncière folgende Darstellung der Zusammenhänge gegeben (a.a.O.):

> „Auf den Bericht Cherbourger Matrosen, die durch Unwetter weit von den spanischen Küsten verschlagen worden waren und unbekannte Inseln aufgefunden hatten, unternahm der Genuese Lanzaroto Malocello oder Lancelot Maloisel i. J. 1312 ihre Eroberung. Er landete auf der Insel Tite-Roy-Gatra, erbaute dort ein befestigtes Schloss und lebte daselbst über 20 Jahre, bis eine allgemeine Erhebung der Eingeborenen mit Hilfe ihrer Nachbarn ihn vertrieb".

Ob und inwieweit diese Darstellung der Zusammenhänge historisch verlässlich ist, ist nicht zu ermitteln. Es ist zu beachten, dass sie von Malocellos Nachkommen stammt, die damit die Ansprüche Jean de Béthencourt's auf die Kanaren zugunsten ihres Vorfahren bestreiten wollten. Solche Schilderungen sind erfahrungsgemäss oft parteiisch gefärbt und unzuverlässig. Ob im vorliegenden Fall ein Vertrauen angebracht ist, lässt sich nicht nachprüfen.

Wenn die Überlieferung richtig ist, wäre die Neuentdeckung der Kanaren kurz vor 1312 durch Matrosen aus Cherbourg zufällig erfolgt. I. J. 1312 folgte dann ein erster Siedlungsversuch durch Maloisel.

Die Kunde von der geographischen Tat gelangte erst gegen 1330 nach Europa. Es wäre möglich, dass sie zunächst in Genua geheimgehalten wurde, bis eine weitere genuesische Expedition zu den neuen Inseln fuhr und dem genuesischen Handel dort einen dauernden Vorrang sicherte. Allerdings lässt sich dies nicht urkundlich belegen. Lange war eine Geheimhaltung keinesfalls möglich. Nachdem Malocello 1338 aus genuesischen Diensten geschieden und zur Geheimhaltung nicht mehr verpflichtet war, musste die Kunde sich notwendig auch anderswo verbreiten. Es passt gut hierzu, dass die Dulcert-Karte, die zum ersten Male schriftlich die Entdeckung bekannt gab, von 1339 stammt. Dass die Hauptentdeckung der östlichen Kanaren Italienern geglückt ist, kann um so weniger bezweifelt werden, als die kleine, nördlich von Fuerteventura belegene „Seehundsinsel" Lobos auf der Karte des Katalanen Dulcert mit ihrem italienischen Namen Vecchimarini (Meergreis-Insel, Robben-Insel) verzeichnet ist.

---

1) Charles de la Roncière: Histoire de la Marine française, Paris 1901, II 105.

2) George Glas: History of the discovery and the conquest of the Canary Islands, London 1764, liv. I, chap. I, nach Abrée de Galindo. — Friedr. Kunstmann: Die Entdeckung Amerikas, München 1859, 1.

Das Interesse für die neuen ozeanischen Inseln muss damals in Südeuropa rege gewesen sein. Hat sich doch auch eine Handschrift von 1341 mit ihnen beschäftigt (Kap. 143). Wichtiger noch ist, dass seit 1341 in rascher Folge verschiedene andere Expeditionen in den Ozean ausgesandt wurden und dass von ihnen auch die anderen Kanarischen Inseln entdeckt wurden, deren Vorhandensein dem Malocello und Dulcert offenbar noch unbekannt geblieben war.

Dulcert hatte sichtlich keine Ahnung, dass die von Lanzarote entdeckten zwei Inseln dieselben waren, die bei Plinius bereits Capraria und Canaria genannt waren. So fügte er seiner Karte a u s s e r den neuen Inseln Lanzarote und Fuerteventura noch jene zwei bei Plinius gefundenen Namen in der entstellten Form Capricia und Capracia ein und setzte diese plinianischen Inseln nördlich der neugefundenen an, zufällig genau an die Stelle, wo in Wahrheit die damals noch n i c h t bekannte Gruppe der Madeira-Inseln liegt. Er hat damit den ersten Anstoss gegeben zu einer kartographischen Leichtfertigkeit, die Jahrhunderte lang ärgste Verwirrung gestiftet hat, insofern als *jeder ozeanische Inselname, den der Kartenzeichner irgendwo vernommen hatte, von ihm im Ozean an einer beliebigen Stelle eingetragen wurde.* Dadurch ist die irrige Meinung aufgekommen, die sich bis auf unsere Tage erhalten hat, als seien Inselgruppen, wie die Azoren, bereits um die Mitte des 14. Jhds. bekannt gewesen, obwohl man in Wahrheit bis zum 15. Jhd. von ihnen keinerlei Kunde hatte (Kap. 161). Auch des Plinius Capraria, die Ziegeninsel, die identisch mit dem von Lanzarote neuentdeckten Fuerteventura war, geisterte auf den Seekarten der Folgezeit oft genug als geheimnisvolle Insel „de las cabras" an verschiedensten Stellen herum und ist schliesslich gar als Azoreninsel San Miguel angesprochen worden (Kap. 147), die bei ihrer Entdeckung 1432 weder Ziegen noch andere Säugetiere aufwies und auf die also der Name, wie die Faust aufs Auge, gepasst hätte.

Darüber hinaus hat Dulcert mit den zwei aus Plinius entlehnten Inselnamen ganz willkürlich noch zwei andere Inselnamen verknüpft, die der irischen Sagenwelt entstammten und von deren Namen ihm irgendwie etwas zu Ohren gekommen war: die St. Brandansinsel und die insula puellarum, die Jungfrauen-Insel. Die erstgenannte ist eine Frucht der irischen Brandans-Sage, von der wir im Kap. 79 hörten. Obwohl Vincent de Beauvais bereits im 13. Jhd. auf den Fabelcharakter der St. Brandanssage hinwies [1]), fehlt die Insel seit 1260 wohl auf keiner atlantischen Karte des 13. bis 15. Jhds. Die insula puellarum aber entstammt ebenfalls der irischen Sagenwelt und ist ursprünglich identisch mit der Insel Brazil, wie im Kap. 190 noch des näheren dargelegt werden wird. Nachfolgend wird von diesen und andren atlantischen Fabelinseln noch sehr viel die Rede sein. Es sei daher schon hier auf jene Tendenz der mittelalterlichen Kartenzeichner aufmerksam gemacht, irgend welche Inselnamen irgendwo unterzubringen, gleichviel ob die von ihnen gewählte Stelle im Ozean richtig war oder nicht. Es

1) Vincentius Bellovacensis: Speculum historiale, lib. XXI, cap. 81, Nürnberg 1483: hujus peregrinationis historiam propter apocrypha quaedam deliramenta ... penitus ab opere isto resecavi.

kam ihnen nur darauf an, dass sie den Namen überhaupt verzeichneten. Dass dabei überdies unzählige Lesefehler vorkamen, in der Folge oft genug auch der falsch gelesene neue Name neben dem alten erschien und als eine besondere Insel gedeutet wurde, sei hier nur kurz angedeutet. Ich habe für diese „Neuentstehung von Inseln durch Spaltung" in einem Sonderaufsatz eine ganze Reihe von Beispielen gebracht [1]). Schon dem Altertum war diese rasche Wandlung der atlantischen Inselnamen — oft nur durch falsche Lesung — nicht fremd, wofür Lelewel [2]) reizvolle Beispiele vermerkt hat.

Eine Hauptursache der ungeheuren, bis heute fortwirkenden Verwirrung, welche auf den Seekarten des 14. und 15. z.T. auch noch des 16. Jhds. bezüglich der Zahl, der Lage und der Namen der atlantischen Inseln herrschte, war zweifellos der Umstand, dass man nicht rechtzeitig die Identität der verschiedenen, seit 1312 allmählich wieder neu entdeckten Inseln des Ozeans mit den aus alten Literaturquellen stammenden Inselnamen plinianischer und ptolemäischer Herkunft erkannte. So kam es, dass antike und neu gegebene Inselnamen durcheinander wirbelten und schliesslich alle miteinander von übereifrigen Kartenzeichnern in den Atlantischen Ozean eingetragen wurden. Infolgedessen belegte man schon vor 1350 ganz erheblich mehr atlantische Inseln mit Namen, als bis dahin gefunden worden waren, ja als es überhaupt im Westen von der Gibraltarstrasse gibt. Welche uferlosen Irrtümer und bis auf den heutigen Tag nicht ausgemerzten Fehldeutungen aus so vielen Phantasie-Eintragungen alter Karten verschuldet worden sind, wird im Kap. 147 noch ausführlich darzulegen sein.

Zur psychologischen Bewertung all dieser eigenartigen Erscheinungen muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass es in der Regel nicht Gelehrte im heutigen Sinne des Wortes waren, welche die Karten des ausgehenden Mittelalters zeichneten, sondern dass diese vielfach nur zum praktischen Gebrauch von Seefahrern bestimmt waren, wobei es auf unbedingte Genauigkeit nicht so sehr ankam als auf eine ungefähre Orientierung. Wir dürfen von vornherein nicht in den Fehler verfallen, alle jene alten Kartenbilder mit den unserer Zeit vertrauten Masstäben zu messen und sie als urkundliche Belege dafür anzusehen, dass irgend welche Teile des Ozeans, in denen sich Eintragungen finden, auch wirklich schon erforscht waren. Wir sehen ja auf vielen alten Weltkarten, etwa der katalanischen von 1375 (S. 284), wieviel wirre Vorstellungen über fremde Länder gutgläubig den Zeitgenossen als gesicherte Wahrheit vorgesetzt wurden, wie wahre und phantastische Angaben wild durcheinanderfliessen. Die Notizen über wenig oder garnicht bekannte Meere müssen in dieser Hinsicht mit noch viel kritischerem Auge betrachtet werden. Diese Tatsache ist von modernen Gelehrten nicht selten vergessen worden. Um so nachdrücklicher sei daher an dieser Stelle von vornherein auf die nur sehr begrenzte Glaubwürdigkeit der Seekarten des 14. und 15. Jhds. hingewiesen.

---

1) R. Hennig: Grundsätzliche Bemerkungen zur Bewertung alter Erdbeschreibungen und mittelalterlicher Erdkarten, in der Geographischen Zeitschrift 1931, 339.

2) Joachim Lelewel: Die Entdeckungen der Carthager und Griechen auf dem Atlantischen Ozean, Berlin 1831, 140.

Zur Beleuchtung der Sachlage sei schliesslich darauf hingewiesen, dass der Landschaftscharakter der Kanarischen Inseln im 14. Jhd. ein ganz anderer als heute gewesen sein muss. Die Inseln waren grösstenteils noch mit dichten Wäldern bedeckt; auf Teneriffa gab es u. A. in Schluchten, die gegenwärtig nur nach starken Wolkenbrüchen Rinnsale führen, noch Flüsse, die nicht weniger als 5 Mühlen trieben [1]).

1) Dom. Josef Wölfel: Die Hauptprobleme Weiss-Afrikas, im Archiv für Anthropologie, N.F., Bd. 27 (1941), 97.

135. GUILLAUME ADAM IM SÜDLICHEN OSTAFRIKA

(um 1315)

(Pseudo)-*Brocardus: Directorium ad Passagium faciendum,* (Bericht vom Jahre 1332 an König Philipp VI von Frankreich), in Recueil des Historiens des Croisades, Documents arméniens, Paris 1906, II 383 f.:

Meinem Vorsatz gemäss füge ich eine von mir selbst gesehene und erprobte Tatsache hinzu. Als ich nämlich unter anderen Völkern herumreiste, um das Evangelium zu künden, befand ich mich unter dem Äquator, wie aus drei beweiskräftigen Anzeichen genauer erwiesen wird. Erstens wurde an jenem Punkte zu keiner Jahreszeit eine merkliche Stunden- oder auch nur Minutendifferenz in der Länge von Tag und Nacht festgestellt; zweitens stand mittags der Schatten dort senkrecht, wenn sich die Sonne im Zeichen des Widders und der Waage befand; drittens sah ich die Sterne, die nahe um die Pole der Welt kreisen, in einem Teil der Nacht sowohl im Norden wie im Süden gleichzeitig und gleich hoch stehend über dem Kreis des Horizonts. Viele andere Beweise will ich der Kürze halber übergehen, obwohl sie für die Ohren der Hörer bemerkenswert sein würden.

Ich bin dann noch weiter nach Süden bis zu einem Ort gekommen, wo ich unseren Himmels-Nordpol nicht sah; wohl aber erblickte ich den Südpol in 23 Grad Höhe. Weiter über jenen Ort hinaus habe ich mich nicht begeben. Händler aber und glaubwürdige Personen sind zuweilen noch weiter nach Süden bis in Gegenden gekommen, wo ihrer Versicherung nach der Südpol 54 Grad hoch steht. Vergleicht man die geringere Breite von 22 Grad, um die ungefähr der Anfang des ersten Klimas vom Äquator entfernt ist, mit jenen 54 Grad, um die sich der Südpol an dem genannten Punkt erhob, bis zu dem die genannten Händler kamen, so steht fest, dass daraus offenbar vier Schlüsse zu ziehen sind:

erstens, dass gegen Ost und Süd ausser den Klimazonen ein grösserer Raum bewohnt ist als der ganze Raum zwischen der geringeren und der grösseren Klimabreite, zweitens dass Asien eine grössere Fläche zugewiesen werden muss, als es gewöhnlich geschieht, drittens dass die Annahme von Antipoden nicht frevelhaft und falsch ist, und viertens, was mehr zu meiner Voraussetzung passt, dass wir wahren Christen nicht den zehnten, ja, nicht einmal den zwanzigsten Teil der Welt bilden.

Ibn Majid-Manuskript, No. 2292 der arabischen Abteilung der Pariser Nationalbibliothek, fol. 100 V°, datiert vom 18. du'l hijja 866 (13. September 1462), im Journal Asiatique, Sér. XI, t. XII (1918), 167:

Man sagt, dass in alten Zeiten die Schiffe der Franken nach Komr (Madagascar) und ebenso an die Küste der Zang (etwa Sofala) sowie nach Indien kamen, wie die Franken erzählen.

al-Biruni, Chronologie orientalischer Völker, von Ed. Sachau, Leipzig 1878, I 270:

Auf dem Meere kann man über das Sofala der Zang nicht hinausfahren. Kein Schiff, das dieses verwegene Abenteuer gewagt hat, ist zurückgekehrt, um berichten zu können, was es gesehen hat.

Wie Ch. Kohler, der Bearbeiter der Pariser armenischen Dokumente aus der Zeit der Kreuzzüge [1]), festgestellt hat, überreichte ein Dominikanermönch, der lange in Asien und Afrika als Missionar gewirkt hatte, 1332 dem König Philipp VI von Frankreich (1328—1350) einen nur im Manuskript erhaltenen Bericht über seine Erlebnisse, der den Titel führt: Directorium ad passagium faciendum. Als Verfasser wurde früher ein Mönch Brocardus oder Brochard (Burchard) angesprochen [2]), der seit 1283 in Vorderasien und Ägypten als Pilger mannigfach herumgereist war.

1) Ch. Kohler: Recueil des Historiens des Croisades, Documents arméniens, Paris 1906.

2) J. C. M. Laurent: Peregrinatores medii aevi quatuor: Burchardus de Monte Simon, Leipzig 1873, 36, 52, 61, 89 ff. — Kohler, a.a.O., CVLIII f.

Er hatte auf Grund seiner Erlebnisse ein Itinerar verfasst, das zu den damaligen „unglaublich" [1]) zahlreichen, durch die Kreuzzüge veranlassten und in der Regel mit Wundergeschichten aller Art verkoppelten peregrinationes in terram sanctam zählte, einer in jener Epoche merkwürdig beliebten Lektüre. Die Annahme, dass Brocardus der Autor des „directorium ad passagium faciendum" sei, war jedoch irrig. Ungleich wahrscheinlicher ist, dass das Schriftstück auf einen Dominikanermönch Guillaume Adam zurückgeht [2]), der auch ein anderes Manuskript der armenischen Dokumente der Pariser Nationalbibliothek verfasst hat, betitelt: De modo Sarracenos exstirpandi [3]). Dieser Adam weilte in der Zeit Papst Clemens' V (1305—1314) 1313/4 als Missionar in Persien, ging später nach Indien und Ostafrika, verbrachte 20 Monate auf Seefahrten in den verschiedenen Teilen des westlichen Indischen Ozeans und 9 Monate auf der Insel Sokotra, bereiste auch den Persischen Golf und das Rote Meer und ging dann über Aden nach Abessinien [4]), so dass ihm am allerehesten ein Besuch der Länder im südlichen Ostafrika jenseits des Äquators zugetraut werden kann, wie er in dem Reisebericht geschildert wird. Es ist heute nahezu gewiss, dass er der Verfasser der eingangs mitgeteilten, ungewöhnlich klugen und wissenschaftlich sehr hochwertigen, wenn auch von Fehlern nicht freien Schilderung gewesen sein muss.

Unbrauchbar sind in jedem Fall die geographischen Breitenbestimmungen des Verfassers auf der südlichen Halbkugel. Wenn man bedenkt, dass der südlichste Punkt Afrikas, das Kap, unter 34½ Gr. s. Br. liegt, dass aber nach Adams Angabe die Händler in Afrika bis zu 54 Gr. s. Br. gingen, so erkennt man schon, dass auf diese Zahlen kein Wert gelegt werden kann. Infolgedessen muss auch die Mitteilung, dass der Verfasser selber in der südlichsten Gegend, in der er weilte, eine Höhe des Südpols von 23 Grad über dem Horizont gemessen habe, stark angezweifelt werden. Da es am Südpol weit und breit keinen helleren Stern gibt, den man als Polarstern ansprechen könnte, ist ohnehin unklar, wie der Beobachter den Südpol des Himmels ermittelt haben will. Ungenauigkeiten der Breitenbestimmung sind im Altertum und Mittelalter auch sonst in recht bedeutendem Ausmass die Regel gewesen (vgl. Kap. 64). Die von Ptolemäus genannten südlichsten Punkte sind fast durchweg um 10—15, wohl auch 20 Grad zu weit südlich angesetzt, und selbst nach der Einführung des Astrolabiums im 15. Jhd. waren Fehlmessungen der geographischen Breite um 10 und mehr Grad im Süden durchaus nicht ungewöhnlich. Somit lässt sich auf Grund der Adamschen Mitteilungen nur sagen, der Reisende sei über den Äquator bis auf die südliche Halbkugel in Ostafrika vorgedrungen. Wie weit er gelangt ist, lässt sich nicht ermitteln. Da die arabischen Seeleute, so viel wir wissen, zur See über das Kap Corrientes

1) Carl Ritter: Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, Berlin 1861, 193 ff.

2) Kohler, a.a.O., CLIV f.

3) Henri Omont: Guillaume Adam (1316), auteur du manuscrit De modo sarracenos extirpandi, in Histoire littéraire de la France, t. XXXV, Paris 1921, 277.

4) Kohler, a.a.O., CXCI.

unter 23° 58′ s. Br. nicht hinausgefahren sind [1]), wie die obige Stelle aus Al-Birunis Schriften beweist (Kap. 108), Adam sie aber bis 54 Gr. s. Br. reisen lässt, vermag man die Grösse der Fehlbestimmung ungefähr zu ermessen. Es ist wenig wahrscheinlich, dass Guillaume Adam über die Sofalaküste hinausgelangt ist. Auch in diesem Falle bleibt seine Leistung für einen Europäer imposant genug und für noch rd. 170 Jahre vielleicht vereinzelt.

Der starke Mozambiquestrom hat zu allen Zeiten die arabischen Schiffer gehindert, über das Kap Corrientes hinaus nach Süden freiwillig zu fahren. Bis zu diesem Punkt hatten sich die Araber zu Lande schon seit 932 ausgebreitet [2]). Das Kap hiess bei ihnen bezeichnenderweise Djebel-en-Nadama, d.h. Vorgebirge der Reue [3]), weil die Seefahrer, die darüber segelten, ihre Tat alsbald bereuten, da sie gegen die Strömung nicht zurückfahren konnten. Nicht weit von diesem Vorgebirge entfernt und nur unbedeutend nördlicher, unter 23° 50′ s. Br. gelegen, befand sich die südlichste, den Arabern bekannt gewordene Stadt, Daghuta, die unsrem heutigen Inhambane entspricht [4]).

Der für die Araber wichtigste Küstenplatz in diesen Gegenden war Sofala, der Ausgangshafen für die reichen, damals wieder stark ausgebeuteten Goldlager Rhodesiens [5]). Ungefähr in diesem Jahrhundert mögen auch Teile der rätselhaften Ruinen von Simbabye entstanden sein, die nach neueren Untersuchungen [6]) mittelalterlichen afrikanischen Ursprungs sind und in ihren ältesten Teilen dem 9. oder 10. Jhd., in ihren jüngsten erst dem 16. angehören sollen [7]). Das letzte Wort über ihre Entstehung, ihr Alter und ihre Erbauer ist allerdings noch nicht gesprochen.

Von Mogadishu aus, das im 10. Jhd. gegründet war, wurde Sofala etwa im 12. Jhd. ins Leben gerufen — ein sicheres Zeichen, dass erst um diese Zeit die Goldschätze des Binnenlandes die fremden, meist arabischen Händler in grösserem Umfang neu anzulocken begannen.

Sofala liegt genau auf dem 20. Breitengrad s. Br., also ansehnlich nördlicher als Kap Corrientes. Daher spricht nichts dafür, dass arabische Seefahrer bis zum 14. Jhd. jemals freiwillig über den 24. Breitengrad hinaus nach Süden gelangt sind, wenn auch Konrad Miller eine Kenntnis der Küste bei ihnen bis zur Delagoabai annimmt (vgl. Bd. II, S. 416).

Vielleicht sind arabische Händler zu L a n d e über den 24. Breitengrad hinaus noch weiter nach Süden gekommen. Wenn Adam aber vom 54. Grad spricht, bis zu dem die Händler zu gehen pflegten, so haben sich entweder diejenigen, die die Breite bestimmten, um annähernd 30 Grade geirrt oder

1) Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1852, I 279 f.
2) Matthias Christ. Sprengel: Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen, Halle a.S. 1783, 20.
3) Ibn Said bei Charles Guillain: Voyage à la côte orientale d'Afrique, Paris 1856, I 250.
4) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, München 1865, III, 111.
5) R. Pöch: Zur Simbabye-Frage, in Mitteilungen der K.K. Geographischen Gesellschaft zu Wien, LIV (1911), 432.
6) G. Caton-Thompson: The Zimbabwe Culture, Oxford 1931.
7) Christine v. Rohr: Neue Quellen zur 2ten Indienfahrt Vasco da Gama's, Leipzig 1939, 92.

Adam ist arabischer Aufschneiderei zum Opfer gefallen [1]). Zustimmen kann man allenfalls Humboldts Vermutung [2]), dass eine Erkundung des äussersten Südens durch Aussagen von Eingeborenen vorlag oder aber durch „irgend eine gewagte Unternehmung ähnlich derjenigen, welche Fra Mauro um das Jahr 1420 setzt" (Kap. 162). Seefahrer, die über das Kap Corrientes nach Süden verschlagen wurden, konnten zudem etwa unter 37-40 Grad Südbreite mit Hilfe des dort vorhandenen Gegenstroms unter Umgehung der Mozambiqueströmung östlich von Madagaskar wieder nach Norden zurückgelangen [3]).

Auf Adams Breitenangaben ist jedenfalls kein Verlass. Von diesem einen Punkt abgesehen ist seine Mitteilung für das sonst so wundersüchtige 13. Jhd. erstaunlich reif, objektiv und wissenschaftlich ungewöhnlich hochwertig. Erwiesen ist unter allen Umständen, dass um 1315 ein französischer Mönch in Ostafrika weit südlich vom Äquator geweilt hat. Eine gewisse Bestätigung hierfür könnte in dem oben zitierten Ibn Majid-Manuskript vorliegen, das 1462 verfasst wurde. Seine Hinweise auf „Schiffe der Franken", die vor langer Zeit an „der Küste der Zang" erschienen seien, glaubt Ferrand [4]) auf die Expedition des Guillaume Adam beziehen zu müssen.

Zum Beweise für diese Vermutung beruft sich Ferrand auf folgende Feststellung Kohlers [5]):

> „Mit Zustimmung und Hilfe des Mongolenherrschers Argun Khan (Kap. 126) haben die Genuesen in Bagdad zwei Galeeren gebaut, die sie über den Euphrat in den Indischen Ozean bringen wollten, in der Absicht, den ganzen Handel auf diesem Meere an sich zu reissen. Es besteht kein Zweifel, dass ihr Unternehmen von Erfolg gekrönt worden wäre, wenn nicht Zwistigkeiten unter ihnen ausgebrochen wären".

Dass Ibn Majids Notiz sich auf die Reise des Adam bezieht, ist nicht unwahrscheinlich. Freilich ist es nicht erwiesen, und christliche Glaubensboten sind so oft auf Schiffen mohammedanischer Seefahrer befördert worden, dass für Adam keine Ausnahme gemacht zu sein braucht. Dieser Punkt ist ja aber nur nebensächlicher Art.

Über Adams sonstigen Lebenslauf ist wenig bekannt. Er soll 1318 bei Papst Johann XXII in Avignon geweilt haben und später Erzbischof in Frankreich gewesen sein [6]). Mehr wissen wir nicht von diesem zweifellos sehr bedeutenden Reisenden. Jedenfalls verdienen die Leistung und der Wagemut des französischen Mönchs sehr hohe Anerkennung.

1) Über die arabische Kenntnis Afrikas vgl. die Dissertation von F. Storbeck: Die Berichte der arabischen Geographen des Mittelalters, Tübingen 1913, und des gleichen Verfassers Aufsatz: Die Berichte der arabischen Geographen des Mittelalters über Ostafrika, in den Mitteilungen des Berliner Seminars für Orientalische Sprachen, XVII (1914), 97 ff.

2) Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1836, I 279 f.

3) Rennell: Inventary of Currents ... 98 und 138.

4) Journal Asiatique, sér. VI, t. XX (1922), 309.

5) Kohler, a.a.O., CC.

6) Jacobus Quétif: Scriptores ordinis praedicatorum, Paris 1719, I 537.

136. DANTE'S KENNTNIS VOM STERNBILD DES SÜDLICHEN KREUZES

(um 1318)

Dante Alighieri: Divina Commedia, Purgatorio, 1ter Gesang, Vers 22-27:

Jo nu volsi a man destra, e posi mente
All' altro polo, e vidi quattro stelle
Non viste mai fuor ch'alla prima gente,
Goder pareva il ciel di lor fiammelle,
O settentrional vedovo sito
Poi che privato se' di mirar quelle!

Dann rechts, des Südens Pole zugekehrt,
Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,
Dess' Anblick nur dem ersten Paar gewährt.
Der Himmel schien entzückt durch sein Geflimmer.
O du verwaistes Land, du öder Nord,
Du siehst den Glanz der schönen Lichter nimmer!

In Dantes gewaltigem Epos findet sich eine auffällige, schon des öfteren behandelte und mannigfach umstrittene Stelle, die in diesem Zusammenhang ebenfalls erörtert werden muss, da sie einen Rückschluss gestattet auf eine Kenntnis der Zustände in weit südlichen Zonen der Erde, ohne dass sich erkennen lässt, wie Dante in den Besitz dieser Kenntnis gekommen sein kann [1]).

Die oben mitgeteilten Verse des „Purgatorio" enthalten nämlich eine ganz unverkennbare Beschreibung des Sternbildes des Südlichen Kreuzes, das heute nördlich vom 30 Grad n. Br. überhaupt nicht mehr über dem Horizont erscheint und erst etwa vom 15. Grad n. Br. ab südwärts einigermassen hell und glänzend am Himmel gesehen werden kann. Wir hören sonst in der europäischen Literatur von diesem Sternbild nicht vor dem Jahre 1455, in dem es von Cadamosto auf seiner ersten Entdeckungsfahrt (vgl. Bd. IV) am Südhimmel sozusagen „entdeckt" wurde. Dantes Kunde vom Südlichen Kreuz 140 Jahre vorher mutet daher nicht minder überraschend an als sein Wissen, dass eben dasselbe Sternbild in langvergan-

1) Eine Sonderuntersuchung der Dante-Stelle nach der astronomischen Seite hat zumal Alexander v. Humboldt zu geben versucht (Examen critique de l'histoire de la géographie, Paris 1836, IV 319 ff.).

gener Zeit einmal im Bereich des Mittelmeers sichtbar gewesen, aber infolge der Präzession der Tag- und Nachtgleichen bereits seit vorchristlicher Zeit unter dem Horizont verschwunden war.

In Dantes Versen ist die Pracht des berühmten Sternbildes viel zu grossartig geschildert. In Wahrheit kann es sich ja an Schönheit mit unserem Grossen Bären oder gar mit dem königlichen Orion nicht entfernt messen. Dem Dichter mochte immerhin eine solche erheblich übertreibende Beschreibung gestattet sein, wenngleich der „öde (eigentlich: verwitwete) Nord" einen erheblich schöneren Anblick des Himmels gewährt als der hier überschwenglich gefeierte Sternenhimmel der Südhalbkugel. Hierauf kommt es aber nicht an, sondern allein auf die Frage: wie vermochte ein Dante Kenntnis von diesem Gestirn zu haben, das zu seiner Zeit an keiner von Mittelmeerschiffern berührten Stelle der Meere je gesehen werden konnte?

Bevor der Versuch gemacht wird, diese Frage zu beantworten, seien nachfolgende Tatsachen festgestellt:

Etwa um 3000 v. Chr. war das Südliche Kreuz noch bis zur Ostsee hinauf zu schauen. In den Tagen Homers war es im ganzen Mittelmeer sichtbar, wenn auch als tiefstehendes Sternbild, so dass es offenbar wenig auffällig war und von Homer nicht genannt wird. Dagegen wäre es möglich, dass ein im Buch Hiob [1]) erwähntes Sternbild „Kammern des Südens" unser Südkreuz bezeichnen sollte [2]). Ptolemäus, zu dessen Zeit in seinem Wohnsitz Alexandrien der hellste Stern Alpha des Kreuzes nur noch bis zu 6° 10′ über den Horizont hinaufstieg, hat dem Kreuz keine Beachtung geschenkt und seine Sterne einfach den Füssen des benachbarten Kentauren-Sternbildes hinzugezählt.

Alle diese Dinge können aber Dante nicht bekannt gewesen sein! Woher stammt demnach seine erstaunliche Kenntnis von „des Viergestirnes Schimmer, dess' Anblick nur dem ersten Paar gewährt"?

Frühere Zeiten, die mehr zur Mystik hingezogen waren als unsere Gegenwart, waren geneigt, ein übernatürliches divinatorisches Schauen des grossen Dichters anzunehmen. Mit einer so bequemen Wunderdeutung wird und soll sich unsere heutige Zeit nicht mehr begnügen. Wir müssen nach anderen Erklärungen suchen. Allerdings kommen wir über Vermutungen dabei nicht hinaus.

Es ist möglich, dass Dante durch arabische wissenschaftliche Werke, mit denen er gut vertraut war, etwas vom Südlichen Kreuz vernommen hatte. Z. B. findet sich das Sternbild eingetragen auf der Himmelskugel des Arabers Caïssar ben Abucassan, die schon vor 1225 in Ägypten angefertigt worden war [3]). Ein anderer derartiger arabischer Himmelsglobus, der 1279, also in Dantes Jugend, angefertigt wurde, befindet sich in Dresden [4]). Es mögen noch weitere im 13. Jhd. geschaffen worden sein. Ferner bleibt zu

1) Hiob 9, 9.

2) R. Hennig: Die Kenntnis des Sternenhimmels in ihrer Bedeutung für die Nautik vor der Einführung des Kompasses, in der Marine-Rundschau 1930, 500 und 546.

3) François Artaud de Montor: Histoire de Dante Alighieri, Paris 1841.

4) Hugo Winckler, im „Alten Orient", Jg. 3, Heft 2/3, 46.

beachten, dass der Hohenstaufenkaiser Friedrich II (1215—1250) von seiner Kreuzfahrt ins Morgenland 1228/9 ein kunstvolles Zelt arabischer Herkunft nach Italien mitgebracht hatte, auf dessen Kuppel die Sterne des Himmels angebracht waren und durch ein verborgenes Uhrwerk in Bewegung gesetzt werden konnten[1]), also eine Art von Planetarium, über dessen Verbleib und Beschaffenheit leider sonst nichts gemeldet ist. Jedenfalls ersieht man aus dieser Aufzählung, dass es zu Dantes Zeiten mannigfache Wege gab, sich mit der Himmelskenntnis der Araber vertraut zu machen.

Allerdings kann er aus solchen Quellen unmöglich sein Wissen von der besonderen Schönheit des Gestirns oder gar von seiner früheren Sichtbarkeit auf der Nordhalbkugel geschöpft haben. Hierfür bleibt die Annahme der Schilderung eines Augenzeugen m. E. unerlässlich. Eine solche muss um so bestimmter angenommen werden, als Dante unmittelbar im Anschluss an die oben zitierten Verse auch der Tatsache gedenkt, dass dort, wo das schöne Viergestirn sichtbar ist, das Sternbild des Wagens nicht mehr erblickt werden kann:

> Als ich darauf vom Viergestirne fort
> Ein wenig hin zum andren Pole sah
> — Der Wagen war bereits verschwunden dort —
> Erblickt' ich einen Greis usw.

Diese Tatsache des Unsichtbarwerdens des Wagen-Leitgestirns hat schon im Altertum die Menschen nördlicher Zonen, die in tropische Gegenden kamen, erheblich beschäftigt. Bereits die Soldaten Alexanders des Grossen klagten darüber, dass sie bis in Gegenden geführt würden, wo das Wagengestirn dem Blick verschwinde[2]), und Plinius verzeichnet in seinen Berichten über südliche Länder jedesmal sorgsam[3]), wo der Wagen nicht mehr oder nur an einigen Tagen des Jahres sichtbar sei, usw.

Dieser Hinweis auf das Unsichtbarwerden des Wagengestirns in den Gegenden, wo das „Viergestirn" zu sehen ist, beweist m. E. noch deutlicher als die Kenntnis des Südkreuzes selbst, dass die Schilderung, die Dante benutzt hat, auf einen A u g e n z e u g e n zurückgehen muss. Wer aber kann dies gewesen sein?

Nun, in Indien, Ceylon, Ostafrika, auf den Sundainseln und anderswo mögen arabische und jüdische Handelsleute im 13. und 14. Jhd. oft genug Gelegenheit gehabt haben, den südlichen Sternhimmel zu sehen, Personen, die später in italienischen Städten erschienen und mit denen Dante in Berührung gekommen sein könnte. Auch die Familie Polo, die zusammen mit Dante in Italien lebte, hat natürlich auf den Sundainseln und in Vorderindien die Sterne des Südhimmels zu sehen Gelegenheit gehabt. Marco Polo selbst freilich war sowohl naturwissenschaftlich wie nautisch weitgehend uninteressiert und erwähnt in seinem Reisewerk nichts von Sternbildern[4]), wird somit auch dem Südkreuz keine Aufmerksamkeit geschenkt

1) Oskar Peschel: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, I 60.
2) Curtius Rufus: de rebus gestis Alexandri Magni, IX, 4.
3) Plinius, hist. nat., II 70; VI, 69, 83, 98.
4) Ein einziges Mal nur (III, 10) betont Polo kurz, dass man auf Sumatra „den Nordstern nicht sehen kann".

haben. Doch andere Europäer hatten um 1300 Gelegenheit, so weit nach Süden zu kommen, dass sie das Südkreuz sehen und seine hervorragend hohe Bedeutung für die Nautik als Kennweiser der Südrichtung zu ermitteln vermochten. Dies geht sowohl aus Kap. 131 hervor, worin von verschiedenen anderen Europäern die Rede ist, mit denen Johannes von Montecorvino im südlichen Indien in Berührung kam, wie vor allem aus dem vorigen Kapitel 135, das von der Reise eines Franzosen bis auf die südliche Halbkugel berichtete. Auch ein andrer Zeitgenosse Dante's, Sorleone Vivaldi, hatte in dem unter 2 Grad n. Br. gelegenen Mogadishu, das er aufsuchte (Kap. 130), Gelegenheit, das Sternbild des Südlichen Kreuzes zu schauen. Es genügt die Annahme, dass Dante nur e i n Mal Gelegenheit hatte, mit einer so weitgereisten Persönlichkeit in Berührung zu kommen, um seine vermeintlichen „divinatorischen" Fähigkeiten sehr einfach zu erklären.

Übrigens finden sich Gegenstücke zu diesem Wissen Dantes. Schon ein halbes Jahrtausend vor ihm kennt der irische Mönch Dicuil, der in erheblich nördlicheren Zonen lebte als Dante, den Stern Canopus [1]), den zweithellsten des ganzen Himmels, obwohl dieser nur in den südlichsten Teilen des Mittelmeers gesehen werden kann, da seine Deklination gegenwärtig 52½ Gr. s. Br. beträgt. Ebenso kannte Ptolemäus bereits den Stern Achernar im Sternbild des Eridanus, das zu seiner Zeit etwa 9 Grad unter dem Horizont seines Wohnortes Alexandrien blieb. Hierin hat man mit Recht nie etwas Auffälliges gesehen, da Ptolemäus und Dicuil durch Personen, die erheblich weiter im Süden geweilt hatten, über die Existenz dieser hellen Sterne des Südhimmels unterrichtet worden sein konnten. Genau ebenso besteht aber die Möglichkeit, dass Dante mit Personen, die bis in die Äquatorialzone oder noch darüber hinaus gelangt waren, Verbindung gewonnen hatte.

Die vier Hauptsterne des Südlichen Kreuzes weisen heute eine Deklination zwischen 56 und 63 Grad auf. Dass die Gestirne dieser Himmelsstriche den Arabern längst wohl vertraut waren, bezeugt ganz besonders die Tatsache, dass der nur wenig nördlicher stehende hellste Stern des Südhimmels, der Canopus, unter heute 52 Gr. 38′ s. Br. von den arabischen Seefahrern mit Vorliebe benutzt wurde, um auf dem Meer die Himmelsrichtungen festzustellen [2]). Der bei den Arabern Sohail genannte Stern sollte nach einer sicher missverstandenen Angabe der i. J. 1503 entstandenen Charta marina Portugalensium in den südlichsten, von arabischen Händlern besuchten Ländern sogar im Zenith (!) stehen. Dieser Irrtum deckt sich auffällig gut mit des Guillaume Adam Behauptung, die Araber reisten bis zum 54ten Grad s. Br. (vgl. S. 180), ist aber natürlich eine Unmöglichkeit. Er wird in diesem Zusammenhang nur angeführt, um zu zeigen, wie gut alle auffälligen Sterne des Südhimmels zu Dantes Zeit den Arabern und durch ihre Vermittlung auch manchen Christen des Zeitalters schon vertraut gewesen sein müssen.

Dass Dante's „Viergestirn" das Südliche Kreuz ist, kann nicht zweifel-

1) Dicuil: de mensura orbis terrae VII, 29, Ausg. Gustav Parthey, Berlin 1870, 51.
2) Rainaud: Géographie d'Aboulfeda, Paris 1848, CXCIV.

haft sein, obwohl er der Kreuzform des Sternbildes nicht gedenkt. Er würde dies als frommer Christ sicher nicht verabsäumt haben, wenn er darauf aufmerksam gemacht worden wäre. Er muss demnach von der Kreuzform des Sternbildes, die nur in der Meridianstellung sinnfällig wird, nichts gewusst haben. Noch Cadamosto im 15. [1]) und Vespucci im beginnenden 16. Jhd. [2]) schildern das Sternbild, ohne ihm den Namen „Kreuz" zu geben. Vespucci bezeichnet es nur als „Rhombus" (mandorla). Früher meinte man, dass ein unbekannter portugiesischer Seemann, dessen Reiseschilderung Ramusio veröffentlicht hat, um 1510 zum ersten Male auf die „vier Sterne von wunderbarer Grösse und Klarheit in Gestalt eines Kreuzes" [3]) hingewiesen und ein in Cochin am 6. Januar 1515 geschriebener Brief des Andrea Corsali [4]) zum ersten Male das Wort vom „wunderbaren Kreuze" des Südhimmels geprägt habe, von dem gesagt ist, es sei „von solcher Schönheit, dass es mit keinem Sternbild zu vergleichen ist". Doch habe ich selbst gezeigt [5]), dass sich noch ein älterer Beleg vom Jahre 1500 nachweisen lässt in einem Schreiben, das der Baccalaureus (bacharel) Meister Johann, Leibarzt König Manuels des Grossen von Portugal, am 27. April 1500 aus dem soeben (22. April) neuentdeckten Lande Brasilien nach Lissabon sandte, als Anlage zu einem vom gleichen Tage datierten, ausführlichen Bericht des Pero Vaaz de Caminha über das neue Land. Der Schluss des Schreibens Meister Johanns, das allgemein nautische und astronomische Fragen erörtert, spricht von den Sternen in der Nähe des himmlischen Südpols, fügt auch eine Skizze von ihnen bei (die allerdings in der gedruckten Wiedergabe [6]) recht ungenau geraten ist) und meint dann:

> „Diese Sterne, besonders diejenigen des Kreuzes (principalmente las de la crus), sind so gross wie diejenigen des Wagens (des Sternbilds!, H.). Der Stern aber, der dem Südpol zunächst steht, ist klein, wie derjenige des Nordpols, und noch weniger hell. Auch der die Spitze des Kreuzes bildende Stern ist ziemlich klein".

Diese Literaturstelle beweist, dass der Name des südlichen Kreuz-Sternbilds bereits i. J. 1500 bekannt, offenbar sogar schon üblich war. Des Andrea Corsali Behauptung von 1515: „Wir n a n n t e n sie (die 4 Sterne) das Kreuz", die auch einen Alexander v. Humboldt zu der Meinung brachte, wir hätten hier die älteste Literaturstelle des Namens „Kreuz" vor uns, ist somit keinesfalls richtig. Die Quelle des Namens ist noch nicht gefunden. In der Folgezeit diente das Südliche Kreuz den Seefahrern der südlichen Halbkugel als „eine Art von Uhr" [7]). Bemerkenswerterweise

---

1) Alvise Cadamosto: Navigatio ad terras incognitas, in Novus orbis regionum ac insularum, Basel 1537, 39.
2) Amerigo Vespucci: Navigatio, ebendort, 127.
3) Giov. Battista Ramusio: Delle navigationi e viaggi, Venedig 1588, I 117.
4) Ebendort, I 178.
5) Marine-Rundschau 1939, 270, und Terrae incognitae, Leiden 1939, IV 420.
6) Alguns documentos do Archivo Nacional da Torre de Tombo, Lissabon 1892, 123.
7) Acosta: Historia natural y moral de las Indias, Sevilla 1590, lib. I, cap. 5.

ist unter allen Sternbildbezeichnungen diese die einzige geblieben, die der christlichen Vorstellungswelt entstammt [1].

Die Deutung des „Viergestirns" ist um so verlässlicher, als Dante an anderer Stelle seines gewaltigen Dichtwerks [2] auch der „tre facelle" Erwähnung tut, der drei hellsten Sterne des übrigen Südhimmels Canopus, Achernar und Fomalhaut, und sogar weiss, dass diese drei Sterne im allgemeinen nur dann gesehen werden können, wenn das Südliche Kreuz unter dem Horizont steht. Es müssen ihm demnach durch einen unbekannten Gewährsmann ungemein genaue Schilderungen des südlichen Sternenhimmels vorgelegen haben. Die Möglichkeit hierfür ist nach dem Gesagten durchaus als gegeben zu betrachten.

Ganz unbegreiflich bleibt jedoch die Kenntnis Dantes von den Wirkungen der Präzession der Tag- und Nachtgleichen. Diese selbst war zwar schon dem Hipparch bekannt und in ihren Folgeerscheinungen noch viel früher in Ägypten beobachtet worden. Aber nirgends in der Literatur findet sich irgendein Hinweis, dass in vergangenen Jahrtausenden des „Viergestirnes Schimmer" in der Mittelmeerwelt wahrzunehmen war. Wie also Dante hiervon etwas in Erfahrung zu bringen vermochte, bleibt ein ungelöstes Problem [3]. Uns Heutigen ist die Tatsache nur durch nachträgliche Errechnung bekannt geworden.

---

1) Zeiss-Nachrichten, Sonderheft 2: Beitrag zur kulturgeschichtlichen Bedeutung der Sternbilder, Augustheft 1937, 42.
2) Dante: Divina commedia, Purg. VIII 89 ff.
3) Peschel, a.a.O., I 57.

137. ODERICH'S VON PORTENAU REISE NACH CHINA UND TIBET

(1318—1330)

Les voyages en Asie au XIVe siècle du bienheureux frère *Odoric de Pordenone,* religieux de St. François, ed. Henri Cordier, Paris 1891:

Von Chaldäa kamen wir nach Grossindien, das keine Insel ist, sondern festes Land, das von den Tataren stark verwüstet ist... Von Indien gelangten wir an den Ozean. Die erste Stadt, die wir antrafen, hiess Orenas (Ormuz), das ganz von Mauern eingeschlossen ist. Dort gibt es viele Pflanzen und reichlich Wasser. Es ist in diesem Lande so heiss, dass die Haut der Menschen ihnen vom Körper fällt und unten bis zu den Knien oder zur Wade herabhängt. Und wenn sie am Leben bleiben wollen, müssen sie sich mit einer zu diesem Zweck verfertigten, kühlen Salbe einschmieren; andernfalls würden sie vor Hitze umkommen...

Im Königreich Maabar (Malabar) befindet sich der Leichnam des heiligen Apostels Thomas. Aber die Kirche des Heiligen Thomas ist voll von Götzenbildern. Es gibt in dieser Kirche ein sehr reich aus Gold und kostbaren Edelsteinen hergestelltes Bild, das ebenso gross oder noch grösser ist als der Heilige Christophorus in unserem Lande (Padua). Um den Hals trägt es eine goldene Kette, die sehr reich mit kostbaren Steinen ausgeschmückt ist, und es wird in einem goldenen Tabernakel verwahrt. Dieses Idol und alles, was dazu gehört, ist so kostbar, dass es unmöglich ist, den Wert des Goldes, der Steine und der Arbeit zu schätzen. Dieses Idol liessen die Ketzerchristen des Landes anfertigen, die es zusammen mit anderen Götzenbildern verehren und zu diesem Zweck weite Pilgerfahrten unternehmen, wie wir Christen es tun, wenn es sich um den heiligen Jakob in Galicien oder um die Heiligen Peter und Paul in Rom handelt...

...Nahe bei Fana (Java) ist eine andere Insel namens Notem (oder Pantem), die anders auch Calamasi (Thalamasyn) genannt wird. Dem König dieser Insel sind viele grosse Städte untertan. Dieses Land hat Bäume, die Mehl hervorbringen; andere tragen auch Honig und Wein... Das Mehl genannter Bäume gewinnt man auf folgende Weise: die Bäume sind gross, hoch und breit; man ritzt sie an und schlägt mit einer Axt gegen den Fuss der Bäume. Aus dieser Wunde ergiesst sich eine leimartige Flüssigkeit. Diese Flüssigkeit füllen sie in Säcke aus Laub und lassen sie dann zwei Wochen in der Sonne stehen. Nach diesen zwei Wochen ist die Flüssigkeit trocken und Mehl. Dann nehmen sie dieses Mehl und legen es in Meerwasser. Darauf schöpfen sie Trinkwasser und formen aus ihm eine Kugel, die wunderbar schmackhaft ist. Aus der Kugel machen sie Brot oder eine andere Speise, wie es ihnen gerade gefällt, nach der Sitte ihres Landes. Ich, Bruder Oderich, ass von diesem Brot, und es schien mir sehr gut: aussen ist es etwas schwarz, aber innen sehr schön und ganz weiss.

Auf der einen Seite dieser Insel ist ein Meer, ein totes Meer... Im Schilf findet man kostbare Steine von solcher Natur, dass derjenige, der sie bei sich trägt, vom Eisen nicht geritzt oder verwundet werden kann; gewöhnlich tragen die Bewohner des Landes diese Steine bei sich.

... Ich gelangte zu der sehr berühmten Stadt Cartan oder Catan (Zaitun = Tsüen-tschou-fu). Sie ist sehr reich an allen für den menschlichen Bedarf notwendigen Dingen; für weniger als einen halben Groschen kann man z. B. 4 Pfund und 8 Unzen Zucker erhalten. Die Stadt ist sehr schön und am Meer erbaut; sie ist doppelt so gross wie Rom, und es gibt dort Klöster, in denen alle Mönche Götzenanbeter sind...

Ich kam nach einer Stadt Catusay (Quinsay = Hangtschou), was Himmelsstadt bedeutet. Catusay ist die grösste Stadt, die es auf der Welt gibt. Sie hat 100 Meilen Umfang,

und es gibt auf diesem grossen Raume keinen leeren Fleck, der von Menschen nicht bewohnt ist. In manchen Häusern wohnen zehn und mehr Familien. Die Stadt hat mehrere Vororte und mehr Einwohner als jede andere Stadt. Die Stadt hat 12 Haupttore und auf jeder Seite dieser Tore grosse Städte, die grösser als Venedig sind... Sie hat über 12 000 Brücken, und auf jeder dieser Brücken befinden sich Wachen des Grosskhans. Sein Palast ist der schönste und reichste, den es in der Welt gibt. Im Saal dieses Palastes stehen 24 Säulen aus reinem Gold; die Wände sind ganz mit roten Fellen bekleidet, und kostbarere Felle soll es in der Welt nicht geben...

... Ich begab mich in eine andere sehr grosse Provinz, die den Namen Tiboth (Tibet) führt und auf dem Wege nach Indien liegt. Dieses Königreich ist dem Grosskhan (magno Cani) untertan. Man findet daselbst Brot und Wasser in grösstem Überfluss wie nirgends sonst in der Welt. Die Einwohner dieses Landes hausen in Zelten aus schwarzem Filz. Ihre Hauptstadt ist sehr schön, ganz aus weissem Stein gebaut, und ihre Strassen sind gut gepflastert. Sie heisst Gota (Lhassa). Niemand in dieser Stadt wagt Menschenblut oder auch Blut eines Tieres zu vergiessen, aus Ehrfurcht vor einem Götzenbild, das angebetet wird. In dieser Stadt wohnt der Obassi (Dalai-Lama) — so heisst in ihrer Sprache ihr Papst. Er ist das Oberhaupt aller Götzendiener und verteilt nach seinem Gefallen die Einkünfte des Landes. ... Sie halten es für schön, lange Nägel zu haben, und lassen ihre Nägel so lang wachsen, dass sie ihnen die ganzen Hände bedecken. Die Schönheit der Frauen bemisst sich nach kleinen Füssen. Wenn die Mütter Töchter bekommen, schnüren sie ihnen die Füsse so ein, dass sie niemals wachsen können..

Seitdem im Anfang des 13. Jhds. die beiden Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner gegründet worden waren, kam vorzugsweise unter Verwendung der Brüder dieser Orden die Missionstätigkeit in heidnischen Ländern so stark in Gang, wie es nie zuvor geschehen war. Durch die päpstliche Anweisung an den Dominikaner-Ordensmeister Jean de Verceil vom Jahre 1267 (Kap. 125), er solle zu den Mongolen (Tataren), Indern, Äthiopiern, Nubiern und Sarazenen christliche Glaubensboten entsenden, und vor allem durch die persönliche Bemühung Papst Nikolaus' IV, der 1289 gleichzeitig Briefe sandte an „Armeniae, Georgiae, Hiberiae, Aethiopiae et Tartariae reges" [1]), kam ein sehr starker Aufschwung in die aussereuropäische Mission, wenn auch das schliessliche Ergebnis keineswegs im rechten Verhältnis zu dem hohen Aufwand an Eifer, Mut und Opferfreudigkeit stand. Ums Jahr 1300 häuften sich die Missionsreisen bedeutend [2]). Nur wenige von ihnen sind allerdings kulturgeschichtlich oder erdkundlich so bemerkenswert wie die schon erörterten Missionsfahrten eines Montecorvino und Guilleaume Adam. Für die Würdigung vieler anderer derartiger Unternehmungen muss auf die Spezialliteratur verwiesen werden [3]).

Einer der glänzendsten Vertreter dieser christlichen Glaubensboten war der Franziskanermönch Odorico Matthiussi di Pordenone, auch Oderich von Portenau (Pardanone in Friaul) genannt, der, um 1286 geboren, sich im April 1318 aufmachte, um als Missionar in Asien zu wirken, geraume Zeit noch gemeinsam mit Montecorvino in China tätig war und auf seiner Überland-Heimreise als anscheinend überhaupt erster Europäer Gelegenheit hatte, Tibet zu besuchen, ja sogar in der heiligen Stadt Lhassa geraume Zeit zu verweilen. Volle 5 Jahre verwandte er auf die Heimreise, die von 1325 bis 1330 dauerte. Nach Italien als ein „erschöpfter und kranker Mann" [4]) zurückgekehrt, diktierte er seit dem Mai 1330 in Padua auf Verlangen seines Ordens-Oberen Wilhelm von Solagna einem Konfrater den Bericht über seine Reiseerlebnisse, starb aber schon wenige Monate später, ohne das Werk beenden zu können, am 14. Januar 1331, nur 44jährig, in seinem Kloster zu Udine [5]).

Oderichs Werk [6]), dem man den nur sehr bedingt zutreffenden Titel: de mirabilibus mundi gegeben hat [7]), ergänzt dasjenige des Marco Polo mehrfach in sehr wertvoller und willkommener Weise, kann sich aber sonst

---

1) Odorici Raynaldi continuatio Annalium Caesaris Baronii, t. XIV, Köln 1694, 418.

2) Die damalige Missionstätigkeit im Fernen Osten hat u.a. Kunstmann zum Gegenstand einer Reihe von trefflichen Studien gemacht:
Friedrich Kunstmann: Die Mission in China, in Görres' Historisch-politischen Blättern, Bd. 37 (1856), 225 ff., mit Nachtrag im Bd. 43 (1859), 677 ff.
derselbe: Die Mission in Indien und China, ebendort, Bd. 38, 507 ff., 701 ff., 793 ff.

3) Friedrich Kunstmann, a.a.O.: Oskar Peschel im „Ausland" vom 25. November 1860 u. v. a.

4) Kunstmann, a.a.O., Bd. 38, 511.

5) Henry Yule: Cathai and the way thither, London 1866, II, X 1. II.

6) Englischer, lateinischer und italienischer Text in Cordiers Ausgabe von Yules Cathay-Werk, London 1903, Vol. II.

7) Ausgabe von Basilio Arsquini, Udine 1737.

Bild Oderichs von Pordenone
auf seinem Grabmal in Udine
Aus: The Hakluyt Society, Ser. 2, Bd. 33, Titelbild

mit diesem grösseren Vorbild oder auch nur mit dem eines Rubruk nicht entfernt messen. Es ist unkritisch und bringt eine Fülle von wertlosen Fabel- und Wundergeschichten, die sich der Verfasser irgendwo hat aufschwatzen lassen. Die Kunde von der Baumwolle hat sich z.B. bei ihm zu dem komischen Märchen verwandelt, das in vielen Wunder- und Sensationsgeschichten der späteren Zeit jahrhundertelang wiederkehrt, es wachse ein Baum, in dessen reifen Früchten man lebende Schafe finde! Peschel sagt, er sei „von allen bisher genannten Reisenden der leichtgläubigste" [1]). Das Zeitalter, in dem er lebte, war ja ganz besonders wunderdürstig! Indien galt von je als Wunderland par excellence, und die zahllosen arabischen Märchen [2]) taten ein Weiteres, um diese Vorstellungen zu festigen. So müssen solche alten Wundergeschichten psychologisch aus dem Geist der Zeit heraus verstanden werden. Immerhin hält Oderich sich frei von bewussten Märchen und Unwahrheiten, und was er als eigene Wahrnehmung beschreibt, darf man bedenkenlos als zuverlässig ansehen. Von Polo ist er durchaus unabhängig. Die Zahl der Häuser in der auch von Polo hochgerühmten Stadt Quinsay (Hangtschou) beziffert er auf 850-890 000.

Fest steht, dass Oderich zunächst, ganz ähnlich wie Montecorvino, über Konstantinopel, Trapezunt und Erzerum, dann wahrscheinlich über Yezd nach Bagdad und Bolsora, weiter zu Schiff nach Ormuz, zur Malabar- und Koromandelküste gereist ist. Von hier führte ihn eine 50tägige Segelfahrt zu den Sundainseln. Sein dortiger Aufenthalt ist in manchen Punkten nur ungenau zu rekonstruieren. Sicher hat er Sumatra und Java besucht. Die erstere Insel heisst bei ihm Lammori, die zweite Fana, Lammori ist eigentlich der Name eines Teiles von Sumatra, der bei Polo das Königreich Lambri [3]), bei Raschid ed-Din Insel Lamuri heisst, eine an geschätztem Farbholz und Kampfer reiche Gegend. Dulaurier [4]) hat dies erstmalig überzeugend nachgewiesen, und Yule hat gezeigt, dass der Name anfangs bei den malaiischen Annalisten gebräuchlich war und später von den Arabern auf die ganze Insel übertragen wurde, weil sie mit jenem besonders wertvollen Handelsgebiet zumeist in Berührung kamen, das wir wahrscheinlich in den Landstrichen südlich von Daya zu suchen haben [5]). Fana aber ist vermutlich ein erst durch Kopisten verursachter [6]) Schreibfehler für Java, das in der indisierten Form Javadvipa = Jabadiu sogar schon von Ptolemäus [7]) genannt wurde.

Einige Jahrzehnte lang hat man dem Reisebericht des Oderich eine durchaus unbegründete Skepsis entgegengebracht. Während unmittelbar

1) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, München 1865, 163.
2) Livre des Merveilles de l'Inde. Texte arabe par P. A. van der Lith. Traduction française par L. Marcel Devic, Leiden 1883.
3) Marco Polo, III 15.
4) Journal Asiatique 1846, 131 ff.
5) Henry Yule: Cathai and the way thither, London 1866, I 184. Anm. und CCXIIII.
6) Henry Cordier: Les voyages en Asie au XIVe siècle du bienheureux frère Odoric de Pordenone, Paris 1891, 161, Anm.
7) Ptolemäus VII, 2, 29 und VIII, 27, 10.

nach seinem Tode dem grossen Reisenden hohe Verehrung gezollt wurde, sodass Kunstmann sagen kann [1]:

> „In der Erinnerung der Zeitgenossen wurde das Andenken des Odoricus als das eines Seligen verehrt, wenn auch eine wirkliche Canonisation von seiten des päpstlichen Stuhles erst später erfolgt ist",

kam um die Mitte des 18. Jhds., zunächst in Frankreich und England, ohne recht erkennbare Ursache die Meinung auf, Oderich sei ein Schwindler gewesen und habe die von ihm behaupteten Reisen entweder gar nicht oder doch in den wichtigsten Teilen nicht ausgeführt [2]. Zumindest wurde bezweifelt, dass er in China und auf den Sundainseln gewesen sei [3]. Noch um die Mitte des 19. Jhds. wurde auch in Deutschland Oderichs Verlässlichkeit mit erheblichem Zweifel betrachtet [4].

Diese Skepsis ist jedoch durchaus unberechtigt. Oderichs Erzählung weist eine ganze Reihe von Merkmalen auf, die unbedingt wahrheitsgetreu sind und die anders als durch Augenschein damals nicht zu gewinnen waren, da eine Schilderung in der Literatur sich vorher nirgends finden lässt. Oderichs Beschreibung der Sagopalme, die oben wiedergegeben ist, könnte zwar aus Marco Polo entlehnt sein, der ebenfalls davon berichtet [5]. Doch ist Oderichs Schilderung so eigenartig und richtig, dass sie wohl unwiderleglich seine persönliche Anwesenheit auf den Sundainseln erweist. Ebenso wird sein Aufenthalt in China dadurch bezeugt, dass er als überhaupt einziger mittelalterlicher Schriftsteller den dort üblichen Fischfang durch Kormorane, eine Fahrt auf dem Kaiserkanal sowie die künstliche Fussverkrüppelung der chinesischen Mädchen schildert [6]. Auch seine Schilderung des überaus lebhaften Verkehrslebens in Canton, das bei ihm Sinkalan heisst, zeugt von persönlicher Anwesenheit daselbst. Früher hat man wohl seine Mitteilung, Canton sei dreimal grösser als Venedig und es seien dort ständig mehr Schiffe im Hafen zu sehen [7], als ganz Italien besitze, als unglaubhafte Aufschneiderei betrachtet. Heute wissen wir, dass jene Angaben durchaus glaubhaft sind, denn Ibn Battuta meldet ganz ähnliche Dinge über Canton, und Marco Polo, der Canton nicht zu Gesicht bekommen hat, berichtet über Hangtschou noch stärkere Züge dieser Art, sodass Oderichs Mitteilungen durchaus dem wahren Bilde, wie es damals in den grössten chinesischen Häfen zu finden war, entsprechen dürften.

Dem zu Unrecht angegriffenen Mann und seiner „lebhaften und getreuen" Schilderung hat insbesondere v. Richthofen eine glänzende Ehrenrettung zuteil werden lassen [8]. Welche Sundainseln allerdings Oderich

1) Kunstmann, a.a.O., Bd. 38, 507.
2) Histoire générale des voyages, t. VII, Paris 1749.
3) Friedrich v. Adelung: Geschichte der Schiffahrt, Halle a. S. 1768. — La Renaudière in Biographie universelle, Paris 1822, XXXI, 500. — Allgemeine Historie der Reisen, Leipzig 1750, VII, 500.
4) Michael Wittmann: Allgemeine Geschichte der Katholischen Mission, Augsburg 1847, I 113.
5) Marco Polo, III 16.
6) Peschel, a.a.O., 163.
7) Vgl. Yule, a.a.O., I 105.
8) Ferdinand v. Richthofen: China, Berlin 1877, I 617 f.

ausser Java und Sumatra aufgesucht hat, ist nicht klar zu ermitteln. Er gibt an, er sei von „Fana" in ein Reich Natem oder Panthen oder Calamasi gelangt. Der Name ist nicht zu deuten; doch ist die bereits von Murray geäusserte Vermutung [1]), dass er sich wohl um Borneo handeln müsse, von Cordier [2]) ansehnlich gestützt worden, der den Namen Calamasi mit der heutigen Landschaft Bandjermasin im südlichen Borneo in Verbindung gebracht hat. Zumal Oderichs Hinweis auf kostbare Steine dieser Insel, die gegen Verwundung schützen sollen, erinnert deutlich an die Amulette, die aus dem berühmten Bezoar- oder Badzeher-Stein der Insel Borneo gefertigt werden [3]) und sicher auch schon damals gefertigt wurden, da Polo einen ähnlichen „teuflischen Zauber" auf Java kennen zu lernen Gelegenheit hatte [4]). Borneo heisst neuerdings wieder Kalimantan.

Von den Sundainseln begab sich Oderich nach China. Seine Erlebnisse in diesem Lande stehen an Bedeutung und Interesse hinter denen anderer älterer und zeitgenössischer China-Fahrer weit zurück. Gegenüber den farbensprühenden Schilderungen eines Polo sind seine Darlegungen blass und dürftig. Nur was er von den Häfen Zaitun und Hangtschou zu erzählen weiss (vgl. den Originaltext), ist von kulturgeschichtlichem Interesse. Sehr reizvolle handelsgeschichtliche Bemerkungen stellen Oderichs Notizen dar, dass es in Hangtschou allein 40 000 sarazenische Händler als ständige Bewohner gebe und dass er in Venedig eine Menge Leute getroffen habe, die seine Mitteilungen über das grossartige Leben der chinesischen Hauptplätze aus eigenem Augenschein zu bestätigen in der Lage seien.

Aussergewöhnlich bedeutsam ist der von Oderich benutzte Rückweg durch Innerasien. Was er von seinem Besuch in Tibet und in Lhassa, der Hauptstadt des Landes, deren Besuch Europäern noch bis 1904 verboten war, zu erzählen weiss, ist kulturhistorisch sehr wichtig, obwohl auch in diesem Fall die Beschreibung etwas dürftig ist. Es ist zu ermitteln, dass er von China nach Tibet über Schansi, Schensi und Szetschwan gereist ist. Dagegen ist nicht sicher, welchen Weg er von Tibet benutzt hat, um nach Italien zurückzukehren, da er eben vom Tode überrascht wurde, bevor es ihm möglich war, seine Reiseschilderung bis zu Ende zu diktieren. Voraussichtlich hat ihn die Rückreise über Badakschan, Chorassan, Täbris und Armenien geführt [5]).

Seine Chinareise hat sich im grossen und ganzen in umgekehrter Richtung abgespielt wie diejenige Marco Polos. Wenn sie auch neben dieser grossen Leistung verblasst, so ist doch nicht zu verkennen, dass Oderich, im Gegensatz zu Polo, der nur bekannte Gegenden aufsuchte, tatsächlich geographisches Neuland entdeckt hat. Als erster nachweisbarer europäischer Besucher von Tibet verdient Oderich allein schon Beachtung [6]). In der

---

1) Murray: An historical account of discoveries and travels in Asia, I 190.
2) Cordier, a.a.O., 177.
3) d'Herbelot: Bibliothèque orientale, Maestricht 1776, 154.
4) Marco Polo III, 2.
5) Cordier, a.a.O., XXIX.
6) Vgl. zur Beurteilung von Oderich auch L. Tinti: Vita e missioni nell' Indo-Cina del B. Odorico da Pordenone, Rom 1901.

arabischen Literatur erscheint dieses Land unter dem Namen Thibet allerdings schon fast 400 Jahre vor Oderich bei Masudi [1]).

Schon 1513 wurde Oderichs Reisebeschreibung zum ersten Male gedruckt [2]). Doch gehört dieser Erstdruck zu den allergrössten bibliophilen Seltenheiten. Die jüngsten Monographien, die der Reise Oderichs zuteil geworden sind, stammen von den Italienern Ellero [3]) und Pullé [4]) sowie dem in England lebenden Russen Komroff [5]). Eine eigene Biographie Oderichs hat Moule geliefert [6]).

Es bestehen sehr auffällige Übereinstimmungen zwischen dem Reisewerk Oderich's und dem des „berühmten" zeitgenössischen Reisenden Sir John Mandeville (Kap. 138). Sie sind so unverkennbar, dass man früher gemeint hat, Oderich müsse den ersten Teil seiner Reise in Gesellschaft Mandevilles zurückgelegt haben, ja eine Handschrift der Oderich-Fahrt, die im Mainzer Domkapitel aufbewahrt wurde, beginnt geradezu mit den Worten:

> „Hier hebt an das Reisewerk des getreuen Bruders Oderich, des Begleiters des Ritters (militis) Mandevil durch Indien; der eine hat vorher, der andre nachher die Wanderung beschrieben".

In Wahrheit hat der Fälscher, der sich Mandeville nannte, das Werk Oderichs bedenkenlos ausgeplündert und dessen Erlebnisse und Berichte als eigene beschrieben. Peschel erklärt durchaus treffend, Mandeville habe ausser einer Schilderung des vorderen Orients, den er aus eigenem Augenschein gekannt haben mag, „alle seine übrigen Schilderungen aus dem Odorico entlehnt" [7]). Unter falschem Aushängeschild haben daher manche Schilderungen des Franziskaners dereinst ein umfangreiches Leserpublikum gefunden.

Es mutet daher beinahe tragisch an, dass Oderichs Name vom 14. bis zum 16. Jhd. nicht annähernd so berühmt und vielgenannt war wie derjenige des Plagiators Mandeville. Auf diese beiden Männer trifft besonders sinnfällig ein Wort Hebbel's zu:

> Jeglichem Heros steht ein winziger Affe zur Seite,
> Der den Kranz sich erschnappt, welchen sich jener verdient.

Nach dieser Feststellung wenden wir uns nunmehr dem „grossen Weltreisenden" Mandeville zu.

---

1) Masudi-Ausgabe von Barbier de Meynard et Pavet de Couteille, Paris 1861, I 350 ff.

2) Odoricus: De rebus incognitis, Pesaro 1513.

3) Giuseppe Ellero: Beato Odorico de Pordenone e il Libro dei suoi viaggi, Udine 1914.

4) Giorgio Pullé: Viaggo del Beato Odorico da Pordenone, Mailand 1931.

5) Manuel Komroff: Contemporaries of Marco Polo, London 1928.

6) A. C. Moule: A life of Odoric of Pordenone, in T'oung Pao 1921, 275 ff.

7) Peschel, a.a.O., 164, Anm. 1.

138. SIR JOHN MANDEVILLE'S ERDICHTETE WELTREISE

(1322—1355)

Grabschrift des vorgeblichen Ritters Mandeville in Lüttich, bei Abraham Ortelius et Joannes Vivianus: Itinerarium per nonnullas Galliae Belgicae partes, Antwerpen 1584, 15 f.:

Hier liegt der edle Herr Johannes de Mandeville, auch de la Barbe benannt, Ritter, Herr von Campdi [1]), geboren in England, Professor der Medizin, ein trefflicher Redner, sehr reich begütert, ein Wohltäter der Armen, der nahezu die ganze Welt durchreist hat und in Lüttich sein Leben im Jahre des Herrn 1372 [2]) am 17. Tage des Monats November [3]) beschloss.

(hic jacet vir nobilis Dominus Johannes de Montevilla, miles, alias dictus ad Barbam, Dominus de Campdi natus de Anglia medicinae professor devotissimus orator et bonorum largissimus paupribus erogator qui toto quasi orbe lustrato leodii diem vitae suae clausit extremum anno Domini MCCCLXXII mensis novembris die XVII).

Aus dem *Reisebericht des Sir John Mandeville,* Ausg. George F. Warner, Kap. 20, Westminster 1889, 183:

Der gemeine Mann will nicht glauben, dass man unter der Erde (d.h. bei den Antipoden!, H.) entlang gehen kann, ohne in den Himmelsraum zu fallen (symple men of cunning trowe noyt that men may ga under the erthe bot if thai fall unto the firmament).

Legende auf der Claudius Clavus-Karte von 1427, bei A. A. Björnbo und Carl S. Petersen: Fyenbøen Claudius Clausson Swart, in Kgl. Dansk Videnskabs Selskabs Skrifter, hist. fil. Afd. 6, R. VI, 2, Kopenhagen 1904, 179:

---

1) Dieser Name ist nicht zu deuten. Anderswo ist Compredi überliefert, was jedoch auch nicht verständlich ist.

2) Im Text des Ortelius und Vivianus steht: 1371. Dies ist jedoch sicher ein Schreib- oder Druckfehler, da sonst immer 1372 genannt ist.

3) Als Todestag nennt die älteste, vom Jahr 1462 stammende Niederschrift der Grabschrift, die Jakob Püterich von Reinertshausen — mit einigen Abweichungen von obigem Text — aufgezeichnet hat (abgedruckt 1725 bei Raimundus Duellius: Excerptorum genealogico-historicorum libri duo, 281 f.), den 7. Februar. Sonst ist jedoch stets der 17. November überliefert, der auch das richtige Datum sein dürfte.

Der edle Ritter John Mandevil von England hat nicht gelogen, als er sagte, er sei vom Indien des Sererlandes nach einer norwegischen Insel gefahren (qui dixit se de Seres Indie navigasse versus unam insulam Norvegiae).

Die erste Hälfte des 14. Jhds. brachte im Verkehr des christlichen Europa mit Indien und China einen bis in die Neuzeit nie wieder erreichten, starken Verkehr, der allein durch die entgegenkommende Haltung der Herrscher in den asiatischen Reichen der Mongolen ermöglicht wurde. Auch das katholische Missionswesen erlangte damals in Asien eine Blüte wie niemals nachher bis ins 19te Jhd. Die grossartigen Reisen eines Johannes von Montecorvino, eines Oderich von Portenau, eines Johannes von Marignola und ihrer Helfer und Mitarbeiter waren nur besonders charakteristische Beispiele eines Kulturaustausches, an dem zahllose andre Persönlichkeiten beteiligt waren. Als Beispiel sei der Dominikanermönch Jordanus von Severac, auch Jourdain Catalani genannt, erwähnt, von dessen wertvollen Indienbriefen wir schon im Kap. 125 hörten. Er war nach Täbris gekommen und wollte sich um 1320 nach China begeben, wurde aber auf See durch Sturm nach Tana bei Bombay verschlagen und blieb dann dort, seit 1330 als Bischof, obwohl er selbst am liebsten nach Abessinien gegangen wäre, um daselbst, im vermeintlichen Reich des Priesterkönigs Johannes, als Missionar seiner Kirche zu dienen [1]).

Die zahlreichen Asienfahrten von Kaufleuten und Geistlichen in der Zeit zwischen 1245 und 1368 liessen das Interesse an den fernen Wunderländern Indien und „Kathai" = China in Europa mächtig aufleben. Merkwürdig ist es nun, dass diese Modeströmung einer aufkommenden geographischen Freude an Reisen in fernen Landen vor allem belebt wurde durch einen erschwindelten, aber überall als wahr angesehenen Reisebericht, der den rechten Ton traf und dadurch den erdkundlichen Blick der damaligen europäischen Menschheit erheblich gefördert hat — mehr als alle wahren Reiseerzählungen des Zeitalters zusammen, abgesehen vielleicht vom Werke Marco Polos, das umgekehrt als Märchenschilderung angesehen wurde, obwohl es streng wahrheitsgemäss abgefasst war.

In Lüttich erschien nämlich erstmalig 1355 eine in französischer Sprache abgefasste Reisebeschreibung, die in den nachfolgenden 200—250 Jahren ungemein oft abgeschrieben, in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde und dauernd die beliebteste Reiselektüre der Zeitgenossen beim Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit bildete. Es war darin berichtet von grossartigen Reisen eines englischen Ritters Sir John Mandeville (auch Mandevil, Maundevyl, Maundeville usw.), der zu St. Albans in England geboren worden war, angeblich wegen eines Totschlags zum Verlassen der Heimat genötigt wurde und am 29. September 1322 zu einer grossen

1) Description des merveilles d'une partie de l'Asie, publiée par la Société de géographie, Paris 1839.

Weltreise aufgebrochen sein wollte. Der Ritter hatte vorgeblich die Türkei, Syrien, Arabien, Ägypten, Libyen, Äthiopien, Armenien, Russland, Persien, Chaldäa, die Tatarei, Indien, die Sundainseln, China, später noch Brabant, Deutschland, Böhmen, Litauen und Sarmatien besucht und seine gesamte Reise über 33 Jahre ausgedehnt. Das auch in neueren Ausgaben mehrfach erschienene Werk [1]) ist oftmals Gegenstand literarischer Kritik gewesen. Man darf heute als erwiesen ansehen, dass es eine Fälschung war. Anscheinend war ein belgischer Arzt Jehan de la Barbe oder Jean de Bourgogne der Verfasser, der um 1327 längere Zeit in Ägypten gewesen war und der dann seit 1343 in Lüttich lebte, wo er auf dem Sterbebett behauptete, jener Sir John Mandeville zu sein, bevor er in genannter Stadt am 17. November 1372 starb [2]). Was ihn zu der Fälschung bewogen hat, wissen wir nicht, ebenso wenig wie er zu dem Namen Mandeville kam.

Ein Ritter dieses Namens ist im England des 14. Jhds. jedenfalls nicht zu ermitteln. Es hat damals einen Ritter Johan Mangevilain daselbst gegeben, der aber schwerlich in Betracht kommt, zumal da nichts davon bekannt ist, dass er eine grössere Reise unternommen hat. Man darf infolgedessen annehmen, dass es einen Sir John Mandeville nie gegeben hat. Während die ältere Überlieferung besagte, Mandeville sei der Name und Jean de Bourgogne dit à la Barbe ein Pseudonym gewesen [3]), dürfte in Wahrheit die Sache umgekehrt gelegen haben: Jean de Bourgogne war vermutlich der richtige Name und Mandeville Pseudonym.

Die älteste Lütticher Handschrift von 1355 hat sich nicht erhalten; die früheste bekannte soll 1371 in Paris entstanden sein [4]). Ein Probestück aus dem Werk wird oben nicht wiedergegeben, weil eben der Name Mandeville aus der Reihe der mittelalterlichen Reisenden zu streichen ist. Nur ein einziger Satz ist zitiert, da über ihn noch einiges gesagt werden muss.

Der Verfasser hat reichlich keck andere echte Reiseschilderungen ausgeschrieben, wo er sie fand. Zwei wertvolle Sonderuntersuchungen von Bovenschen haben einen Überblick gegeben [5]), aus wie vielen Quellen das Werk zusammengeflossen ist. Es sind Plinius und Eratosthenes benutzt worden, Carpinis Reisewerk und Vincent de Beauvais' „Speculum historiale", Marco Polo und, wie schon im vorigen Kapitel erwähnt, sehr viel Oderich von Portenau; besonders reichlich abgeschrieben ist ferner ein von

---

1) Neuere Ausgaben des gesamten Werkes veröffentlichten Stanislas Bormans, Brüssel 1866, Halliwell, London 1883, George F. Warner, Westminster 1889, N. A. Cramer, Leiden 1908 und Jules Bramont, London 1928.

2) Henri Cordier: Jean de Mandeville, in T'oung-pao, Bd. II (1891), 3. — In dieser Arbeit sind auch alle bekannten Ausgaben des Mandeville'schen Reisewerkes aufgezählt.

3) Stanislas Bormans: Chronique et geste de Jean des Reis dit d'Outremeuse, Brüssel 1887, CXXXIII f.

4) Encyclopaedia Britannica, Bd. 17/18, 560.

5) Albert Bovenschen: Die Quellen für die Reisebeschreibung des Johann von Maundeville, Dissertation der Universität Leipzig vom Jahre 1888; derselbe: Untersuchungen über Johann von Mandeville und die Quellen seiner Reisebeschreibung, in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, Bd. 23 (1888), 177 ff., mit Aufzählung der gesamten Mandeville-Literatur.

1336 stammendes Itinerar, das eine vom Ritter Wilhelm von Boldensele 1331 ausgeführte Reise schilderte [1]). Bovenschen sagt hierzu [2]):

> „Einzelne Werke, wie die Boldenseles und Oderichs, sind von Mandeville fast in ihrem ganzen Umfang bei beinahe wörtlicher Entlehnung in sein Buch aufgenommen worden".

Doch auch noch gar manches andere ältere Werk hat Mandeville nach seinem Gefallen ausgeplündert. Der Verfasser muss ungemein belesen gewesen sein; doch seine „gewissenlosen Entlehnungen" und seine „unverfrorene Lügenhaftigkeit" (Bovenschen) lassen ihn dennoch in einem äusserst bedenklichen Lichte erscheinen.

Eine ganze Anzahl von Fabelgeschichten, die von den eigentlichen Quellen nur auf Grund von Gerüchten erzählt wurden, führt Mandeville als selbst gesehen und erlebt auf. Wie unkritisch und bedenkenlos er vorging, beweist der Umstand, dass er Namen von Tatarenfürsten, die 100 Jahre vor ihm gelebt hatten, als diejenigen der Herrscher aufführt, „when I was there" [3])!

Unter Mandevilles Wundergeschichten und Schreckfabeln, die er zusammengelesen hat, als ob er selbst sie miterlebt habe, ist auch die Geschichte vom Magnetberg, aus dem der stärkeren Wirkung halber ein Diamantfels gemacht worden ist. Er behauptet, dieses Diamantgestein ziehe den vorbeifahrenden Schiffen das Eisen aus den Planken und bringe sie dadurch zum Untergang. Die Geschichte könnte, wie manche andre, dem Brief des Presbyters Johannes entstammen, in dem es ähnlich heisst [4]):

> „Das Lebermeer zieht die Schiffe in die Tiefe, weil sein Grund Diamantstein ist, der eine eisenanziehende Kraft hat".

Doch bleibt zu beachten, dass sich genau dieselben Vorstellungen von der Wirkung des Diamanten auf das Eisen im 13. Jhd. auch bei Arabern (Qazwini [5]) und bei dem christlichen Reisenden Carpini [6]) (Kap. 11 9) nachweisen lassen.

Es ist eigenartig genug, dass Mandevilles im wesentlichen auf Plagiaten aufgebaute Beschreibung einer Phantasiereise einen im ausgehenden Mittelalter ganz einzig dastehenden literarischen Erfolg errang. Kulturhistorisch betrachtet zeigt dieser an, wie stark im 14. und 15. Jhd. der Durst nach Schilderungen ferner, unbekannter Länder geworden war. Bovenschen teilt mit [7]), dass allein gegen 300 Handschriften des Mandeville'schen Reisewerkes bekannt seien: „fast alle europäischen Völker haben sein Werk zu

1) Veröffentlicht von Grotefend nebst einer Untersuchung über die Edelherren von Boldenseile in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1852, 209 ff.

2) Bovenschen, a.a.O., (Quellen), 305.

3) Warners Mandeville-Ausgabe, 209.

4) Gustav Oppert: Der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte, Berlin 1870, 182 f.

5) Qazwini-Ausgabe von Wüstenfeld, Göttingen 1848, I 239.

6) Carpini-Ausgabe von Risch, V § 5, Leipzig 1930: „Die Kaspischen Berge bestehen auf der Seite, wo die Mongolen sich ihnen näherten, aus Diamantgestein und zogen deshalb ihre Pfeile und andre Waffen an".

7) Bovenschen, a.a.O. (Untersuchungen), 194, Anm. 1.

einem Eigentum ihrer Literatur gemacht". Manche von den Abschriften und Übersetzungen haben von sich aus noch weitere Zutaten vorgenommen. Die englischen Handschriften melden z. B., der Ritter sei auf der Rückkehr von seiner Reise, etwa um 1355, in Rom gewesen und habe sein Werk dort dem Papst vorgelegt. Sie haben dabei freilich übersehen, dass die Päpste von 1305 bis 1379 gar nicht in Rom, sondern in Avignon residierten!

Ausser den schon genannten Untersuchungen haben sich vornehmlich Schönborn [1]) und Nicholson [2]) um die Aufhellung des Problems Mandeville Verdienste erworben, während Carl Ritter eine bis zum Anfang des 19. Jhds. reichende Mandeville-Bibliographie geliefert hat [3]). Völlig wird das Rätsel wohl nicht mehr zu klären sein. Unbedingt am wahrscheinlichsten muten aber Bovenschens Darlegungen an, dass der an sich tüchtige Arzt Jean de Bourgogne dit à la Barbe, in Anlehnung an eigene Erlebnisse in Ägypten, das Reisewerk aus anderen Quellen zusammengeschrieben und unter dem Pseudonym John Mandeville bekannt gegeben hat, wobei er zunächst angab, er habe die Schrift von dem englischen Ritter, den er schon in Kairo getroffen haben wollte, erhalten, als dieser nach Lüttich kam, um sich von ihm als Arzt wegen seines Gichtleidens behandeln zu lassen. Als er den ausserordentlichen literarischen Erfolg seines Werkes wahrnahm, habe ihn der literarische Ehrgeiz gepackt, und daher habe er auf dem Sterbebett sich selber als jenen Mandeville ausgegeben. Diese Deutung ist wohl die wahrscheinlichste, wenn gleich sie voraussetzen würde, dass die Überlebenden nicht gemerkt hätten, dass Mandevilles Reise erst 1355 zu Ende gegangen sein sollte, während Jean de Bourgogne nach 1343 Lüttich nicht mehr für längere Zeit verlassen hatte.

Die vollkommene Unglaubwürdigkeit des von „Sir John Mandeville" begangenen Plagiatwerkes mindert dennoch nicht die ungewöhnlich hohe kulturhistorische Bedeutung, die der Schwindel erlangt hat. Treffend schliesst Bovenschen seine überaus sorgfältige kritische Prüfung der gesamten Frage mit den Worten [4]):

> „Unter der Flagge eines falschen Namens segelte dieses Machwerk durch den Strom von mehreren Jahrhunderten hindurch, von einem sensationssüchtigen Publikum als das erhabene Zeugnis eines kühnen, gewaltigen Geistes angestaunt".

Eine Stelle des Mandeville'schen Flunkerwerkes verdient eine kurze Sonder-Betrachtung, da sie eine wichtige, kulturgeschichtliche Sonder-Bedeutung gewonnen hat. Der Autor berichtet [5]), er habe in seiner Jugend von einem Mann vernommen, der die ganze Erde umfahren habe, erst von

1) Schönborn: Bibliographische Untersuchungen über die Reisebeschreibung des Sir John Mandeville, in der Festschrift des Gymnasiums zu St. Maria-Magdalena, Breslau 1840, 23 ff.
2) Zuschrift in der Zeitschrift The Academy, No. 623, vom 12. April 1884, 261.
3) Carl Ritter: Erdkunde, Berlin 1817/8, XV (Asien, Bd. VIII), 1, 23 ff. und XVI, 1, 302 ff.
4) Bovenschen, a.a.O. (Untersuchungen), 206.
5) Warners Mandeville-Ausgabe, Kap. 17, 183.

England nach Indien und China gekommen und von dort in direkter Ostfahrt über Meer nach Norwegen zurückgekehrt sei. Er sei also „unter der Erde" gereist, ohne „ins Firmament zu fallen" (vgl. das Original-Zitat). Da in früheren Jahrhunderten Mandevilles Glaubwürdigkeit nie bezweifelt worden ist, hat diese Mandeville-Stelle die Überzeugung, dass man von Europa in einer steten Westfahrt über den Ozean unmittelbar nach Ostasien kommen müsse, im 15. Jhd. stark beeinflusst und könnte sogar dem Columbus ein wichtiges Argument für die Richtigkeit der von ihm vertretenen Anschauungen gewesen sein, wenn auch eine Vertrautheit des Columbus mit Mandeville's Werk nicht zu erweisen ist. In der 1. Hälfte des 15. Jhds. kam gar durch Claudius Clavus (Claudius Claussøn Swart) auf Grund der Mandevilleschen Angabe das Märchen auf, Ritter Mandeville *selber* sei von China quer über den Atlantischen Ozean nach Europa zurückgekehrt (vgl. die Original-Belege)! Claudius Clavus hat für diese Behauptung keine andre Quelle gehabt als die schon besprochene Mandeville-Stelle und sich den Rest aus den Fingern gesogen.

Tatsächlich hat Mandeville von der Überfahrung des Ozeans zwischen China und Norwegen nur als von einem G e r ü c h t gesprochen, das ihm vor langer Zeit einmal zu Ohren gekommen sei. Im Anschluss daran bemerkt er, dass man sowohl „oben" wie „unten", d.h. sowohl auf der nördlichen wie auf der südlichen Halbkugel, die Welt im Schiff zu umfahren vermöge. Diese Bermerkung ist in seinem sonst wertlosen, vorgeblichen Reisewerk sicher die bedeutungsvollste gewesen, denn bei der hohen Beliebtheit des Mandeville'schen Werkes hat gerade sein Zeugnis die Anschauungen des 15. Jhds. weitgehend in dem Sinne beeinflusst, dass der Grundgedanke des Columbus schliesslich nicht mehr auf einen allzu dürren Boden fiel. Und um dieser *einen* ungewollt guten Tat willen seien dem „humanistischen Münchhausen" [1]) des 14. Jhds. seine sonstigen Lügengeschichten verziehen!

1) Oswald Muris im Ibero-Amerikanischen Archiv XVII (1943), 56.

139. IBN BATTUTA'S WELTREISE
(1325—1349)

Voyages d'Ibn Batoutah, ed. Defrémery et Sanguinetti, Paris 1854,

Bd. I, 12 f.) ...Ich war allein, ohne einen vertrauten Gefährten zur Gesellschaft, ohne Karawane, an der ich mich hätte beteiligen können. Doch trieb mich ein entschlossener Sinn, und ein leidenschaftlicher Wunsch, die erhabenen Heiligtümer zu schauen, wohnte in meiner Brust. So beschloss ich denn, mich von meinen Lieben zu trennen, den Männern und Frauen, und verliess meine Heimat, wie der Vogel sein Nest verlässt. Vater und Mutter lebten noch; doch nahm ich es auf mich, sie, krank vor Schmerz, zu verlassen. Ich war damals 22 Jahre alt...

(Bd. II, 191) ...Nun schiffte ich mich auf dem Meere der Stadt Makdachaon in der Richtung auf das Land der Sanahil und die Stadt Kulua (Kilwa) im Lande der Zendj ein. Wir kamen nach der Insel Manbaça (Mombassa?), einer grossen Insel, die vom Lande Sanahil 2 Tage Seefahrt entfernt ist... Auf dieser Insel verbrachten wir eine Nacht. Dann stachen wir wieder in See, um uns nach Kulua zu begeben, einer grossen Stadt am Meer, deren Einwohner zum grossen Teile Zendj von ausnehmend schwarzer Farbe sind... Ein Kaufmann sagte mir, die Stadt Sofala liege einen halben Monat Landmarsch von Kulua entfernt, und zwischen Sofala und Youfi im Lande der Limiin sei dann noch ein Monat Marsch... Von Youfi bringt man Goldstaub nach Sofala. Kulua gehört zu den schönsten und bestgebauten Städten. Es ist ganz aus Holz erbaut.

...In Kulua schifften wir uns nach der Stadt Zhofar (= Dhofar) alhumud ein... Sie liegt im äussersten Teil von Yemen am Indischen Meer, und man führt von dort Pferde nach Indien aus. Bei günstigem Winde dauert die Überfahrt einen ganzen Monat. Ich selber habe einmal die Reise

zwischen der indischen Stadt Kalikut und Zhofar in 28 Tagen gemacht...

(Bd. II, 398) ...Ich hatte von der Stadt Bulgar sprechen hören. Dorthin wollte ich mich begeben, um mich mit eigenen Augen von dem, was man berichtete, zu überzeugen, und um die ausnehmende Kürze der Nacht in dieser Stadt kennen zu lernen sowie die Kürze des Tages in der entgegengesetzten Jahreszeit... Ich kam im Monat Ramadan in diese Stadt. Als wir das Morgengebet gesprochen hatten, beendeten wir das Fasten. Als wir unser Mahl einnahmen, rief man die Gläubigen zum Gebet... 3 Tage blieb ich in dieser Stadt.

(hier folgen die in „Terrae incognitae" Bd. II, 238 f wiedergegebenen Abschnitte)...

Die schönste Pelzart ist der Hermelin. Ein Fell davon wird in Indien mit 1000 Denaren bezahlt, deren Umwechselung in Marokkogeld 250 Denaren entspricht...

(Bd. III, 118) ...Der Gouverneur von Multan [1]) war Kutb el-Mulk, einer der bedeutendsten und verdienstvollsten Emire. Als ich ihn besuchte, fasste er meine Hand und liess mich an seiner Seite Platz nehmen. Ich bot ihm als Geschenk einen Sklaven, ein Ross und etwas getrocknete Rosinen und Mandeln an. Dies ist nämlich eines der grössten Geschenke, die man den Bewohnern dieses Landes machen kann, da Rosinen und Mandeln in jenen Gegenden nicht vorkommen und nur von Chorassan eingeführt werden... Zwischen Multan und der Hauptstadt (Delhi) beträgt die Entfernung 40 Tagereisen, die man in durchweg wohlbebautem Lande zurücklegt. Der Kammerherr und sein mit ihm gesandter Begleiter... nahmen aus Multan 20 Köche mit sich. Der Kammerherr reiste nachts stets zum jeweilig nächsten Halteplatz voraus, um die Mahlzeiten und das Übrige dort vorzubereiten... Eines Tages brach ich auf, um den Scheich

1) Multan, nach Cunningham das alte Kaspapyros, sanskr. Kasyapapura, (vgl. Kap. 15), im Pendschab unter 30° 12′ n.Br. und 71° 31′ östl.L. gelegen.

Sihab ed-Din, den Sohn des Scheichs el-Jam, in der Höhle, die er sich ausserhalb Delhi selber gegraben hatte, zu besuchen. Meine Absicht dabei war, mir diese Höhle anzusehen. Als ihn der Sultan einkerkern liess, befragte er seine Söhne, wer ihn besucht habe. Sie nannten ihm eine Anzahl Leute und darunter auch mich. Da befahl der Sultan vier Sklaven, mir im Audienzsaal nicht von der Seite zu weichen. Verfährt er also gegen jemand, so kommt dieser im allgemeinen nur selten mit dem Leben davon. Der erste Tag, an dem man mich so bewachte, war ein Freitag. Da gab mir Gott der Erhabene ein, die Worte zu sprechen: „Gott genügt uns, und o über die Besten aller Vertreter!" [1]). Ich sprach diese Worte an jenem Tage 33 000 mal, brachte die Nacht im Audienzsaal zu und fastete 5 Tage lang ununterbrochen. An jedem las ich den Koran von Anfang bis zu Ende durch und unterbrach das Fasten nur, um ein wenig Wasser zu trinken. Am 6. Tage nahm ich Nahrung zu mir und fastete dann nochmals 4 Tage hintereinander. Nach dem Tode des Scheichs kam ich frei. Lob sei Gott dem Erhabenen dafür!

(Bd. IV, 71) ...Malabar erstreckt sich auf die Entfernung von 2 Monaten Reisezeit von Sindapur bis Kaulem. Die Strasse verläuft dauernd im Schatten der Bäume. Alle halbe Meilen steht ein Holzhaus, worin sich Pritschen befinden; auf diesen nehmen die Reisenden Platz, Ungläubige wie Muslime... Längs dieser Strasse, die sich, wie gesagt, 2 Reisemonate hinzieht, gibt es keinen spannenlangen Raum, der nicht kultiviert wäre, geschweige denn einen grösseren. Jeder hat seinen Garten für sich und mitten darin sein Haus... Meist reisen die Bewohner in Sänften, die von Sklaven oder Lohndienern auf dem Nacken getragen werden. Wer nicht in einer Sänfte reist, geht zu Fuss, ganz gleich, wer er ist... Ich habe nie eine Strasse gesehen, die sicherer ist als diese, denn die Inder töten jeden, der auch nur eine Nuss an sich

1) Sure III, v. 167.

nimmt... Dort (in Fakanaur) ist es landesüblich, dass jedes an einer Stadt vorüberfahrende Schiff unbedingt Anker werfen und dem Stadtoberhaupt ein Geschenk darbringen muss. Dies nennt man den Hafenzoll. Wer dies nicht beachtet, den verfolgen die Einwohner mit ihren Schiffen und bringen ihn gewaltsam in den Hafen. Dann legen sie ihm den doppelten Zoll auf und hindern ihn an der Weiterreise, so lange es ihnen gefällt...

(Bd. IV, 99) Wir kamen nach Kunji-Kari (vermutlich Kodungalus = Cranganore), das hoch auf einem Berge liegt. Hier wohnen Juden, die einen Emir aus ihrer Mitte haben und dem Sultan von Kaulem Kopfsteuer zahlen. Alle Bäume, die sich hier am Flusse befinden, sind Zimt- oder Brasilholzbäume. Diese benutzt man dort als Brennholz. Aus solchem Holze pflegten wir unser Feuer anzuzünden, um die Mahlzeiten auf unserer Reise zu kochen...

(Bd. IV, 110) ...Ich beschloss, eine Reise zu den Malediven zu unternehmen, von denen ich hatte erzählen hören. 10 Tage, nachdem wir uns in Kalikut eingeschifft hatten, gelangten wir zu den Inseln Dibat el-Hahal... Alle Bewohner dieser Inseln sind Muslime, fromme und rechtschaffene Leute... Die Bewohner empfangen vom Honig aus Kokosmilch und von der Fischart, die ihre Nahrung bildet, eine merkwürdige und unvergleichliche Kraft zur Ausübung des Beischlafs. Die Inselbewohner leisten hierin Erstaunliches. Ich selbst hatte hier vier rechtmässige Frauen, ganz abgesehen von den Konkubinen. Alltäglich war ich für jede von ihnen potent und verbrachte ausserdem die Nacht bei der, die gerade an der Reihe war. In dieser Art habe ich 1½ Jahre gelebt...

(Bd. IV, 166) Die ganzen Küsten des Landes Ceylon (bei Puttelam) sind mit Stämmen der Zimtbäume [1]) bedeckt, welche die Bergflüsse herunterschwimmen. An der Küste häufen sie

1) Dies galt bisher als die überhaupt älteste, sichere Erwähnung des in Ceylon vorkommenden Zimt. Vgl. jedoch S. 94, Anm. 2.

sich zu Hügeln auf. Die Bewohner von Mabar und Malabar holen sich dies Holz, ohne dafür bezahlen zu müssen; nur schenken sie dem Sultan Kleiderstoffe als Gegengabe... Auf der Stirn des weissen Elefanten sah ich sieben Rubinsteine, von denen jeder grösser als ein Hühnerei war, und beim Sultan Airi Sakarvati erblickte ich einen Edelsteinlöffel von der Grösse der inneren Handfläche, worin sich Aloe-Öl befand. Ich geriet darüber in Staunen, er aber sagte zu mir: „Wir haben solche Gegenstände, die noch grösser sind" [1])...

In dieser Gegend sahen wir den „fliegenden" Blutegel, den die Eingeborenen Zulu nennen *(Haemobdella ceylanica)*. Er kommt in Bäumen und Gräsern nahe am Wasser vor. Naht ein Mensch, so stürzt er sich auf ihn. Jedem Körperteil, auf den er fällt, entströmt eine Menge Blut. Für den Fall eines Angriffs hält man eine Limone bereit, die man auf das Tier ausdrückt, worauf es abfällt...

Der Berg Serendib ist einer der höchsten Berge der Welt (der Adamspik, 2250 m hoch). Wir erblickten ihn vom Meere aus, obwohl zwischen uns und ihm noch eine Entfernung von 9 Tagen lag... In alter Zeit hat man in den Berg eine Art von Stufen geschlagen, auf denen man emporklimmt, hat Eisenpfähle eingeschlagen und daran Ketten befestigt, an denen der Kletternde sich festhalten kann. Es gibt 10 solche Ketten... Die Fussspur [2]) unseres verehrungswürdigen Vaters Adam befindet sich auf einem hohen, schwarzen Felsen an versteckter Stelle. Der Fuss drang in den Fels ein. Seine Länge beträgt 11 Spannen. Chinas Bewohner pilgern seit alter Zeit dorthin...

Als wir bei einer kleinen Insel (Pigeoninsel) zwischen Hinaur

1) Vgl. Marco Polo III, 19: „Der König (von Ceylon) soll den grössten Rubin besitzen, den man je gesehen hat: eine Spanne lang und armdick, über alle Massen feurig und ohne einen einzigen Fehler".

2) Ein Naturspiel nach Art der Harzer Rosstrappe, ein 5 Fuss langer und 2½ Fuss breiter, anscheinender Fussabdruck, den man von altersher dem Menschenvater Adam zuschrieb und der für Mohammedaner, Buddhisten und Brahmanen eine uralte, stark besuchte Wallfahrtsstätte war.

und Fakanaur angelangt waren, überfielen uns die Heiden, kämpften heftig mit uns und besiegten uns. Sie nahmen mir alles, was ich besass und für Unglücksfälle zurückgelegt hatte, raubten auch die Perlen und Edelsteine, die mir der König von Ceylon geschenkt hatte, ebenso meine Kleider und den Reiseproviant, den ich bei mir hatte, Sachen, die mir fromme, heilige Menschen gegeben hatten, und liessen mir mit Ausnahme der Beinkleider kein Kleidungsstück...

...Wir blieben 43 Nächte auf dem Meere. Dann kamen wir in Bengalen an, das ein weitausgedehntes Land und reich an Reis ist. Nie habe ich in der Welt ein Land mit billigeren Preisen gesehen, und doch ist es ein Land des Unheils; die Chorassaner nennen es „eine mit Glücksgütern gefüllte Hölle" ...Mohammed el-Masmudi, ein rechtschaffener Mann, der früher in diesem Lande gewohnt hatte und bei mir in Delhi starb, erzählte mir, er habe eine Frau und einen Diener gehabt und den jährlichen Lebensunterhalt für alle 3 Personen mit 8 Dirhems (rd. 3 M) bestritten, wozu er in Delhi 80 Pfund Reis in der Hülse für 8 Dirhems kaufte... Ich sah, wie in Bengalen eine Milchkuh für 3 Silberdenare (rd. 9 M) verkauft wurde, wie 8 gemästete Hühner für nur 1 Dirhem (35 Pfg.) verkauft, 15 junge Tauben auch für 1 Dirhem abgegeben wurden. Ich war zugegen, als ein fetter Widder mit 2, ein Pfund Zucker mit 4 Dirhems bezahlt wurde, 1 Pfund Syrup mit 8 Dirhems, 1 Pfund Butterschmalz mit 4, 1 Pfund Sesamöl mit 2 Dirhems. Ich sah, wie 30 Ellen eines feinen Baumwollstoffs bester Sorte für 2 Dinare verkauft wurde, wie eine junge, anmutige Sklavin für 1 Golddinar (30 M) als Beischläferin zu haben war. Ungefähr für diesen Preis kaufte auch ich eine junge Sklavin, namens Asura, von ausgezeichneter Schönheit und einer meiner Kameraden einen hübschen, jungen Sklaven, namens Lulu, für 2 Dinare.....

(Bd. IV, 269) ...Der Hafen von Zaitun (vgl. Kap. 131) ist einer der grössten der Welt, richtiger gesagt, der grösste. Ich sah

in ihm etwa 100 grosse Dschunken, die kleinen waren zahllos. Es ist eine grosse Meeresbucht, die ins Land einschneidet, bis sie sich mit dem grossen Strome (Jangtsekiang?) vereinigt... 27 Tage lang befuhren wir den Fluss. Täglich gingen wir mittags bei einem Dorfe vor Anker, wo wir unseren Bedarf einkauften und das Mittagsgebet verrichteten. Abends landeten wir in einem anderen Dorfe... Über Sinkalan (Kanton) hinaus gibt es weder eine Stadt der Heiden (Buddhisten) noch der Muslime. Zwischen ihr und der Gog und Magog-Mauer (vgl. Kap. 89) beträgt die Entfernung 60 Tage... (Bd. IV, 1. Aufl. S. 202). Das Land China gefiel mir nicht, so viele Schönheiten es auch aufwies. Im Gegenteil, ich war sehr bekümmert, dass dort der Unglaube herrscht... Wenn ich einmal Muslime in China sah, war mir, als hätte ich meine Familie und meine Verwandten getroffen... Sobald ein Sklave des Grosskhans 50 Jahre alt geworden ist, wird er von allen Arbeiten befreit und auf Staatskosten unterhalten. Ebenso wird jeder andere versorgt, der dies Alter erreicht hat oder doch ungefähr so alt geworden ist. Wer das 60. Lebensjahr erreicht, dem gewähren die Chinesen die Rechtsstellung der Kinder: die gesetzlichen Strafen kommen ihm gegenüber nicht mehr zur Anwendung. Die Greise sind in China sehr hoch angesehen. Jeder von ihnen wird Ata genannt, was so viel wie Vater bedeutet...

...In Zaitun fand ich Dschunken vor, die zur Abfahrt nach Indien bereit lagen, darunter eine, die dem König ez-Zahir, dem Herrscher von Java (Sumatra), gehörte und deren Mannschaft aus Muslimen bestand... 10 Tage sahen wir keine Sonne und liefen dann in ein unbekanntes Meer ein. Die Mannschaft der Dschunke wurde ängstlich und wollte nach China zurückfahren, konnte es aber nicht. So verbrachten wir 42 Tage, ohne zu wissen, in welchem Teile des Ozeans wir uns befanden [1]). Am 43. Tage erschien uns nach der

1) Die Unkenntnis bezieht sich wohl nur auf Ibn Battuta selbst, da ja unmittel-

ersten Morgendämmerung ein Berg im Meer, der etwa 20 Meilen von uns entfernt war und auf den uns der Wind gerade zutrug. Die Matrosen wunderten sich und sagten: „Wir sind hier nicht in der Nähe von Land, und es gibt hier keinen Berg im Meer. Wir sind verloren, wenn uns der Wind auf ihn zutreibt." Alle nahmen ihre Zuflucht zu demütigen Gebeten und zur Busse, die Leute wiederholten immer aufs neue ihr Sündenbekenntnis. Wir demütigten uns vor Allah im Gebet und baten bei seinem Propheten um Fürsprache. Die Kaufleute gelobten viele Almosen, die ich für sie in eine Liste eintrug. Der Wind legte sich etwas, und nun sahen wir bei Sonnenaufgang, dass jenes Gebirge sich hoch in die Luft erhob [1]) und dass zwischen ihm und dem Meere das Tageslicht leuchtete. Wir erstaunten darüber. Ich sah die Matrosen weinen und voneinander Abschied nehmen und fragte: „Was habt ihr denn?" Sie erwiderten: „Was wir für einen Berg hielten, ist der Vogel Rock [2]). Wenn er uns sieht, wird er uns elend zugrunde richten". Die Entfernung zwischen uns und ihm betrug jetzt weniger als 10 Meilen. Dann aber begnadete uns Allah mit günstigem Wind, der uns von dieser Richtung abbrachte. Wir sahen ihn nicht mehr und lernten seine wahre Gestalt nicht kennen. 2 Monate nach diesem Tage gelangten wir nach Java (Sumatra)... Auf dieser Insel blieb ich 2 Monate. Dann schiffte ich mich auf einer Dschunke ein... Ich reiste ab und kam 40 Tage darauf nach Kaulem... Von Kaulem reisten wir nach Kalikut, wo wir einige Tage verweilten... 28 Tage später erreichten wir Zhofar. Dies geschah im Moharrem des Jahres 748 (April/Mai 1347)...

bar hinterher die Matrosen feststellen, dass man in diesen Meeresteilen kein Land kenne.

1) Es handelt sich hier wohl nicht um eine Fata Morgana, da ja der „Berg" noch vor Sonnenaufgang gesichtet wurde, sondern wahrscheinlich um eine einfache, vermutlich durch Wolken bedingte Sinnestäuschung im Zwielicht.

2) Der gefürchtete Vogel Rock spielt auch in den Abenteuern der 1001 Nacht eine Rolle und wird ebenso bei Marco Polo (III, 36) erwähnt. — Die Geschichte ist ein lehrreiches Beispiel für den Aberglauben um jeden Preis bei Seeleuten.

Ein Marokkaner des 14. Jhds., dessen Name nach den neuesten Forschungen wohl Ibn Baṭṭuṭa lautete [1]), während er bis jetzt immer Ibn Batuta geschrieben wurde, darf ohne jeden Zweifel als der überhaupt grösste Weltreisende gelten, den das Altertum und Mittelalter jemals hervorgebracht haben. Auch Marco Polos Leistungen verblassen — nicht an kultur- und literargeschichtlichem Wert, aber an Umfang und Wagemut — gegenüber dem wahrhaft bewundernswerten Lebenswerk des reisefrohen Marokkaners, der nahezu die ganze, im 14. Jhd. überhaupt bekannte nichtchristliche Erde in 26jährigen Reisen besucht und zudem eines der wertvollsten geographischen Reisewerke des ganzen Mittelalters uns hinterlassen hat. Den christlichen Ländern ging er, der fanatisch-strenggläubige Mohammedaner, bewusst aus dem Wege und hat nur an zwei Stellen, in Konstantinopel und in Sardinien, flüchtige Berührung mit christlichen Gegenden gehabt.

Ibn Battuta, der am 24. Februar 1304 in Tanger geboren war, hat in der Hauptsache zwei Reisen unternommen, die in wenig oder gar nicht von Anderen besuchte Gegenden führten. Die erste war die weitaus wichtigste. Sie entwickelte sich aus einer Mekka-Pilgerfahrt, die in der Folge noch mehrfach wiederholt wurde, zu einer 24jährigen Weltreise von unerhört grossem Umfang. Sie reichte im Osten bis in den Stillen Ozean, im Süden bis ins heutige Mozambique, im Norden bis zum 55. Grad n. Br., nämlich bis nach Bulgar an der Mündung der Kama in die Wolga, und nur ein Zufall hat verhindert, dass sie bis zum Polarkreis ausgedehnt wurde. Die zweite Reise (vgl. Kap. 148) war erheblich kürzer und erstreckte sich nur über 2 Jahre; aber dafür ging sie in die Länder der westlichen Sahara und am Niger, die auf der ersten Reise nicht berührt worden waren. Zwischendurch hat Ibn Battuta auch noch die von den Mauren beherrschten Teile Spaniens aufgesucht.

In der Hauptsache unternahm Ibn Battuta alle diese ungeheuren Reisen auf eigene Rechnung und Gefahr. Er war abwechselnd ein frommer Pilger, ein gewiegter Kaufmann und ein Verwaltungsbeamter in den verschiedensten mohammedanischen Gegenden, dazu aber auch ein echter Forschungsreisender, der mit offenen Augen alle Eindrücke in sich aufnahm und verarbeitete und der uns erfreulicher Weise ein sehr eingehendes, ja, man darf sagen, dickleibiges Reisewerk hinterlassen hat, eine erdkundliche Fundgrube von hohem Rang. Ibn Battuta hat wohl dreimal so viele fremde Länder zu Gesicht bekommen wie Marco Polo. Hier und da macht sich der religiöse Fanatismus des Verfassers und seine grosse Vorliebe für alles, was mit dem Islam zusammenhing, störend bemerkbar; auch neigt er stärker als Polo dazu, in seine Darstellung wenig glaubhafte Fabeln, die er gehört hat, oder Anekdoten von z. T. nur bescheidenem Wert einzustreuen. Dennoch steht seine Arbeit auf sehr hoher Stufe, und Ibn Battuta verdient ohne weiteres den Ehrennamen des mohammedanischen Marco Polo. Peschel nennt ihn mit Recht [2]):

1) Angabe in dem arabischen Wörterbuch Tâg al-Erûs (Krone der Braut). — Vgl. A. Fischer: Baṭṭuṭa, nicht Batuta, in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft LXII (1918), 289.

2) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, Berlin 1865, 95.

„den grössten Festlandreisenden aller Zeiten, der mehr Räume durchwanderte als Marco Polo und Heinrich Barth zusammengenommen".

Ähnlich wie Polo hat er seine Reiseerinnerungen einem Schreiber in die Feder diktiert. Doch wurde er nicht durch die Langeweile einer Kriegsgefangenschaft zu dieser Arbeit veranlasst, sondern ihn trieb der Wunsch seines Herrschers, des marokkanischen Meriniden-Sultans Abu Inan, und des Sultans eigener hochgebildeter Sekretär Ibn Juzai war es, der in Fez Ibn Battutas Diktat niederschrieb, um es nachträglich von sich aus noch mannigfach stilistisch zu ebnen und zu formen. So ist uns ein Werk beschert worden, das zwar an weitem Blick, an Klugheit, Klarheit und Verlässlichkeit demjenigen des grossen Venezianers nachsteht, von dem aber v. Mžik dennoch mit Recht gesagt hat [1]: wenn unter den geographischen Schriftstellern des Mittelalters Polo „den ersten Rang einnimmt, so gebührt Ibn Batuta zweifellos der zweite Rang". Peschel hat einst die sehr hübsche Bezeichnung geprägt [2], Masudi, der grosse Geograph und Reisende des 10. Jhds., sei der „Herodot der Araber" gewesen, Ibn Battuta aber der „Marco Polo der Araber".

Im grossen und ganzen deckte sich das von Ibn Battuta bereiste Gebiet mit demjenigen, in dem der Islam verbreitet war und in dem es mohammedanische Gemeinden gab. — Der Verlauf der Hauptreise und die nur für einzelne Zeitpunkte sicher zu ermittelnden chronologischen Zusammenhänge sind aus folgender Zusammenstellung zu ersehen:

Aufbruch aus Tanger am 14. Juni 1325;
Durch Nordafrika nach Alexandrien, Kairo, nilaufwärts bis Assuan, ans Rote Meer;
Rückkehr nach Unterägypten, da infolge kriegerischer Wirren die Erreichung Arabiens auf dem Roten Meer unmöglich ist, und über Palästina nach Medina und Mekka;
Durch Nordarabien nach Basra und Persien, über Mossul und Diarbekr zum 2. Mal nach Mekka;

Aufenthalt in Mekka 1328—1330;
Über Yemen nach Ostafrika, südwärts bis Kilwa;
Rückkehr nach Arabien, von NO-Arabien 3. Pilgerfahrt nach Mekka;
Über Ägypten, Syrien und Kleinasien zur Krim;
Nach Astrachan und auf dem Eise der Wolga nach Sarai;
Abstecher nach Konstantinopel, Rückkehr nach Sarai und wolgaaufwärts bis Bulgar;
Plan einer Handelsfahrt in die hochnordischen Pelzgebiete um die Petschora, der jedoch aufgegeben wird;
Über die untere Wolga nördlich am Kaspischen Meer und Aralsee vorbei nach Chiwa, Ferghana, Buchara;

---

1) Hans v. Mžik: Die Reisen des Arabers Ibn Batuta durch Indien und China, Hamburg 1911, 13.
2) „Ausland" vom 14. Mai 1862.

Über Chorassan und Afghanistan nach Indien; Ankunft daselbst am 12. September 1333;
Reise nach Delhi, daselbst mehrjähriger Aufenthalt;
Abreise von Delhi am 22. Juli 1342 nach China als Gesandter des Sultans Mohammed;
Gefangennahme durch „heidnische" (buddhistische) Inder, Flucht unter abenteuerlichen Umständen;
Über die Bucht von Cambay zu Schiff nach Goa, Onore, Malabar, Kalikut;
Einschiffung nach China, doch Schiffbruch, während Ibn Battuta noch auf dem Lande weilt, und Verlust aller seiner Habe;
Über Kaulem und Kalikut zum Sultan von Hinaur, Teilnahme an dessen Eroberung von Sindapur;
Nach manchen Kreuz- und Querzügen von Kalikut nach den Malediven; daselbst 1½jähriges Wirken als Kadi;
Fahrt nach Ceylon, Besteigung des Adamspik;
Rückkehr zur Malabarküste, neuer Schiffbruch, längerer Aufenthalt in Madura und Kaulem;
Ausplünderung durch Seeräuber bei der Pigeon-Insel, Rückkehr nach Kalikut und nochmals zu den Malediven;
1½ monatige Seefahrt nach Bengalen;
Abstecher in die Khasi-Berge bis zur Grenze Chinas;
Rückkehr nach Bengalen, zu Schiff nach Sumatra;
Seefahrt auf einer Dschunke nach China, möglichenfalls unter Berührung von Siam, in 3—4 Monaten, Ankunft in Zaitun;
Fahrt nach Kanton, Rückkehr nach Zaitun, über Hangtschou nach Peking;
Rückkehr auf Binnenschiffen nach Zaitun;
Seereise nach Sumatra; 2monatiger Aufenthalt daselbst;
Seefahrt über Kalikut nach Zhofar in NO-Arabien; Ankunft daselbst im Frühjahr 1347;
Durch Persien, Mesopotamien, Syrien, Palästina nach Ägypten;
4. Pilgerfahrt nach Mekka;
Seefahrt durchs Mittelmeer nach Sardinien;
Heimkehr nach Marokko, Ankunft in Fez zu Anfang November 1349.

Diese Reiseleistung mutet um so imponierender an, als der Reisende in der Regel einen ganzen Tross von Begleitern, seine Frauen und Kinder, Sklaven und Sklavinnen sowie vielerlei Waren und Geschenke mit sich führte. Im Vormaschinen-Zeitalter steht die Gesamt-Reiseleistung vollkommen einzig da. Doch auch das Reisewerk ist eine kulturgeschichtliche Quelle ersten Ranges, wie schon allein durch die paar Stichproben bewiesen wird, die eingangs unter den Originaltexten wiedergegeben worden sind.

Es könnte vielleicht auffallen, dass in Ibn Battutas recht guten und gründlichen Beschreibungen seiner vielen Seefahrten nirgends einer Benutzung des Kompass gedacht wird, obwohl dieser vermutlich auf allen von ihm benutzten, grösseren Schiffen bereits verwendet wurde. Wir finden

die Magnetnadel, die auf chinesischen Schiffen wohl sicher bereits im endenden Altertum verwendet wurde, auch bei anderen mittelalterlichen Reisenden, bei Fa-hien, Masudi, Marco Polo, Oderich usw. nie mit einem Worte erwähnt. Es muss jedoch beachtet werden, dass gerade im Bereich des Indischen Ozeans die Kenntnis des Kompass lange eine Art von Berufsgeheimnis der Kapitäne war und dass weder die Matrosen noch die Passagiere Einblick in dieses Wissen zu erhalten pflegten [1]).

Erwähnt sei zum Thema der ausserordentlich weiten und zahlreichen Seereisen Ibn Battuta's noch eine Tatsache, auf die Walckenaer [2]) aufmerksam gemacht hat. Ibn Battuta vermerkt einmal, dass er volle 34 Tage lang über ein gänzlich ruhiges Meer gefahren sei. Es handelte sich um Gewässer des „Stillen" Ozeans, und es liegt daher Grund zu der Vermutung vor, dass dieser meist auf Magelhães zurückgeführte Name des grössten Weltmeers bereits den Arabern nicht fremd war.

Mögen die grossen Seefahrer des 16. bis 18. Jhds. insgesamt noch grössere Gesamtentfernungen bewältigt haben als Ibn Battuta im 14. Jhd., so ist es dennoch sicher nicht übertrieben, wenn wir diesen Marokkaner als den grössten Reisenden aller Zeiten vor Magelhães bezeichnen.

Das grossartige Reisewerk des Ibn Battuta ist den abendländischen Gelehrten auffällig lange unbekannt geblieben. Die moderne Wissenschaft wurde erst 1818 durch Kosegarten darauf hingewiesen [3]), nachdem vorher nur wenige und seltene Bruchstücke aus seinen Reiseschilderungen beachtet worden waren.

---

1) R. Hennig: Die Frühkenntnis der magnetischen Nordweisung, in den Beiträgen zur Geschichte der Technik und Industrie, Bd. 21 (1931/2), 30 f.

2) Baron M. Walckenaer: Mémoire sur la chronologie de l'histoire des Javanais, Paris 1842, 24.

3) Gottfried Kosegarten: De Mohammedano Ebn Batuta, Arabe, Tingitano, eiusque itineribus (Dissertation), Jena 1818.

140. WESTEUROPÄISCHE KAUFLEUTE UND MISSIONARE IM KULDSCHA-GEBIET

(zwischen 1330 und 1340)

Francesco Balducci Pegolotti: Libro di Divisamenti di Paesi e di misure di mercatanzie, englische Übersetzung in Henri Cordier's Ausgabe der 3. Auflage von Henry Yule's: Cathay and the way thither, London 1914, III 143 ff.:

...Zuerst braucht man von Tana (Asow) nach Giutarchan (Astrachan) 25 Tage im Ochsenwagen und 10—12 Tage im Pferdefuhrwerk. Unterwegs trifft man massenhaft auf Morcols (Mongolen?) und zwar auf bewaffnete. Von Giutarchan nach Sara (Sarai) benötigt man 1 Tag Flussfahrt, von Sara nach Saracanco (Saratschik) [1]) 8 Tage, ebenfalls auf dem Fluss [2]). Man kann hier sowohl zu Lande wie zu Wasser reisen; aber zu Wasser hat man weniger Schwierigkeit für die mitzunehmenden Waren.

Von Saracanco fährt man nach Organci (Djordjan) 20 Tage im Kamelwagen. Für jeden, der Waren mit sich führt, empfiehlt es sich, Organci aufzusuchen, denn in dieser Stadt verkaufen sich die Waren sehr leicht. Von Organci nach Otrarre (Otrar) braucht man 35—40 Tage Fahrt im Kamelwagen. Wenn man aber nach dem Verlassen von Saracanco sogleich nach Otrarre geht, dauert die Reise etwa 50 Tage. Falls man keine Waren bei sich hat, empfiehlt sich dieser Weg mehr als derjenige über Organci.

Von Otrarre nach Armalec (etwa Kuldscha) dauert die Reise mit Packeseln 45 Tage, und man trifft dabei täglich auf Morcols. Von Armalec nach Camexu (Kamtschou) dauert es mit Eseln 70 Tage und von Camexu bis zu einem Fluss namens ...? [3]) auf Pferden 45 Tage. Man kann dann den Fluss hinab nach Cassai (= Quinsay, Hangtschou) gehen und dort

1) Hauptort der Nagai-Horde am Ural-Fluss.
2) Wolga einschliesslich Kaspischer See.
3) Name nicht lesbar. Wahrscheinlich ist der Kaiserkanal gemeint (Yule, 148, Anm. 3).

über die Silbermünzen verfügen, die man bei sich hat, da es ein sehr reger Handelsplatz ist. Wenn man Cassai erreicht hat, kann man mit dem Gelde, das man für die dort verkauften Silbermünzen erlöst hat, noch weiter reisen. Dieses Geld ist aus Papier gemacht und wird balishi genannt. Vier Scheine von diesem Geld gelten in dem Lande Cathay so viel wie eine Silbermünze. Von Cassai nach Gamalec (= Cambalu, Peking), der Hauptstadt des Landes Cathay, dauert die Reise 30 Tage...

Brief des Franziskanermönchs Paschalis von Vittoria, geschrieben an sein Heimatkloster Vittoria aus Armalec im Kuldscha-Gebiet am 10. August 1338, ebendort:

Liebwerte Brüder! Als ich von euch schied, ging ich, wie euer Hochehrwürden weiss, in Gesellschaft des teuren Bruders Gonsalvo Transtorna nach Avignon. Von dort wandten wir uns mit dem Segen des hochehrwürdigen Ordensgenerals, um Ablass zu erlangen, nach Assisi. Dann schifften wir uns in Venedig an Bord einer sogenannten Karake (bewaffneter Dreimaster) ein und segelten durchs Adriatische Meer. Weiterhin durchfuhren wir den Pontus (Marmarameer), liessen das Slawenland zur Linken, das Türkenland zur Rechten und landeten im Byzantinerreich im Gebiet von Konstantinopel, wo wir den Pater-Vikar von Cathay im Vikariat des Ostens antrafen. Wir gingen dann auf ein anderes Schiff, segelten durchs Schwarze Meer, dessen Tiefe nicht zu messen ist, nach Gazaria (Krim) im Vikariat des Nordens und im Lande der Tartaren gelegen. Alsdann fuhren wir durch ein anderes, grundloses Meer (Asowsches Meer) und landeten in Tana (Asow).

Von dort brach ich vor meinem Begleiter auf und nahm meinen Weg nach Sarai im Wagen, zusammen mit einigen Griechen, während mein Begleiter sich mit einigen anderen Brüdern nach Urganth (Djordjan) aufmachte. Ich wäre gern bereit gewesen, mit ihm zu gehen, aber auf Grund eingezogener Erkundigungen beschloss ich, erst einmal die Lan-

dessprache zu erlernen. Mit Gottes Hilfe erlernte ich die tschamanische [1]) und die uigurische Schrift, da diese Sprache und Schrift in allen König- und Kaiserreichen der Tataren, Perser, Chaldäer, Meder wie auch in China zumeist gebraucht werden. Mein Begleiter kehrte dann aus Urganth zurück und machte sich wieder zu Euch auf. Ich aber hätte es nicht ertragen können, wie ein Hund zu seinem Ausgespieenen zurückzukehren, wünschte die mir durch Se. Heiligkeit den Papst gewährte Gunst zu erlangen und kehrte daher nicht zurück. Ihr müsst nämlich wissen, dass alle unsere Brüder, die in die hiesigen Länder gehen, die gleichen Vergünstigungen erhalten wie diejenigen, die nach Jerusalem wallfahren, nämlich vollsten Erlass von Sühne und Schuld, und diejenigen, die bis ans Ende ausharren, die Krone des Lebens.

Von der Zeit an, da ich ihre Sprache erlernte, habe ich daher, werte Väter, mit Gottes Gnade oft ohne Dolmetscher sowohl den Sarazenen wie den abtrünnigen Ketzerchristen [2]) gepredigt. Ich erhielt dann von meinem Vikar den Auftrag, ich möge nach Empfang seines Briefes im heilsamen Gehorsam gegen ihn wie an eine übernommene Pflicht fortfahren und die angefangene Reise zu Ende führen.

Im genannten Sarai habe ich mich länger als ein Jahr aufgehalten. Es ist dies eine sarazenische Stadt im Tatarenreich, im Vikariat des Nordens gelegen, in der 3 Jahre zuvor einer unserer Brüder namens Stephan ein ehrenvolles Martyrium von der Hand der Sarazenen erlitten hat [3]). Ich schiffte mich mit einigen Armeniern ein, fuhr von dort auf dem Fluss Tigris (Wolga, vgl. Kap. 126 S. 89) ab und weiter an der Küste des Sees Vatuk (Bacuk = Baku, also Kaspisches Meer) entlang, bis ich nach 12 Tagen nach Saratschik kam (vgl. S. 217). Von diesem Platz aus fuhr ich auf einem von Kamelen gezogenen

1) D.h. die zur türkischen Sprachfamilie gehörige komanische Sprache.
2) Den Nestorianern.
3) Bruder Stephan von Peterwardein, ein junger Mönch, der 1334 in Sarai zum Islam übergetreten und später, als ihn sein Schritt reute und er öffentlich den Islam verleugnete, vom mohammedanischen Pöbel massakriert worden war.

Wagen (das Reiten auf diesen Tieren ist ziemlich schrecklich) und erreichte am 50ten Tage Urganth, eine Stadt an der Grenze des Tataren- und Perserreiches. Die Stadt heisst auch Hus, und es befindet sich dort der Leichnam des seligen Hiob(?!).

Ich bestieg dann abermals den Kamelwagen und reiste in Gesellschaft einiger verfluchter Ketzer und Bekenner Mohammeds, unter denen ich der einzige Christ war, mit einem Diener namens Zinguo, bis wir mit Gottes Hilfe das Reich der Meder [1]) erreichten. Was für Leiden ich hier erduldet habe, wie viele und wie grosse, weiss Gott allein, und es wäre langweilig, davon brieflich zu erzählen. Der Kaiser der Tataren war von seinem leiblichen Bruder erschlagen worden [2]), und die Karawane, mit der ich reiste, gab die Weiterreise in die Städte der Sarazenen aus Besorgnis vor Krieg und Plünderung auf.

Ich habe lange unter den Sarazenen geweilt und ihnen an gar manchen Tagen offen und ganz öffentlich den Namen Jesu Christi und seiner Lehre gepredigt. Ich habe ihnen die Betrügereien, Fehler und Missgriffe ihres falschen Propheten enthüllt und blossgelegt; ihren Lästerungen habe ich laut und öffentlich widerstanden, und im Vertrauen auf unseren Herrn Jesum Christum bin ich darüber nicht erschrocken und habe vom Heiligen Geist Stärkung und Erleuchtung empfangen. Sie behandelten mich höflich und stellten mich während ihres Osterfestes [3]) vor ihrer Moschee auf. Des Osterfestes wegen befanden sich in der Moschee ihre Cadini (Kadis), d.h. ihre Bischöfe, und ihre Talismani (?), d.h. einige von ihren Priestern aus den verschiedenen Stadtvierteln. Von der Lehre des Heiligen Geistes beseelt, habe ich mit ihnen auf demselben Platz vor der Moschee über Theologie, über ihren falschen Koran und ihre Lehre 25 Tage lang disputiert.

1) Missverständnis für die gelegentliche Bezeichnung Imperium Medium des Zwischen-Reichs zwischen Persien und China, das eigentlich Dschagatai hiess und etwa unsrem Transoxanien entsprach.

2) Khan Gasan — vgl. den Schlussabschnitt des Kapitels.

3) Bairamfest.

Dadurch war ich kaum in der Lage, täglich einmal eine Mahlzeit von Brot und Wasser zu mir zu nehmen. Die Lehre der Heiligen Dreieinigkeit wurde ihnen mit Gottes Hilfe dargelegt und gepredigt, und zuletzt mussten sie den Widerstand aufgeben und ihre Wahrheit anerkennen: ich trug — Dank sei dem allmächtigen Gott! — in allen Punkten den Sieg davon zum Preise und zur Ehre Jesu Christi und seiner heiligen Kirche.

Da wollten mich die Kinder des Teufels mit Geschenken versuchen und verderben, indem sie mir Weiber, Mägde, Gold und Silber, Land, Pferde, Vieh und andere Schätze dieser Welt versprachen. Aber verachtungsvoll wies ich jedesmal alle ihre Versprechungen zurück. Da warfen sie 2 Tage lang mit Steinen nach mir, stellten mir Feuer an Kopf und Füsse, rissen mir den Bart aus und häuften jede Art von Beleidigung und Schmach lange Zeit auf mich. Der gnadenreiche Gott, durch dessen Macht ich fähig bin, mich im Herrn Jesu Christo zu freuen und zu jauchzen, weiss, dass ich durch sein wunderbares Leiden allein gewürdigt worden bin, solches für seinen Namen zu dulden.

Nun bin ich erfreulicherweise nach Armalec[1]), einer Stadt mitten im Mederlande im Vikariat Cathay, gebracht worden. Von Urganth, der letzten Stadt der Perser und Tataren, war ich auf dem ganzen Wege bis Armalec beständig allein unter den Sarazenen, doch ich bekannte öffentlich in Wort, Handlung und Haltung den Namen des Herrn Jesus Christus. Mehrmals wurde mir durch die genannten Sarazenen Gift gereicht; ich bin ins Wasser geworfen worden und habe mehr Schläge und andere Kränkungen empfangen, als ich in einem Brief erzählen kann. Aber dennoch sage ich Gott Dank und erwarte für seinen Namen noch Grösseres zur Vergebung meiner Sünden, auf dass ich durch seine Barmherzigkeit sicher das Himmelreich erwerbe. Amen.

1) Armalec, die Hauptstadt von Dschagatai, war identisch mit Alt-Kuldscha (A. v. Humboldt: Asie centrale, Paris 1843, I 484).

Lebt wohl im Herrn Jesus Christus, betet für mich und für Alle, die gegenwärtig oder künftig auf Missionsreisen sind. Mit Gottes Hilfe sind solche Pilgerfahrten sehr nützlich und bringen eine Ernte von vielen Seelen. Hofft aber nicht darauf, mich je wiederzusehen, wenigstens nicht auf dieser Erde, wohl aber im Paradiese, in dem unser Friede ist, unsere Stärkung, Erfrischung und unser Erbe, unser Herr Jesus Christus.

Da Er gesagt hat, wenn sein Evangelium gepredigt werde in der ganzen Welt, werde das Ende kommen, ist es meine Aufgabe, es den verschiedenen Nationen zu verkünden, den Sündern ihre Schuld vorzuhalten, ihnen den Weg der Rettung zu zeigen und die Gnade der Bekehrung zum allmächtigen Gott in ihre Seelen zu giessen.

Zu Armalec am Feste des hl. Laurentius A. D. 1338, im Reiche der Meder.

Aus dem *Reisebericht des Johannes von Marignola* (Vgl. nächstes Kapitel) vom Jahre 1340:

Wir kamen nach Armalec im Mederreiche. Dort erbauten wir eine Kirche, kauften ein Grundstück, gruben Quellen, hielten eine Messe ab und tauften einige Personen. Wir predigten frei und offen ohne Rücksicht darauf, dass nur ein Jahr zuvor der Bischof und 6 Minoritenbrüder daselbst für Christi Sache einen ruhmvollen Märtyrertod erlitten haben, den strahlende Wunder verklärt haben. Die Namen dieser Märtyrer waren der Bischof [1]) Bruder Richard aus Burgund, Bruder Franciscus von Alessandria, Bruder Paschalis aus Spanien (dieser war ein Prophet, sah den Himmel offen und sagte den Märtyrertod voraus, der ihn und seine Brüder ereilte, sowie die Zerstörung des tatarischen Sarai durch eine Flut und die Zerstörung von Armalec für ihr Märtyrertum, auch dass der Kaiser am dritten Tage nach ihrem

1) Richard von Burgund war der einzige Bischof von Armalec (Pius Bonifatius Gams: Series episcoporum, Regensburg 1873, 454).

Märtyrertod erschlagen werden würde, und gar manche anderen ruhmvollen Dinge), Bruder Laurentius von Ancona, Bruder Peter, ein Inder, der ihnen als Dolmetscher diente, sowie ein Kaufmann Gilottus.

Bartholomäus Pisanus († 1347). De Conformitate vitae B. Francisci ad vitam Domini Jesu libri tres, cap. LXXX, Mailand 1510.

Im Vikariat der Tatarei Cathay, in der Stadt Armalec im Mittelreich der Tatarei, starben 1340 folgende Minoriten für ihren Glauben: der Bischof von Armalec Bruder Richard, Bruder Franz von Alessandria, Bruder Pascal von Spanien, Bruder Raimund von der Provence — diese vier waren Priester —, dazu die beiden Laienbrüder Laurenz von Alessandria und Peter von der Provence sowie Johannes von Indien, ein Schwarzer, der zum dritten Orden des Heiligen Franciscus gehörte und durch unsere Brüder bekehrt worden war. Alle diese waren in dem Lande durch den damals regierenden Kaiser gut aufgenommen worden. Er war nämlich durch Bruder Franz von Alessandria, mehr durch Gebet als durch ärztliche Kunst, von einem Krebsgeschwür geheilt worden, und darum pflegte der Kaiser den Bruder Franz seinen Vater und Arzt zu nennen. Deshalb schenkte er den Brüdern Ländereien und Privilegien und volle Freiheit zu predigen, ja, er vertraute ihnen seinen eigenen damals 7jährigen Sohn zur Taufe an, der daher auf den Namen Johannes getauft wurde.

Gott aber duldete es, dass der Kaiser selbst auf dem Wege zu einer Jagdpartie durch Gift dahingerafft wurde, und ebenso wurden seine 4 Söhne getötet. Das Reich brachte ein schurkischer Falkonier an sich, ein Sarazene von königlichem Blut, dessen Namen Alisolda war. Da die Brüder durch ihr Gebet zahlreiche Neulinge zum Glauben bekehrt hatten, gebot der neue Kaiser, dass alle Christen Sarazenen zu werden hätten, und dass jeder, der dem dritten Befehl hierzu ungehorsam sein sollte, mit dem Tode zu bestrafen sei. Da die

Brüder dem Befehl nicht gehorchten, wurden sie gefesselt und alle an einen Strick geknüpft, der durch einen wütenden Pöbel über den Boden geschleift wurde, wobei man sie schlug und anspie, stach und aufschlitzte, ihnen Nasen und Ohren abschnitt und sie sonst verstümmelte, bis sie schliesslich durch das Schwert fielen und selig zum Herrn eingingen.

Bald darauf aber wurde der genannte Kaiser selbst umgebracht und sein Haus durch Feuer zerstört. Die Brüder litten im genannten Jahr um die Zeit des Festes Johannis des Täufers, als Gerard Odo Ordensgeneral war.

Chronica Johannis Vitodurani, in Monumenta Germaniae historica, Scriptores, nova series, t. III, Berlin 1934, 208:

Im gleichen Jahre (1343) gelangte nach dem Pfingstfest ein Vikar der Tatarei vom Franziskanerorden nach Avignon zum Papst Clemens VI und erbat von ihm die Heiligsprechung von 6 Franziskanerbrüdern, die kurz zuvor in der Tatarei den Märtyrertod gestorben waren, wobei sie durch viele, leuchtende und offenbare Wunder begnadet worden waren. Als der Papst dies vernommen hatte, wurde er von überströmender Freude erfüllt, pries und feierte den Orden und sprach: „Dies ist vornehmlich der Orden, durch den die Kirche in den verschiedenen Teilen der Welt im rechten Lichte des Glaubens erstrahlt und in ihrer Stärke gefestigt wird und durch den ein unschätzbarer Gewinn für ungezählte Seelen erlangt wird".

Der innerasiatische Durchgangsverkehr von Europäern, der im 13. Jhd. mit den Reisen eines Carpini, Rubruk, Marco Polo usw. eingeleitet worden war, nahm im 14. Jhd. ständig zu bis zu dem verhängnisvollen Jahre 1368, das in China den Sturz der mongolischen Fremdherrschaft, zugleich aber auch einen Rückfall ins schlimmste „Chinesentum", d.h. grundsätzliche Fremden- und Handelsfeindlichkeit, brachte und dem Kulturleben Chinas einen in Jahrhunderten nicht wieder eingeholten, schweren Rückschlag bescherte. Der Überlandverkehr vor 1368 nahm in der Hauptsache das Schwarze und Asowsche Meer zum Ausgangspunkt, während z.B. noch die

Polo-Reise von der syrisch-armenischen Küste ausgegangen war. Das früher wichtigste Durchgangsland Ägypten war 1171 infolge der Eroberung dieses Landes durch Sultan Saladin für die Christen gesperrt worden. Der spätere Wandel hing zusammen mit der überragenden Bedeutung, die im 13. und 14. Jhd. der genuesische Handel im Pontus erlangt hatte. Von 1261 bis 1381 waren das Schwarze und Asowsche Meer als ein genuesisches Mare nostro zu bewerten, und die Hauptstütze dieser Machtstellung der Genuesen waren die blühenden genuesischen Handelskolonien in der Krim, insbesondere Kaffa (Feodosia), das 1269 gegründet worden war, aber schon zwei Jahrzehnte später eine ansehnliche Machtstellung inne hatte [1]). Daher wurden diese genuesischen Häfen zum wichtigsten Ausgangspunkt für den Überlandverkehr durch Innerasien. Gegenüber den älteren Karawanenwegen bot der neue den Vorzug, dass er die schwierige Überwindung der Pamir-Pässe entbehrlich machte. Er verlief nördlich am Kaspischen Meer und Aralsee entlang, etwa auf den seinerzeit von Zemarchus (Kap. 75), Carpini (Kap. 119) und Rubruk (Kap. 121) benutzten Strassen, welche die Dsungarische Pforte benutzten. Doch pflegten im 14. Jhd. die Chinafahrer von diesem Wege oft im Ili-Gebiet abzuweichen und über das Ili-Tal nach Ost-Turkestan zu reisen. Unter der mongolischen Herrschaft waren diese Verkehrswege in der Regel mit grösserer Sicherheit zu benutzen als später.

Über nur wenige der damals in Innerasien ausgeführten Reisen durch das vorher den Europäern wohl kaum bekannt gewordene Ili-Gebiet sind uns Nachrichten erhalten geblieben. Zufällig berichtet dann ziemlich gleichzeitig das Itinerar eines italienischen Kaufmanns Pegolotti und der Brief eines spanischen Franziskanermönchs Paschalis an seine Ordensbrüder in Vittoria von den Zuständen, die sich in der Zeit etwa zwischen 1330 und 1340 auf der Handelsstrasse zwischen dem Asowschen Meer und China abspielten. Wenig später gelangte auch der päpstliche Legat Johann von Marignola (Kap. 142) auf dem gleichen Wege nach China.

Von den Verfassern der beiden genannten Berichte wissen wir verhältnismässig nur wenig. Pegolotti war ein Florentiner, der in seiner Jugend in dem berühmten Handelshause der Bardi in Florenz tätig war. Anscheinend hielt er sich von 1315 bis 1317 in Antwerpen auf, ging dann nach London und weilte vom Mai 1324 bis August 1327 in Cypern [2]). In den nachfolgenden Jahren muss er sich wohl auf einer asiatischen Reise die umfassenden Kenntnisse von Land und Leuten erworben haben, die in seinem Itinerar [3]) niedergelegt sind. Nach dem Inhalt zu schliessen, hat er damals eine Handelsfahrt quer durch Asien unternommen, die ihn bis nach China führte, doch ist dies nirgends ausdrücklich gesagt, und auch für die Jahre des Geschehnisses ist man völlig auf Vermutungen angewiesen. Jedenfalls finden wir ihn 1335 in Cypern wieder. Weiteres über ihn ist nicht bekannt; Todesjahr und Sterbeort sind nicht überliefert. Wir kennen ihn, wie im Altertum den ihm ähnlichen Maës Titianus (Kap. 57), nur durch

1) Karl Neumann: Die Hellenen im Skythenlande, Berlin 1855, 4 f.
2) Yule-Cordier, a.a.O., 138 f.
3) Erstmalig abgedruckt in Della decima e delle altre gravezze, London (?) 1766.

sein recht gutes Itinerar, das insgesamt aus 63 Kapiteln besteht. Der Anfang, der für vorliegende Untersuchung allein Interesse hat, ist oben abgedruckt.

Der spanische Mönch Paschalis, dessen Brief uns über die Tätigkeit christlicher Missionare in Innerasien und die Gefahren ihrer Missionsarbeit ein anschauliches Bild gibt, war ziemlich genau die gleiche Strasse, wie kurz zuvor Pegolotti, von Tana bis ins Kuldscha-Gebiet gezogen. Bekanntlich ist die Tätigkeit christlicher Missionare gerade in mohammedanischen Ländern allzeit nahezu aussichtslos gewesen, da der Glaubenseifer der Islam-Bekenner kaum jemals zu erschüttern ist. Auch die Gebiete, in denen Paschalis wirkte und die erst um 1270 dem Islam gewonnen worden waren, erwiesen sich als durchaus unzugänglich für die christliche Lehre; seine Mission ist daher, ungeachtet allen aufgewandten redlichen Willens, vollkommen gescheitert. Das tragische Ende des Glaubensapostels, von dem wir durch andere Quellen erfahren, ist unter den obwaltenden Umständen alles andere denn eine Überraschung. Vielleicht darf man es bis zu einem gewissen Grade als selbstverschuldet bezeichnen; denn dass Paschalis' Glaubenseifer grösser war als sein taktisches Geschick, geht bereits aus seinem Briefe unverkennbar hervor. Dass ein ständig fortgesetzter Versuch, in einer streng mohammedanischen Umgebung die „Irrlehren" des Koran und die „Betrügereien" des „falschen Propheten" Mohammed öffentlich bloszustellen, schliesslich zu einer Katastrophe führen musste, war unter den obwaltenden Umständen kaum weniger als eine Selbstverständlichkeit, sobald der Schutz des den Christen wohlgesinnten Khan Ghasan einmal fortfiel und ein Mohammedaner Herrscher wurde. Die „Prophezeihung" des eigenen Märtyrertodes durch Paschalis, die später als eine Erleuchtung durch Gott hingestellt wurde, war angesichts der näheren Umstände keine Kunst. Der gewaltsame Tod des Missionars zusammen mit mehreren anderen Christen, wohl i. J. 1339, war die unvermeidliche Folge der fortwährend gegen den Islam geschleuderten Beleidigungen und Herausforderungen [1]).

Bald darauf wurde jedoch der mohammedanische Sultan Alisolda ebenfalls ermordet, und es traten wieder ruhigere Verhältnisse ein, so dass Johannes von Marignola, als er etwa 1 Jahr nach dem Tode der Märtyrer auf seiner China-Fahrt (Kap. 142) durch Armalec kam, dort aufs neue eine kleine christliche Gemeinde aufbauen konnte. Auch dieser erneute Versuch, dem römisch-katholischen Christentum in Zentralasien Eingang zu verschaffen, hatte jedoch nur kurzen Bestand.

---

1) Vgl. hierzu Friedrich Kunstmann in Görres' Historisch-politischen Blättern, Bd. 38, 717, sowie Heribert Holzapfel: Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens, Freiburg 1909, 258.

141. EINE CHINESISCHE GESANDTSCHAFT NACH ÆGYPTEN

(1338—1342)

Makrizi's Annalen, in Etienne Quatremère's Mémoires géographiques sur l'Égypte, Paris 1811, II, 286 f.:

Im Jahre der Hedschra 743 (1342 n. Chr.) sah man in Kairo Gesandte des Königs von China ankommen. Sie waren aus ihrem Lande im Jahre 739 (1338) abgereist und überbrachten Briefe, die an den Sultan Mohammed ben Kala-'un gerichtet waren. In ihnen stand zu lesen, dass ein Fakir in China umhergereist war, sich daselbst lange aufgehalten und das Ziel gesetzt hatte, die Einwohner von dem Kult, den sie der aufgehenden Sonne widmeten, zu bekehren und sie zu veranlassen, den Islam anzunehmen. Der Herrscher habe davon reden hören und sich mit ihm unterhalten wollen, sei von seinen Gründen überzeugt worden und habe eingewilligt, ein Moslem zu werden. Darum habe er Gesandte nach Ägypten geschickt, um theologische Bücher zu erbitten sowie einen gelehrten Mann, der die Einwohner in den mohammedanischen Bräuchen unterrichten könne, wenn der Tod den Fakir dahinraffe, dem sie die Kenntnis der Religion verdankten. Der Sultan nahm die Gesandten aufs ehrenvollste auf, liess sie mit Ehrengewändern bekleiden und gab Befehl, ihnen Bücher auszuhändigen, aus denen sich eine brauchbare Unterweisung in der Religion entnehmen liess.

China ist eines der ältesten Betätigungsfelder der mohammedanischen Religion gewesen. Eine selbstverständlich legendenhafte Überlieferung, die auf einer Stele der Hauptmoschee in Singanfu aufgezeichnet war, besagte, der Islam sei unter Kaiser Kai-Huang zuerst bekannt geworden. Da dieser Kaiser von 581—601 n. Chr. regierte, zu einer Zeit, da der Religionsstifter Mohammed noch ein Kind und Jüngling war, ist es klar, dass jene Stele eine historisch untragbare Tatsache verkündet. Angeblich soll sie

bereits dem 1ten Regierungsjahr des Kaisers T'ien-Pao, d.h. dem Jahre 742 n. Chr. entstammen [1]). Dies mag für die Säule selbst zutreffen; die unmögliche Inschrift aber wurde erst im 14. Jhd., als die Moschee wiederhergestellt wurde, als „eine üble Fälschung" angebracht, um auf „die bekannte chinesische Kritiklosigkeit" Eindruck zu machen [2]).

Trotzdem soll die Lehre des Propheten noch zu Lebzeiten Mohammeds erstmalig in China gelehrt worden sein. Wie es heisst, sandte Mohammed seinen Oheim Wahab ibn Abi Kabshah i. J. 628 n. Chr. zur See nach Kanton, um dort der neuen Religion Anhänger zu werben [3]). In diesem „Jahre der Sendschreiben" schrieb Mohammed Briefe an die Beherrscher von Ägypten, Abessinien, Yemen, Syrien, Persien, China und anderen Ländern, worin er sie aufforderte, sich zur Lehre des Islam zu bekehren [4]). Unter den Sendboten, welche die Briefe überbrachten, befand sich auch der genannte Oheim Mohammeds, ein „Gefährte" (Sahabi) des Propheten, den die Chinesen daher Sa-ka-pa oder auch Wakkus (Wahab) Baba zu nennen pflegen. Die von chinesischen Mohammedanern heute noch aufrecht erhaltene Überlieferung besagt, dass er bereits in der damaligen Hauptstadt Tschang-ngan geweilt und die Erlaubnis zum Bau einer Moschee in Kanton erhalten habe [4]).

Die Einzelheiten dieser Überlieferung muten zunächst nicht recht glaublich an, da man sich schwer vorstellen kann, dass schon zu Mohammeds Lebzeiten die Blicke des Religionsstifters sich von Arabien bis nach China erstreckt haben sollen. Dennoch müssen sehr frühzeitig Fäden vom Mohammedanismus nach Ostasien hinüber gesponnen worden sein, wohin schon lange vor Mohammed arabische Seefahrer gekommen sein sollen, wie die Stadtchronik von Canton „Dschü-Schu" zu berichten weiss.

Eine freundliche Mitteilung des in Wien wirkenden Gerichtsdolmetschers für chinesische Sprache, Herrn B. Greiser, der 37 Jahre in China gelebt und zumal in Canton sich betätigt hat, gab mir am 6. April 1941 bekannt, dass der Mohammedanismus jedenfalls gegen 650 in China schon Eingang gefunden haben muss, da eine für echt gehaltene Urkunde des Kaisers Kao-Tsung (650—683) vom Jahre 672 den arabischen Siedlern in Canton die Erlaubnis erteilte, eine Moschee „Giau-tang" zu errichten, die in ihren ältesten Teilen noch heute steht. Vor dem Nordtor der Stadt liegt ferner ein in arabischem Stil gebautes Mausoleum, das als Grabmal des Was-Kazim, Mohammeds (oder seiner Frau) Oheim, noch jetzt, einer neuen Mitteilung des Herrn Greiser vom 1. Oktober 1943 zufolge, den Mohammedanern ein „ehrwürdiges Heiligtum" ist. Möglich ist es daher durchaus, dass der „Wakkus Baba" noch zur Zeit des Kaisers Tai-ts'ung, der erst 649 starb (Kap. 78), nach China gekommen ist. Es wäre denkbar, dass dieser grosse und weitblickende Herrscher, der dem Christentum jegliche Förderung zuteil werden liess, auch der neuen mohammedanischen Lehre wohlwollend gegenüberstand.

1) Broomhall: Islam in China, Shanghai 1912, 86.
2) Martin Hartmann in der Enzyklopädie des Islam, Leiden-Leipzig 1913, I 875.
3) Herbert Allen Giles: Religions of Ancient China, London 1918, 66.
4) Mohammed Sulaiman Ying Kwang Yu: Der Islam in China, in der Moslemischen Revue (Berlin-Wilmersdorf). Aprilheft 1937, 3.

Die mohammedanische Tradition behauptet, der Oheim Mohammeds sei, nachdem er die Erlaubnis zum Bau einer Moschee in Kanton erhalten habe, auf dem Seewege nach Arabien zurückgekehrt, sei dort aber erst unmittelbar nach dem Tode des Propheten (8. Juni 632) eingetroffen; darauf habe er 40 fromme Gläubige um sich versammelt und sei mit ihnen und mit einem Exemplar des Koran wiederum nach China gefahren, wo er im folgenden Jahre 633 gestorben sei.

Sehr bald fasste jedenfalls der Mohammedanismus in China Fuss. Zur Moschee in Kanton soll sich alsbald eine weitere in Hangtschou gesellt haben, und auch im Bereich der zwei chinesischen Hauptströme verbreitete sich, wie es heisst, der Islam schnell. Es ist ohne weiteres einleuchtend, dass, nachdem die chinesische und die arabische Grossmacht am Syr Darja zu Grenznachbarn geworden waren (Kap. 78), die mohammedanische Lehre auf den damals stark benutzten Überlandwegen eine breite Pforte gefunden hatte, durch die sie in China ihren Einzug halten konnte.

Die politischen Beziehungen zwischen China und den islamischen Staaten im südwestlichen Asien waren anfänglich sonst mehr feindlich als freundlich. Die Sarazenenflut kam zwar an den Grenzen des chinesischen Reiches zum Stehen. Im Lauf des 8. Jhds aber ging Chinas Macht nach 750 rasch zurück. Die Schlacht bei Athlach am Talas im Juli 751 (vgl. Bd. II, S. 125) brachte den Chinesen eine schwere Niederlage durch die Araber ein, und als dann furchtbare innere Wirren das Reich der Mitte heimzusuchen begannen, vermochte sich Kaiser Suh-tsung (756—762) nur dadurch auf dem Throne zu behaupten, dass er ein Hilfegesuch an den Khalifen Manssur richtete und sich von ihm ein Hilfsheer von 10 000 Mann senden liess.

Nach diesen Ereignissen entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen zwischen dem Khalifenreich und China, und zahlreiche mohammedanische Ansiedler kamen ins Land, die zugleich als Verkünder der Lehre des Propheten wirkten. Wenn auch der Verkehr in der Folge wieder überwiegend auf die Seeverbindungen angewiesen war, so beweisen doch die Feststellungen, die Sallam der Dolmetscher auf seiner Fahrt zur Chinesischen Mauer machte (Kap. 89), wie sehr sich der Islam in Innerasien ausgebreitet hatte. Dass bei der Jahrhunderte hindurch sehr regen Betätigung arabischer Kaufleute in den chinesischen Küstenprovinzen auch dort der Mohammedanismus stark Fuss gefasst hatte, versteht sich von selbst und wird zudem durch viele arabische Berichte bestätigt (Kap. 139) [1]. Stehen doch noch heute allein in Canton 7 mohammedanische Moscheen!

Insofern wäre es durchaus glaubhaft, dass unter dem Mongolenkaiser Schun-ti (1333—1368) bei mohammedanischen Herrschern genau ebenso um mohammedanische Missionare und heilige Schriften ersucht worden ist, wie es gleichzeitig beim Papst bezüglich der christlichen Religion

---

1) Vgl. P. Dabry de Thiersant: Le mahométisme en Chine et dans le Tourkestan Oriental, Paris 1878. — J. Edkins: Chinese Buddhism, London 1893. — G. Devéria: Origine de l'Islamisme en Chine, Paris 1895. — Henry Cordier: Mélanges d'histoire et de géographie orientales, Paris 1914—1923, Kap.: L'Islam en Chine.

geschah (Kap. 142). Hinter Makrizi's Meldung, der Kaiser selber habe „eingewilligt, ein Moslem zu werden", darf man freilich ein grosses Fragezeichen setzen. Es mag sein, dass die chinesischen Gesandten hier die Farben allzu dick aufgetragen haben, um eines besseren Empfanges gewiss zu sein. Kaiser Schun-ti war jedenfalls, wie uns das nächste Kapitel noch näher zeigen wird, ein geistig derart unbedeutender, haltloser und schwacher Herrscher, dass ihm ernstere religiöse Bedürfnisse schwerlich zugetraut werden können. Auch darf nochmals darauf verwiesen werden, welche wunderlichen und unklaren Vorstellungen sich die Mongolen von den religiösen Lehren des Westens zu machen pflegten (Kap. 121).

An sich erreichte die chinesische Gesandtschaft in Kairo ihr Ziel. Was nach der Abreise aus ihr geworden ist, erfahren wir nicht. Chinesische Nachrichten gedenken ihrer überhaupt nicht. Wie und ob sie nach China zurückgekehrt ist, wird nirgends gemeldet. Der Autor unserer Notiz, Makrizi (1364—1442), vermochte naturgemäss nur zu melden, was sich in Kairo abgespielt hatte [1]). Nach dem Jahre 1342 fehlt jede Spur der Gesandtschaft. Selbst wenn damals mohammedanische Glaubensboten nach China gegangen sein sollten, was durchaus denkbar ist, so kann ihrem Wirken dennoch nur ein ganz vorübergehender Erfolg beschieden gewesen sein, denn die grosse nationale Umwälzung von 1368 (Kap. 142) wird natürlich auch den Islam in China weitgehend vertilgt haben. Immerhin standen i. J. 1419 noch (oder schon wieder?) zwei Moscheen in Peking [2]).

---

1) Eine neuere Übersetzung des Makrizi-Textes ist von Bouriant begonnen (Maqrizi: Description topographique et historique de l'Egypte, Paris 1900) und von Casanova (Mémoires publiés par les membres de l'Institut français d'archéologie orientale du Caire, III 1906, IV 1926) weitergeführt worden. Es sind jedoch noch immer beträchtliche Teile des Werkes unübersetzt geblieben.

2) Notices et extraits XIV, 411.

142. DIE CHINA-REISE DES PÄPSTLICHEN LEGATEN JOHANNES VON MARIGNOLA

(1338—1353)

Luka Wadding: Annales Minorum Fratrum Ordinis a S. Francisco, Quaracchi 1932, VII 247 ff.:

Zu Beginn dieses Jahres (1338) kamen nach Avignon Gesandte des grossen Kaisers der Tataren, der sich Kaiser der Kaiser nannte (denn im Tatarenland gab es mehrere Kaiser [1]), unter denen er der erste war), um ein Bündnis mit dem Papst abzuschliessen oder um eine engere Freundschaft durch häufigere Gesandtschaften zu Wege zu bringen, die zu einer dauernden Einrichtung gemacht werden sollten... Er bat um das päpstliche Wohlwollen. ...Diese Gesandten hörte Benedikt sehr gütig und menschenfreundlich an und erwies ihnen jegliche Ehre, um durch sie die Freundschaft des mächtigsten Kaisers und seines zahllosen Volkes zu erwerben und einen leichteren Zugang für Glaubensboten zu schaffen.

Brief des Grosskhans an den Papst vom Juli 1336, bei Wadding, a.a.O., 247:

In der Stärke des allmächtigen Gottes, der Kaiser der Kaiser befiehlt! Wir senden unseren Botschafter, den Franken Andreas, mit 15 Gefährten über 7 Meere an den Papst, den christlichen Herrn, ins Frankenland, wo die Sonne untergeht, um einen Weg zu bahnen, dass Wir dem Papst und der Papst an Uns öfters Botschaften schicken können — um Uns des Papstes Segen zu erbitten, Uns seinem Gebete und Unsere treuen Diener, die Alanen, seine christlichen Söhne, ihm zu empfehlen. Auch soll man Uns vom Untergang der Sonne Pferde und andere Wertgegenstände schicken. —

1) Diese Auffassung ist irrig und nur zur Beschönigung des wirklichen Sachverhaltes konstruiert. Der Grosskhan betrachtete sich in der Tat als Oberhaupt a l l e r Fürsten der Erde, der weltlichen wie der geistlichen, und nannte sich daher ja gelegentlich sogar „Kaiser aller Menschen" (vgl. S. 30/31).

Geschrieben zu Kambalek im Jahre Rati im 6. Monat am 3. Tage des Neumonds [1]).

Brief der Alanenfürsten an den Papst vom 14. Juli 1336, bei Wadding, a.a.O., 248, und bei A. E. Moule: Christians in China, London 1930, 252 ff.

...Eurer Heiligkeit sei bekannt gegeben, dass wir seit langem im katholischen Glauben durch Euren Legaten, Bruder Johannes (von Montecorvino) unterrichtet, zu unserem Heile gelenkt und viel getröstet worden sind durch den starken, heiligen und geduldigen Mann, der vor 8 Jahren gestorben ist. In dieser Zeit waren wir ohne Haupt und ohne geistliche Tröstung. Wir hätten gern vernommen, dass Ihr für einen anderen Legaten gesorgt hättet; ein solcher ist aber nicht hergekommen. Deshalb flehen wir Eure Heiligkeit an, uns einen guten, duldsamen und klugen Legaten zu senden, der unsere Seelen betreuen kann, und ihn schnell zu schicken, weil wir ohne Leitung, Unterricht und Tröstung übel daran sind.

Auch bitten wir Eure Weisheit, unserem Herrn Kaiser freundlich zu antworten, weil so der Weg, wie er selber es begehrt, gebahnt und für Botschaften, die oft von Euch an ihn und von ihm an Euch gesandt werden mögen, bequem und passend gemacht werden kann, um Freundschaft zwischen Euch und ihm zu stiften...

Von dort sind mehrfach, drei oder vier Mal, Boten zum genannten Kaiser, unserem Herrn, gekommen und sind von ihm gütig aufgenommen, geehrt und belohnt worden. Aber seit jener Zeit hat der genannte Kaiser keine Antwort mehr von Euch und vom Apostolischen Stuhl erhalten, obwohl einzelne Abgesandte versicherten, sie würden von Euch dem genannten Herrscher Antwort bringen. Deshalb möge Eure

---

1) Da der Neumond i.J. 1336 auf den 11. Juli fiel, dürfte dieser Brief, wie auch der folgende, am 14. Juli geschrieben worden sein.

Heiligkeit dafür Sorge tragen, dass dieser Umstand berücksichtigt werde und eine bestimmte Antwort und Botschaft ergehe, wie es Eurer Heiligkeit ansteht, da den Christen in diesen Landesteilen grosse Verehrung entgegengebracht wird, möge auch hier und da Verleumdung sich breit machen. Geschrieben in Kambalek im Jahr Rati im 6. Monat am 3. Tage des Neumonds.

Brief Papst Benedikts XII an den Grosskhan vom 13. Juni 1338, bei Wadding, a.a.O., 249 ff.:

Die kürzlich an Uns gelangten Gesandten Deiner Hoheit haben Wir freudig und gern aufgenommen und sie gütig und wohlwollend angehört. Aus dem, was die Boten selbst durch einen verlässlichen Dolmetscher Uns vorgetragen haben, und aus dem Ton des Briefes Deiner Herrlichkeit, der Uns übergeben wurde, haben Wir von ihnen erfahren und klar ermittelt, dass Du der heiligen römischen, katholischen und apostolischen Kirche, die Unserem Regiment anvertraut ist, und Uns selbst, der Wir unwürdig auf Erden Gottes Statthalter sind, grosse Ehrfurcht entgegenbringst und Dich demütig Unserem Gebet empfiehlst. Aus Ehrfurcht gegen Uns und dieselbe Kirche hast Du die auserwählten, edlen Männer und Söhne Fodim Jovens, Chyansa Tongi, Chemboga Vensii, Johannes Yochoy und Rubeus Pinzanus, die Fürsten der Alanen, und die anderen Alanen, die in den von Christen bewohnten Ländern Deines Reiches leben, mit wohlwollender Güte und glückbringender Gnade behandelt und behandelst sie noch ebenso. Wir bitten nun durch diese Legaten wie auch durch die Uns willkommene Gesandtschaft Deiner eigenen Boten, indem wir Dir aufrichtigen Dank sagen, und mahnen Deine Hoheit, in der Güte und Gunst gegen die Fürsten der Alanen und die anderen christlichen Bewohner Deines Reiches fortfahren zu wollen und sie noch zu mehren aus Ehrfurcht gegen Uns und die genannte Kirche; auch dass

die Priester und gläubigen Katholiken und sonstigen Christen die Kirchen und Gebetshäuser, in denen sie nach Ritus und Sitte der genannten römischen Kirche den Gottesdienst verrichten und für die Vergehen und Sünden des Heiles der Gemeinde ein Sühnopfer darbringen wollen, im genannten Reiche in Freiheit begründen, bauen und erhalten dürfen, sowie dass es Deiner Majestät gefallen möge, denselben Priestern, Gläubigen und anderen christlichen Bewohnern die Freiheit zu gewähren, Gottes Wort und die Wahrheit des katholischen Glaubens, ohne den Niemand selig werden kann, zu predigen.

Wir aber beten und werden beten demütig und ergeben für Dich und Dein Heil, dass der, der jeden in die Welt kommenden Menschen erleuchtet, Deinen Geist würdige, im Lichte seiner Liebe und Güte erhellt zu werden, damit Du das Licht des Glaubens als wahr erkennst und annimmst, durch den Du im Leben übermässig mit Gnade erfüllt werden und im künftigen Leben den Lohn der ewigen Seligkeit erwerben wirst. Da Deine Hoheit Uns aufrichtig, wie Wir glauben, Freundschaft anbietet und von Uns fordert, verlangst Du, dass Deine Gesandten an Uns und die Unsrigen an Dich weiterhin bestimmt werden. Möge Deine Herrlichkeit wissen, dass Uns dies gefällt und angenehm ist. Wann immer Deine Gesandten zu Uns kommen werden, Wir wollen sie gütig und freudig aufnehmen. Wir ordnen an, dass Botschaften von Uns und Gesandte in Deine Länder gehen, die Dich über Unser Wohlwollen und über andere Dinge, die das Heil Deiner Seele betreffen, genauer aufklären sollen. Wir bitten Dich daher, diese Unsere Gesandten, wenn sie zu Dir kommen, leutselig aufzunehmen, geduldig anzuhören und gnädig zu behandeln, weil sie im Acker Deines Herzens den Samen des Lebens ausstreuen und reiche Frucht einbringen sollen, deren Süssigkeit Du schmecken und in Ewigkeit damit gesättigt werden wirst, wenn Du zu denen ge-

zählt werden kannst, die durch das kostbare Blut Christi gerettet sind. — Gegeben in Avignon am 13. Juni im Jahre 4.

Reisebericht des Johannes von Marignola, in F. G. Meinert: Johann von Marignola's ...Reise in das Morgenland vom Jahre 1339 bis 1353, Prag 1820:

Wir, Bruder Johann von Florenz, vom Orden der Minoriten, unwürdiger Bischof von Bysinia, wurden im Jahre des Herrn 1334 (?) [1]) von dem Heiligen Vater Benedikt XII mit Briefen und Geschenken des Apostolischen Stuhls als Legat zu dem Kaam, Grosskaiser aller Tataren, geschickt, dessen Herrschaft und Gewalt sich beinahe über die Hälfte des Morgenlandes und eine ganz unglaubliche Menge von Ländern, Städten, Völkern, Sprachen und Reichtümern erstreckt. Wir verliessen Avignon im Dezember (1338), kamen zu Beginn der Festzeit nach Neapel und warteten dort bis gegen Ostern, das gegen Ende März [2]) fiel, auf die Ankunft eines genuesischen Schiffes mit den Botschaftern der Tataren, die der Kaam von Cambalek, der grössten Stadt dieses Volkes, an den Papst gesandt hatte, um sich Legaten zu erbitten, die Strasse zu öffnen und mit den Christen ein Bündnis zu schliessen; denn er liebt und ehrt unseren Glauben. Auch sind die höchsten Fürsten in seinem Reiche, die Alanen heissen und, 30 000 an der Zahl, das ganze Kaisertum regieren, Christen — wirkliche oder nur dem Namen nach...

Am 1. Mai kamen wir zur See nach Konstantinopel und blieben in Pera bis zum Feste Johannes des Täufers, jedoch nicht müssig. Nach 8tägiger Fahrt auf dem Maurischen (Schwarzen) Meer kamen wir nach Kaffa (Feodosia)... (Weiterreise auf dem „alten Handelsweg nach China" über Tana (Asow) nach Sarai, wo der Winter 1339/40 verbracht wird)...

3 Jahre nach unserer Abreise vom päpstlichen Hof kamen wir an die Grenze von Armalec und zu den Cyolloskagon,

1) Schreibe- oder Druckfehler: es muss 1338 heissen!
2) 1339 war der 28. März der Ostersonntag.

d. i. zu den Sandbergen, die vom Winde gebildet werden und jenseits deren man bei den Tataren das Land nicht für bewohnbar hält, ja nicht einmal mehr Land zu finden glaubt. Die Tataren aber überstiegen sie durch Gottes Willen und befanden sich darauf in einer ungeheuren Ebene, die von den Philosophen der heisse Erdgürtel genannt und für undurchdringlich gehalten wird. Gleichwohl drangen die Tataren und ich zweimal hindurch... Als wir sie überwunden hatten, kamen wir nach Cambalek, wo der Sitz des östlichen Kaisertums ist. Von der unglaublichen Grösse, Bevölkerung und Heeresmacht dieser Stadt schweige ich...

Als der Grosskaam unserer Zelter und anderer Geschenke nebst den Bullenbriefen des Papstes und des vergoldeten des Königs Robert [1]) sowie unserer selbst ansichtig ward, bezeigte er grosse Freude, fand alles gut oder vielmehr vortrefflich und erwies uns alle mögliche Ehre. Ich aber trat im Priesterschmuck mit einem sehr schönen Kreuz, das ich mit Kerzen und Weihrauch vor mir hertragen liess, vor den Kaam, der in einem herrlichen Palast sass, und stimmte das Lied „Ich glaube an einen Gott" an, und als der Gesang zu Ende war, spendete ich jenem reichlichen Segen, den er demütig empfing... (Dauer des Aufenthalts in Peking rd. 3 Jahre; weiterer Bericht darüber ohne wesentliches Interesse.)

Der Kaiser willigte ungern und nur, als er mich durchaus darauf bestehen sah, in meine Abreise, zu der er mir auf 3 Jahre die Kosten und sehr bedeutende Geschenke an den Papst gab — jedoch unter der Bedingung, dass möglichst bald ich oder ein anderer Kardinal mit gehöriger Vollmacht wieder in Cambalek eintreffe und Bischof im Lande sei, eine Würde, vor der alle Morgenländer, ob Christen oder nicht, die grösste Ehrfurcht haben. Auch sollte der Bischof vom Orden der Minoriten sein. Dies sind die einzigen Christen, die sie kennen...

1) König von Sizilien (vgl. S. 202).

(Ich wollte) über Indien nach Europa zurückkehren, da der andere Weg zu Lande durch Kriege gesperrt und auf keine Weise durchzukommen war. Der Kaiser befahl daher, durch Mantschi zu reisen, das ehedem Grossindien hiess, ein Name, der sich noch in Cynkalan erhalten hat, denn kalan bedeutet gross [1])...

Ich habe den Jangtsekiang zu Schiffe gekreuzt. An seinen Ufern liegen sehr grosse, herrliche und besonders goldreiche Städte. Auf dem Flusse selbst aber wohnen in hölzernen Häusern beständig die geschicktesten Künstler, vornehmlich Weber von Seiden- und Goldstoffen, in so grosser Menge, wie sie in ganz Italien nicht zu finden sind. Sie fahren mit ihren Häusern, ohne etwas an ihnen zu verändern, und mit ihren Familien herum, um die Seide aufzuarbeiten, wovon an den Ufern mehr erzeugt wird als in der ganzen Welt. Dies habe ich gesehen... (Reise über Hangtschou und Zaitun, wo der Legat drei christliche Kirchen wahrnimmt. In Zaitun Einschiffung am 2. August 1346.) Am Palmsonntag (25. März 1347) kam ich über das Indische Meer in Columbo (vgl. S. 85) an, der berühmtesten Stadt ganz Indiens, wo aller Pfeffer der Welt wächst... Der Pfeffer wird nicht, wie man fälschlich schreibt, gebrannt, noch wächst er in Wüsten, sondern in Gärten, und die Herren davon sind nicht Sarazenen, sondern die Christen des hl. Thomas, die von jedem Pfund, so viele davon in die ganze Welt versendet werden, eine Abgabe erheben. Von ihr bezog ich, meinem Amte als päpstlicher Legat gemäss, alle Monate hundert, zuletzt tausend Fan [2]) Goldes. Dort ist eine lateinische Kirche des hl. Georg, an der ich blieb, die ich mit schönen Gemälden verzierte und wo ich christlichen Unterricht erteilte. Endlich kam ich an der Säule vorüber, wodurch sich Alexander der Grosse verewigt hat. An der Spitze der Welt dem Paradiese gegenüber, errichtete ich

1) Cynkalan ist aber Tsin kalan = Gross-China, nicht Gross-Indien.
2) Ein Fan ist nach Meinert (a.a.O., 60) „eine indische kleine Gold- oder Silbermünze, die 3—12 Kreuzer an Wert hat".

selbst einen Stein zum Wahrzeichen und goss Öl darüber. Es ist eine Marmorsäule mit einem steinernen Kreuz darauf, die bis ans Ende der Welt dauern wird und die ich in Gegenwart sozusagen unzähliger Völker errichtet, eingeweiht und eingesegnet habe. Sowohl des Papstes Wappen wie das meinige sind eingehauen, dazu eine Inschrift in indischer und lateinischer Sprache. Die Grossen des Landes aber trugen mich auf ihren Schultern in einer Sänfte oder Salomonsbahre...

Am Vorabend des hl. Georg (22 April 1348) schifften wir uns auf Dschunken ein und kamen aus Niederindien nach Mirapolis (Meliapur bei Madras), einer Stadt in Oberindien mit einem Hafen, wo die grösste Perlenfischerei ist und wo der hl. Thomas ermordet wurde... (Weiterfahrt nach „Saba". Dort lange Krankheit, angeblich als Folge eines Vergiftungsversuchs) [1]).

In diesem Lande geht die Sonne gerade auf der entgegengesetzten Seite auf wie bei uns, und mittags fällt dort der Schatten rechts wie bei uns links. Der Südpol aber steht 6 Grade über dem Horizont, der Nordpol aber ebensoviel darunter... (Weiterfahrt bei heftigem Sturm nach Ceylon; daselbst Ankunft am 3. Mai 1349. Eingehende Schilderung dortiger Pflanzen, wie Kokosnüsse, Bananen, Brotbaum usw. Besteigung des Adamspik.)

...Dieser Tyrann war ein verruchter Sarazene, ein Verschnittener, Cosa Joan mit Namen, der mittels seiner unendlichen Schätze sich gegen den rechtmässigen Herrscher aufgeworfen und das Reich grösstenteils an sich gerissen hatte. Bei meiner Ankunft erwies er mir zum Schein alle Ehre. Hinterdrein aber nahm er mir unter lauter Höflichkeit 60 000 Mark in Gold, Silber, Seide, Goldstoffen, Edelsteinen, Perlen, Kampfer, Moschus, Myrrhen und Gewürzen ab, die

1) Als „Saba", wo Marignola 11 Monate verweilte, wird meist Java bezeichnet. Dann müsste aber sein Reisebericht die Reihenfolge der besuchten Länder weitgehend verwechselt haben. Peschel (Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, I 158) glaubt, „Saba" sei eine der Malediven. Diese liegen aber nicht südlich vom Äquator. Prof. Stechow-München denkt, wie er mir brieflich mitteilte, an die Tschagos-Inseln.

ich vom Grosskhan und von anderen Fürsten teils für mich, teils für den Papst als Geschenk erhalten hatte, und 4 Monate war ich unter lauter Höflichkeiten sein Gefangener...

(Im September 1350 Abreise über den Persischen Golf nach Mesopotamien. Besuch von Jerusalem. Zu Schiff anscheinend von Jaffa über Cypern nach Italien. Rückkehr nach Avignon erst 1353).

Nach dem Tode des Johannes von Montecorvino (Kap. 131) blieb die von ihm ins Leben gerufene Christengemeinde in China lange Jahre ganz ohne geistliches Oberhaupt. Die Nachricht vom Tode des Pekinger Erzbischofs gelangte zwar noch unter Papst Johann XXII an den päpstlichen Hof nach Avignon. Papst Johann war entschlossen, sofort einen Nachfolger zu entsenden, und beauftragte einen Franziskanerpater Nikolaus, nach China zu gehen. Dieser machte sich auch mit 26 Brüdern nach China auf, starb jedoch bereits unterwegs im Reiche Dschagatai [1]), worauf seine Begleiter die Reise nicht fortgesetzt zu haben scheinen; jedenfalls ist keiner von ihnen nach China gelangt.

In China wurden die Christen unruhig und schrieben dem Heiligen Vater schliesslich im Juli 1336, sie seien nun schon 8 Jahre ohne Bischof und bäten um Abhilfe. Dieser Brief ging zu Anfang 1338 in Avignon ein. Er wurde von einer 15-köpfigen chinesischen Gesandtschaft an den Papst überbracht. Papst Johann XXII war am 4. Dezember 1334 gestorben; sein Nachfolger war Benedikt XII (1334—1342). Über die Reiseerlebnisse der Gesandtschaft besitzen wir leider gar keine Nachrichten. Wir kennen jedoch die Briefe des Grosskhans sowie der christlichen Alanen an den Papst, die von der Gesandtschaft überbracht wurden und die unter den Originalen abgedruckt sind. Vermutlich ist die Gesandtschaft auf dem Seewege nach Europa gereist, da ja in dem Briefe des Grosskhans steht, sie solle über 7 Meere nach Franken fahren. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als damals, wie wir zumal aus Ibn Battuta wissen, der Reiseverkehr zur See zwischen China und Indien bezw. Persien ungemein lebhaft und ausgezeichnet organisiert war.

Auffällig im Schreiben des Kaisers ist die Stelle, wo vom „Franken Andreas" als Haupt der Gesandtschaft an den Papst gesprochen wird. Von diesem Andreas ist nichts bekannt. Yule hat die an sich bestechende Ansicht geäussert und ansprechend begründet, dass der „Franke Andreas" identisch gewesen sein könne mit dem oben (Kap. 131) genannten Andreas von Perugia, dem Bischof von Zaitun [2]), der 1307 nach China geschickt worden war; denn:

---

1) Heribert Holzapfel: Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens, Freiburg 1909, 257.

2) Henry Yule: Cathay and the way thither, London 1914, III 28 und 180.

„Auch ein bejahrter Mann mag Neigung verspürt haben, die lateinische Welt vor seinem Tode noch einmal wiederzusehen, und Andreas muss 1338 ein ziemlich bejahrter Mann gewesen sein".

Wäre diese Vermutung zutreffend, so hätte Andreas von Perugia nach 31-jähriger Abwesenheit noch einmal den Weg nach Europa zurückgefunden. Yule's These scheint aber nicht annehmbar zu sein, und zwar aus zwei Gründen. Wenn es sich wirklich um den Bischof von Zaitun gehandelt hätte, müssten notwendig die Akten des Vatikans und des Franziskanerordens von einem so bedeutsamen Ereignis irgendeine Notiz genommen haben, was jedoch nicht geschehen ist, und weiterhin hätte dann ohne Zweifel der Geleitbrief des Papstes für die zurückkehrende Gesandtschaft, dessen Wortlaut bekannt ist, die Bischofswürde des Andreas erwähnt. Der Geleitbrief aber lautet lediglich [1]:

„Dieser Brief wird geschrieben als Sicherheitsgeleit für Andreas, für Wilhelm de Nassio und den Alanen Thogay von Cathay, Gesandte des Kaisers der Tataren, die zum apostolischen Stuhl reisten, um über gewisse Fragen der katholischen Lehre Fühlung zu nehmen und die nun mit beglaubigten Briefen des gleichen Stuhles zurückkehren. Gegeben zu Avignon, am 19. Juni im Jahre 4 (1338)."

Es kann demnach nicht bestritten werden, dass der „Franke Andreas" n i c h t der Bischof von Zaitun und auch kein Geistlicher gewesen ist.

Die chinesische Gesandtschaft reiste im Juli 1338 in den Osten zurück. Papst Benedikt beauftragte am 30. Oktober den Franziskaner-Pater Johannes von Marignola, sich als päpstlicher Legat nach Peking-Kambalek zu begeben, jedoch mit der Anweisung, wieder zurückzukehren. Er war also nicht selber als Erzbischof für China ausersehen, sondern sollte wohl vorfühlen, inwiefern eine solche Ernennung zu empfehlen sei. König Robert von Sizilien (1309—1343) beteiligte sich an dieser Gesandtschaft und liess durch einen eigenen Bevollmächtigten dem Grosskhan Schun-ti, ebenso wie der Papst, nebst einem Brief wertvolle Geschenke überbringen [2].

Ausser dem Brief an den Grosskhan hatte Papst Benedikt auch an die Alanenfürsten und an den Herrscher im „Mittleren" (Meder-) Lande Dschagatai einen Brief geschrieben, deren Wortlaut bei Wadding [3] nachgelesen werden kann, von deren Wiedergabe hier aber abgesehen wird, da der Inhalt nur von geringer Bedeutung ist.

Marignolas Chinafahrt ist eine der zeitlich ausgedehntesten Diplomatenreisen gewesen, welche die Geschichte kennt. Sie begann im Dezember 1338 in Avignon und endete mit der Rückkehr dorthin erst 1353. Die Hinreise währte über 3 Jahre, wie es damals die Regel war, wobei in Sarai und in Armalec überwintert wurde. Der Aufenthalt in Peking dauerte ebenfalls 3—4 Jahre. Für die Rückreise zur See aber benötigte der Legat auffällig

1) Charles de la Roncière & Léon Dorez: Lettres inédites de Marino Sanudo l'ancien, in Bib. de l'Ecole des Chartes XVI (1895), 29.
2) Friedr. Kunstmann in Görres' Historisch-politischen Blättern, Bd. 37, 244.
3) Wadding, a.a.O., 250 f.

viel Zeit. Die Abreise zur See aus Zaitun erfolgte an einem Stefanustage (26. Dezember), wobei jedoch das Jahr nicht sicher feststeht. Kunstmann glaubt [1]), es müsse sich um 1345 handeln; meist wird jedoch 1346 angegeben. Die Ankunft in Columbo in Vorderindien erfolgte am Mittwoch der nachfolgenden Karwoche, d.h. also entweder am 12. April 1346 oder am 28. März 1347. Das zweite Datum ist als das wahrscheinlichere anzusehen. Von Vorderindien bis Neapel dauerte die Reise dann nochmals volle 6 Jahre. Warum sich Marignola eigentlich unterwegs so ausnehmend viel Zeit liess, obwohl doch sicher am päpstlichen Hof in Avignon auf seine Rückkehr gewartet wurde, ist nicht klar zu übersehen.

Viel ausgerichtet hat er in China nicht. Es hing dies teils mit der Person des damaligen Mongolenkaisers, teils mit der des Legaten selber zusammen. Grosskhan und Chinesenkaiser war in jener Zeit Tokalmut Khan, chinesisch Schun-ti genannt (1333—1368), der, 1319 geboren, vom Geiste seines grossen Vorfahren Kublai Khan keinen Hauch verspürt hatte. Zwar stand er den Christen wohlwollend gegenüber und veranlasste ja auch durch seinen Brief an den Papst die Entsendung des Johannes von Marignola. Im übrigen aber war er ein schwacher und gleichgültiger Regent, feige und wollüstig, der seine Zeit mit Buhldirnen, Lustfahrten im Boot, Spielen mit einer Kunstuhr und anderen kindlichen Beschäftigungen zu verbringen pflegte, das Land durch hohe Steuern aussog, keine Hand rührte, als 1334 eine entsetzliche Hungersnot 13 Millionen seiner Untertanen hinraffte, und durch unbegrenzte Ausgabe von Papiergeld eine verhängnisvolle Inflation heraufbeschwor. Man vermag ihm kaum zuzutrauen, dass von ihm der Gedanke einer Gesandtschaft an den Papst ausgegangen sein könne; doch sind wir über die Zusammenhänge, die zu diesem Schritt führten, nur mangelhaft unterrichtet.

Ähnlich unzureichend war der vom Papst erwählte Legat, dem wieder von der Grösse und dem Opfermut eines Johannes von Montecorvino nichts anhaftete. Sicherlich gebrach es Johannes von Marignola nicht an persönlichem Mut, denn es will immerhin etwas heissen, mehr als 14 Jahre dauernd unter völlig fremdartigen Völkerschaften zuzubringen und mancherlei Gefahren zu trotzen. Im übrigen aber war der Legat ein recht kleiner Geist, dessen Eitelkeit verschiedentlich wenig sympathisch hervortritt. Die ihm persönlich erwiesenen Ehren werden von ihm behaglich und in breiter Ausmalung geschildert, ungleich wichtigere Dinge dagegen totgeschwiegen. Seine Schilderungen halten sich zumeist bei ausgesprochenen Nichtigkeiten auf oder erzählen kindische Fabelgeschichten, die ihm zu Ohren gekommen sind oder die er sich selber konstruiert hat. Wohl bietet er kulturgeschichtlich wichtige Angaben über den Zustand der christlichen Gemeinden in China. Sonst hat er jedoch von seinem 3-jährigen Aufenthalt in Peking kaum etwas anderes zu berichten als die Schilderung seines theatralischen Empfangs am Kaiserhof, der, nach chinesischen Quellen, am 19. August 1342 stattfand [2]) und bei dem er auf möglichste Entfaltung allen Pomps der katholischen Kirche bedacht war, im übrigen aber alles andere denn

1) Kunstmann, a.a.O., Bd. 37, 147 f.
2) Moule, a.a.O., 252 ff.

diplomatisches Geschick offenbarte, da er sogleich „mit der Tür ins Haus fiel". Darüber hinaus erfahren wir über den 3-jährigen Aufenthalt nur noch, dass einige recht belanglose Religionsgespräche „mit Juden und anderen Sekten" veranstaltet wurden, dass es in Peking ein „prächtiges Erzbistum und mehrere Kirchen mit Glocken" gab, darunter die schon von Montecorvino erbaute Kathedralkirche unmittelbar neben dem Kaiserpalast, und — die Höhe der Kosten, welche die Verpflegung seiner aus 32 Personen bestehenden Gesandtschaft verursachte. Das ist alles!

Verglichen mit dem Reisebericht eines Rubruk oder Marco Polo schneidet Marignolas Erzählung geradezu jammervoll schlecht ab. Welches grossartige Kulturgemälde hat Polo von allen wichtigen Punkten, die er auf seiner Reise berührte oder über die er Kunde einzog, entworfen! Marignola dagegen meldet unverhältnismässig viel törichtes Zeug, nach dem Beispiel der folgenden Kostprobe:

> „Der höchste Berg im Lande (Saba = Java?) heisst Gybet, d.h. der benedeite. Auf diesem soll sich, wie die Einwohner(?) sagen, der Prophet Elias bis zu seiner Wiedererscheinung in Israel verborgen gehalten haben; hier beteten auch die drei Könige in jener Nacht, da Christus geboren ward und ihnen der Stern erschien. Er ist gewissermassen unersteiglich, denn über seiner Mitte soll die Luft so rein sein, dass wenige und niemand anders als mit einem feuchten Schwamm vor dem Mund hinauf zu kommen imstande sind."

Und über Cypern, das er auf der Rückreise berührte, hat Marignola durchaus nichts anderes zu melden als:

> „Die Insel Cypern, vor Zeiten Chetym genannt, behielt sich Noah bei der Verteilung der Erde unter seine Söhne zum ruhigen Sitz in seinem Alter vor und legte dort einen Weinberg an, der heute dem Bischof von Nikosia gehört".

Mit solchen konfusen Vorstellungen vermischte sich bei Marignola eine ebenso lebhafte wie kritiklose Phantasie. Schreibt er doch einmal, er sei dem biblischen Paradies in Asien so nahe gewesen, dass er die im Paradies entspringenden Ströme bereits rauschen gehört habe!

Über Johannes von Marignola hat daher die moderne Forschung zumeist recht wenig günstig geurteilt, und man vermag nicht zu widersprechen, wenn er gelegentlich als „grossspuriger päpstlicher Legat" [1]) und als „der geschwätzige Berichterstatter" [2]) bezeichnet wird. Was hätte, mit gleichen Vollmachten ausgestattet, ein Johannes von Montecorvino in Verhandlungen mit einem Kublai Khan in Peking erreichen können!

Das Erscheinen des päpstlichen Legaten wurde diesmal von der chinesischen Berichterstattung immerhin als gewichtig genug angesehen, um in die Annalen aufgenommen zu werden. Unter den vom Papst an den Grosskhan gesandten Geschenken erregte am meisten Aufsehen ein europäisches Streitross, das wegen seiner besonderen, die viel kleineren zentralasiatischen

1) Carl Schumann im Ergänzungsheft zu „Petermanns Mitteilungen" 1883, 52.
2) „Religion in Geschichte und Gegenwart", Bd. 3, Sp. 218.

Pferde ansehnlich übertreffenden Grösse erheblich angestaunt wurde, sodass ihm einige Huldigungsoden gewidmet und ein Bild von ihm durch den Hofmaler Chou Lang angefertigt wurde. Das Bild dieses Rosses ist noch im Katalog der kaiserlichen Sammlung von 1815 aufgeführt, mag sogar noch heute vorhanden sein. Die chinesischen Nachrichten bezeichnen den Johannes von Marignola als aus dem Reiche Fulang gekommen. Da Fulang zweifellos „Franke" bedeutet, ist die Bezeichnung zutreffend, da der Papsthof in jener Zeit in Avignon heimisch war, also tatsächlich in Frankreich [1]).

Trotzdem bleibt dem Marignola, obwohl seine Reise wirklich nicht zu den grossen Taten des Mittelalters gezählt werden kann, ein Verdienst: er war „einer der ersten und wahrscheinlich der letzte Missionar, dem es gelang, durch die Wüste Gobi bis nach China vorzudringen" [2]), dazu anscheinend einer der letzten europäischen Christen, dessen Anwesenheit in China während des Mittelalters bezeugt ist.

Die Mission des Johannes von Marignola blieb nämlich auch in dem Punkte ergebnislos, wegen dessen sie überhaupt unternommen wurde. Allerdings war es nicht seine Schuld, dass eine Neubelebung des Christentums in China oder gar die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhls in Peking unterblieb. Vielmehr trugen hieran die Zeitereignisse die Schuld.

Als Marignola endlich nach Avignon zurückkehrte, war Innozenz VI (1352—1362) Papst. Dieser war mit der Rückeroberung des Kirchenstaates und anderen europäischen Angelegenheiten hinreichend beschäftigt und wandte dem erzbischöflichen Stuhl im fernen Peking nur wenig Aufmerksamkeit zu. Zwar fragte er beim Generalkapitel des Franziskanerordens in Assisi an und ersuchte um Nachweisung von geeigneten Ordensmitgliedern, die, zu Bischöfen geweiht, als solche in China wirken sollten. Auch wurde einige Zeit darauf der Bischof Kosmas von Sarai zum Erzbischof von Peking ernannt; er ging jedoch nicht nach China und wurde auf seine Bitte wieder in sein altes Amt zurückversetzt [3]). Der nächste Papst, Urban V (1362—1370), wandte gegen Ende seiner Regierung dem Fernen Osten wieder erhöhte Fürsorge zu und entsandte 1370 den Pariser Theologieprofessor Wilhelm von Prato (Guillaume Dupré) als neuen päpstlichen Legaten nach China [4]). Dieser machte sich auch mit 20 Begleitern auf den Weg, doch blieb seine Gesandtschaft verschollen [5]). Inzwischen war in China 1368 die schon mehrfach erwähnte, grosse Umwälzung erfolgt.

Noch bevor Johannes von Marignola in Europa wieder eingetroffen war, brach nämlich 1351 in China eine nationale Erhebung gegen das unwürdige Regiment des Schwächlings Schun-ti und gegen die erschlaffte mongolische Fremdherrschaft aus. Ein aus niedrigen Verhältnissen stammender Priester Tschu-yuen-tschang, der dann Soldat geworden war, erhob

1) Herbert Franke: Europa in der asiatischen Geschichtsschreibung des 13. und 14. Jahrhunderts, in Saeculum, Jg. 2 (1951), 75.
2) Meinert, a.a.O., 7.
3) Holzapfel, a.a.O., 258.
4) Raynaldus: Annales ecclesiastici, ad annum 1370, No. 91.
5) Meinert, a.a.O., 16.

sich gegen den Kaiser, bemächtigte sich 1356 Nankings und stachelte von dort aus das ganze Land auf, seinem Unwillen mit der Missregierung durch das Aufpflanzen des Banners der Empörung Ausdruck zu geben. Nach langwierigem Bürgerkrieg nahm der Rebell am 25. August 1368 die Hauptstadt Peking ein, der geflohene Kaiser Schun-ti wurde abgesetzt, und Tschu-yuen-tschang bestieg als Kaiser Tai-tsu (1368—1398) und als Gründer der nationalen Ming-Dynastie (1368—1644) den Thron. Wie meist in solchen nationalen Bewegungen, verband sich mit dem Siege der guten Sache eine heftige Feindschaft gegen alles Ausländische und Fremde. Diese Reaktion schlug so hohe Wogen, dass wieder, wie im 9. Jhd., die Ansätze zu einem freundschaftlichen Verkehr mit dem europäischen Westen vernichtet und vor allem auch die christlichen Gemeinden und Kirchen weithin ausgerottet wurden. Am längsten hielt sich das Christentum anscheinend noch in Zaitun, wo das Bistum erst gegen Ende des 14. Jhds. zugrunde gegangen sein soll [1]). Über die Geschichte des Christentums in China und sonst in Süd- und Ostasien orientiert eine Sonderstudie von Jann [2]).

Man hatte 1938, als der vorliegende Band in 1ter Auflage erschien, Grund zu der Annahme, dass die Ernennung des Wilhelm von Prato zum Erzbischof von Peking der letzte Versuch des Vatikans gewesen sei, das östlichste Erzbistum am Leben zu erhalten. Im selben Jahr entdeckte aber Anton Kern bei der Neukatalogisierung der Handschriften-Sammlung der Universitätsbibliothek in Graz eine im Jahr 1404 verfasste Arbeit des dem Franziskanerorden angehörenden Erzbischofs von Sultanieh Johann de Gallifontibus, den man schon als Verfasser einer Biographie Timurlenks kannte. Diese neue Arbeit heisst Libellus de notitia orbis und wurde von dem schon seit 1377 in Sultanieh (Soldaia) amtierenden Erzbischof, einem geborenen Franzosen, verfasst, als er 1404 in amtlicher Mission in seinem Geburtslande weilte. Der Libellus stellt eine Übersicht über die Zustände im Orient, insbesondere die geistlichen, dar, wie sie im Anfang des 15. Jhds. bestanden. Liegt schon hierin ein hoher Wert und eine willkommene Ergänzung der gleichzeitigen Mitteilungen des Clavijo (Kap. 155) und Schiltberger (Kap. 154), so ist die „unerwartetste" [3]) Nachricht die, dass es kurz zuvor noch einen Erzbischof Karl in Peking gegeben habe, von dem bisher Niemand etwas wusste. Es muss dies ein Nachfolger des Wilhelm von Prato gewesen sein, von dessen Bestallung keine Kunde vorliegt. Es scheint sogar, dass dieser Franziskaner-Erzbischof Karl in Peking wirklich noch fungiert hat. Wenn dies stimmt, kann in China das Christentum doch nicht so völlig ausgerottet worden sein, wie man bisher annahm. Johannes de Gallifontibus sagt klipp und klar [4]):

> „In diesem Lande (Kathay-China) ist Erzbischof von „Camalech" (Peking) ein ehrwürdiger und frommer Mann vom Franziskanerorden

1) Oskar Peschel: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, I 159.
2) Adelhelm Jann: Die katholischen Missionen in Indien, China und Japan, Paderborn 1915.
3) Anton Kern: Der „libellus de notitia orbis", im Archivum Fratrum Praedicatorum, volumen VIII (1938), 92.
4) Ebendort, 119 f.

mit Namen Karl, ein Franzose, den ich in meiner Jugend gekannt habe. Er weilte in jenen Gegenden und hat viel für die Ausbreitung und die Ehre des Glaubens getan, ist aber schon vor langer Zeit gestorben, und es ist kein andrer mehr in jene Länder gegangen... Sollte es dem Allerhöchsten gefallen, so werde ich selber in jene Gegenden gehen, denn wir haben dort eine bedeutende Menge von Katholiken".

Hiernach kann die vermutete Ausrottung des christlichen Glaubens nach 1368 in China doch nur sehr unvollkommen gewesen und muss die Behandlung der chinesischen Christen sehr viel milder gewesen sein, als man bis jetzt glaubte. Johannes de Gallifontibus hat seinen Wunsch, selber Erzbischof für China zu werden, in der Tat noch verwirklicht gesehen. Papst Johann XXIII (1410—1415) ernannte ihn am 29. Dezember 1410 zum Verwalter des Erzbistums Kambalech [1]). Am 12. Februar 1412 weilte Johannes de Gallifontibus in Lemberg und erteilte der dortigen Dominikanerkirche Ablässe. In dieser Urkunde nennt er sich einen Legaten des Heiligen Vaters: Johannes Dei et Apostolicae Sedis gratia archiepiscopus Solthaniensis et administrator ecclesiae Gambaliensis et in legatione dicte Sedis numpcius. Er hat demnach wohl einen Brief des Papstes an den Kaiser von China mitgeführt, wie es damals bei derartigen Ernennungen die Regel war. Nach dieser Lemberger Handlung verschwindet Johannes de Gallifontibus spurlos aus der Geschichte. Wir wissen nicht, ob er die Chinareise angetreten oder gar vollendet hat und was ihm dort unter Umständen widerfahren ist. Er muss, da er schon 1377 Erzbischof geworden war, 1412 in sehr vorgerücktem Alter gestanden haben. Ob er den Anstrengungen einer so weltweiten Reise noch gewachsen war, ist zweifelhaft. Zu bewundern ist freilich der Mut, mit dem er sich in so hohem Alter seiner neuen Aufgabe noch zu widmen entschlossen war. Lehrreich ist, dass der Jesuitenpater Martin im 17. Jhd. in China noch eine vollständige lateinische Bibel, in gotischer Schrift auf Pergament geschrieben, vorfand, die wohl mit Sicherheit durch die Missionare des Franziskanerordens im 14. Jhd. dorthin gebracht worden war und die ihr Besitzer, ein gelehrter Chinese, als ein Familienerbstück unter keinen Umständen verkaufen wollte [2]).

Erst nach 1600 ist infolge der emsigen Missionstätigkeit von Jesuiten-Missionaren zum dritten Male der Lehre Christi Eingang ins Reich der Mitte verschafft worden. Diese jüngste Periode der christlichen Mission in China begann am 24. Januar 1601 mit der Ankunft des Jesuitenpaters Matteo Ricci in Peking [3]). Nachdem das alte Erzbistum Peking 1384 formell aufgehoben worden war, wurde durch Papst Alexander VIII (1689—1691) am 10. April 1690 ein neues Bistum Peking geschaffen.

1) R. Loenertz: La Société des Frères Pérégrinants, Etudes sur l'Orient dominicain, I, Rom 1937, 111 f.

2) Jean Baptiste du Halde: Description de la Chine, Paris 1735, I 171.

3) J. Trigaltius (Trigaut): De christiana expeditione apud Sinas suscepta a societate Jesu, ex Matthaei Ricii comentariis libri 5, Augsburg 1515. — Opere Storiche del P. Matteo Ricci S. I., edite a Cura del Comitato per le Onoranze Nationali con Prolegomeni, Note e Tavole dal Pietro Tacchi Venturi S. I., Nacerata, 1911—1913.

Doch konnte die hohe Blüte der christlichen Gemeinden, wie sie um 780 und 1330 in China erreicht worden war, nicht aufs neue verwirklicht werden.

Dem päpstlichen Gesandten Johannes von Marignola war nach seiner Heimkehr noch eine umfassende und ehrenvolle Tätigkeit in Europa beschieden. Er wurde, wahrscheinlich im Jahre 1354 [1]), als Kaiser Karl IV (1346—1378) in Italien weilte, mit dem Kaiser bekannt und von ihm als einer seiner Hauskapläne nach Prag mitgenommen. Nicht viel später ernannte ihn der Papst zum Bischof von Bisignano in Calabrien und verwendete ihn in der Folge noch mehrfach zu diplomatischen Verhandlungen. Dazu beauftragte ihn Kaiser Karl merkwürdigerweise, eine Geschichte Böhmens zu schreiben, obwohl Marignola nur einige Monate dort gelebt, sich auch sonst für das Land nie interessiert hatte und obwohl er ein schauderhaft schlechtes Latein schrieb. Yule urteilt darüber [2]):

> „Sein Latein gehört zur schlechtesten Sorte des schlechten... Marignolas Latein ist auch deshalb schlecht, weil es der unklare Ausdruck konfuser Gedanken ist."

Als Probe seines Lateins sei nur e i n Satz wiedergegeben:

> ferculum fecit sibi Salomon de lignis Lybani, id est lectulum portatilem, sicut portabar ego in Zayton, et in India.

Von den „konfusen Gedanken" aber mag folgender Satz Kunde geben:

> „Man muss durchaus nicht glauben, wie der Heilige Augustinus sagt, dass es Gegenfüssler gebe, Menschen, die uns die Fersen zukehren. Denn die Erde ist ü b e r den Wassern gegründet und teilt, wovon wir uns durch Erfahrung genau überzeugt haben, das Weltmeer in Gestalt eines Kreuzes. Zwei Viertel sind schiffbar, zwei durchaus nicht; denn Gott wünschte nicht, dass der Mensch die ganze Welt umfahre".

Der Gerechtigkeit halber sei immerhin anerkannt, dass Marignola gelegentlich auch ein ganz gesundes Urteil und eine erfreuliche Nüchternheit an den Tag legt. Ein interessantes Beispiel hierfür ist seine wahrscheinlich zutreffende Deutung, wie die schon seit dem Altertum spukende Fabel von den indischen „Einfüssler"-Menschen zu erklären ist, die von den wunderdürstenden Jahrhunderten immer wieder erwähnt und sogar später mannigfach abgebildet worden sind [3]), wie sie sich mit ihrem einen riesigen Fuss gegen die Sonnenstrahlen schützen. Marignola bemerkt nun hierzu [4]):

> „Auch gibt es kein Volk, das sich mit einem Fuss Schatten macht, wie man sich einbildet. Vielmehr gehen alle Inder gewöhnlich nackt,

---

1) Yule-Cordier, a.a.O., vol. III (Ser. II, No. 37), 199.
2) Ebendort, 203.
3) Zahlreiche Abbildungen z.B. bei Konrad Lycosthenes (Wolffhart): Chronicon prodigiorum ac ostentorum, Basel 1557. Auch in den wunderbaren Erlebnissen der Herzog Ernst-Sage der Zeit um 1200 spielen die Sciopoden oder Einfüssler, denen der Herzog ein Treffen liefert, eine Rolle (Herzog Ernst-Sage, im Heft 34 der von G. O. Marbach herausgegebenen Volksbücher, Leipzig 1842, 34 ff.).
4) Meinert, a.a.O., 93 f.

und sie halten stets ein Rohr mit einem kleinen Schirm in der Hand, das sie Cyatyr nennen und von dem ich ein Exemplar nach Florenz mitgebracht habe, und sie verwenden es nach Gefallen gegen Sonne und gegen Regen. Dies ist der nur von einigen Dichtern erfundene Fuss".

Marignola hat in der Tat die böhmische Geschichte geschrieben, mit deren Abfassung er beauftragt worden war; doch handelt es sich um ein Werk von sehr geringem Wert, das in Böhmen selbst wenig beachtet worden ist [1]). Ihr Hauptwert liegt immerhin noch in der Tatsache, dass der Verfasser erst durch die Chronik angeregt worden ist, seine eigene China-Reise zu schildern, denn diese Beschreibung fügte er ursprünglich in seltsamer Verknüpfung seiner böhmischen Chronik ein.

Es ist zu vermuten, dass Johannes von Marignola ein ziemlich hohes Alter erreicht hat. Sein Todesjahr ist nicht bekannt.

1) Gedruckt worden ist es in des Pater Gelasius Dobner a S. Catharina: Monumenta Historica Boëmiae nusquam antehac edita, t. II, Prag 1768. — Eine neuere Studie in Fontes Rerum Bohemicarum, Prag 1882, III 492 ff.

143. DIE ENTDECKUNG DES RESTES DER KANARISCHEN INSELN

(1341)

Aus einem angeblichen *Manuskript des Boccaccio,* veröffentlicht von Ciampi: Monumenti d'un manoscritto autografo di Messer Gio. Boccaccio da Certaldo, Florenz 1827, 55 ff.:

Im Jahre der Menschwerdung 1341 kamen Briefe nach Florenz, die von gewissen florentinischen Kaufleuten in Sevilla, einer Stadt im äusseren Spanien, am 14. November des genannten Jahres geschrieben waren. Sie berichteten Folgendes:

Am 1. Juli dieses Jahres liefen zwei Schiffe, die vom portugiesischen König mit allem Bedarf ausgestattet waren, und mit ihnen ein gut armiertes, mit Florentinern, Genuesen, kastilischen Spaniern und anderen Spaniern bemanntes kleines Schiff aus der Stadt Lissabon aus und gewannen die hohe See. Sie führten Pferde, Waffen und verschiedene Kriegsmaschinen, um Städte und Schlösser einnehmen zu können, mit sich und begaben sich auf die Suche nach diesen Inseln, die nach allgemeinem Urteil wiederaufgefunden worden waren. Von gutem Winde begünstigt, landeten sie dort am 5ten Tage. Ende November kehrten sie heim und brachten eine folgendermassen zusammengesetzte Ladung mit sich: zunächst 4 Menschen, Bewohner der Inseln, dazu eine grosse Menge Ziegenfelle, Talg, Fischtran, Robbenfelle, rotes Färbholz, das fast wie Verzino färbt [1]), wenngleich diejenigen, die sich darauf verstehen, behaupten, dies sei unzutreffend, ferner Baumrinde zum Rotfärben, rote Erde und ähnliche Dinge.

Der Steuermann der Expedition, Niccoloso da Recco aus Genua, erklärte auf Befragen, der Archipel liege fast 900

1) Vgl. die Ausführungen auf S. 260.

Meilen von der Stadt Sevilla entfernt. Aber von dem Ort an gerechnet, der heute Kap St. Vincent heisst, sind die Inseln dem Festland sehr viel näher, die erste der entdeckten Inseln etwa 140 Meilen. Es war eine kulturlose Steinmasse, aber reich an Ziegen und anderen Tieren und voll von nackten Männern und Frauen, die durch ihre Sitten und Gewohnheiten Wilden ähnelten. Er fügte hinzu, dass er und seine Begleiter hier den grössten Teil ihrer Ladung von Häuten und Talg einnahmen, dass sie aber nicht gewagt hätten, tiefer ins Land einzudringen. Sie seien noch an einer zweiten Insel vorbeigefahren, die viel grösser als die erste war, und hätten zahlreiche Bewohner bemerkt, die ans Ufer eilten, um mit ihnen zusammenzutreffen. Auch diese Männer und Frauen waren fast nackt. Einige von ihnen schienen den anderen zu befehlen und waren mit Ziegenfellen bekleidet, die mit safrangelben und roten Farben angemalt waren. Aus der Ferne schienen diese Felle sehr fein und zart und sehr kunstvoll mit Darmfäden zusammengenäht zu sein. So weit man aus ihrem Gebahren erkennen kann, haben sie einen Fürsten, dem sie viel Respekt und Gehorsam bezeigen. Alle diese Insulaner liessen durch Zeichen erkennen, dass sie mit den Schiffsleuten Handel zu treiben und in Verkehr zu treten wünschten. Als sich jedoch die Schaluppen der Küste näherten, verstanden die Seeleute nichts von ihrer Sprache, und an Land zu gehen getrauten sie sich nicht. Ihre Sprache ist sehr weich, ihre Redeweise lebhaft und überstürzt wie das Italienische. Als die Insulaner merkten, dass sie nicht landen wollten, versuchten einige schwimmend zu ihnen zu gelangen. Vier von diesen hielt man an Bord zurück; es sind dies diejenigen, die man mitgebracht hat.

Als sie längs der Küste dahinsegelten, um die Insel zu umfahren, fanden sie die Nordseite viel besser kultiviert als die Südseite. Sie sahen eine grosse Zahl von kleinen Häusern, Feigen- und andere Bäume, Palmen, die aber keine Frucht

trugen, und noch andere, Gärten mit Kohl und Gemüse. Sie beschlossen hier an Land zu gehen. 25 Seeleute begaben sich bewaffnet ans Ufer, durchsuchten die Häuser und fanden in dem einen etwa 30 ganz nackte Menschen, die beim Anblick der Waffen erschraken und sogleich flohen. Die Schiffsleute drangen nun ins Innere vor...

Die Insel schien ihnen stark bevölkert und gut kultiviert. Sie bringt Gras, Getreide, Früchte, vornehmlich Feigen, hervor...

Von dieser Insel fortfahrend sahen sie mehrere andere in 5, 10, 20 oder 40 Meilen Entfernung. Sie wandten sich einer dritten zu, auf der sie hohe, grade zum Himmel aufragende Bäume in grosser Zahl bemerkten. Dann fuhren sie an einer anderen vorbei, die sie überreich an Vögeln und vortrefflichem Wasser fanden. Auch gab es dort viel Holz und wilde Tauben, die sie assen, nachdem sie sie mit Stockschlägen und Steinwürfen erlegt hatten. Sie waren grösser als die unsrigen, haben jedoch den gleichen oder einen noch besseren Geschmack. Sie sahen auch viele Falken und andere Raubvögel. Aber sie wagten sich nicht ans Land, da es ihnen ganz öde erschien.

Sie erblickten dann noch eine Insel vor sich, deren felsige Berge sich zu ungeheuren Höhen erhoben und fast ganz mit Schnee bedeckt waren. Es regnet dort immer. Der Teil aber, den man bei klarem Wetter sehen kann, erschien ihnen sehr angenehm, und sie hielten ihn für bewohnt. Sie erblickten noch mehrere weitere Inseln, von denen einige bewohnt, andere öde waren, zusammen 13, und je weiter sie vordrangen, um so mehr sahen sie. Das Meer zwischen ihnen ist ruhiger als an unseren Küsten und hat guten Ankergrund, obwohl die Inseln wenig Häfen besitzen; doch sind sie alle gut mit Wasser versehen. Unter den 13 Inseln, die sie anliefen, waren 5 bewohnt, doch sind sie nicht alle gleich stark bevölkert. Auch berichten sie, die Sprache der Bewohner

sei so fremdartig, dass sie insgesamt nichts verstehen, und es gebe keine Art Fahrzeug. Nur schwimmend könne man von einer Insel zur anderen kommen.

Eine der von ihnen entdeckten Inseln wies etwas so Wunderbares auf, dass sie nicht landeten. Sie sagen, auf ihr sei ein Berg, der sich nach ihrer Schätzung 30 Meilen oder noch mehr erhebt und den man sehr weit sehen kann. Auf dem Gipfel zeigte sich etwas Weisses, und dieses Weisse sah wie eine Festung aus, wie überhaupt der ganze Berg felsig ist. Ein sehr spitzer Felsen auf dem Gipfel ist mit einem Mast von Schiffsgrösse ausgestattet nebst einer Rahe mit grossem lateinischem Segel. Dieses Segel, das vom Winde geschwellt wird, hat die Form eines nach oben gewandten Wappenschildes und entfaltet sich rasch. Bald senkt sich der Mast von selber langsam wie auf den Galeeren, bald richtet er sich wieder auf, schlägt abermals um und erhebt sich von neuem. Sie umfuhren diese Insel und sahen das Wunder sich von allen Seiten wiederholen. Im Glauben, es sei die Wirkung eines Zaubers, wagten sie nicht an Land zu gehen.

Sie haben noch viele andere Dinge wahrgenommen, die der genannte Niccoloso nicht erzählen wollte. Die Inseln können aber nicht reich sein, denn die Matrosen haben kaum die Kosten ihrer Fahrt decken können.

Brief König Alfons' IV von Portugal an Papst Clemens VI vom 12. Februar 1345, bei Odoricus Raynaldus: Annales ecclesiastici, Köln 1691, XVI 212:

...Durch den von Ew. Heiligkeit übersandten Brief haben wir erfahren, dass Ihr zur Ausrottung der unseligen Schösslinge des Unglaubens, die das ganze Land der Inseln der Fortuna (insularum Fortunae!) unnötig im Besitz haben, und zur Bepflanzung des erwählten Weinbergs Gottes Herrn Ludwig, den uns verwandten Fürsten, auserkoren habt. Nachdem wir von dem Brief Kenntnis genommen haben, antworten wir darauf ordnungsmässig in Ehrerbietung, dass die

ersten Entdecker genannter Inseln Bewohner Unsres Königreiches gewesen sind.

In Ansehung des Umstandes, dass diese Inseln Uns näher als jedem anderen Fürsten benachbart sind und dass sie von Uns am leichtesten erobert werden können, haben Wir hierauf Unser Augenmerk geworfen und, da Wir unseren Plan zu verwirklichen wünschen, mehrere Unserer Leute und einige Schiffe dorthin gesandt, um die Natur des Landes kennen zu lernen. Sie landeten auf den Inseln und führten gewaltsam von dort Menschen, Tiere und verschiedene Sachwerte weg, die sie hocherfreut in unser Königreich brachten. Unser Plan wurde aber in dem Augenblick, da Wir schon eine Flotte und ein zahlreiches Heer ausrüsteten, um die Eroberung der Inseln ins Werk zu setzen, durch den Krieg durchkreuzt, den Wir erst mit dem König von Kastilien und dann mit den Sarazenen führen mussten.

Aus dem Verpflichtungsschreiben des *Luis de la Cerda, des „Königs von Fortunia"*, an Papst Clemens VI, datiert aus Avignon vom 28. November 1344, bei Raynaldus, a.a.O., 211:

Ich, Ludwig von Spanien, Herr von Fortunia, gestehe und erkenne an, dass ich die oben genannten Inseln, und zwar Canaria, Ningaria, Pluviaria, Capraria, Junonia, Embronea, Athlantia, Hesperidum, Cernent, Gorgonides und Galeta mit allen Rechten und dauernden Lasten von Euch, meinem Herrn Clemens VI, Papst, durch göttliche Vorsehung für mich und meine katholischen, ehelichen Nachkommen, die männlichen und weiblichen, soweit sie in der Ehrfurcht gegen die römische Kirche selbst verharren, als ewiges Lehen Eurer Nachfolger als kanonischer römischer Päpste empfangen habe. Ich habe sie erhalten und in Empfang genommen gegen eine jährliche Abgabe von 400 Gulden guten, reinen Goldes von Florentiner Gewicht, die Euch, meinem Herrn Clemens VI, Papst durch göttliche Vorsehung, Euren Nachfolgern und der römischen Kirche alljährlich am Fest der seligen Apostel Peter und Paul zu bezahlen sind.

Die Geschichte der mittelalterlichen Wiederentdeckung der Kanarischen Inseln, die dem Altertum bereits bekannt gewesen waren (Kap. 6) und die dann — von literarischen Reminiscenzen abgesehen — wieder völlig aus dem europäischen Gesichtskreis schwanden, ist nur mit erheblicher Mühe einigermassen klarzustellen. Um 1350 waren alle Kanarischen Inseln bestimmt wieder bekannt. Aber wie sich ihre Wiederauffindung vollzogen hat und in welchen Jahren dies geschah, ist nichts weniger als einfach zu klären. Oben wurde in den Kap. 130 und 134 bereits einiges über die erste Wiederauffindung der Inselgruppe gesagt. Jedenfalls steht fest, dass die älteren geschichtlichen Darstellungen der Entdeckung der Inselgruppe, die sich meist erst um die Zeit nach 1400 kümmerten [1]), mit ansehnlichen Fehlern und Irrtümern belastet sind. Erst einige Dokumente, die im 19. Jhd. ans Licht kamen, versetzen uns gegenwärtig in die Lage, ein Bild der Entwicklung zu zeichnen, das der Wahrheit zumindest recht nahe kommen dürfte.

Soweit es sich erkennen lässt, hatte die Expedition des Lanzarote von 1312 (Kap. 134) lediglich die beiden östlichsten der grossen Kanaren, Fuerteventura und Lanzarote, wiederaufgefunden. Nur von diesen lag eine Kunde vor, als Dulcert 1339 seine Karte zeichnete. Vor 1350 waren aber a l l e Kanarischen Inseln bekannt, wie die Aufzeichnungen des Libro del Conoscimiento (Kap. 144) beweisen. In der Zwischenzeit haben also weitere Entdeckungen stattgefunden, doch blieb man lange auf Vermutungen angewiesen, was für Ereignisse sich inzwischen auf dem Ozean abgespielt haben.

Ehedem nahm man ziemlich allgemein an, die Entdeckung aller Kanaren sei anlässlich der Vivaldi-Expedition von 1291 gelungen. Diese Hypothese vertraten u. a. d'Avezac [2]), Kunstmann [3]), Amat di San Filippo [4]), Gaffarel [5]), Th. Fischer [6]) und Nordenskjöld [7]). Sie ist aber aus den schon oben (Kap. 130 und 134) erörterten Gründen keinesfalls aufrecht zu erhalten. Gelegentlich wurden auch spanische Seefahrer willkürlich als Entdecker bezeichnet [8]). Auch dies ist durchaus unglaubhaft. Zumal auf Mallorca scheinen sich die Katalanen zwar bereits lange als Seefahrer betätigt zu haben. Hören wir doch schon 1227 von Seeräubern auf Mallorca,

---

1) Bontier et Leverrier: Première descouverte et conqueste des Canaries, Paris 1620. Neu gedruckt unter dem Titel: Le Canarien, livre de la conquête et conversion des Canaries (1402—1422), par Jean de Béthencourt (écrite par Pierre Bontier et Jean Le Verrier), publiée par G. Gravier. Rouen 1874, sowie im Bd. 46 der Publikationen der Hakluyt Society, London 1872.

2) Pascal d'Avezac: L'univers pittoresque, Bd. 47: Esquisse générale de l'Afrique et de l'Afrique ancienne, Paris 1844, IV, 2.

3) Friedrich Kunstmann: Die Entdeckung Amerikas, München 1859, I.

4) Bolletino della società geografica, Januar 1880, 64.

5) Theobald Fischer: Sammlung mittelalterlicher Welt- und Seekarten italienischen Ursprungs, Venedig 1886, 11.

6) Paul Gaffarel: L'île des sept cités, Verhandlungen des Madrider Amerikanisten-Kongresses 1881, I 170 f.

7) Adolf Erik von Nordenskjöld: Periplus, Stockholm 1897, 114.

8) Ersch und Grubers Lexikon I, Bd. 15/6, 75. — Notice des Manuscrits XIV, 2 (1839), 66.

die ein von Barcelona nach Ceuta fahrendes Kauffahrteischiff kaperten [1]), und bereits vom 13. November 1184 ist das Erscheinen eines ganzen Geschwaders von mallorcanischen Schiffen vor Bougie gemeldet [2]). Dass die Katalanen auf Mallorca vor 1350 auch den Ozean befuhren, beweist zudem die Fahrt des Ferrer (Kap. 146). Aber gerade auf Mallorca wurde ja die Karte des Dulcert von 1339 gezeichnet. Wenn diese demnach ausser Fuerteventura und Lanzarote noch keine grossen Kanaren-Inseln nannte, liegt hierin ein sicherer Beweis, dass andere Kanaren damals in Mallorca eben noch nicht bekannt waren.

Ein zeitgenössisches Dokument, das von verantwortlicher Stelle, nämlich vom König von Portugal, herrührt und oben abgedruckt ist, nimmt nun auffälligerweise die Ehre der Entdeckung der Kanaren für Portugiesen in Anspruch. Dieses Schriftstück muss zunächst Verwunderung erregen, da noch rd. 3/4 Jahrhunderte später nachweislich die portugiesische Navigationskunst auf offener See höchst mangelhaft war, so dass man sich eine von Portugiesen vor 1345 durchgeführte Entdeckungsfahrt auf dem offenen Ozean schlecht vorzustellen vermag. Auch bleibt zu beachten, dass der ausgezeichnete portugiesische Chronist Barros 1628 nicht nur die mangelhafte Seefahrerkunst seiner Landsleute noch für die Zeit um 1400 ausdrücklich hervorhebt [3]), sondern darüber hinaus auch von einer Entdeckung der Kanaren durch Portugiesen durchaus nichts weiss, denn er gibt folgendes „Gerücht" seines Zeitalters wieder [4]):

> „Dem Vernehmen nach erhielt man von diesen Inseln (Kanaren) Kenntnis durch ein englisches oder französisches Schiff, das durch Sturm dorthin verschlagen wurde".

Wie ist es unter solchen Umständen möglich, dass König Alfons IV von Portugal dennoch die Behauptung aufstellen konnte, die Entdecker der Kanaren seien „nostri regnicolae" gewesen?

Der Widerspruch ist unschwer lösbar. Des Königs Behauptung ist bis zu einem gewissen Grade richtig, aber dennoch zumindest nicht frei von einer nationalen Schönfärbung und einer Verschweigung wichtiger Nebenumstände. Wir sind über die ozeanische Expedition gut unterrichtet, auf die der Brief des Königs an den Papst anspielt. Es lässt sich daraus wenigstens annähernd die restliche Entdeckungsgeschichte der Kanaren ableiten, die allerdings nur unter starkem Vorbehalt als ein portugiesisches Verdienst in Anspruch genommen werden darf [5]).

Natürlich wird die Auffindung zweier Inseln im Ozean durch Lanzarote dem portugiesischen König Alfons IV (1325—1357) gegen 1340 ebenso

---

1) Adolf Schaube: Storia del commercio dei populationi del Mediterraneo, Turin 1915, 381.

2) G. de Reparaz (fill.): Catalonya a les mars, Barcelona 1930, 195.

3) João de Barros: Asia, Dec. I, liv. I, cap. 2—3 (Venedig 1551,7). „Die (portugiesischen) Seeleute jener Zeit waren nicht gewohnt, sich weit in die offene See hinauszuwagen, ihre ganze Seeschiffahrt beschränkte sich auf kleine Tagfahrten in dauernder Landsicht".

4) João de Barros: Dos feitos que os Portugueses... I, XII, fol. 23 recto, col. 1.

5) Pedro de Azevedo: Sobre a Expedicao à Canarias em 1341, im Boletino da segunda classe da Academia das Ciencias de Lisboa, VI (1913), 210 ff.

gut wie anderen Zeitgenossen bekannt gewesen sein. Da in der Tat, wie es in dem Brief heisst, „diese Inseln uns näher als jedem anderen Fürsten benachbart" waren, mag man in Portugal besonders lebhaft ein Bedürfnis empfunden haben, der Entdeckung weiter nachzugehen. Ganz aus eigener Kraft war man aber hierzu noch nicht in der Lage.

Ähnlich wie König Alfred der Grosse von England im 9. Jhd. erfahrene normannische Seefahrer in seinen Dienst genommen hatte, um sein Volk in der Nautik zu unterrichten (Kap. 93 und 94), bemühten sich die portugiesischen Herrscher des beginnenden 14. Jhds. um italienische Lehrer in der Kunst der Seeschiffahrt. In jenem Zeitalter waren in der Welt des Mittelmeers die Italiener allen anderen Völkern als Seefahrer ganz gewaltig überlegen, die in Amalfi blühende Schiffahrtschule war berühmt in der gesamten Christenwelt. Auch stammten die meisten See- und Weltkarten des Zeitalters von Italienern. Venezianische Schiffe fuhren spätestens seit 1273 bis nach Flandern hinauf [1]), nicht erst seit 1314, wie man früher glaubte [2]), genuesische vielleicht sogar noch früher [3]), und hatten daher schon vor 1300 Gelegenheit, portugiesische Häfen regelmässig zu besuchen. König Diniz von Portugal (1279—1325) verpflichtete in einem zu Santarem am 1. Februar 1317 geschlossenen Vertrage Italiener als Lehrer der Nautik [4]), weil damals eben offenbar Italiener und Katalanen allein unter den südeuropäischen Völkern auf dem offenen Ozean Schiffahrt zu treiben verstanden. Auch auf der portugiesischen Kriegsflotte der Folgezeit wirkten ein Genuese Manoel Pezagno als Admiral und 20 weitere Genuesen als Offiziere [5]), deren Anwerbung durch einen eigenen Vertrag des Königs Diniz mit einem spanischen Edelmann vereinbart worden war [6]).

So kann es nicht im geringsten Überraschung erregen, dass auch König Alfons IV, als er die Kanaren näher zu erkunden beschloss, zur Lösung dieser Aufgabe fast lauter Italiener heranzog. Er liess eine Expedition mit portugiesischem Gelde ausrüsten, und die Schiffe trugen auch die portugiesische Flagge; die Mannschaft aber und vor allem die nautische Leitung setzten sich überwiegend aus Italienern zusammen, zu denen sich eine Anzahl von Spaniern, aber beachtenswerterweise gar keine Portugiesen gesellten. Der Florentiner Anghelino de Tegghia de Corbizzis war der Befehlhaber, der Genuese Niccoloso da Recco Ober-

1) M. G. Thomas in Abhandlungen der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., XVIII (1875), 142.

2) Ludovico Guicciardini: Descrittione di tutti Paesi Bassi, Antwerpen 1567, 119. — Rawdon Brown: Calendar of State Papers I, London 1864, LXI, LXXII, CXXVII. — 1314, im März, fuhr erstmalig eine ganze Flottille venezianischer Staats-Galeeren nach Flandern zwecks Anbahnung einer regelmässigen Handelsverbindung (A. Schaube: Die Anfänge der venetianischen Galeerenfahrten nach der Nordsee, in der Historischen Zeitschrift, Bd. 101 (1908), 28 f.

3) J. E. Wappäus: Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer, Göttingen 1842, I 330.

4) Cornelo Desimoni in Atti della Società Ligura di Storia Patria, (Alessandria) 1896, 13.

5) Gabriel Gravier: Recherches sur les navigations européennes faites au moyen-âge aux côtes occidentaux d'Afrique, Paris 1878, 13 ff.

6) Ignacio da Costa Quintella: Annales da marinha portugueza, Lissabon 1839, I, 19.

steuermann usw. Die Expedition scheint durch Italiener angeregt worden zu sein, die zumal seit 1317 reichlich in Portugal einströmten. Prestage hat hierzu gesagt [1]):

> „Mit dem Admiral kamen Angehörige der führenden Familien Genuas nach Portugal, und wahrscheinlich sind diese es gewesen, welche die erste durch Daten bezeugte Ozeanfahrt anregten".

Es ist daher ganz unangebracht, wie es versucht worden ist [2]), aus dieser portugiesischen Entdeckungsfahrt ohne Portugiesen das Bestehen einer portugiesischen Gross- und Hochseeschiffahrt schon in der Zeit um 1340 zu folgern! Die modernen portugiesischen Forscher neigen zu ungeheuerlicher Überschätzung ihrer mittelalterlichen Landsleute, wie sich besonders in der Äusserung zeigt, im 14. und 15. Jhd. seien die Portugiesen „die einzige Nation, die in der Seeschiffahrt Erfahrung hatte" (!), gewesen (vgl. Bd. 4, S. 237 der 1ten Auflage). Demgegenüber muss mit allem Nachdruck betont werden, dass diese Auffassung eine durch nationale Eitelkeit bedingte Geschichtsklitterung ist und nichts weiter. Schomburg hat festgestellt [3]):

> „Lehrmeister der Nautik waren im ausgehenden Mittelalter die Italiener".

Über die Entdeckungsfahrt von 1341 wurde 1827 ein zeitgenössischer Bericht bekannt, als dessen Verfasser der grosse Boccaccio bezeichnet worden ist — ob mit Recht oder nicht, bleibt unsicher. Der Wortlaut ist oben fast vollständig wiedergegeben. Er meldet, dass damals 13 Inseln entdeckt wurden, von denen anscheinend nur 5 bewohnt waren. In Wahrheit dürften die 7 grossen Inseln von jeher, vielleicht schon seit vorgeschichtlicher Zeit, besiedelt gewesen sein. Menschenleer waren wohl nur die 6 kleineren Klippeninseln Lobos, Roquete del Este, Roquete del Oeste, Graciosa, Montaña Clara und Alegranza [4]). Ob die kretische oder phönizische Entdeckung im Altertum (Kap. 6) die erste ihrer Art war, ist zumindest unsicher. Zufolge einer Mitteilung des Reg. Rats a.D. Dr. v. Weickhmann, der lange auf Teneriffa gewohnt hat, vom 16. Mai 1937 gibt es auf den Inseln zahlreiche Felsinschriften mit unbekannten Schriftzeichen, deren Urheber bisher nicht bekannt sind. Tafel II bringt eine Probe von ihnen. Die Guan-

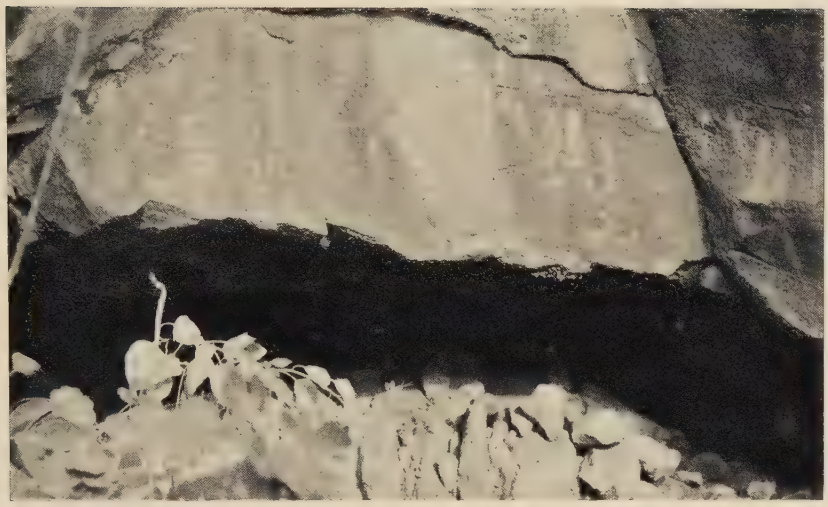
---

1) Edgar Prestage: Die portugiesischen Entdecker, Berlin-Leipzig-Wien, ohne Jahr, 10.

2) Hedwig Fitzler: Die portugiesischen Handelsgesellschaften des 15. und beginnenden 16. Jahrhdts., in der Vierteljahrsschrift für Handels- und Wirtschaftsgeschichte 1932, 2. — Egmond Zechlin: Das Problem der vorkolumbischen Entdeckung Amerikas, in der Historischen Zeitschrift, Bd. 152 (1935), 35.

3) Hans Schomburg: Iberische Steuermannskunst im Entdeckungszeitalter, im Geograph. Anzeiger, Jg. 45 (1944), 203.

4) P. Barker-Webb et Sabin Berthelot: Histoire naturelle des îles Canaries, Paris 1842, 33.



Felszeichnung von den Kanaren
(Nach einer Photographie und Mitteilung des Herrn Reg. Rats. Dr. von Weickhmann in Realejo Alto auf Teneriffa)

chen, welche die Entdecker des 14. Jhds. als Bewohner vorfanden, waren, obwohl sie Wilden glichen, wahrscheinlich nordischer Herkunft. Boccaccios Beschreibung ihrer „langen, blonden Haare" lässt hieran kaum einen Zweifel.

Diese Beschreibung selbst stützt sich auf die denkbar zuverlässigste Quelle, eine Schilderung des Fahrtteilnehmers Niccoloso da Recco, die gleich nach Beendigung der Fahrt in einem vom 14. November 1341 datierten Brief aus Sevilla Florentiner Kaufleuten zuging. Der Brief zeigt deutlich, wie gewagt die Behauptung des portugiesischen Königs war, dass „nostri regnicolae" die Inseln aufgefunden hätten. Portugiesen waren an der Fahrt überhaupt nicht beteiligt!

Besonders reizvoll ist Boccaccio's Beschreibung der Inseln dadurch, dass sie erkennen lässt, weshalb die „glücklichen Inseln" des Altertums ihre mannigfach wechselnden Namen erhalten haben, die uns auf den Karten des 14. und 15. Jhds. immer aufs neue begegnen, ohne dass man sich zumeist ihrer Identität mit den 1312 und 1341 entdeckten Inseln bewusst wurde. Unschwer erkennen wir in der Beschreibung, die sich selbst aller Namenangaben enthält, die „Ziegeninsel" (Capraria, de las cabras usw.) wieder, ebenso des Plinius Inseln Nivalis und Pluvialia (Embrion), die Taubeninsel (de columbis) der mittelalterlichen Seekarten usw.

Ergänzt werden die portugiesischen und italienischen Berichte über die Expedition des Jahres 1341 anscheinend durch die Meldung eines Arabers [1]), dass damals an den Sultan von Marokko Sklaven verkauft wurden, die durch Europäer auf den Inseln des Ozeans geraubt worden waren.

Das Libro del Conoscimiento, das uns den Stand der neuen erdkundlichen Kenntnisse auf dem Ozean ums Jahr 1345 vor Augen führt, spiegelt die Verwirrung der Begriffe wieder, die dadurch entstand, dass einmal die neu entdeckten Inseln der Kanarengruppe alsbald mit sehr verschiedenen Namen in verschiedenen Sprachen belegt wurden und dass weiterhin vielfach die Erkenntnis fehlte, dass die von Plinius u.a. überlieferten Namen ozeanischer Inseln im Altertum sich auf die gleichen Objekte bezogen, die neu entdeckt worden waren. So bildete sich die Vorstellung heraus, als ob die Zahl jener ozeanischen Inseln im nicht grossen Umkreis um die Gibraltarstrasse ausserordentlich viel grösser sei, als sie wirklich ist, zumal da auch Namen winzigster Inselchen und Klippen als solche von bedeutenderen Inseln aufgefasst wurden.

Die Zahl der Kanareninseln erscheint in der Aufstellung des Libro del Conoscimiento aus den angedeuteten Gründen viel zu gross. Zwei Namen der Insel Teneriffa, del inferno (Hölleninsel, wegen des Vulkans) und tenerefiz, sind als zwei verschiedene Inseln aufgefasst; für Fuerteventura treffen wir gar auf 4 verschiedene Namen, Forteventura, de las Cabras (Plinius' Capraria), Columbaria und Ventura, die der Verfasser des Libro del Conoscimiento alle getreulich aufgezeichnet und auf — 4 verschiedene Inseln gedeutet hat. Die kleine Insel im Norden von Fuerteventura, die noch heute ihren alten Namen Lobos (Seehundsinsel) trägt, ist in der Aufzählung gleich in 3 Inseln verwandelt worden; die kleinen Klippen-

1) Ibn Khaldun in Reinaud's Abu'l-Fida-Ausgabe, Paris 1848, I 264, Anm. 1.

inselchen Graciosa bei Lanzarote, Allegranza und Rocca der Kanarengruppe treten als eigene, bedeutende Inseln gresa, alegranca und rachan auf, ferner die Fabelinsel Brasil usw. Weiter unten ist Näheres über die ungeheure Begriffsverwirrung nachzulesen, die sich daraus ergab und die auch in unseren Tagen noch fortwirkt.

Ob auch die beiden westlichsten Inseln Ferro und Palma schon 1341 oder erst bei einer späteren Reise entdeckt wurden, lässt sich nicht beantworten. Der Name Ferro findet sich in der Form „fero" nicht früher als auf der Katalanischen Karte von 1375.

Die neuen Entdeckungen des Jahres 1341 erregten sogleich, nachdem die Kunde davon in Europa bekannt geworden war, erhebliches Aufsehen und hatten alsbald auch politische Folgen. Schon der Brief vom 14. November 1341, der Boccaccios Bericht zugrunde lag, verwandte den Ausdruck: „Von Canaria und den anderen kürzlich hinter Spanien im Ozean aufgefundenen Inseln" (de Canaria et insulis reliquis ultra Hispaniam in Oceano noviter repertis). Derselbe Ausdruck „kürzlich aufgefundene Inseln" findet sich in einer Urkunde vom 16. April 1342, in der sich drei Bürger von Mallorca, namens Bartomeu Moragues, Pere Giges und Francesc Albussa, verpflichteten, mit zwei Schiffen „Santa Creu" und „Santa Madalena" nach jenen Inseln zu fahren „in Richtung auf die Meere des Westens" [1]). Nur 9 Tage später wurde dann dem Schiffe „St. Joan" eines gewissen En Domenec Gual in Mallorca die gleiche Erlaubnis erteilt [2]).

Am 15. November 1344 vergab Papst Clemens VI in Avignon die neuen Inseln an Luis de la Cerda, einen Urenkel des kastilischen Königs Alfons X, als Herrschaftsgebiet, das „Fürstentum Fortunia" genannt wurde [3]). 1345 wurde in Mallorca für den neuen „König der Kanarischen Inseln" eine eigene Schiffsexpedition ausgerüstet, die jedoch aus unbekannten Gründen nicht zustande gekommen zu sein scheint. Voraussichtlich hat der neue „König" Luis sein Reich Fortunia niemals zu sehen bekommen [4]), denn er fiel bereits 1 Jahr später in der Schlacht bei Crécy (26. August 1346) [5]).

Der König von Spanien erkannte in einem aus Alcale am 13. März 1345 geschriebenen Brief an den Papst [6]) die Belehnung an. Dagegen protestierte der König von Portugal mit der unter den Originaldokumenten abgedruckten Begründung dagegen, dass „seine" Inseln über seinen Kopf hinweg einem anderen als Herrschaftsgebiet übergeben wurden. Es muss dabei betont werden, dass nach der Ansicht des Zeitalters der Papst als Statthalter Gottes auf Erden das Recht hatte, über neuentdeckte Länder zu verfügen, wofür uns auch im 15. Jhd. noch eine Reihe von sehr lehrreichen Beispielen

---

1) Gonçal de Reparaz (fill): Catalunya a les mars, Barcelona 1930, 229.

2) Miquel Bonet: Expediciones de Mallorca a las Islas Canarias (1342 y 1352), im Boletin de la Sociedad Arqueologica Luliana, VI (1896), 286. — Elies Sernes y Rafols: El descubrimiento y los viajes medievales de los Catalones a las Islas Afortunadas, 1926.

3) Raynaldi Annales, a.a.O., 21.

4) De Reparaz, a.a.O., 230.

5) Raynaldus, a.a.O., 211.

6) Raynaldus, a.a.O., 212. Der Brief weist die Jahreszahl 1344 auf, da man in den romanischen Ländern das Jahr oft erst mit Ostern beginnen liess.

begegnen wird. Der Protest blieb in der Luft hängen, da eben „König" Ludwig gar keine Gelegenheit hatte, die Regierung seines Reiches zu übernehmen. Die territoriale Zugehörigkeit der Inseln war sehr lange ungeklärt (vgl. S. 264).

Am päpstlichen, wie auch am portugiesischen Hofe hat man sich die Sache im übrigen recht leicht gemacht. Man kannte offenbar weder die Zahl der zu vergebenden Inseln noch ihre Namen. Wohl hatte König Alfons zur Bekräftigung seiner Ansprüche an den Papst eine — natürlich noch recht unvollkommene — Karte der neugefundenen Inseln mitgesandt, die neuerdings mehrfach zum Gegenstand gelehrter Studien gemacht worden ist [1]). Sicher ahnte man, dass es sich um die „Insulae fortunatae" des Altertums handeln musste, die bei den antiken wie bei den frühmittelalterlichen Schriftstellern unter stark wechselnden und oft wunderlich genug entstellten Namen häufig genannt worden waren. Nicht geographischen Erkundungen, sondern literarischen Studien entstammten die 10 Inselnamen, die das neue Königreich Fortunia zusammensetzen sollten und die wir im Schreiben des Luis de la Cerda, worin die Belehnung durch den Papst anerkannt ist, unter den obigen Originalen aufgezählt finden.

Da es überhaupt nur 7 grössere Kanaren gibt, von denen 2, Ferro und Palma, dem Altertum vielleicht unbekannt geblieben sind, so sind die genannten 10 Inseln eigentlich mehr psychologisch als geographisch reizvoll. Canaria ist Gran Canaria; Ningaria, das ursprünglich in der altrömischen Geographie Nivalis hiess [2]), entspricht Teneriffa; Capraria ist Fuerteventura; Embronea, dessen Name sich von ὄμβρος ableitet und dem lateinischen Pluvialis entspricht, Lanzarote; Junonia ist schon nicht sicher zu deuten (vgl. S. 265), und die 5 letzten Namen sind in der Hauptsache reine Phantasiegebilde.

Allzu temperamentvolle Portugiesen haben letzthin behauptet [3]), die See-Expedition des Königs Alfons vom Jahre 1341 habe nicht nur die Kanaren, sondern auch schon die Azoren, ja womöglich gar Brasilien entdeckt. Es ist dies eine völlig willkürliche These. Wie noch zu zeigen sein wird (Kap. 147), ist bisher kein Anhalt gegeben, dass irgendeine Azoreninsel vor 1431 aufgefunden worden ist.

Die Brasilien-These aber kann nur als ausgesprochen töricht bezeichnet werden und ist derart mangelhaft, ja geradezu leichtfertig begründet, dass man sie in einer ernsthaften wissenschaftlichen Auseinandersetzung eigentlich ignorieren müsste, wie so viele andere Blüten einer überquellenden

1) Agastino da Fonseca: A Carta de D. Afonso IV ao Pápa Clemente VI, in Anais das Bib. e Arquivos, 1916, 57 ff., — Pedro de Azevedo: O Traslado da Carta de D. Afonso IV ao Papa Clemente VI sobre as Canarias, existente em Roma, im Boletim da segunda classe da Academia das Ciencias de Lisboa XI (1918), 66 ff. — Jordao de Freitas: A carta de D. Afonso IV ao Pápa Clemente VI e a Honestidade literaria de Jodo da Rocha, in Portucale, vol. II, No. 2, Oporto 1929.

2) Vgl. die ausführlichen Darlegungen meines Aufsatzes in der Geographischen Zeitschrift 1933, 341 f.

3) Assis Cintra: O Brasil foi descoberto em 1342, im Arquivo das Colonias 1929, 86. — Carlos Roma Machado de Faria e Maia: O Planisferio luminoso da Exposiçao de Paris de 1931 e as descobertas maritimas dos pilotos portugueses, in Revista „A Terra", No. 14.

Phantasie, wenn nicht in den letzten Jahren für jene jüngsten portugiesischen Märchen auch im Ausland allzu sehr die Reklametrommel gerührt worden wäre. Es ist daher vielleicht doch nötig, den „Beweis" für jene sensationelle Behauptung einmal etwas schärfer unter die Lupe zu nehmen.

Jene vorgebliche portugiesische Entdeckung Brasiliens i. J. 1341/2 wird *allein* aus dem unbedeutenden Umstand gefolgert, dass im Jahre 1342 im Lissaboner Handel „Brasilholz" auf dem Markte erschien [1]). Es wird dabei übersehen, dass Brasilien seinen Namen überhaupt erst 1507 erhalten hat [2]), weil man dort das seit langen Jahrhunderten bekannte Brasil-Farbholz in Mengen vorfand und deshalb auf der atlantischen Fabelinsel Brasil zu sein glaubte (Kap. 190). Das Brasilholz selbst war „den Arabern lange vor Entdeckung der Neuen Welt unter diesem Namen bekannt" [3]) und spätestens seit dem 9. Jhd. ein beliebter Handelsartikel, der zumeist auf den Sundainseln zu Hause war. Schon der jüdische Reisende Soliman [4]) tat seiner i. J. 851 als einer auf Sumatra vorkommenden Handelsware Erwähnung. 100 Jahre später nannte es Masudi unter dem Namen bokkam [5]), und ebenso war es dem Marco Polo [6]) als Handelsartikel der Sundainseln unter dem Namen Verzino vertraut, dessen Identität mit dem Brasilholz erwiesen ist [7]). Auch Frater Jordanus kannte es um 1320 als wichtiges Handelsprodukt Vorderindiens [8]). Im 13. und 14. Jhd. war das Brasilholz eine beliebte Handelsware südeuropäischer Märkte: eine italienische Urkunde von 1306 kennt es als „braxilis" [9]); ebenso ist es, nach Humboldt [10]), „in Spanien während der Jahre 1221 bis 1243" nachzuweisen. Dass man es also in Lissabon 1342 gekannt hat, ist selbstverständlich. Aus dieser unauffälligen Tatsache zu folgern, dass damals Brasilien entdeckt gewesen sein müsse, ist eine mehr als kühne, der Wissenschaft unwürdige Behauptung. Brasilien ist vor dem allerletzten Ende des 15. Jhds. bestimmt unbekannt geblieben.

Schuchhardt spricht einmal [11]) von „hybriden Übertreibungen, die wie geile Triebe bei üppigem Wachstum sich immer einstellen". Die gekennzeichneten portugiesischen Geschichtsklitterungen zur Geschichte der Erdkunde sind ein besonders krasses Beispiel für solche „hybriden Übertreibungen" . . . .

Es ist nämlich in Portugal leider auch sonst eine bedenkliche Neigung

1) Carlos Roma Machado de Faria e Maia, a.a.O., 3.
2) Eusèbe Renaudot: Anciens relations des Indes et de la Chine de deux voyageurs Mahométans, Paris 1718, 5.
3) Matth. Christian Sprengel: Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen, Halle a.S. 1783, 89.
4) Vgl. Terrae incognitae II 182.
5) Masudi, Übersetzg. Sprenger, London 1841, I 353; Ausg. Barbier de Meynard, Paris 1861, I 338.
6) Marco Polo, III 19.
7) Petrus Martyr: De rebus Oceanicis, Köln 1574, 50: quarum lignum vestri mercatores Itali verzinum, Hispani brasilium appellant.
8) Frater Jordanus: Mirabilia descripta, in Relation des voyages et mémoires IV (1839), 49.
9) Joh. Nic. Bischoff: Versuch einer Geschichte der Färbekunst, Stendal 1780, 70.
10) Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1836, I 441.
11) Karl Schuchhardt: Vorgeschichte von Deutschland, München-Berlin 1935, IV.

aufgekommen, die alle und jede wichtige geographische Entdeckung des 14. und 15. Jahrhdts. einschliesslich der Auffindung Amerikas als ursprünglich portugiesische Ruhmestat in Anspruch nehmen will. Schon 1875 fing der Portugiese Cordeiro an, solche Phantasien als wissenschaftlich gesicherte Tatsache zu behaupten [1]), und obwohl er alsbald von dem Spanier de Salos recht nachdrücklich widerlegt und zur Ordnung gerufen wurde [2]), ist die durch ihn geweckte Suggestion in portugiesischen Hirnen zu einer Art von Epidemie geworden. Die Portugiesen, die im Beginn des 15. Jhds. nautisch noch höchst unerfahren waren, die im August 1415 bei ihrer Expedition gegen Ceuta noch kaum die Gibraltarstrasse zu bezwingen vermochten [3]), sollen nach Auffassung ihrer modernen „Historiker" schon 1341 die Azoren und Brasilien, 1447 nochmals Brasilien (Kap. 177), 1452 Neufundland, 1475 Cuba, 1491 Florida, dazu Australien, die Beringstrasse, die Bucht von San Francisco als Erste entdeckt, ja sogar die nordöstliche und die nordwestliche Durchfahrt bezwungen haben [4]). Alle diese Behauptungen verstiegener Wissenschaftler sind völlig aus der Luft gegriffen. Soweit „Beweise" dafür versucht worden sind, waren sie von erschreckender Dürftigkeit und z.T. völliger Unsinn. Wir haben es hier mit massenhaften Äusserungen eines ungesund überhitzten und falsch verstandenen „Nationalgefühls" zu tun, mit Ergebnissen einer ungezügelten Phantasie, nicht Resultaten einer gewissenhaften und objektiven Geschichtsforschung [5]). Und im übrigen gilt auch hier: Qui trop embrasse, mal étreint!

Portugiesische Seefahrer waren an den Entdeckungen in den westlichen Meeren während des 13. und 14. Jhds. ganz sicher noch nicht beteiligt, da de Barros ausdrücklich bestätigt [6]), dass seine Landsleute bis 1415 „nicht gewohnt waren, sich weit in die offene See hinauszuwagen". Friederici hat mit Recht die Portugiesen der Zeit vor Heinrich dem Seefahrer als „überaus ängstliche und furchtsame Küstenfahrer ohne eine Spur seemännischen Wagemuts" bezeichnet [7]). Die Frage, welche Nation zuerst die bis dahin unbekannt gebliebenen Teile der Gewässer westlich der

---

1) Verhandlungen des Amerikanisten-Kongresses von Nancy, 1875, I 233.

2) Don Javier de Salos: Del descubrimiento de America por el Sr. Luciano Cordeiro, in La Academia 1877, I 131.

3) Heinrich Schäfer: Geschichte von Portugal, Hamburg 1830, II 287.

4) Carlos Roma Machado de Faria e Maia: Prioridade dos Portugueses no descobrimiento da America da Norte e ilhas de America central, Lissabon 1931. — Ricardo Beltran y Rozpida: Cristobal Colon, Genoves, Lissabon 1925. — Antonio Ferreira de Serpa, in Republica vom 22. Mai und 9. Juni 1935. — Jaime Cortezão: A viagem de Diego de Teive e Pero Vesquez de la Frontera ao Banco de Terra Nova en 1452, im Arquivo Historico de Marinha. — Assis Cintra: O Brasil fol descoberto em 1342, im Arquivo das Colonias, 1929 u.a.

5) Eine Widerlegung brachte mein Aufsatz: Die These einer vorcolumbischen portugiesischen Geheimkenntnis von Amerika, in der Historischen Vierteljahrsschrift 1936, 548 ff. — In unsren Tagen sind die Sowjetrussen diesem Selbstbeweihräucherungswahn verfallen: systematisch verbreiten sie die Mären, dass ungefähr alle grossen Erfindungen und Entdeckungen ursprünglich von irgend welchen, meist völlig unbekannten, Russen gemacht worden sind.

6) João de Barros: Da Asia, dec. I, lib. I, cap. 2, Venedig 1551, 7.

7) Georg Friederici: Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, Stuttgart 1936, II 23.

Gibraltarstrasse befahren hat, kann allein die Italiener und die Katalanen in die engere Wahl bringen. Beide haben ihre Befürworter gefunden, natürlich jedesmal Landsleute unsrer Tage. Magnaghi nimmt für die Italiener [1]), de Reparaz für die Katalanen [2]) die Priorität in Anspruch. Für welche These der unbefangene Beurteiler sich zu entscheiden hat, ist nicht eindeutig zu ermitteln.

Die atlantische Schiffahrt hat ja, auch wenn wir die grossartigen Leistungen der Normannen auf den nordischen Meeren ganz ausser Acht lassen, niemals ganz aufgehört. Küstenfahrten in sehr weitem Umfange waren gang und gäbe. Ein Scholion zu Adam von Bremen, wenn es auch kaum von dem hamburgischen Domherrn selber herstammen wird, gibt sogar eine recht genaue Segelanweisung für eine Reise von Jütland bis nach Palästina [3]). Eine ganze Flotte von flandrischen und friesischen Seeräubern traf 1097 im Hafen von Tarsus beim Kreuzfahrerheer ein und machte mit diesem gemeinsame Sache bei der Eroberung von Laodicea [4]). Auch sonst fanden während der Kreuzzüge zahlreiche Transportflotten den Weg von westeuropäischen Häfen ins Heilige Land [5]).

Allein nach Jaffa kamen 1102 volle 200 Pilgerschiffe aus Westeuropa, 1107 gelangten 7000 Pilger aus west- und nordeuropäischen Ländern auf dem Seewege nach Palästina und kehrten ebenso zurück [6]). Grosse Flotten, die deutsche, flandrische, englische usw. Kreuzfahrer ins Heilige Land trugen, liefen insbesondere in den Jahren 1147, 1189/90, 1197 und 1217/8 durch die Gewässer des Ozeans und des Mittelmeers [7]).

Die letztgenannte Fahrt, ein spezifisch deutsches Unternehmen, dessen Zustandekommen vornehmlich ein Verdienst des Kölner Domscholasters Oliver war, verdient ganz besondere Beachtung. Der Verlauf ist von einem Teilnehmer, dessen Bericht Emo wiedergegeben hat [8]), ausführlich geschildert worden.

Die westeuropäischen Randgewässer entbehrten also nie einer relativ lebhaften Schiffahrt. Welche Nation aber schwang sich nun als erste auf, freiwillig die hohe See im Westen aufzusuchen und nachzuforschen, was für unentdecktes Land dort noch zu finden sei? Capmany meinte, die Italiener seien vor den Katalanen auf dem Ozean tätig gewesen, denn sie hätten schon im 13. Jhd. Fahrten nach Flandern ausgeführt, und „diese Verbindung sei der Kühnheit und Geschicklichkeit von Genuesen und Venezianern zuzuschreiben" [9]), und Magnaghi weist nach [10]), dass schon 1240 Beziehungen zwischen Venedig und Flandern zur See bestanden.

---

1) Alberto Magnaghi: Sulle origini del Portolano normale nel Medio Evo e della Cartografia dell'Europa occidentale, Florenz 1909.
2) De Reparaz, a.a.O., 228 ff.
3) Adam von Bremen, Scholion 96.
4) Albertus Aquensis III, 14, 59. — Wilhelm von Tyrus III, 23.
5) Reinhold Röhricht: Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge, Berlin 1874, II.
6) Albertus Aquensis IX, 11 und XI, 27.
7) Walter Vogel: Geschichte der deutschen Seeschiffahrt, Berlin 1915, 125 ff.
8) Emo's Chronik, in Mon. Germ. Hist. SS XXIII, 478 ff.
9) Antoni de Capmany: Memorias historicas sobre la marina, comercio etc., Madrid 1779, I 126.
10) Magnaghi, a.a.O., 173 ff.

Demgegenüber hat Hamy festgestellt [1]), dass 1281 in Brügger Urkunden wohl von deutschen, französischen und katalanischen, aber nicht von italienischen seefahrenden Kaufleuten gesprochen wird, ja 1299 lässt sich sogar schon ein katalanischer Bankier, Jaume Vilaseca, in Dordrecht nachweisen [2]).

Mit Hilfe solcher Nachweise wird sich die Frage, ob Italiener oder Spanier die ersten Wiederentdecker auf dem Atlantischen Ozean waren, nicht klar entscheiden lassen. Zugegeben muss aber werden, dass die frühesten, neuen Namengebungen der italienischen Sprache entnommen sind.

Die zeitweilig recht verwickelt gewesene politische Seite der Kanaren-Entdeckung von 1341 büsste schnell jede Bedeutung ein. „König" Luis unterliess es, wie gesagt, die Herrschaft in seinem Reich Fortunia auszuüben, und auch Portugal verlor das Interesse daran aus den im Brief an den Papst angedeuteten Gründen.

Die Wiederauffindung der Kanarischen Inseln 1341 muss dennoch erhebliches Aufsehen im damaligen Südeuropa hervorgerufen haben. Nicht nur die Tatsache, dass ein Boccaccio sich mit den neuen Inseln beschäftigte, ist dafür bezeichnend, sondern auch die ausnehmend grosse Aufmerksamkeit, die in der Seefahrer-Bevölkerung von Mallorca alsbald den Kanaren zuteil wurde. Gleich 1342 gingen, wie schon erwähnt, zwei Expeditionen von Mallorca nach den Kanaren, und diese Fahrten wiederholten sich in den folgenden Jahrzehnten [3]). So lief am 14. Mai 1352 ein katalanischer Kapitän Arnau Roger, begleitet von zwei Landsleuten Jaume Segarra und Guillem Fuser sowie bezeichnenderweise einem Genuesen Joan Doria, dorthin aus [4]), wahrscheinlich mit der Absicht, die Inselgruppe zu kolonisieren [5]). 1353 wurde sogar schon ein Bischof Bernardus für die Kanarischen Inseln in Aussicht genommen; doch zerschlug sich der Plan wieder [6]). Am 2. September 1369 wurde abermals eine solche Fahrt angetreten. Ebenso ist überliefert, dass 1377 ein baskischer Kapitän Martin Ruiz de Avendano unfreiwillig durch Sturm nach Lanzarote getrieben wurde [7]). Es ist daher nicht recht verständlich, wie Beazley behaupten konnte [8]), nach der Entdeckungsfahrt von 1341 habe sich Niemand um die Kanaren gekümmert, bis der Spanier Francesco Lopez am 5. Juni 1382 vom Sturm nach Gran Canaria verschlagen wurde. Dies stimmt nicht. In neuer Zeit hat Wölfel an Hand von Dokumenten sogar nachgewiesen [9]), dass „eine dauernde Be-

1) Erneste Théodore Hamy: Etudes Historiques et Géographiques, Paris 1896, 17 f.
2) De Reparaz, a.a.O., 235.
3) Elies Serra i Ràfols: El descubrimiento y los viajes medievales de los catalanes a las Islas Afortunadas, Sta. Cruz auf Teneriffa 1926.
4) Miquel Bonet: Expediciones de Mallorca a las Islas Canarias (1342 y 1352), im Boletin de la Sociedad Arqueologica Luliana VI (1896), 286.
5) De Reparaz, a.a.O., 231.
6) Pius Bonifatius Gams: Series episcoporum, Regensburg 1873, 474.
7) P. Barker-Webb & Sabin Berthelot: Histoire naturelle des îles Canaries, Paris 1842, 41.
8) Beazley's Azurara-Ausgabe, Bd. 100 der Publikationen der Hakluyt Society, London 1899, LXXXII.
9) Briefliche Mitteilung Dr. Dominik Josef Wölfels an den Verfasser vom 24. Oktober 1938.

ziehung zwischen Mallorca und den Kanaren ab 1344 bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts bezeugt ist". Die Inseln sind also nach 1341 stets beachtet worden.

Allerdings steigerte sich das Interesse für sie erheblich und in nicht eben vorteilhafter Weise, als ein Brief König Peters IV von Aragon (1336—1387) vom 22. Februar 1386 [1]) beim Papst Urban VI (1378—1389) die Christianisierung der Inseln angeregt hatte. Der Papst betraute den kastilischen König damit. Es wurden 13 Ordensbrüder als Missionare auf die Kanaren gesandt, die jedoch 1391 von den Einwohnern erschlagen wurden [2]). Die Folge war ein mit grosser Grausamkeit geführter Krieg, durch den die nordische Guanchen-Bevölkerung der Inseln zum grössten Teil ausgerottet worden ist. In seinem Verlauf wurden 1393 der eingeborene König mit der Königin als Gefangene nach Spanien gebracht [3]). Wie es kommt, dass in den vatikanischen Chroniken gelegentlich erst dieses Jahr 1393 als dasjenige der Entdeckung der Kanaren angegeben worden ist [4]), unter Ignorierung der Ereignisse des Jahres 1344 und der Schaffung des „Königreichs Fortunia" durch den Papst, wird sich nicht leicht beantworten lassen.

1402 wurden die Kanarischen Inseln von dem normannischen Edelmann Jean de Béthencourt unter der Schirmherrschaft der kastilischen Krone zum Objekt des ersten modernen Kolonisationsversuches gemacht [5]). Diese Entwicklung braucht uns im vorliegenden Falle nicht weiter zu beschäftigen. Es ist aber interessant, dass aus Anlass der Béthencourt'schen Unternehmung auf den Inseln ein „Schloss" vorgefunden worden sein soll, das angeblich vom Entdecker Lanzarote Malocello erbaut worden war [6]). Sehr glaubhaft mutet diese Geschichte allerdings nicht an.

1404 wurde ein Episkopat auf Lanzarote errichtet, und 1406 trat ein Bischof Albert de las Casas dieses Amt an [7]). Das Béthencourt'sche Unternehmen bestand freilich nur 1½ Jahrzehnte: „Nach 1418, als der 100-jährige Krieg wieder auflebte und die englische Besetzung der Normandie die Verproviantierung der kleinen Garnisonen unmöglich machte, verzichtete Béthencourt darauf, 'König der Kanaren' zu sein, veräusserte sein Königtum, das seither ein Lehen von Kastilien blieb. Aber noch gegen Ende des 15. Jhds. wurde auf den drei Inseln der normannische Dialekt gesprochen" [8]).

Der 1345 vom portugiesischen König angemeldete Anspruch, dass die Kanarischen Inseln eigentlich den Portugiesen gehören müssten, bestand übrigens noch über 100 Jahre fort. Prinz Heinrich der Seefahrer suchte 1424/5 Gran Canaria und einige andere Kanaren nochmals für die Portu-

---

1) Rubió i Lluch: Documents per la història de la cultura catalana medieval, Barcelona 1921, II 289.

2) Bontier et Leverrier, a.a.O., Kap. 40.

3) Chronica del rey D. Enrique III, in Chronicas de los reyes de Castilla, Kap. 20, Madrid 1780, II 493.

4) Abraham Bzovius: Annalium ecclesiasticorum t. XV, Köln 1622, 159.

5) Alexander Supan: Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien, Gotha 1906, 13.

6) Michele Giuseppe Canale: Storia civile commerciale e letteraria dei Genovesi, Genua 1846, IV 487. — Supan, a.a.O., 12.

7) Gams, a.a.O., 22.

8) De la Roncière: Histoire de la découverte de la terre, Paris 1938, 87 f.

giesen — vergeblich — in Besitz zu nehmen [1]) und 3 Jahre später dem spanischen Lehnsmann Caciot de Béthencourt seine Besitzrechte abzukaufen [2]). Erst im Vertrag von Toledo (6. März 1480) verzichtete Portugal endgültig auf die Inseln [3]), die bis heute spanischer Besitz geblieben sind.

Abschliessend sei eine Übersicht geboten, unter wie erstaunlich vielen Namen uns die paar Inseln der Kanarengruppe auf den mittelalterlichen See- und Weltkarten begegnen. Folgende Namen treten immer für eine und dieselbe Insel auf, werden aber von den Kartenzeichnern meist auf mehrere Inseln gedeutet:

FUERTEVENTURA	LANZAROTE	TENERIFFA	GRAN CANARIA
Junonia (?)	Purpurariae	tenerefiz	Canaria
Hera	Autolala	d'inferno	Caninaria
ventura	San Zorzi (?)	dinferno	Planaria
bentusta	pireon	Nivalis	Planasia
de columbis	Pluvialia	Invallis	Azanasia
aventura	Pluviaria	Convallis	
colonis	Pluitana	Ningaria	
Capraria	Ombrios	Nivaria	
cabras	Embrios	Pintuaria	
casperia	Embronea	Nincaria	
capricia	Membrion	Vinaria	
cabrera	Membriona	Vingaria	
pireon	Lansaroto		
guatrilla [4])	Lansalot		
	Lancilote		
	Lanserana		
	Maloxelo		
	Marogelo		
	Maroxello		

FERRO	PALMA	GRACIOSA	LOBOS
fero	Junonia (?)	gresa	vecchi marini
offero	parme	gracioxa	Vegimari
senga ventura	aragania (?)	Isla bela	Bezimarin
	Benahoare	Isabella	lobo
	San Miguel		lono
			lovo
			l'uovo (das Ei!)

1) Ch. de la Roncière: La découverte de l'Afrique au moyen-âge, Kairo 1929, II 25.

2) Vierra y Clavijo: Noticias de la Historia General de las Islas de Canaria, Madrid 1772, I 396 f.

3) Alguns documentos do archivo nacional da Torre do Tombo, Lissabon 1892, 42f.

4) Dieser auf der Valsequa-Karte von 1439 sich findende Name dürfte nach Curt Müller: Die Kunde des Altertums von den Canarischen Inseln, in der Festschrift des Geogr. Seminars der Universität Breslau zur Begrüssung des XIII. Deutschen Geographentages, Breslau 1901, 51, aus guanilla verlesen worden sein. Guanilla heissen auf Fuerteventura die wilden Ziegen. Der Name wäre demnach wieder einmal identisch mit Capraria.

SALVADOS-KLIPPEN	DESERTAS-KLIPPEN
selvagem	deserta
salvis	de sperta
Sa. Lvis = St. Luis	
salvagio	
S. Atanagio } [1]	
Satanaxio }	
salvajes	
Saravagio	
Sarastrago	
Salicosa	
Isla Vacca [2]	

Wenn ich in der wissenschaftlichen Diskussion darauf hinwies, wie leichtfertig alte Kartenzeichner usw. mit ozeanischen Inselnamen umgegangen sind, ist mehrfach bezweifelt worden, dass ich recht haben könnte. Viel zu sehr herrscht auch heute noch die Meinung vor, dass jeder überlieferte Name irgendwie bona fide mit einem wirklich vorhandenen geographischen Objekt verbunden gewesen sein müsse. Um nun noch an einem klassischen Beispiel zu bekunden, wie unbekümmert man dereinst in der Konstruktion neuer Inselnamen vorging, zitiere ich eine 1537 erschienene Ausgabe der Reiseschilderungen Cadamostos vom Jahre 1455 [3]. Hier finden wir für die Gruppe der Kanaren eine Anzahl ganz neuer Inselnamen: Fracta lancea, Magna sors, Grenera, Ferrum(!), Grancamaria. Wenn man der Sache auf den Grund geht, hat man hier aber nur schlechte Latinisierungen altbekannter Namen oder aber Verlesungen vor sich. Fracta lancea ist die lateinische Übersetzung von Lanzarote, Magna sors von Fuerteventura; Grenera ist verlesen aus Gomera, Ferrum aus Ferro, und Grancamaria aus Gran Canaria! — Sapienti sat!

1) Ob diese Inselnamen in der Tat nur durch falsche Lesung von salvagio entstanden, ja ob sie überhaupt selber wirklich so niedergeschrieben worden sind, ist nicht zu erweisen; denn naturgemäss sind die Namen auf alten Karten sehr oft nur äusserst schwer überhaupt zu entziffern. Die Möglichkeit aber besteht ohne jeden Zweifel, dass die gleiche menschliche Phantasie, die aus einem „de salvis" ein „de Sa. Lvis" herauslas und so eine neue Insel des Heil. Ludwig erfand, nach einer zuerst von d'Avezac ausgesprochenen Vermutung etwa aus der nur als Sa.a.o. zu lesenden Eintragung der Beccario-Karte von 1435, die wahrscheinlich Salvagio heissen sollte, erst ein Sanatanagio machte, also eine Insel des Heil. Athanasius, und dann ein Satanagio, Satanaxio, eine Satansinsel, der eine unbegrenzte Freude am Schaurigen und Sensationellen alsbald nachsagte, hier greife täglich eine Satanshand aus dem Meere herauf und ziehe die in der Nähe befindlichen Schiffe auf den Grund hinab (vgl. Gaffarel: Histoire du Brésil français au XVI. siècle, Paris 1878, 210 ff.; auch A. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1852, I 415 ff. und Gelcichs Aufsatz in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1899, 109). — Übrigens sei die Vermutung ausgesprochen, dass der Name Atanagio, aus dem sich die Fabel von der „Satanshand" entwickelt hat, ebenso gut durch Verlesung aus Azanasia (siehe: Canaria) entstanden sein kann. Der Namenwirrwarr auf den alten Karten ist ja schlechthin grenzenlos.

2) Dieser Name (= Rinderinsel) findet sich auf der türkischen Karte des Piri Re'is von 1513. Er ist offenbar dadurch entstanden, dass der Türke sal vaga als isla vacca las.

3) Novus orbis regionum ac insularum, Basel 1537, 8.

144. DIE PHANTASIE-WELTREISE DES „LIBRO DEL CONOSCIMIENTO"

(um 1345)

Libro del Conoscimiento de todos los reynos e tierras e señorios que son per el mundo, e de las señales e armas que han cada tierra e señorio, ed. Don Marco Jimenez de la Espada, Madrid 1877. Englische Übersetzung von Sir Clements Markham: Book of the knowledge, in den Publikationen der Hakluyt Society, ser. 2, No. XXIX, London 1912:

Ich wurde im Königreich Kastilien geboren unter der Regierung des sehr edlen Königs Don Fernando [1]), Sohn des sehr edlen Königs Don Sancho [2]), als die Weltära nach den Hebräern 5065 Jahre umfasste, die Sintflut-Ära 4407, die des Nebukadnezar von Chaldäa 2502, diejenige Alexanders des Grossen 1617, die des Kaisers Caesar von Rom 1343, diejenige Christi 1304 Jahre und die der Araber 706, am 11. September. Im Königreich des genannten Königs gibt es 28 Städte und viele andere Burgen, Festungen und Ortschaften (es folgt eine kurze Aufzählung der kastilischen Städte und Flüsse)... Ich reiste vom Königreich Kastilien ab und wandte mich ins Königreich Portugal, wo ich vier grosse Städte fand (es folgt eine kurze Beschreibung Portugals)...

(Eintönige Beschreibung der Weltreise über Galicien, Navarra, Frankreich, Flandern, Rhonegebiet, Donauland, Köln, Friesland, Ostfriesische Inseln, Dänemark, südliche Ostseeküste, Böhmen, Polen, Schweden, Mittel-Norwegen, Ostsee-Inseln, Kopenhagen, Süd-Norwegen, Schottland, England, Irland, Spanien, Italien, Sizilien, Adria, Dalmatien, Ungarn, Griechenland, Kleinasien, Syrien, Ägypten, Cyrenaica, Tunis, Algerien, Marokko, Atlantische Inseln, NW-Afrika, Senegalgebiet, Sudan, Mondberge, Guinea, Blauer Nil, Abessinien, Rotes Meer, Arabien, Mesopotamien, Persischer Golf, Vorderindien, Inseln im Indischen Ozean, Sundainseln, Turkestan, China, Tatarei, Ferghana, Mongolei, Tibet, Inseln im Stillen Ozean, Hinterindien, Kaspisches Meer, Persien, Konstantinopel, Nord-Griechenland, Schwarzes Meer, Wolgagebiet, Russland, Süd-Schweden).

1) Ferdinand IV 1295—1312.
2) Sancho IV 1284—1295.

...Dann wandte ich mich nach Flandern und von dort nach Sevilla, der Stadt, von der ich meine Reise angetreten hatte.

Zu allen Zeiten haben erdkundlich interessierte Persönlichkeiten versucht, sich und ihrer Mitwelt Rechenschaft zu geben vom gesamten Umkreis der jeweilig bekannten Welt und ihren wichtigsten geographischen Merkmalen. In den meisten Fällen geschah dies auf dem Wege wissenschaftlicher Darlegung, sei es durch den Text eines Werkes, sei es auf zeichnerischem Wege durch eine Weltkarte oder einen Globus. Es genügt die Namen Agrippa, Ptolemäus, Pomponius Mela, Edrisi, Martin Behaim zu nennen, um erkennen zu lassen, in welcher Weise sich dieses Bestreben, ein geographisches Weltbild zu liefern, dereinst in zweckmässigster Weise zu betätigen pflegte.

Daneben haben die betreffenden Menschen aber auch hier und da immer wieder zu dem Hilfsmittel gegriffen, in dichterischer Form, bald als Epos, bald als Roman, alles, was sie von der bekannten Welt wussten, zusammenzustellen. Das älteste und grösste Dichtwerk dieser Art ist die Odyssee, deren Einkleidung sichtlich von dem Bestreben getragen ist, alles, was von der nicht-griechischen Welt zu den Ohren des Dichters gekommen war, dem Hörer oder Leser der Reihe nach vorzuführen. Mit bestimmten Teilen der Erde verfuhren ebenso die Sindbad-Märchen der 1001 Nacht, die Navigatio Sancti Brandani, das Volksbuch vom Herzog Ernst von Schwaben und ähnliche Werke.

Zuweilen aber hat sich der Romandichter auch bemüht gesehen, seine eigene Person zum Träger der Romanhandlung zu machen, welche alle Teile der bekannten Welt nach und nach Revue passieren lässt. Unter diese geographische Romanliteratur gehört das sonderbare Werk eines anonymen spanischen Mönchs aus der Mitte des 14. Jhds., das in der wissenschaftlichen Literatur unter dem Namen des Libro del Conoscimiento bekannt ist.

Diese Schrift muss zwischen 1345 und 1350 entstanden sein, denn das späteste von ihr erwähnte Ereignis gehört dem Jahre 1345 an [1]). Sie gibt in verhältnismässig sehr knapper, ja trockner Weise eine Übersicht über alle wichtigen Länder und Städte der Welt, von denen man in Spanien um 1350 Kenntnis hatte. Für uns Heutige ist das Werk recht wertvoll, weil sich daraus entnehmen lässt, von welchen Teilen der Erde man damals eine mehr oder weniger verlässliche Kunde hatte. Diese Kunde ist aber durch fremde Gewährsmänner beschafft oder aus der Literatur zusammengelesen worden, wobei auch verschiedene Mystifikationen gutgläubig übernommen wurden. Von einer wirklich ausgeführten Reise, wie der Verfasser sie unternommen zu haben behauptet, kann unter gar keinen Umständen die Rede sein. Bereits 1620 wurde erkannt, das Werk enthalte so „viel ungereimtes Zeug", dass es keinen Glauben beanspruchen könne [2]).

1) Jimenez de la Espada's Ausgabe des Libro del Conoscimiento, Madrid 1877, 16.
2) Bontier et Leverrier: Première découverte et conqueste des Canaries, Paris 1620.

Das Werk existiert in drei Handschriften, von denen sich zwei in der Madrider Nationalbibliothek und eine in der Londoner „National Library" befinden. Eine eigenartige, als spielerisch zu bezeichnende, aber wirkungsvolle Beigabe sind farbige Zeichnungen von sehr zahlreichen Wappen und Flaggen der berührten Länder und Städte, deren Verlässlichkeit freilich nicht übermässig gross zu sein scheint, wie schon allein daraus hervorgeht, dass der Verfasser u. a. auch das Wappen des sagenhaften Priesterkönigs Johannes wiedergibt, ein von zwei goldenen Bischofsstäben flankiertes, schwarzes Kreuz im weissen Felde [1]). Derartige Feststellungen sind bereits erheblich geeignet, die Glaubwürdigkeit, vielleicht sogar die bona fides der Behauptungen des Verfassers zu erschüttern.

Trotzdem ist recht oft die Ansicht geäussert worden, das Libro del Conoscimiento müsse im ganzen oder doch in ansehnlichem Umfang eine wirk-

Angebliches Wappen des Priesters Johannes
aus dem „Libro del Conoscimiento"
(Original farbig)

liche Reiseschilderung sein. Obwohl nicht zu verkennen ist, dass diese Reise zumal in ihrem asiatischen Teil bemerkenswert unzweckmässig angelegt gewesen wäre, obwohl auch keinerlei Motiv zu ersehen ist, weshalb ein armer Bettelmönch eine so rasend kostspielige Reise, deren Gesamtdauer schwerlich weniger als 20 Jahre umfasst haben kann, unternommen haben sollte, haben sich nicht nur der spanische Herausgeber des Werkes, Jimenez de Espada, und sein geographischer Berater Francisco Coello, sondern u. a. auch d'Avezac [2]) und in der Hauptsache auch Major [3]) für die Echtheit der Reise eingesetzt. Andererseits erklärte bereits 1865 Peschel [4]), das Werk des spanischen Mönches enthalte „so viel Ungereimtes, dass man sich vor einer Mystifikation nicht ganz gesichert fühlt". Noch bestimmter sprach 10 Jahre später Morel-Fatio [5]) aus, es müsse sich um eine fingierte Reise handeln, da manche Seltsamkeiten und Unbegreiflichkeiten anders

1) Sir Clemens Markham's Ausgabe, S. 35, Wappenbeigabe No. 71.
2) Maric Amand Pascal d'Avezac = Afrique, im Band 47 des L'univers pittoresque, Paris 1848.
3) Henry Major: The Canarian, No. 46 der Publikationen der Hakluyt Soc. 1872.
4) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, München 1865, 174, Anm. 3.
5) Alfred Morel-Fatio in Revue critique de l'histoire et de la litérature vom 12. Juni 1875.

nicht zu erklären seien. Auch Beazley [1]) verweigerte dem Libro del Conoscimiento als einer wahren Reisebeschreibung rundweg jeden Glauben. Dagegen neigte Nordenskjöld zu einem Kompromiss, indem er meinte [2]):

> „Man darf nicht glauben, dass der Franziskaner alle die Reisen, die im Libro del Conoscimiento erzählt sind, ausgeführt hat".

Sir Clements Markham, der 1912 eine englische Übersetzung lieferte, sympathisierte ebenfalls mit dem Gedanken einer Glaubwürdigkeit zumindest weiter Teile, indem er fragte [3]):

> „Aus welchen Unterlagen sollte er (der Mönch) kompilieren?... Das Werk ist in der Tat eines der allerfrühesten mittelalterlichen geographischen Werke, wenn nicht überhaupt das älteste".

Ja, Markham steht nicht an, dem Verfasser des Libro del Conoscimiento kurzerhand den Ehrennamen eines „grossen Reisenden" zuzugestehen [4]). Eine neue, sehr sachkundige französische Untersuchung von de la Roncière [5]) führt jedoch abermals zu dem Ergebnis [6]), es sei ein „pseudo-voyage" und:

> „Man darf nicht glauben, dass das Libro del Conoscimiento eine Reiseerzählung ist".

Statt dessen bezeichnet de la Roncière das Werk m. E. richtig als „ein Lehrbuch der Geographie an Hand der Karte".

Gegenüber solchen weit auseinandergehenden Ansichten über den Charakter des Werkes möchte ich selbst mit jeder nur denkbaren Bestimmtheit bekunden, dass es sich um einen Roman handelt, um eine Gesamtbeschreibung der damals bekannten Welt in Form einer Reisebeschreibung, „die irgend eine Mappamundi als Vorlage benutzt hat" [7]). Diese Behauptung dürfte sich schlüssig beweisen lassen.

Zunächst ergibt sich m. E. ein grosses und überhaupt nicht überwindbares grundsätzliches Bedenken rein psychologischer Art. Der Verfasser, der seinen Geburtstag wie ein ungeheures geschichtliches Ereignis nach allen Ären der europäischen Geschichte festzulegen bemüht ist, nennt keine Jahreszahl, keinen Beweggrund für seine vorgeblichen Reisen. Seine Schilderung fängt ganz unvermittelt an: „Ich reiste vom Königreich Kastilien ab". Ein Kaufmann könnte die grossen Kosten einer solchen Reise, nach Art von Ibn Battuta, Conti u. a., durch Handelserwerb bestritten haben; aber mit welchen Mitteln soll ein armer Franziskanermönch Jahrzehnte hindurch seinen Lebensunterhalt und die Kosten der Reise in allen Teilen der Welt bezahlt haben? Kann man sich darüber hinaus im Ernst vorstellen, dass ein wirklicher Reisender von allen seinen vorgeblichen Erlebnissen in grossenteils noch nie zuvor besuchten Teilen der Erde so ganz

1) Charles Beazley: The dawn of modern geography, London 1906, III 10, 416, 421 f.
2) Adolf Erik von Nordenskjöld: Periplus, Stockholm 1897.
3) Markham, a.a.O., X f.
4) Markham, a.a.O., XI.
5) Charles de la Roncière: La découverte de l'Afrique au moyen-âge, Kairo 1929.
6) Ebendort, I 117 f.
7) Jules Mees: Histoire de la découverte des îles Açores, Gent 1901, 38.

und gar nichts anderes zu melden weiss als stereotyp: Ich habe diesen und jenen Ort besucht; das Wappen oder die Flagge daselbst sieht so und so aus? Man stelle sich einen heutigen Reisenden vor, der meinetwegen in Madeira, in Ceylon, in Neuseeland gewesen ist und der von seiner Reise nichts anderes mitzuteilen weiss als: Ich war in Madeira, in Ceylon, auf Neuseeland! Der Autor des Libro del Conoscimiento behauptet Orte und Inseln gesehen zu haben, die im Europa seiner Zeit gänzlich unbekannt waren, und dennoch beschränkte sich alles Wissenswerte, was er von ihnen zu melden hatte, auf das nüchterne: ich war dort! Ist dergleichen anzunehmen?

Kann man sich des weiteren vorstellen, dass im 14. Jhd. eine Reise durch alle Länder der damals in Südeuropa bekannten Welt sich ganz ohne alle Zwischenfälle, ohne Aufenthalte, ohne Abenteuer vollkommen glatt und reibungslos abgespielt hat, wie es die Darstellung glauben machen will?

Der Verfasser gibt an, nicht weniger als 25 Inseln im Atlantischen Ozean besucht zu haben, die bis auf seine Zeit so gut wie restlos unbekannt waren (Kap. 143). Wenn er von ihnen durchaus nichts anderes mitzuteilen hat als die Namen, so scheint mir dies ein sicherer Beweis zu sein, dass er von ihnen auch nicht mehr *gewusst* hat als diese Namen, mit anderen Worten, dass er die Inselnamen *erkundet* hat und dass damit seine Kenntnis von ihnen erschöpft war. Unter den 25 atlantischen Inseln, die der Reisende besucht haben will (Kap. 147), beziehen sich überdies verschiedentlich m e h r e r e Namen auf e i n e und dieselbe Insel, wie noch zu zeigen sein wird. Andere Namen sind solche von Inseln, die es nie gegeben hat, die nur in der Einbildung bestanden, wie z. B. die Insel Brazil (Kap. 143), auf der der Schreiber ebenfalls geweilt haben will! Deutlich aus der Literatur entnommen ist ferner der Name Mare Sericum (Kap. 67), noch dazu mit der Behauptung: so heisse das Meer, welches die „Montes Caucasos", also das Kaspische Meer, mit dem Ozean im Osten verbinde [1]! — Ferner wolle man beachten, wie die angebliche Reise in e i n e m Satz von Java bis ins tiefste Binnenasien führt. Es heisst nämlich [2]:

> „Nachdem ich Java verlassen hatte, kehrte ich ins Königreich Oxanap (Birma?) zurück und nahm meinen Weg ins Königreich Armalec (Kuldscha!), das grosse Provinzen und viele Städte aufweist. Folgende Städte habe ich hier besucht. Die erste war die Krönungsstadt Byabakr (Cambalec = Peking), eine der grössten Städte der Welt. Eine andere war Orga (Urga)".

Kann man sich im Ernst vorstellen, dass eine erste Reise von Java über Birma nach Kuldscha, Peking und Urga, eine Leistung, die immerhin auch bei grösster Beschleunigung damals kaum weniger als 1½ Jahre dauern konnte, in solchen drei Sätzen abgetan werden konnte? Oder vermag man zu glauben, was er an anderer Stelle verkündet [2]:

> „Von Cathai (Küste von China) reiste ich in nördlicher Richtung,

1) Ausgabe Markham, 49.
2) Ebendort, 46.

dem Lauf des Flusses Magot (Hwangho) folgend, und befuhr ihn 65 Tage. Ich fand dort weder befestigte noch offene Städte"?

Noch an einer anderen Stelle kommt m. E. der Pferdefuss der Dichtung unverkennbar zum Vorschein: in der erstaunlichen Schnelligkeit nämlich, wie der „Reisende" aus der Senegalgegend nach Nubien-Abessinien kommt. Es spukte damals immer noch die Vorstellung von der atlantischen Mündung des Nils (Kap. 11). Eine eingebildete Reise musste daher von der westlichen Nilmündung sehr einfach in den Sudan kommen können, für die ein wirklicher Reisender schätzungsweise 2 Jahre notwendig gehabt hätte. Unser Phantasiereisender aber springt in der Tat in ganz wenigen Sätzen [1]) vom Atlantischen Ozean ins obere Nilgebiet, ins Reich des vermeintlichen Priesters Johannes [2])!

Endgültig verrät sich die reine Fabelnatur der Reise durch des Verfassers mehrfaches Operieren mit den Begriffen Gog und Magog sowie durch seine Phantasien über den Priesterkönig Johannes. Dass die ersteren Namen weder von Völkern noch von Orten je geführt worden sind, dürfte aus unserem Kap. 89 klar hervorgehen. Im Libro del Conoscimiento aber lesen wir [3]):

„Dies Land ist bekannt als Mogolin (Mongolei), Land Tagojar, Land Got und Magot... Ich verbrachte einige Zeit auf dem Schloss Magot, weil ich hier täglich wundersame Dinge sah und hörte... Die Städte von Cathai, die ich kenne, sind Solin, Godiana, Magodiana usw.... Die zwei Provinzen Yrkania und Gotia (Schwedisch Götaland) werden von den Godos bewohnt, die aus der verschlossenen Tatarei vom Kastell Got und Magot kamen, als sie über die Belagerung Alexanders und seine Eroberung des grössten Teils der Welt beratschlagten".

Noch erstaunlicher klingt, was der „Reisende" vom Lande des Priesters Johannes zu berichten weiss. Da heisst es [4]):

„Ich kam zu einer grossen Stadt Graciona, der Hauptstadt des Reiches Ardeselib. Dieses Wort bedeutet „Diener des Kreuzes". Ardeselib verteidigt nämlich die Kirche von Nubien und Äthiopien, und der Verteidiger ist der Priester Johannes, welcher der Patriarch von Nubien und Abessinien ist und über sehr grosse Länder und viele christliche Städte herrscht. Aber diese haben schwarze Hautfarbe und brennen sich das Zeichen des Kreuzes mit Feuer ein, als Kennzeichen der Taufe... Sie erzählten mir, dass der Genuese, dessen Schiff bei Amenuan scheiterte [5]), der aber selbst gerettet wurde, hier her gebracht worden sei".

1) Markham, a.a.O., 35.

2) Conti Carlo Rossini: Il „Libro del Conoscimiento" e le sue notizie sull' Etiopia, im Bolletino della R. Società Geografica Italiana 1917, 656 ff.

3) Markham, a.a.O., 48, 45, 61.

4) Ebendort, 35 f.

5) Dieses Märchen bezieht sich auf die Vivaldi-Expedition von 1291 (Kap. 130). Es lässt erkennen, was man um 1350 in Europa — nicht in Abessinien! — von ihr gefabelt hat.

Hier tritt der Fabelcharakter überdeutlich zutage. Ich denke, diese paar Stichproben werden genügen, um zu beweisen, dass der Verfasser seine Kenntnisse nicht erlebt, sondern zusammengelesen hat, und zwar z. T. aus recht bedenklichen oder von ihm völlig missverstandenen Quellen, die er dann seinerseits noch ziemlich skrupellos ausgeschmückt hat.

Die Frage, ob der Autor des „Libro del Conoscimiento" die von ihm behaupteten Reisen selber ausgeführt hat oder nicht, können wir daher getrost endgültig verneinend beantworten. Solche ausführlichen Reiseschilderungen von Reisen, die nie stattgefunden haben und nur der Phantasie entstammen, gibt es auch sonst nicht ganz vereinzelt. Es sei Sir John Mandevilles Weltreise aus dem 14. Jhd. genannt (Kap. 138) oder die vielumstrittene Zeno-Reise (Kap. 153). Hierzu gesellt sich eine angeblich im 10. Jhd. ausgeführte Reise nach Turkestan, China und Indien, die ein Araber Ibn Dulaf unternommen haben will und die sein ausführlicher Bearbeiter v. Rohr-Sauer [1]) als tatsächlich ausgeführt ansehen möchte, die aber durch v. Mžik wegen ihrer vielen „Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten" zumindest im allergrössten Teil als eine auf Gerüchten aufgebaute „Fälschung" blossgestellt worden ist [2]). Schliesslich sei daran erinnert, dass noch in unsrem Jahrhundert ein Teil der abenteuerlichen Reiseschilderungen Karl May's in der Ich-Form erzählt worden ist, ohne dass Autor und Leser auf den Gedanken gekommen sind, es sollten damit persönliche Erlebnisse berichtet werden.

Das Libro del Conoscimiento kann sich, auch wenn wir seine Phantasie-Einkleidung in Abzug bringen, getrost neben andere mittelalterliche Itinerare und geographische Übersichten stellen, wie sie uns ein Ibn Khordadbeh, ein Edrisi, ein Tschau-Ju-Kua, ein Marco Polo u. a. beschert haben.

In diesem Lichte gesehen erhalten wir erst die rechte Einstellung zum Libro del Conoscimiento. Niemand macht es einem Edrisi oder einem Tschau-ju-kua zum Vorwurf, dass sie nicht selber alle die Länder aufgesucht haben, aus denen sie das bereits im Kap. 113 hinreichend gewürdigte grossartige Weltbild ihrer Zeit aufgebaut haben. So wird an sich das zweifellos bedeutende Verdienst des Autors des Libro del Conoscimiento in keiner Weise dadurch geschmälert, dass seine Einkleidung in die Form einer selber gemachten Reise sich unzweideutig als Fabel erweisen lässt. Der hohe Wert der Arbeit liegt darin, dass sich in der Schrift eine um 1350 vorhandene Kunde von Gegenden nachweisen lässt, die man sonst als der Kenntnis jenes Zeitalters noch entzogen ansehen musste. Wie der Verfasser in den Besitz solcher Kenntnisse gekommen ist, darf man als mehr nebensächlich betrachten. Die Möglichkeit, gerade über weite Teile Afrikas, die dem europäischen Verkehr zumeist entrückt waren, die aber den Mohammedanern seit langem vertraut waren, Erkundungen einzuziehen, mag im Spanien des 14. Jhds., in dem maurische Kultur und Wissenschaft eine stolze Blüte erreichten, noch leichter als in anderen Ländern Europas

1) Alfred v. Rohr-Sauer: Des Abu Dulaf Bericht über seine Reise nach Turkestan, China und Indien, in Bonner Orientalistische Studien, hrsg. von P. Kahle und W. Kirfel, Heft 26, Stuttgart 1939.

2) Orientalistische Literaturzeitung 1942, 240 ff.

gewesen sein, vielleicht mit Ausnahme Italiens, das in jener Zeit das erste Handelsland Europas war. An Wegen, sich durch sorgsame Information umfassende Kenntnisse auch vom inneren Afrika zu beschaffen, bestand damals wohl kein Mangel, zumal für einen Franziskaner. Wir wissen z. B., dass schon 1219 italienische Kaufleute ständig in Tunis verkehrten, wenn auch christliche Missionsversuche streng verpönt waren. Als die Päpste dort unter den Mohammedanern Bekehrungen versuchten, und u. a. ein Franziskanermönch Ägidius noch zu Lebzeiten des Franciscus von Assisi († 1226) als Missionar daselbst wirken wollte [1]), wandten sich gerade jene christlichen Kaufleute dagegen, weil ihr Handel dadurch erschwert wurde [2]). Dagegen wurde christliche Seelsorge unter den zahlreichen christlichen Sklaven und Kriegsgefangenen in Tunis keineswegs behindert [3]). Da vom südlichen Tunis aus eine wichtige Karawanenstrasse zum Niger hinunter führte [4]), darf man ohne weiteres annehmen, dass auf ihr im 13. Jhd. fremde europäische, insbesondere italienische Händler zuweilen bereits erschienen (Vgl. S. 110). Wurde doch im Dezember 1320 zwischen Venedig und dem Bei von Tunis gar bereits ein Vertrag geschlossen, der venezianischen Karawanen die Reise durch Tunis ausdrücklich gestattete [5]).

Was damals in Tunis möglich war, war in anderen mohammedanischen Ländern Nordafrikas wenigstens zum Teil ebenfalls erlaubt [6]).

Da z. B. schon 1290 ein Handelsvertrag zwischen Genua und dem Sultan von Ägypten über Handelsschiffahrt auf dem Nil abgeschlossen worden war, ist die Angabe des Libro del Conoscimiento, dass es im nubischen Dongola genuesische Kaufleute gegeben habe [7]), keineswegs unglaubhaft. Ferner wissen wir für den afrikanischen Nordwesten aus Ibn Battutas Reise zum Niger (Kap. 146), welcher lebhafte Karawanenverkehr genau in den Jahren, da das Libro del Conoscimiento entstand, überall in Nordwestafrika im Gange war. So mag auch etwa folgende Schilderung des Libro del Conoscimiento in den geographischen Einzelheiten vollauf verlässlich sein [8]):

> Vom Kap Bojador aufgebrochen, waren wir in der Wüste Sahara mit maurischen Kamelen, die Gold aus dem Königreich Guinea holen sollten. Wir fanden inmitten der Sahara einen sehr grossen und sehr hohen Berg, den die Mauren Zichilalhamera nannten. Nach einer sehr langen Reise durch die Sahara kamen wir dann zu einem anderen Berg, den sie Isfurent nannten. Dort verliess ich die Mauren und fand andere, die nach Westen zogen und die ich durch die Sahara bis

1) Analecta Franciscana, Quaracchi 1906, IV 499.
2) Analecta Franciscana, Quaracchi 1885, III 78.
3) Berthold Altaner: Die Dominikanermissionen des 13. Jahrhunderts, Habelschwert 1924, 98 ff.
4) Enzyklopädie des Islam, Bd. 4, 63.
5) Oskar Peschel: Das Zeitalter der Entdeckungen, Meersburg-Leipzig 1930, 46, Anm. 4.
6) Mas Latrie: Relations et commerce de l'Afrique septentrionale avec les nations chrétiennes au moyen-âge, Paris 1886.
7) Markham, a.a.O., 32.
8) Ebendort, 31.

Mascarota begleitete, eine Stadt der Beni Merin am Fusse der Berge des Sus. Dann begab ich mich nach Sulgumença, einer reichen Stadt.

Auffällig hierin, wenn auch nicht unbedingt unglaubwürdig, ist die Angabe, dass die Reise am Kap Bojador begonnen haben soll. So viel wir wissen, gab es damals keine Handelsschiffahrt südlich vom Wadi Draa (Kap. 110). Die übliche mohammedanische Handelsstrasse ins Nigergebiet, ins reiche Land Melli usw. begann weit nördlich vom Kap Bojador, am „Goldfluss" des Wadi Draa, der freilich den Europäern nur dem Namen nach bekannt war, wie die eigene Forschungsreise Ferrers zu ihm von 1346 (Kap. 146) beweist. Da auch arabische Berichte besagen, dass Schiffahrt nur 4 Tage südlich von Safi üblich war (vgl. Bd. II, 426), mutet es recht wenig wahrscheinlich an, dass in der Tat Karawanen vom Kap Bojador in die Sahara und darüber hinaus ins „Königreich Guinea" zogen. Doch mag der Verfasser des Reise-„Romans" sich die poetische Freiheit erlaubt haben, einen solchen Karawanenverkehr zu erfinden, um das Kap Bojador in seine Erdbeschreibung mit einzubeziehen und von dort den Übergang zur Erwähnung der Länder am Niger zu finden.

Da Maltebrun angibt [1]), die Erwähnung des Kaps Bojador auf einer katalanischen Karte von 1346 sei die älteste, überhaupt bekannte, wird die Nennung desselben Kaps in dem gleichaltrigen Libro del Conoscimiento doppelt bemerkenswert. Es sieht so aus, als sei damals bei einer unbekannten Unternehmung das Kap Bojador zum ersten Male im Mittelalter erreicht worden.

Nicht minder reizvoll als die Nennung der atlantischen Inseln im Werke eines christlichen Europäers in der Zeit um 1350 ist jedenfalls die Tatsache, dass wir im gleichen Werke auch schon eine Kenntnis der Namen Sigilmessa (Sugulmença), Ghana (Ganahc), vieler wirklich vorhandener Oasennamen, ja selbst des Namens Guinea (Guynoa) [2]) und des Niger (als Nilus) antreffen — nicht dagegen des Namens Timbuktu. Auch vom Senegal, dessen Mündung erst 1445 entdeckt wurde (Kap. 172), finden wir im Libro del Conoscimiento bereits eine deutliche Spur; denn nur dieser Strom kann gemeint sein mit dem Fluss Timer, von dem es heisst:

„Hier sammeln die Einwohner auf den Flussbänken viel Gold. Die Menge vermag ich nicht anzugeben, aber es ist sehr viel".

---

1) Konrad Maltebrun: Précis de la géographie universelle, ed. Huot, Paris 1812, 521.

2) Der in der Entdeckungsgeschichte ausnehmend wichtig gewordene Name „Guinea" bezeichnete ursprünglich allein ein von Leo Africanus (lib. VII, cap. 3) um 1520 näher umgrenztes, rein binnenländisches Reich im westlichen Sudan, das nördlich durch Walata, östlich durch Timbuktu, südlich durch Melli begrenzt wurde und das seinen Namen nach de Barros (Asia, dec. I, lib. III, cap. 8) von der grossen, an der Mündung des Bani in den Niger gelegenen Handelsstadt Dschenni oder Dschinni (Dienn, Giné) empfangen haben dürfte. Allmählich aber übertrug sich der Begriff auf die verschiedensten Teile Westafrikas südlich des Senegal, zeitweilig bis zum Kap der Guten Hoffnung. Jedenfalls war „Guinea", wie „Indien", ein fliessender, geographisch nicht fixierbarer Begriff. Hier im Libro del Conoscimiento, wo wir ihm zum ersten Male begegnen, ist der Name in seinem ursprünglichen, engsten Sinne zu verstehen.

Tatsächlich lag das Haupt-Goldland, das dem seit 1250 zu grosser Macht gelangten [1]) Reiche Melli zumeist seinen Reichtum an Gold lieferte, am oberen Senegal auf dem linken Ufer, und grosse Mengen davon wurden in der geschilderten Weise im Flusse gewonnen.

Im Medizeischen Atlas von 1351, der ziemlich genau gleichzeitig mit dem Libro del Conoscimiento entstand, begegnen wir auch schon dem Namen Senegal selbst, den unser Libro noch nicht kennt, in der Form Senegany.

Es ist kulturhistorisch sehr lehrreich klarzustellen, dass man um 1350 von diesen Dingen in Südeuropa doch schon allerlei Kunde gehabt hat. Nur gebe man endgültig die Vorstellung auf, dass der Verfasser des Libro del Conoscimiento alles, was er schildert, mit eigenen Augen g e s e h e n haben müsse.

Beachtenswert ist, dass der Verfasser des Werkes das Reich des Priesters Johannes, das er — natürlich! — ebenfalls besucht haben wollte, nach Abessinien verlegt. Bis zum Ende des 13. Jhds. wurde dieses „indische" Märchenreich a u s n a h m s l o s im inneren oder südlichen Asien vermutet. Erst als es sich dort nach rund 100jährigem Suchen nirgends hatte finden lassen, wandten sich die Blicke der europäischen Christen, die von der liebgewordenen Hoffnung auf den Priester Johannes nicht lassen konnten, auf das „afrikanische Indien", auf Abessinien, wo ja in der Tat ein christlicher Staat bestand. Der bereits im Kap. 125 genannte Dominikanermönch Jordanus war der Erste, der den Priester Johannes hier anzusetzen geneigt war, denn in seinen schon erwähnten Briefen sagt er vom Negus einmal: quem vos vocatis presbyterum Johannem. Diese Auffassung muss aber damals verbreitet gewesen sein, denn nicht nur der spanische Verfasser des Libro del Conoscimiento gibt ihr ein Vierteljahrhundert später ebenfalls Ausdruck, etwa gleichzeitig auch Johannes von Marignola. Es sei die Frage aufgeworfen, ob zu dieser Vermengung der Begriffe Indien und Abessinien vielleicht der Umstand beigetragen hat, dass derselbe Ozean, den wir den Indischen nennen, bei den Arabern zur Zeit des Masudi im 10. Jhd. „Abessinische See" hiess [2]).

---

1) Enzyklopädie des Islam, III 261.

2) Masudi, Kap. 10, Ausg. Sprenger, London 1841, 260. Jedenfalls ist es bezeichnend, dass der Vatikan, dessen Herr nach der Auffassung von Marinescu (Kap. 115) schon 1½ Jahrhunderte früher seinen Brief an den Priester Johannes bereits an den Negus von Abessinien geschickt haben soll, sich verhältnismässig am längsten sträubte, den Beherrscher von Abessinien als Priesterkönig zu bezeichnen. Noch der in Kap. 125 erwähnte Brief des Papstes Johann XXII an den Negus vom Jahre 1329 war lediglich „magnifico viro imperatori Aethiopum" adressiert. Die erste Spur, dass der Vatikan den dortigen Herrscher als den Priesterkönig ansah, findet sich erst 110 Jahre später: Papst Eugen IV (1431—1447) richtete 1439 einen Brief an den Negus, der „Presbytero Joanni imperatori Aethiopum" adressiert war.

145. DIE ENTDECKUNG DES MADEIRA-ARCHIPELS
(um 1345)

Libro del Conoscimiento (um 1350), Ausg. Markham, London 1912, 29:

...und eine andere Insel Salvaje und eine andere Disierta und eine andere Lecname und eine andere Porto Santo...

Antonio Galvano: Tratado dos diversos e desvayrados caminhos, englische Ausgabe der Hakluyt Society, Bd. 30, 58 f.:

Um diese Zeit wurde die Insel Madeira durch einen Engländer namens Macham entdeckt, der mit seiner Frau von England nach Spanien segelte. Er wurde durch Sturm vom Kurs abgetrieben, kam an diese Insel und warf in dem Hafen, der heute Machico heisst, Anker. Da seine Frau seekrank war, ging er mit seinen Begleitern an Land. Inzwischen trieb sein Schiff ab, wurde in die See hinausgeführt und liess sie zurück. Vor Gram hierüber starb seine Frau. Macham, der sie sehr geliebt hatte, erbaute auf der Insel eine Kapelle oder eine Begräbnisstätte, nannte sie Jesus-Kapelle und schrieb oder grub in den Stein auf ihrem Grabe seinen und ihren Namen sowie den Anlass, weshalb sie hierher gekommen waren. Dann zimmerte er selber ein Boot ganz aus Holz, da die dortigen Bäume grossen Umfang haben, und fuhr mit seinen Landsleuten, die mit ihm dort geblieben waren, darin aufs Meer hinaus. Er gelangte auch ohne Segel und Ruder an die afrikanische Küste. Die dortigen Mauren sahen dies als Wunder an und brachten sie zum Herrscher ihres Landes. Und der Herrscher verwunderte sich über das Vorkommnis und schickte sie dem König von Kastilien zu.

Antonio Cordeyro: Historia insulana, Lissabon 1717, 67:

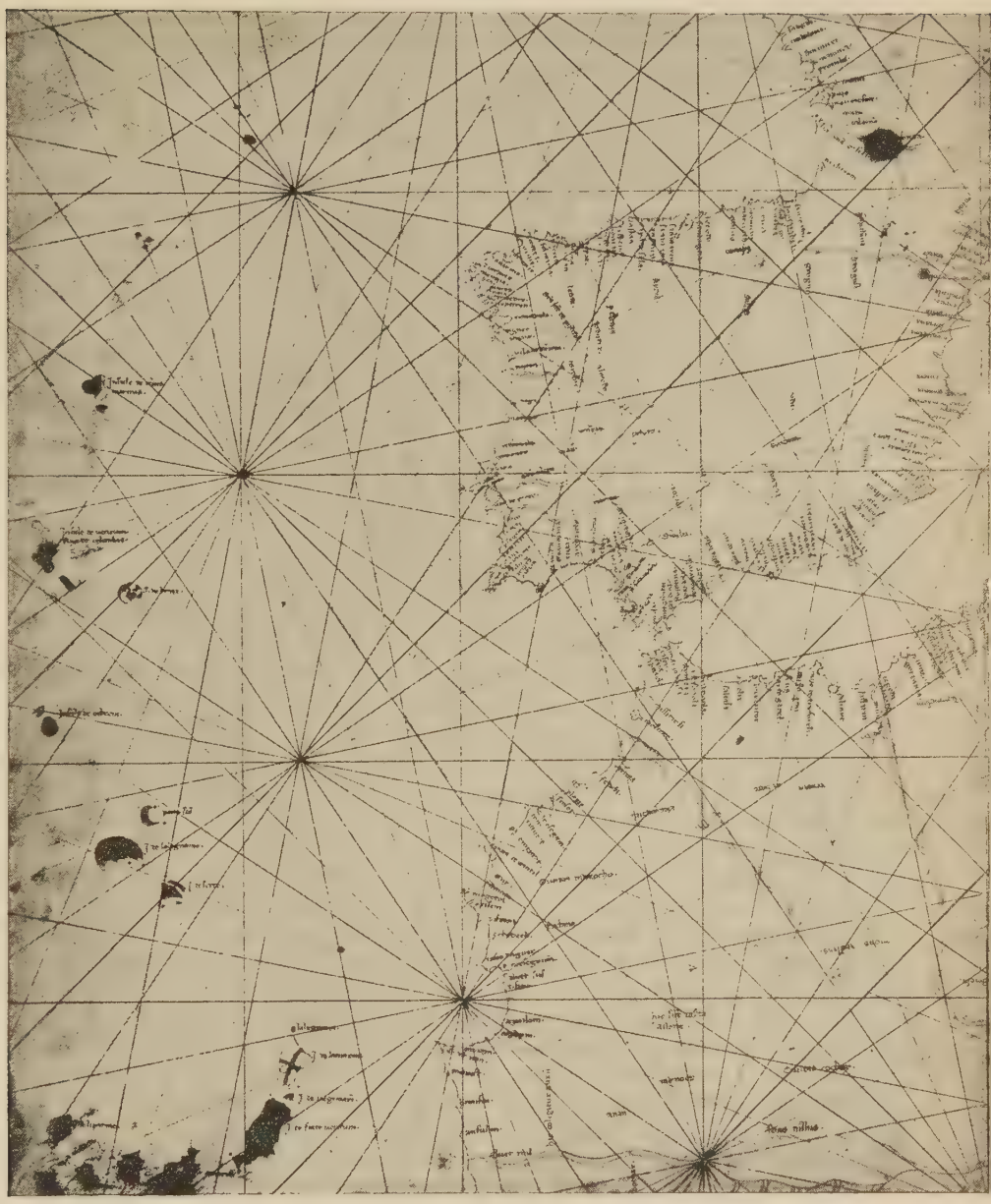
Als in Portugal Johann I und dazu in England Edward III regierten [1]), lebte dort ein vornehmer englischer Ritter

1) Diese Zeitbestimmung ist bereits ganz unverlässig und unbrauchbar: Johann I von Portugal regierte 1385—1433, Eduard III von England hingegen 1327—1377.

namens Machim. Dieser wünschte eine vornehme Dame Anna Arfet zu freien. Da aber ihre Eltern nicht einwilligten, entschlossen sich beide, nach Frankreich zu gehen, das damals mit England im Kriege lag. Sie taten dies so eilig, dass sie sich bei der Einschiffung in einem von Bristol abgehenden Schiff dem Meer anvertrauten, ohne auf den Steuermann zu warten.

Ein heftiger Sturm überfiel sie, und da sie keinen Steuermann hatten, der das Schiff zu lenken verstand, so irrten sie mehrere Tage auf dem Meere umher, ohne zu wissen, wo sie waren, bis sie zu einer Landzunge kamen, auf der sich ein muntrer Bach vom Lande ins Meer ergoss. Da bat die Dame Arfet den Machim, dort wenigstens für 2 Tage an Land zu gehen, um sich von der Seekrankheit erholen zu können. Machim tat dies auch, zusammen mit seinen anderen 6 Freunden, die ihn begleiteten. Doch in der dritten Nacht kam ein neuer Sturm auf und zerstörte ihr Schiff. Nun mussten sie in dem Lande bleiben und sahen sich als verlorener an denn auf dem Schiff im Meer. Die Dame Arfet starb innerhalb von 3 Tagen an dem Unglück, dessen sie sich beschuldigte... Er aber bat seine treuen Freunde, ihn nicht zu verlassen und bei seiner Braut zu bleiben, und starb am 5. Tage. Die Gefährten machten sich daran, den Toten ein gemeinsames Grab zu bereiten und sie dort beizusetzen. Darüber errichteten sie ein grosses Steinkreuz und schrieben auf ihm die traurige Geschichte nieder.

Nachdem dies Werk mit grosser Pietät vollendet war, entschlossen sich die bestürzten Gefährten Machims, das Land zu verlassen, das sie vortrefflich, aber menschenleer fanden, und sich dem Meer anzuvertrauen. Sie taten dies mit Hilfe eines Kahns, der sich von ihrem Schiff erhalten hatte, oder (wie andere erzählen) in einem Kanu, das sie aus dem Stamm eines grossen Baumes herstellten, setzten sich alle hinein,



Ozeanische Inseln im Mediceischen Atlas von 1351

Aus: Youssouf Kamal, Monumenta Cartographica, Tome IV, fasc. 2 (1937), Nr. 1247

verliessen die Insel und gelangten nach einigen Tagen [1]), an die Küste der Berberei, wo sie alle als Gefangene in die Hände der Mauren fielen.

Während die Entdeckungsgeschichte der Kanaren mit einiger Mühe aufgehellt werden kann, bleiben die näheren Umstände, unter denen ziemlich gleichzeitig die Inseln der Madeiragruppe aufgefunden worden sein müssen, in tiefes Dunkel gehüllt. Die übliche, von Portugal verbreitete Darstellung, dass dieser Archipel erst 1419 von portugiesischen Seefahrern erstmalig seit dem Altertum wieder entdeckt worden sei, ist keinesfalls aufrecht zu erhalten. Wir finden nämlich alle vier, bis heute gebräuchlichen Inselnamen in leicht entstellter Form bereits im Werk des früher genannten spanischen Bettelmönchs, im Libro del Conoscimiento, das gegen 1350 verfasst worden sein muss, aufgezählt, ebenso auf der Weltkarte des Mediceischen Atlas vom Jahre 1351 und auf manchen anderen Welt- und Seekarten aus der 2. Hälfte des 14. Jhds. Da die 4 Inseln zudem an leidlich richtiger Stelle eingetragen sind, kann kein Zweifel bestehen, dass sie vor der Abfassung des Libro del Conoscimiento entdeckt wurden.

Andererseits ist die These, dass die Inseln des Madeira-Archipels schon von älteren arabischen Seefahrern aufgefunden seien, der z. B. Kunstmann mit den Worten Ausdruck gibt [2]):

„Diese Inselgruppe war ohne Zweifel schon den Arabern bekannt",

als höchst fragwürdig und in keiner Weise beweisbar anzusehen. Mag auch die im Kap. 113 behandelte Reise der arabischen „Abenteurer" im 12. Jhd. voraussichtlich zu einer flüchtigen Berührung mit den Kanaren Anlass gegeben haben, so ist doch nirgends erkennbar, dass eine Kenntnis der Inselgruppe ausserhalb der literarischen Vertrautheit mit den antiken Inselnamen den Arabern zu eigen war.

Die Nennung der Inseln im Libro del Conoscimiento liesse sich unschwer in Einklang bringen mit der schon von Valentin Ferdinand (1507) [3]) und Galvano (1563) erzählten Geschichte, dass ein englisches Liebes- oder Ehepaar zufällig auf einer Fahrt nach Spanien zum Entdecker Madeiras bezw. Porto Santos wurde.

Zwischen den Erzählungen Valentin Ferdinands, Galvanos und Cordeyro's bestehen freilich ansehnliche Differenzen. Der eine lässt die Engländer nach Porto Santo, der andere nach Madeira, der dritte nach allen beiden Inseln kommen; bei dem einen wird der Ritter Machim von seinen Gefährten treulos im Stich gelassen, beim anderen fährt er gemeinsam mit ihnen an die afrikanische Küste. In den Grundzügen könnte

1) Auch hier offenbart sich die Unglaubwürdigkeit der Geschichte. Von Madeira bis Marokko beträgt die Entfernung 800 km. Diese kann von den Schiffbrüchigen, die obendrein keine Seemänner waren, in einem winzigen Kahn ohne Segel natürlich niemals „in einigen Tagen" (em poucos dias) zurückgelegt worden sein!

2) Friedrich Kunstmann: Die Entdeckung Amerikas, München 1859, 6.

3) Friedrich Kunstmann: Valentin Ferdinands Beschreibung der Westküste Afrikas bis zum Senegal, in den Abhandl. der hist. Klasse der Kgl. Bayer. Akademie der Wiss., München 1856.

man die Geschichte trotzdem gelten lassen. Da überdies gelegentlich auch das Datum der Entdeckung angegeben wird, der 8. Mai 1344, so könnte man sich mit dieser Darstellung der Entdeckung Madeiras im 14. Jhd. abfinden. Tatsächlich haben auch namhafte Gelehrte, wie Kunstmann [1]) und Ruge [2]), keinen Anlass gesehen, die Auffindung Madeiras durch den Ritter Macham oder Machim zu bezweifeln. Die Erzählung war schon im 15. Jhd. bekannt, wie ihre Wiedergabe durch Alcofarado, einen Zeitgenossen Prinz Heinrichs des Seefahrers, beweist [3]).

Anders liegen die Dinge bei der Cordeyro'schen Wiedergabe der Erzählung, die mit unmöglichen Einzelzügen belastet ist (vgl. die Anmerkungen zur Original-Erzählung) und die überdies immer erstaunlichere Einzelheiten hinzukomponiert hat, so dass an ihrer Unglaubwürdigkeit kein Zweifel bestehen kann. Der ganze Bericht ist bei Cordeyro so wunderschön poetisch rührselig geworden, dass man sich nicht wundern kann, wenn ein Portugiese 1806 daraus ein sentimentales Epos gemacht hat [4]).

In wie hohem Masse die traurige Geschichte vom Ritter Machim und seiner Geliebten zur Legendenbildung geradezu herausforderte, wird vielleicht am überzeugendsten bewiesen durch eine von Reinhold Werner [5]), überlieferte Feststellung, dass noch zurzeit seiner Teilnahme an der preussischen Flottenexpedition nach Ostasien (1859—1862) im Hafen von Machico auf Madeira ein Stück des Holzkreuzes aufbewahrt wurde, das angeblich auf dem gemeinsamen Grab des Liebespaares gestanden haben sollte.

Wenn wir also von Cordeyro's ausgeschmückter und unbedingt unglaubhafter Darstellung ganz absehen, ist auch die einfachere Wiedergabe der Geschichte bei Galvano in ihrer Verlässlichkeit höchst fragwürdig. — Im England des 14. Jhds. lässt sich weder ein Ritter Macham oder Machim noch eine „Dame Arfet" nachweisen, was zumindest sehr auffällig ist; denn die wichtigsten englischen Adelsgeschlechter des Zeitalters sind uns gut bekannt.

Die ganze Erzählung vom Ritter Machim und seiner Geliebten wird heute auch in England verworfen und u.a. vom Dictionary of National Biography, das zudem eine ausgezeichnete Übersicht über die ganze Literatur zur Machim-Frage bietet [6]), als „eine reine Fabel" (a pure legend) bezeichnet. Es ist möglich, dass der Name des Hafens Machico auf Madeira Anlass zur Entstehung des Märchens gegeben hat. Valentin Ferdinand gibt zwar um 1507 an, der „Porto matschico" (Machico) sei nach dem Ritter „Machyn" benannt worden [7]); doch liegt hier wohl eine willkürliche, auch sprachlich nicht recht glaubhafte Konstruktion vor. Eher mag umgekehrt

1) Friedrich Kunstmann, a.a.O. (Entdeckung Amerikas) 4.
2) Sofus Ruge: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881, 24.
3) Bei Franc. Manuel de Mello. Epanaphoras de varia historia portugueza, Lissabon 1660, 273.
4) Zerguecida: Descobrimiento de la Isla de Madeira, Lissabon 1806, 24.
5) Reinhold Werner: Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam, Leipzig 1863, I 3.
6) Dictionary of National Biography, Bd. 12, 554.
7) J. A. Schmeller: Über Valentin Fernandez Alemão, in den Abhandlg. der Kl. I der Kgl. Bayerischen Akad. d. Wissensch., Bd. IV, Abt. III (1847), 65.

der Name Machim aus Machico entstanden sein. Nicht unerwähnt sei, dass es unter König Ferdinand I von Portugal (1367-1383) einen portugiesischen Seefahrer Machico gab, dem für ein unbekanntes Verdienst am 12. April 1379 ein Haus in der Rua Nova in Lissabon geschenkt wurde. Man weiss über ihn nichts Weiteres. An sich liegt die Vermutung nahe, dass er die Insel entdeckt haben könnte, dass er zur Belohnung jenes Haus erhielt und dass der Hafen nach ihm benannt wurde. Aber der Zeitpunkt passt zu solcher Annahme nicht. Es ist kaum vorstellbar, dass ein Portugiese so lange vor den Tagen Prinz Heinrichs des Seefahrers sich so weit in die offne See hinauswagte.

Noch ein Umstand spricht entschieden gegen die Glaubwürdigkeit der Machim-Erzählung. Wie will man es denn erklären, dass nicht nur eine Madeira-Insel, sondern alle vier des Archipels bereits um 1350 dem spanischen Bettelmönch und dem Zeichner des Mediceischen Atlas bekannt waren? Machim hätte doch selbstverständlich nur von einer Insel Nachricht nach Europa bringen können. Wieso kannten dann aber italienische wie spanische Quellen um 1350 alle vier Madeira-Inseln?

Ferner wolle man Folgendes bedenken. Wenn wirklich englische Seefahrer um 1344 Madeira entdeckt hätten, wie will man es dann erklären, dass etwa ein Jahr später eine spanische Handschrift die Insel mit einem italienischen Namen (lecname oder legname = Madeira, Holzinsel) benennt? Aus diesem vor 1350 sicher bekannten italienischen Namen geht m. E. mit Sicherheit hervor, dass die Entdeckung und Namengebung nur durch italienische Seefahrer erfolgt sein kann. Der heutige Name Madeira kommt erst nach der portugiesischen Entdeckung von 1419 auf und stellt lediglich die portugiesische Übersetzung des älteren italienischen Namens Legname dar. Der Entdecker von 1419, Zarco, hatte die Insel zunächst Santo Lourenço getauft. Prinz Heinrich der Seefahrer verwarf aber diesen Namen und verfügte, die Insel solle Madeira heissen — offensichtlich weil er erkannt hatte, dass sie mit der älteren Insel Legname der Seekarten identisch sein musste.

Die Behauptung, dass die Entdeckung Madeiras um 1344 durch Italiener erfolgt sein müsse, ist schon 1870 durch Wuttke geäussert worden [1]). Eine neuere Ansicht Magnaghis [2]), der Name Legname lasse auf eine italienische Entdeckung einer Azoreninsel (?) ums Jahr 1350 schliessen, scheint mir nicht recht verständlich und zumindest entbehrlich zu sein.

Neuerdings ist Winter für einen noch früheren Entdeckungstermin als 1344 eingetreten [3]). Er verweist auf eine „Londoner Karte", die nach seiner allerdings höchst unsicheren Schätzung „zwischen 1327 und 1330" als katalanisches Produkt gezeichnet worden und auf der „die Madeira-Gruppe in ganz richtiger geographischer Position mit den Namen (von oben nach unten) P(ri)maria, insula de columbis, canaria und dem Sammelnamen Insulle de sanbrandam" erwähnt sein soll. Die gleiche Karte hat

1) Heinrich Wuttke: Zur Geschichte der Erdkunde der zweiten Hälfte des Mittelalters. Die Karten der seefahrenden Völker Europas, im VI. und VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden, Dresden 1870, 20 f.

2) Alberto Magnaghi: Precursori di Colombo?, Rom 1935, 67.

3) Heinrich Winter: Das Katalanische Problem in der älteren Kartographie, im Ibero-Amerikanischen Archiv XIV, 2 & 3 (1940), 109.

offenbar Zechlin im Sinn, der daraus gar den Schluss zieht [1]), Madeira müsse „vor 1325" entdeckt worden sein, und zwar durch italienische Seefahrer, die auf die gefundenen Inseln nur keinen Wert legten, „weil sie unbewohnt waren und somit keine Handelsmöglichkeiten boten". Ich kann mir nicht recht vorstellen, dass die Insel unter diesen Umständen den Namen „Holzinsel" erhalten haben würde, denn Holz war schliesslich schon ein willkommener Handelsartikel, der ein gelegentliches Aufsuchen der Insel rechtfertigte. Mir scheint hier eine Autosuggestion vorzuliegen. Ganz abgesehen davon, dass die Entstehungszeit der Karte durchaus ungewiss ist, lassen sich die genannten Namen m. E. unmöglich auf die Madeiragruppe deuten. Canaria ist immer auf die Kanaren bezogen worden (Kap. 147); die Taubeninsel „de columbis" ist ein Doppelname für Fuerteventura, gehört also ebenfalls zu den Kanaren. Schon Mees warnte 1901 davor, aus Dulcerts irriger Eintragung von Kanareninseln in die Gegend der Madeiragruppe auf eine Kenntnis Madeiras und Porto Santos um 1339 zu schliessen (vgl. S. 177). Winter und Zechlin sind in diesen Fehler verfallen. Ihre Annahme, die Madeirainseln müssten vor 1344 entdeckt worden sein, erscheint mir keineswegs hinreichend begründet zu sein.

Ich bezweifle, dass Madeira je einen anderen Namen geführt hat als „Holzinsel", sei es in der italienischen Form Legname und Lecname, sei es in der portugiesischen Madeira, Madrera usw. Da die gesamte Insel im Mittelalter von dichtem Wald bedeckt war (Kap. 159), war dieser Name einst auch sehr charakteristisch. Wer der Entdecker war und in welchem Jahr die Auffindung gelang, ist nicht mehr zu ermitteln. Denkbar wäre es, dass die im vorigen Kapitel behandelte Expedition von 1341 neben den Kanaren auch die Madeirainseln auffand. Doch kann ebenso gut eine andre Ozeanfahrt zwischen 1340 und 1350 den Anlass zur Auffindung gegeben haben.

Die Entdeckungsgeschichte des Madeira-Archipels bleibt demnach in Dunkel gehüllt. Über die Auffindung der atlantischen Inseln sind im 19. und 20. Jhd. vortreffliche Arbeiten erschienen, so zumal von Canale [2]), Errara [3]), de Pons [4]), Almagià [5]), Magnaghi [6]), de Miranda [7]) u.a. Es bleiben aber ansehnliche Unklarheiten dennoch nach wie vor bestehen. Zuverlässiger werden diese Probleme nur dann beurteilt werden können, falls noch neue, aufschlussreiche Dokumente gefunden werden sollten. Die traurige Geschichte vom Ritter Machim wollen wir jedenfalls aus der Reihe der geschichtlichen Tatsachen streichen.

---

1) Egmont Zechlin: Maritime Weltgeschichte, Hamburg 1947, 358.

2) Ausser dem schon früher (S. 143) genannten Werk von Canale sind hier besonders noch zu erwähnen: Degli antichi navigatori e scopritori genovesi, Genua 1846. Storia del Commercio..., Genua 1866. Tentativo dei navigatori e scopritori genovesi per riuscire all' India lunghesso le coste occidentali dell' Africa, Genua 1881.

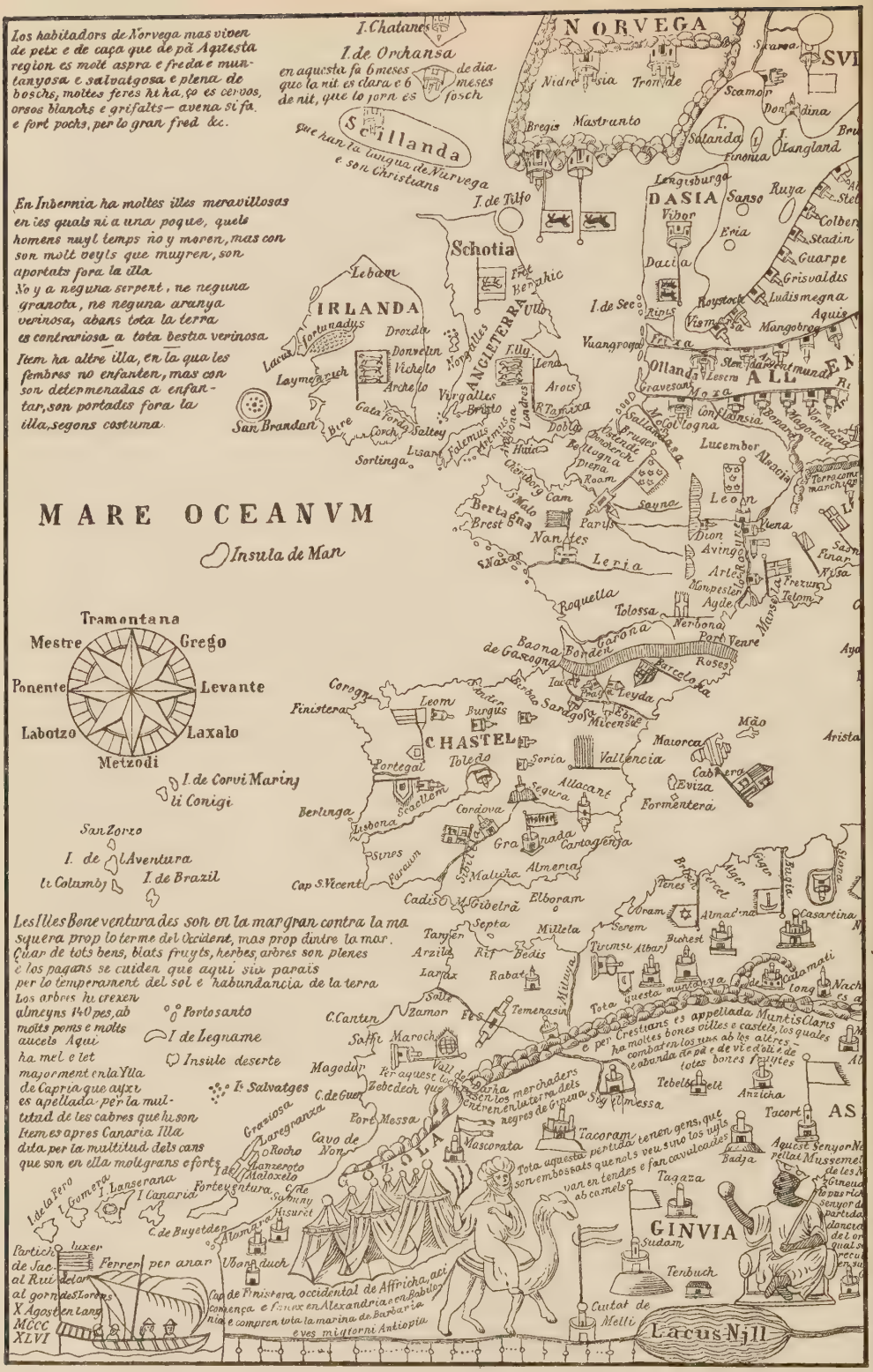
3) Carlo Errera: L'epoca delle grandi scoperte geografiche, Mailand 1926.

4) Giorgi di Pons: I grandi Navigatori italiani, Florenz 1929.

5) Roberto Almagià: Recenti pubblicazioni su Viatori e Navigatori italiani dell' Epoca delle grandi Scoperte, im Archeion, vol. XII (1930), 60 ff.

6) Alberto Magnaghi: Navegadores portugueses e Navigatori italiani, in La Cultura (Mailand und Rom) 1930, 168 ff.

7) Domenico de Miranda: Navigatori italiani del Medio Evo. Primi precursori in Terra d'Africa, in L'Oltremare 1931, 368 ff.



Der Westteil der Katalanischen Weltkarte von 1375, mit den Kanaren, der Madeira-Gruppe, den falschen „Azoren", dem Hinweis auf Ferrers Expedition (links unten) und das Negerreich des Sultans Mussa von Melli (rechts unten)

146. FERRER'S FAHRT ZUM GOLDFLUSS

(1346)

Inschrift auf dem Mediceischen Atlas von 1351 (?):

Es brach auf das Transportschiff von Jacme Ferrer, um nach dem Goldfluss zu fahren, am Tage des Heiligen Laurentius, am 10. August im Jahre 1346.

Dieselbe Inschrift auf der Katalanischen Weltkarte von 1375 in Katalanischer Sprache:
(partic l'uxer d'en Jacme Ferrer per anar al riu d'Or, al jorn de Sant Llorenç, que es a lo d'agost, i fóu en 1346).

Brief des Usodimare vom 12. Dezember 1455 [1]), veröffentlicht von Gråberg in Annali di geografia, Genua (1802) I 290:

Vom Lande Mallorca (de civitate Majorigarum) brach eine Galeere des Catalanen Johannes Ferne am S. Laurentius-Fest im Jahre des Herrn 1346 auf, um zum Goldfluss (Rujaura = Rio d'Oro) zu fahren, und von dem gleichen Fahrzeug hat man späterhin nichts mehr gehört. Jener Fluss heisst Vedamel (= Fluss von Melli).

Gegen Ende des Mittelalters stand das vom Niger zum Senegal sich erstreckende Negerreich Melli, das uns bereits im Kap. 144 beschäftigte, im Rufe eines sagenhaft reichen Goldlandes. Man kannte in der christlichen Welt von ihm nur das Wenige, was hier und da über mohammedanische Quellen hindurchsickerte. Immerhin hatte man um 1375, wie die Katalanische Weltkarte beweist, von dem grossen Sultan Musa gehört, der damals zwar schon über 4 Jahrzehnte tot war und der dennoch als Herrscher des Goldlandes unter dem Namen Mussamel (Mussa von Melli) auf der Karte abgebildet ist. Überhaupt hat gerade diese Katalanische Weltkarte, die weitaus bedeutendste, die das Mittelalter hervorgebracht hat, vom inneren Afrika überraschend reichhaltige Kunde, offensichtlich unter Ausschöpfung arabischer Kenntnisse [2]).

Die bedeutendsten nordwestafrikanischen Goldländer befanden sich zwischen dem oberen Niger und dem benachbarten Stromgebiet des Senegal, östlich vom Oberlauf des Senegal-Nebenflusses Faleme und am oberen Volta. Die zwei erstgenannten Gebiete waren die wichtigsten für den mittelalterlichen Handel der Araber im Reiche Melli. Eine Legende auf der

---

1) Vgl. Kap. 130 und 176.
2) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, Berlin 1865, 173.

Radkarte von Modena (um 1450) meldet uns nicht unglaubhaft, dass die sehr salzbegierigen Bewohner von Melli für eine bestimmte Menge von Salz eine gleich grosse Menge von Goldstaub herzugeben bereit seien (vgl. Kap. 171). Mag auch das so gern übertreibende Gerücht Mellis Goldreichtümer vielleicht in zu grellen Farben geschildert haben, erstaunlich gross muss dieser Reichtum dennoch gewesen sein, wie allein schon daraus hervorgeht, dass in den Guinea-Goldländern, ebenso wie zeitweilig im alten Ägypten, das Gold hinter dem Silber an Wert zurückstand: Valentin Ferdinand meldet nämlich im 16. Jhd., dass daselbst 1 Unze Silber gleich 1½ Unzen Gold galt [1]!

Das Reich Melli hiess gelegentlich auch Mandingo oder Songo. Seine Hauptstadt war zunächst Djariba am Einfluss des Sankarani in den Niger, seit 1240 Niani am linken Ufer des Sankarani. Nach 1250 beherrschte es den ganzen westlichen Sudan. Schon um 1050 war sein Herrscher Baramendam zum Islam übergetreten und sogar nach Mekka gepilgert, ebenso wie viele seiner Nachfolger, darunter ein Sultan Musa (1200-1218) gleich viermal [2]! Kunde vom Negerreich „Senegany" tritt uns bereits 1351 im Mediceischen Hafenbuch entgegen.

Den Sondernamen „Goldfluss" (Rio d'Oro) empfing nun aber merkwürdigerweise nicht etwa der Senegal, sondern ein Fluss, an dem es gar kein Gold gab, der vom südlichen Atlas herunterkommende Wadi Draa, der Lixos des Altertums (Kap. 12). Weshalb ihm der Name beigelegt wurde, enthüllt uns die Katalanische Weltkarte von 1375 durch ihre Eintragung:

> „Tal von Derha (Draa). Durch diese Gegend ziehen die Kaufleute, die nach dem Lande der Neger von Guinea (Gineua) reisen [3]."

Der „Goldfluss" erhielt also seinen unpassenden Namen aus demselben Grunde, der das spätere Altertum den Flüssen Po und Rhone den Namen des Bernsteinflusses Eridanus beilegen liess, obwohl sie beide nie Bernstein hervorgebracht haben [4]: nicht weil die begehrte Kostbarkeit daselbst gefunden wurde, sondern weil sie mit Hilfe des Handels dort zum Vorschein kam [5], sind jene Ströme zum Bernstein- und zum Goldfluss geworden!

Der Goldhandel am Wadi Draa dürfte bereits auf ein recht hohes Alter zurückblicken können. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass sich an diesem Fluss die gleiche Stelle befindet, an die Herodots Erzählung [6] vom stummen Goldhandel der Karthager an einem Punkt der atlantischen Küste

---

1) Friedrich Kunstmann: Valentin Ferdinands Beschreibung der Westküste Afrikas bis zum Senegal, in den Abhandlungen der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, III. Cl., Bd. 8, Abt. III, 1 (1856), 278.

2) Enzyklopädie des Islam III, 261.

3) Konrad Kretschmer: Die Katalanische Weltkarte der Biblioteca Estense zu Modena, in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1897, 91.

4) R. Hennig: Von rätselhaften Ländern, Leipzig 1945.

5) Aus genau dem gleichen Grunde hiess ja fast aller Rheinwein im endenden Mittelalter „Bacharacher", weil der vom oberen Rhein kommende Wein zwecks Umgehung des Binger Lochs auf Wagen zwischen Bingen und Bacharach über Land befördert und in Bacharach erst wieder ins Schiff verladen wurde.

6) Herodot IV, 196.

südlich von Marokko anknüpft, und auch Edrisis Notiz [1]), dass die arabischen Händler nicht weiter als 4 Tagereisen südlich über Safi hinaus an der Küste zu reisen pflegten, bezieht sich offensichtlich auf Fahrten zum „Goldfluss" Wadi Draa, durch dessen Tal jene Händler dann in die reichen Goldländer des Innern zu gelangen pflegten. Schon el-Bekri kannte um 1068 den Weg [2]). Andererseits vermerkt noch um die Mitte des 15. Jhds. die Radkarte der Biblioteca Estense in Modena, dass über das „Tal von Dra" „die Kaufleute ziehen, die nach Melli gehen wollen", und vom Herrscher Melli's ist gesagt:

> „Hier herrscht ein König Mussemelli, er ist reich und der mächtigste Herr dieses ganzen Landes infolge des Ueberflusses an Gold, welches er in seinem Lande sammelt" [3]).

Anscheinend sind aber im Mittelalter an diesem Goldhandel lange Zeit ausnahmslos mohammedanische Händler beteiligt gewesen, und auch für diese war der Wadi Draa der südlichste Punkt der regelmässig aufgesuchten Küsten Nordwestafrikas [4]). Für die christlichen Nationen waren diese Küsten noch bis ins 15. Jhd. hinein zwar geographisch bekannt, aber von der regelmässigen Schiffahrt gemieden. Jedenfalls ist es bezeichnend, dass Prinz Heinrich der Seefahrer, als er etwa seit 1416 seine Entdeckungsfahrten aufnehmen liess, zunächst für seine Schiffsführer die Erfahrungen der arabischen Seemänner zu sammeln bemüht war [5]). So wurde der zumeist nur durch maurische Gewährsmänner genannte „Goldfluss" zu einem halb sagenhaften, von mythischen Vorstellungen umwobenen Gebilde.

Das Gerücht vom „Goldfluss" mag nun freilich auf europäische Seefahrer des 14. Jhds. anlockend genug gewirkt haben, weil sie sich notwendig etwas völlig anderes darunter vorgestellt haben müssen, als ihnen der Wadi Draa tatsächlich zu bieten vermochte. Es ist ja bezeichnend genug, dass spätere Zeiten, die am Wadi Draa häufiger erschienen, den lockenden Namen Rio d'Oro, als sie an diesem Flusse Gold nicht zu finden vermochten, auf eine weiter südlich gelegene Gegend übertrugen, obwohl auch sie völlig goldlos ist: auf die einzige kleine Meeresbucht des südlicheren Wüstenstrandes, die ein wenig an eine Flussmündung erinnert und die ziemlich genau auf dem Wendekreis gelegen ist (bei Villa Cisueros). So kommt es, dass eine so gut wie wertlose, trostlose Wüstenlandschaft bis heute den herrlichen Namen des Goldflusses führt: die spanische Rio d'Oro-Kolonie!

Die Gerüchte vom Goldfluss veranlassten nun einen Katalanen, eine

---

1) Edrisi-Ausgabe Jaubert, Paris 1836, I 220.

2) El-Bekri: Description de l'Afrique septentrionale, Acad. Mac Guckin de Slane, Algier 1913.

3) Konrad Kretschmer: Die Katalanische Weltkarte der Biblioteca Estense zu Modena, in der Zeitschrift der Berliner Ges. f. Erdkunde 1897, 94 und 96.

4) E. G. R. Taylor: Pactolus, river of gold, im Scottish Geographical Magazine, Bd. 44 (1928), 129 ff.

5) Englische Azurara-Ausgabe von Beazley und Prestage, in den Publikationen der Hakluyt-Society, Bd. 100, London 1899, LVI ff.

Erkundungsfahrt dorthin zu unternehmen. Er hiess Ferrer. Wir wissen von ihm nichts anderes, als was im Mediceischen Atlas von 1351 und auf der Katalanischen Weltkarte von ihm gemeldet ist: dass er am 10. August 1346 die Ausreise dorthin antrat. Ob er zum Goldfluss gelangt ist, entzieht sich der Kenntnis. Humboldts bezügliche Bekundung [1]:

> „Katalanische Schiffer hatten sich... am St. Lorenztage, dem 10. August 1346, 86 Jahre vor dem portugiesischen Admiral Gilianez am Goldfluss befunden"

ist ohne Zweifel irrig: sie hat die Nachricht über die Ausreise der Expedition versehentlich als eine solche von der Erreichung des Zieles angesehen, die nirgends bezeugt ist.

Bei der Ferrer-Expedition liegen die Dinge genau so wie bei derjenigen der Brüder Vivaldi (Kap. 130): die Abfahrt aus der Heimat ist bezeugt und weiter nichts. Damit ist nicht unbedingt erwiesen, dass die Unternehmung fehlgeschlagen sein muss. Es wäre an sich denkbar, dass die Reise glücklich beendet wurde. Auch von den Fahrten des Jahres 1342 nach den Kanaren (S. 263) ist lediglich die Ausreise überliefert worden, und dennoch finden wir den Namen eines Teilnehmers, des El Domenec Gual, in einer späteren Urkunde erwähnt, so dass er heil heimgekehrt sein muss. An sich können die Dinge bei der Ferrer-Fahrt ähnlich gelegen haben. Immerhin lässt das völlige Schweigen der weiteren Chroniken über Ferrers Reise den Schluss zu, dass entweder die Ergebnisse völlig unbefriedigend waren oder aber dass eben die Teilnehmer verschollen blieben wie diejenigen der Vivaldi-Fahrt. Diese Annahme hat die grössere Wahrscheinlichkeit, denn der unter den Originalen wiedergegebene Usodimare-Brief bestätigt es ausdrücklich, und wenn er auch erst ein Jahrhundert nach dem Unternehmen Ferrers geschrieben wurde, so ist es doch durchaus möglich, dass sich bis dahin eine mündliche Tradition erhalten hatte. Eine Rückkehr Ferrers hätte wohl kaum verschwiegen werden können, wenn eine Vermutung von de Reparaz [2] zutreffen sollte, dass Cresques, der Zeichner der Katalanischen Weltkarte, ein Jugendfreund Ferrers war.

Ein tragischer Ausgang der Fahrt Ferrers zum Goldfluss ist daher mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Sicher kann man sagen, „dass dieser Fluss schon bekannt war" [3], als Ferrer sich zu seiner Fahrt aufmachte; aber in den christlichen Ländern wusste man von ihm nur durch ein Gerücht; eben diesem Gerücht wollte Ferrer wohl nachgehen. Welche Gerüchte über diesen Fluss und seine vorgebliche Herkunft aus dem Reiche des Priesters Johannes, Abessinien, im 14. und 15. Jhd. umliefen, lehrt uns eine Eintragung der Radkarte von Modena um 1450:

> „Dies Gebirge nennen die Sarazenen Gebel Camar, was in unserer Sprache Mondgebirge bedeutet [4]. Es liegt über den Äquator hinaus

---

1) Alexander v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1852, 1 243.
2) G. de Reparaz: Catalunya a les mars, Barcelona 1930, 230.
3) Gabriel Gravier: Recherches sur les navigations européennes faites au moyen-âge aux côtes occidentaux d'Afrique, Paris 1878, 15.
4) Vgl. Kap. 64.

und ist so hoch, dass man von der höchsten Spitze beide Pole sieht (!). Von diesem Bergland kommen Flüsse, durch die ein See entsteht, in dem Gold gefunden wird. Jener wird Goldfluss genannt."

Was Ferrer wohl vergeblich anstrebte, gelang anscheinend erst rd. 70 Jahre später den Portugiesen. Die erste sichere Erreichung des Goldflusses erfolgte nicht vor 1416 durch Europäer, die Erreichung des Goldlandes Melli von See her sogar erst 1483 (Kap. 185). Dies hindert nicht, dass über maurische Gewährsmänner hinweg die Kunde von dem reichen Negerstaat, wie sie uns schon im „Libro del Conoscimiento" entgegenklang, bei den europäischen Geographen allmählich umfassender wurde. Aber Ferrers Fahrt hat zur Beschaffung dieser Kenntnisse schwerlich beigetragen, denn vermutlich hat kein Teilnehmer die Heimat wiedergesehen.

Die Katalanen und insbesondere die Bewohner der Insel Mallorca spielten übrigens im Seewesen des Zeitalters eine ungewöhnlich wichtige Rolle. Neben den Italienern, die „in dem Seewesen die Lehrmeister fast aller europäischen Völker im Mittelalter" wurden [1]), haben sicherlich die Mallorcaner das Wichtigste in der Seefahrt, praktisch wie theoretisch, geleistet. Von Dulcerts auf Mallorca 1339 gezeichneter Karte war schon die Rede; die meisten „katalanischen Weltkarten", die im 14. und 15. Jahrhdt. eine aussergewöhnliche Rolle spielten [2]) und von denen noch viel die Rede sein wird, sind in Mallorca oder auf Grund von Angaben mallorcanischer Seefahrer entstanden. Auch praktisch spielten die Mallorcaner bereits seit dem 12. Jhd. eine wichtige Rolle in der Schiffahrt des westlichen Mittelmeers (vgl. S. 253-54). Somit stützte sich Ferrers wahrscheinlich verunglückte Unternehmung von 1346 gewiss auf eine lange und ausgezeichnete seemännische Erfahrung, die es wohl verdient hätte, dass dem kühnen Unterfangen eines wagemutigen Sohnes der Insel ein besserer Erfolg beschieden gewesen wäre, als es nun der Fall gewesen ist.

Zur mehrfach erwähnten Katalanischen Weltkarte von 1375, der stolzesten Blüte der mittelalterlichen Kartenkunst, sei noch Folgendes gesagt: Die Karte entstand auf Grund einer Anregung des damaligen portugiesischen Infanten und späteren Königs Johann I (1385-1433), des Vaters Prinz Heinrichs des Seefahrers. Diese Anregung erfolgte i.J. 1373 [3]). Der Zeichner der Karte war, gemäss einer Bestätigung des Infanten Johann, der auf Mallorca lebende Jude Abraham Cresques [4]), der 1387 starb. Die Anfertigung der Karte scheint die ganzen Jahre von 1375-1377 gedauert zu haben. Cresques' Sohn, Jafuda Cresques, trat auf Grund der portugiesischen Judenverfolgung 1391 zum Christentum über, empfing in der Taufe den Namen Jaume Ribes und setzte seines Vaters Werk fort. Er war später im Dienste Heinrichs des Seefahrers beschäftigt.

---

1) Sophus Ruge: Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, Vortrag für die Gehe-Stiftung vom 9. Oktober 1897, Dresden 1898, 3.

2) Heinrich Winter: Das Katalanische Problem in der älteren Kartographie, im Ibero-Amerikanischen Archiv, XIV 2/3 (1940), 89.

3) Antoni Rubió i Lluch: Documents per la historia de la cultura catalana medieval, Barcelona 1908-1921, I 251.

4) De Reparaz, a.a.O., 50 ff. und 82 ff.

147. EINE NUR SCHEINBARE KENNTNIS DER AZOREN IM 14. JAHRHUNDERT

(um 1350)

Libro del Conoscimiento de todos los reynos e tierras e señorios que son per el mundo e de los señales e armas que han cada tierra e señorio por sy e de los reyes e señores que los proveen, ed. Jimenez de la Espada, Madrid 1877, 50:

...Ich fuhr zur See nach den Verlorenen Inseln [1]), die Ptolemäus Inseln der Barmherzigkeit [2]) nannte. Man muss wissen, dass die erste Insel vom Kap Bojador 110 Meilen entfernt ist. Ich schiffte mich in einer Galeere mit einigen Mauren ein, und wir gelangten an die erste Insel, die Gresa heisst, und nach ihr zur Insel Lanzarote, die so heisst, weil die Bewohner einen Genuesen dieses Namens getötet(?) haben. Darauf fuhr ich zu einer weiteren Insel, die Bezimarin heisst, und einer anderen, die Rachan heisst. Dann gibt es eine andere, die Alegrança heisst, und eine andere Vegimar, und eine andere Forteventura, und eine andere Canaria, und eine andere, die Tenerefiz heisst, und eine andere, die Isla del infierno heisst, und eine andere, die Camera heisst, und eine andere Ferro, und eine andere Aragania, und eine andere Salvaje, und eine andere Desierta, und eine andere Lecname, und eine andere Puerto santo, und eine andere Lobo, und eine andere Cabras, und eine andere Brasil, und eine andere

---

1) Zum Namen der „Verlorenen Inseln", der weder bei Ptolemäus noch bei den Arabern nachweisbar ist, vgl. das im Kapitel 190 Gesagte.

2) Irrtum! Nicht Ptolemäus, sondern die Araber nannten die Inseln „Kalidat", was der Verfasser mit „Caridad" identifizierte, während es in Wirklichkeit vermutlich „ewige (khuld) Inseln" bedeutet (Enzyklopädie des Islam II, 944). — Beachtenswert ist die Nennung des Ptolemäus, da in jenen Jahrhunderten die Kenntnis der griechischen Schriftsteller der klassischen Zeit im Abendland nahezu gleich Null und bei den arabischen Gelehrten bedeutend besser entwickelt war als bei den christlichen. Schrieb doch der grosse Roger Baco 1267 an den Papst, in der lateinischen Christenheit gebe es keine 4 Gelehrte, welche die griechische, arabische oder hebräische Sprache beherrschten; er selber habe 20 Jahre gebraucht, um eine Seneca-Abschrift zu erhalten und habe über 2000 Pfund für naturwissenschaftliche Schriften ausgegeben! (Baco, Inedita, opus tertium, c. 10, p. 33 und c. 15, p. 56). Die altgriechischen Schriftsteller wurden erst nach 1200 auf dem Umweg über arabische Schriftsteller langsam wieder bekannt (Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, Berlin 1865, 181).

Columbaria, und eine andere Ventura, und eine andere Sant Jorge, und eine andere Conejos, und eine andere Cuervo marinos, und in dieser Weise sind es zusammen 25 Inseln...

Legende auf der türkischen Seekarte des Piri Re'is von 1513, bei Paul Kahle: Die verschollene Columbuskarte von 1498, Berlin-Leipzig 1933, 18:

„Eine genuesische Kuka, von Flandern kommend, gerät in Sturm, der sie vor sich hertreibt. Als sie vorsichtig weiter fährt, trifft sie auf diese Inseln. Diese Inseln sind daher bekannt."

Was im „Libro del Conoscimiento" über die ozeanischen Inseln gesagt ist, von denen eine wirkliche oder scheinbare Kenntnis dem Zeitalter um 1350 zu eigen war, ist vorstehend im ganzen Umfang wiedergegeben. Es heisst ausdrücklich darin, dass 25 Inseln westlich der Gibraltarstrasse im Ozean liegen sollten. Da die Madeira-Gruppe nur 4 Inseln umfasst und die Kanaren-Gruppe — von den kleinen Klippeninseln abgesehen — nur 7, so schien der Rückschluss unvermeidlich, dass man gegen 1350 in Südeuropa auch bereits von der letzten Inselgruppe etwas gewusst haben müsse, die es bis Amerika im Westen der Gibraltarstrasse gibt: von den Azoren.

Die antike Welt hatte die Azoren noch nicht gekannt, wenngleich einmal sturmverschlagene karthagische Schiffer mit ihnen in Berührung gekommen sind (Kap. 19). Eine These von Curt Fischer, dem sonst vorsichtig abwägenden Bearbeiter von Hanno's Periplus (Kap. 12), dass unter Plinius' Pluvialia vielleicht die Azoreninsel Sta. Maria und unter Junonia S. Miguel zu verstehen seien [1]), war freilich ein recht unglücklicher Einfall, der nirgendwo sonst Beifall gefunden hat und ohne Zweifel irrig ist.

Es sind aber auch sonst viele, ebenso kühne wie falsche Hypothesen aufgestellt worden, wonach die Azoren schon lange vor dem 14. Jhd. entdeckt worden sein müssten. Fernan Colón, des Entdeckers gelehrter Sohn, brachte die sonderbare Vorstellung auf, die Kassiteriden des Altertums seien auf die Azoren zu deuten, als er schrieb [2]):

> „Die Karthager haben die Kassiteriden, die heut azorische Inseln heissen, entdeckt".

Der wenig kritische, phantasievolle Thevet [3]) wollte im 16. Jhd. gar alt-israelitische Seefahrer zu den ersten Entdeckern der Azoren machen. Die neue Zeit hat in buntem Wechsel bald Normannen, bald Arabern, Iren, Flamen, Italienern, Griechen, Katalanen und Portugiesen die Ehre der ersten Entdeckung zugeschrieben. Am ernsthaftesten zu bewerten waren hierbei

---

1) Curt Fischer: De Hannonis Carthaginiensis Periplo, Leipzig 1893, 73.
2) Fernan Colón: Vida del Almirante, cap. 9.
3) André Thevet: Cosmographie universelle, Paris 1575, II 1022.

die Deutungen auf die Normannen und Araber, die selbst so grosse Autoritäten wie Humboldt und C. Ritter ohne jeden Vorbehalt als zuverlässig ansahen [1]). Auch Carl Ritter meint ohne jeden Vorbehalt, dass Normannen die Entdecker der Azoren gewesen seien [2]), ohne für diese Auffassung irgend einen Beleg zu bringen. Später sind aber gegen diese Auffassung durch die Portugiesen Homen [3]) und de Canto [4]) gewichtige Bedenken geäussert worden, die in jüngerer Zeit durch den Belgier Mees [5]) ansehnlich verstärkt worden sind. Wir können heute um so zuversichtlicher behaupten, dass Humboldt sich geirrt hat, als wir jetzt die Entstehungsgeschichte der Fabel von der normannischen und arabischen Vorentdeckung in ganzem Umfang klarzustellen vermögen.

Die Behauptung, dass die normannischen Wikinger zu den Azoren gelangt sein müssten, ist als ein wunderlicher Erklärungsversuch erstmalig von dem Portugiesen de Goes im 16. Jhd. aufgestellt worden [6]), als er nach einer Erklärung der von ihm als wahr angesehenen Fabelgeschichte suchte, dass auf Corvo früher ein nach Westen weisendes Reiterdenkmal gestanden habe. Die Entstehung und völlige Haltlosigkeit dieser sonderbaren Geschichte ist im Kap. 19 ausführlich erörtert worden. Der Einfall ist dann, so viel ich sehe, zuerst durch v. Murr [7]) in die deutsche Literatur übernommen worden, und dadurch wurde offenbar selbst ein Humboldt verleitet, unter Ausserachtlassung seiner sonstigen vorsichtigen Ausdrucksweise die falsche Meinung zu äussern, dass „zweifellos Normannen im 9. Jhd. als erste nach den Azoren gelangten".

In Wahrheit kann hiervon gar keine Rede sein. Wäre den Wikingern des 9. oder 10. Jhds. wirklich die Auffindung der Azoren geglückt, so ist es wohl selbstverständlich, dass ihr ständiger Landhunger, dem sogar das unwirtliche Island und Grönland nicht zu schlecht für die Errichtung eines neuen Staates waren, die gesegneten Azoren nicht verschmäht, sondern für eine normannische Dauersiedlung daselbst Sorge getragen haben würde. Darüber hinaus spricht kein noch so schwaches Anzeichen für die Möglichkeit einer normannischen Azoren-Kenntnis, die unweigerlich ins Gebiet der Fabel zu verweisen ist.

Auf noch schwächeren Füssen steht die These einer arabischen Entdeckung der Inselgruppe. Wir hörten bereits (Kap. 110) von der allgemeinen Scheu der Araber, den Atlantischen Ozean zu befahren, die abergläubische Gründe gehabt haben muss, wie aus einer Edrisi-Stelle [8]) zu schliessen ist. Und nun sollen sie, die es über eine bescheidenste atlantische Küstenschiffahrt nicht hinausbrachten, schon die weit draussen liegenden Azoren gefunden

1) Alexander v. Humboldt: Kosmos, Stuttgart 1877, II 184 und IV 34.
2) Carl Ritter: Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, herausgegeben von H. A. Daniel, Berlin 1861, 198.
3) Archivo dos Acores, III 105 ff.
4) Ebendort, 113 ff.
5) Jules Mees: Histoire de la découverte des îles Açores et de leur dénomination d'îles Flamandes, Gent 1901, 25 ff.
6) Daniel de Goes: Cronica de Serenissimo Principe D. João, Lissabon 1567, 9.
7) C. G. v. Murr: Diplomatische Geschichte des Portugiesischen berühmten Ritters M. Behaim, Nürnberg 1798.
8) Edrisi-Ausgabe Dozy und de Goeje, Leiden 1866, 1.

haben? Dies ist an sich schon denkbar unwahrscheinlich; es lässt sich aber auch im einzelnen widerlegen.

Man glaubte aus einer Notiz des Ibn al-Wardi, wonach in dem Ozean eine von unzähligen Habichten und anderen Vögeln belebte Inselgruppe liege, eine frühzeitige Vertrautheit mit den Azoren folgern zu müssen, da der portugiesische Namen Azoren (açores) Habichtsinseln bedeutet. Ibn al-Wardi war ein bedeutender arabischer Dichter und Grammatiker, der von 1260 bis 1349 lebte [1]). Scheinbar mit Recht sagte man sich, dass die Azoren demnach zu seiner Zeit von den Arabern bereits entdeckt gewesen sein müssen. Der Schluss ist jedoch fehlerhaft. Der Ibn al-Wardi, welcher der habichtreichen Inseln Erwähnung tut, ist nämlich gar nicht der eben genannte bedeutende Dichter, sondern ein um mehr als 100 Jahre jüngerer Namensvetter, der ein wenig wertvolles geographisches Werk „Kharidat al-Adjaib wa-Faridat al-Gharaib" verfasst hat und erst 1457 starb [2]). Sein Wissen um die Habichtsinseln war daher erst eine Folge der 1432 gelungenen portugiesischen Entdeckung. Die These einer arabischen Vorentdeckung fällt damit in sich zusammen.

Schon 1892 hat Gaffarel die Fabel von der arabischen Entdeckung der Azoren widerlegt [3]). Leider hat dieser französische Forscher dafür noch viel wildere Phantastereien in die Welt gesetzt. Auf Grund der irischen St. Brandanssage behauptete er, die Iren müssten frühzeitig nicht nur die Azoren, sondern auch Madeira und die Kanaren und gar noch Jan Mayen entdeckt haben, dazu selbstverständlich Amerika [4]). Wie leichtfertig er in seinen wissenschaftlichen Arbeiten vorging, erhellt am überzeugendsten aus der Tatsache, dass er auf Grund des Fundes des Neandertaler-Schädels einen Forscher „Monsieur Neanderthal" erfunden hat!

Ähnlich ist sehr oft die Insel Brasil (Kap. 190) zu Unrecht auf die Azoren bezogen worden. Der Name Brasil, der uns zuerst auf der Dalorto-Karte von 1330 entgegentritt, kommt nach Kretschmers Ermittlungen [5]) allein auf 26 Erdkarten der Jahre 1351—1571 vor. Heute kennen wir die Herkunft der Brasil-Fabel aus der irischen Sagenwelt, seitdem erstmalig Hamy [6]) 1887 die Zusammenhänge klargestellt hat. Zu Humboldts Zeit waren diese aber noch unbekannt, und man war daher geneigt, Brasil mit einer Azoreninsel, am liebsten mit Terceira, zu identifizieren. Hiervon kann schlechterdings keine Rede sein.

Irgendwie wollte man sich aber doch die scheinbare Tatsache erklären, dass das Libro del Conoscimiento gegen 1350 25 atlantische Inseln — vorgeblich aus eigener Anschauung — kannte. Es lag nahe, an italienische Entdecker zu denken. Insbesondere Italiener haben sich für die These ein-

---

1) Enzyklopädie des Islam, II 455.
2) Ebendort.
3) Paul Gaffarel: Histoire de la découverte de l'Amérique depuis les origines jusqu'à la mort de Christophe Colomb, Paris 1892, I 232.
4) Paul Gaffarel: Les Irlandais en Amérique avant Colomb, in Revue de la géographie (Paris), 1890, 15.
5) Kretschmer, a.a.O. (Katalanische Weltkarte), 66.
6) Hamy: Les origines de la cartographie de l'Europe Septentrionale, im Bull. de géographie historique et descript., Paris 1888, 333 ff.

gesetzt, so di San Filippo [1]), der gar den kühnen Versuch machte, die auf der Dulcert-Karte von 1339 eingetragenen ozeanischen Inseln Canaria, Capraria, Insula Sti. Brandani sive puellarum auf Azoreninseln zu deuten, und d'Albertis [2]). Doch auch deutsche Forscher, wie Peschel [3]), Ruge [4]) und vor allen Kretschmer[5]), dazu der Belgier Mees [6]), sind wieder und wieder für eine Entdeckung der Azoren gegen 1350 eingetreten. Wenn eine solche damals wirklich schon gelungen wäre, könnten als Entdecker nur Genuesen oder Katalanen in Betracht kommen. An diese denken Nordenskjöld [7]) und Mees [8]), während ausser d'Albertis vor allem Ruge mit Nachdruck für die Italiener eingetreten ist. Eine Entdeckung durch Genuesen ist auch durch die neuerdings entdeckte türkische Weltkarte des Piri Re'is von 1513 bestätigt oder mindestens behauptet worden, wie die Wiedergabe des Textes unter den Original-Zitaten zeigt. Der Türke hat seine Notiz zweifellos bei den Azoren eingetragen, aber ob die Genuesen tatsächlich vom Sturm bis hierher verschlagen wurden und wann dies geschah, ist nicht zu erkennen. Sollten die grossartigen Kartenschöpfungen der zweiten Hälfte des 14. Jhdts. diese angebliche genuesische Entdeckung nicht etwas deutlicher wiederspiegeln, wenn wirklich die Azoren schon erreicht waren?

Markham hat 1912 die Deutung von 8 Inselnamen des Libro del Conoscimiento auf die Azoren vorbehaltlos übernommen [9]), und in der jüngsten Bearbeitung der Peschelschen Geschichte des Entdeckungs-Zeitalters hiess es 1930 ohne Bedenken [10]):

> „Um dieselbe Zeit (1350) waren von Italienern die Azoren vollzählig entdeckt worden",

ja Kretschmer hat sogar noch 1935, obwohl inzwischen von mir ernste Zweifel geäussert und begründet worden waren [11]), ohne die geringste Einschränkung behauptet [12]), im Libro del Conoscimiento seien „8 Azoreninseln" aufgeführt.

Dabei wurden recht willkürlich identifiziert (nach Markham, a.a.O.):

Santa Maria	=	Lobos
San Miguel	=	Cabras
Terceira	=	Brasil
Pico	=	Columbaria

---

1) Amat di San Filippo: I veri scopritori delle isole Azore, im Bolletino della Società geografica Italiana 1892, 529 ff.

2) E. A. d'Albertis: Priorità dei Genovesi nella scoperta delle Azorre, in Atti III. Congreso Geografico Italiano, Florenz 1899, II 423 ff.

3) Oskar Peschel: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Leipzig 1865.

4) Sofus Ruge: Valentin Ferdinands Beschreibung der Azoren, im 27. Jahresbericht des Dresdener Vereins für Erdkunde 1901, 153 ff.

5) Konrad Kretschmer: Die italienischen Portolane des Mittelalters, Berlin 1909, 687.

6) Mees, a.a.O., 35 ff.

7) Adolf Erik von Nordenskjöld: Periplus, Stockholm 1897, 114.

8) Mees, a.a.O., 39.

9) Sir Clements Markham: Book of the Knowledge, London 1912, 68.

10) Peschel, a.a.O., Meersburg-Leipzig 1930, 41.

11) Petermanns Mitteilungen 1932, 180 ff.

12) Petermanns Mitteilungen 1935, 52.

Fayal	= Ventura
San Jorge	= San Zorzi
Flores	= Conigli
Corvo	= Corbi marini

Die vorgebrachten Beweise für eine Azorenkenntnis um 1350 sind in keiner Weise überzeugend. Ruge erklärte [1]), die Insel Brasil müsse auf die Azoren gedeutet werden, weil brasile = Farbe der glühenden Kohle bedeutet und auf den Azoren das einst sehr geschätzte Färbekraut Orseille, die Orchillaflechte (Roccella tinctoria), reichlich zu finden gewesen sei, wie der von ihm zitierte Valentin Ferdinand nach 1500 ausdrücklich bestätigt:

> „Auf dieser Insel (San Jorge) wächst, so wie auf den anderen, viel Orseille. Orseille ist eine Pflanze, die, wie Moos, auf den Klippen wächst, und wenn das Meer sie nur zeitweilig bedeckt, färbt es sie rot... Die Orseille galt vor der Entdeckung dieser Inseln 40 Cruzados, jetzt 15, und man sagt, dass sich ohne diese Orseille kein feines Leder herstellen lasse."

Wenn nun aber wirklich die Italiener vor 1350 die orseillereichen Azoren entdeckt und die Hauptinsel daraufhin Brasil getauft hätten — kann man sich im Ernst vorstellen, dass dieses handelstüchtige Volk, das zumal den aus der Färbeflechte gewonnenen roten Farbstoff Orseille, Cadamosto's „Kraut Orisello" oder Oricola [2]), als einen *sehr* begehrten Handelsartikel ansah, in der Folge die Azoren nie wieder aufgesucht haben sollte, so dass die Inseln 1432 von den Portugiesen ganz neu entdeckt werden mussten? Mir scheint, gerade der Orseille-Reichtum der Azoren stellt einen sicheren Beweis dar, dass die Inseln bis 1432 *nicht* entdeckt gewesen sein können, weil sie sonst unweigerlich schon früher r e g e l m ä s s i g angesteuert und ausgebeutet worden wären.

Kretschmer meinte die Legende der Pizigano-Karte von 1367, auf der in der Gegend der Azoren ein Wort açules eingetragen sein sollte, als Beweis ansehen zu dürfen, dass 1367 die Azoren entdeckt waren, denn er hielt „açules" für identisch mit Azoren. Nun ist aber der Name Habichtsinseln = Azoren literarisch nicht früher nachzuweisen als in einer Urkunde vom 2. Juli 1439 (Kap. 165), und ausserdem habe ich im Nachtrag zu Kap. 19 im Bd. II Mitteilung gemacht, dass jenes Wort der Pizigano-Karte [3]) nicht açules, sondern „arculis" zu lesen ist und somit „Herkules" bedeutet. Damit fällt ein Hauptbeleg für die Kenntnis der Azoren im 14. Jhd. fort.

Kretschmer führt als weiteren Beweis für eine Kenntnis der Azoren um 1350 die Tatsache an [4]), die Lage der Inseln sei auf den Karten des 14. Jhds. zwar an falscher Stelle, zu weit östlich, aber doch in der richtigen

---

1) Ruge, a.a.O., 168 ff.

2) Aloisio Cadamosto: Navigatio ad terras incognitas, in Novus orbis regionum ac insularum, Basel 1537, 3.

3) Die neueste Studie über die Pizigano-Karte stammt von Mario Longhena: La carta dei Pizigani, in Atti X. Congr. Geogr. Italiano, Mailand 1927.

4) Petermanns Mitteilungen 1935, 52 f.

Dreiteilung dargestellt worden, was nicht wohl Zufall sein könne. Ich vermag aber auf den meisten in Betracht kommenden Karten von einer solchen Dreiteilung nichts zu entdecken. Am ehesten könnte noch die Soleri-Karte um 1385 in Betracht kommen, die im Norden der Madeiragruppe eine Inselgruppe verzeichnet. In dieser lässt sich zur Not eine Drei- oder auch Vierteilung erkennen, aber die mittlere Gruppe weist gar nicht 5, sondern 6 und die südliche nicht 2, sondern 5 Inseln auf; dazu verlaufen die Inseln nicht in westnordwest-ostsüdöstlicher Anordnung, wie es der Wirklichkeit entspricht, sondern in nord-südlicher, und überdies sind sie, wie schon erwähnt, sämtlich gleich nördlich von Madeira eingetragen, wo es gar keine Inseln gibt. Kretschmer will diese falsche Eintragung mit „Raummangel(!) auf dem Kartenbild" erklären. Aber a l l e Kartenzeichner der Zeit zwischen 1350 und 1430 [1]) verzeichnen jene Phantasieinseln nördlich von Madeira. Sollten sie wirklich a l l e ihre Zeichenunterlage zu klein gewählt haben und somit zu einer Verzeichnung gezwungen worden sein, welche die „Azoren" zwischen den Kanaren und Irland ansetzte? Selbst ein so ausgezeichneter Kenner der Azoren wie Martin Behaim, der jahrzehntelang auf einer dieser Inseln wohnte, hat diesen Archipel auf seinem Globus nichts weniger als richtig dargestellt. Zwar hat er alle 9 Inseln verzeichnet; aber es ist dabei weder von einer Dreiteilung noch von einer wirklichen Verhältnissen sonst entsprechenden Anordnung die Rede (vgl. Tafel X, Bd. IV, 1. Aufl.). Ausserdem hat er, wie Herm. Wagner schon 1894 richtig erkannte [2]), die Inseln doppelt gezeichnet: nicht nur die w i r k l i c h vorhandenen, sondern auch die im 14. Jahrhdt. v e r m e i n t l i c h entdeckten Phantasieinseln. Die Vermutung, dass Kretschmer einer Autosuggestion zum Opfer gefallen ist, als er die Azoren auf Karten des 14. Jhds. wiedererkennen wollte, wird dadurch ansehnlich gestärkt. Warum verschwinden denn jene Phantasieinseln nördlich von Madeira, die offenbar immer ein Kartenzeichner vom anderen kritiklos übernahm, auch dann noch nicht vom Kartenbild, als die echten Azoren 1431 entdeckt und auf den Karten richtig eingetragen waren? Warum erscheint z.B. auf der Soligo-Karte von etwa 1485 die Phantasieinsel San Zorzi, die Kretschmer auf unsere Azoreninsel San Jorge deutet, auch dann noch nördlich von Madeira, obwohl alle Azoreninseln auf derselben Karte zu finden sind, darunter auch San Jorge unter seinem ursprünglichen Namen San Piero? Warum verzeichnet dieselbe Karte, welche alle Azoreninseln an richtiger Stelle abgebildet hat, a u s s e r d e m noch alle 8 alten Inselnamen des 14. Jhds., die Mees, Ruge und Kretschmer auf die Azoren beziehen wollen, zwischen den Kanaren und Irland, nämlich die Inseln: corbi marini, li conigli (Kaninchencinsel [3])), San Zorzi, la venture, colonbi, bacil (brasil), caprara und luovo? [4]) Der Glaube an die Sonder-

1) J. Mees: Les Açores des portulans, in Boletino de sociedade de geografia de Lisboa, ser. 17 (1898/9).

2) Herm. Wagner: Die Rekonstruktion der Toscanelli-Karte vom Jahre 1474, in den Göttinger Nachrichten, phil.-hist. Kl., Göttingen 1895, 289.

3) In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass schon Hartmann von Aue um 1200 im Vers 2003 seines „Armen Heinrich" von einer Kaninchencinsel Conneland spricht, auf der es wertvolle Kaninchenfelle geben soll.

4) Über die wahre Bedeutung dieser 8 Inselnamen vgl. S. 252 f.

existenz dieser Inseln n e b e n den schon bekannten Azoren war ja so gross, dass die letztgenannten zwei Inseln 1462 vom portugiesischen König an einen Günstling verschenkt wurden (Kap. 184)!

Kretschmer ist in seiner Suggestion, dass die genannten 8 Inseln der Karten der 14. Jhds. notwendig Azoren sein müssten, derart befangen, dass er auch meine Ausführungen nicht gelten lassen will, wonach schon allein die Tatsache, dass es nachweislich auf den 1432 entdeckten Azoren weder Menschen noch Haustiere gab, den Beweis enthält, mit den Namen Kaninchencinsel (conigli), Taubeninsel (colonbi), Ziegeninsel (caprara) könnten unmöglich Azoren gemeint gewesen sein. Wir wissen, dass auf die neuentdeckten Azoren gemäss einer königlichen Ermächtigung vom 2. Juli 1439 alle Arten von Haustieren erst hinübergeschafft werden mussten (Kap. 165). Wie sollen da wohl Kaninchen, Tauben und Ziegen, die doch nur durch Menschen verbreitet worden sein können, im 14. Jhd. auf denselben Inseln überreich vorhanden gewesen sein, auf die man sie im 15. Jhd. eigens schaffen musste, weil sie daselbst nicht vorkamen? Demgegenüber hat Kretschmer der wunderlichen Auffassung Ausdruck gegeben [1]), der Name „Ziegeninsel" (den er, einem Privatbrief an mich vom 26. Februar 1932 zufolge, am liebsten auf Flores deuten möchte) könne sehr wohl auch auf eine Insel, die k e i n e Ziegen aufwies, angewandt worden sein, wenn der Graswuchs daselbst so spärlich war, dass er nur Ziegen zu ernähren vermochte. Aber welche der Azoren weist denn einen so dürftigen Graswuchs auf? *Alle* Azoren hatten zur Zeit ihrer Entdeckung (1432 und später) nicht nur einen „Überfluss an Bäumen", sondern zeichneten sich durch so fette Rinderweide aus, dass man nach dem Zeugnis des Valentin Ferdinand [2]) um 1500 die Rinder von dort „alljährlich nach Portugal ausführte"! — Und selbst wenn wirklich Kretschmers Deutung des Namens Ziegeninsel für eine ziegen l o s e Insel richtig sein könnte, warum wurde dann eine Azoreninsel, auf der es keine Tauben gab, Taubeninsel, und eine andere, auf der keine Kaninchen zu finden waren, Kaninchencinsel genannt? Und warum betont der Katalanische Weltatlas von 1375, den Beazley mit Recht als „Zenith des mittelalterlichen Kartenwerkes" rühmte [3]) und den doch gerade Kretschmer besonders gut kennt, von jener Ziegeninsel ausdrücklich, sie sei „nach der Menge der hier vorkommenden Ziegen benannt"? [4]) Warum lässt ferner Cadamosto 1455 deutlich erkennen, dass mit der „Ziegeninsel" nur die Kanareninsel Fuerteventura gemeint gewesen sein kann: „caprina, quibus abundant" [5])?

---

1) Petermanns Mitteilungen 1935, 53.

2) Ruge, a.a.O., 174.

3) C. R. Beazley: The dawn of modern geography, London 1897-1906, III 527.

4) Ein sicherer Beweis dafür, dass die Ziegeninsel der mittelalterlichen Karten nie etwas anderes gewesen sein kann als des Plinius Capraria, liegt in der Tatsache, dass dieser Name auch in den rd. 1200 Jahren, da man von den Kanaren nichts wusste, bekannt blieb. So nennt z.B. Isidorus von Sevilla eine Insel de capria (Orig. XIII, 193), Vincentius Bellovacensis (spec. naturale, lib. XXXII, cap. XVII) eine Insel Capraria!

5) Aloisio Cadamosto: Navigatio ad terras incognitas, cap. VII, in Novus orbis regionum ac insularum, Basel 1537, 8.

Nein, die Annahme, dass irgend eine der auf den Erdkarten des 14. Jhds. zahlreich vorkommenden Phantasieinseln auf die Azoren Bezug haben könnte, scheint mir bedingungslos unhaltbar zu sein. Die einzigen Namen, die hierfür in Betracht kommen könnten, sind San Zorzi und Corbi marini, die man unschwer in den noch heute üblichen Namen San Jorge und Corvo wiedererkennen könnte. Aber diese Namen San Jorge und Corvo sind erst lange nach der Entdeckung der Azoren durch die Portugiesen willkürlich aus den älteren Karten entlehnt und auf jene zwei Inseln übertragen worden, die nach der Entdeckung zunächst völlig andere Namen führten, nämlich San Piero und Santa Eiria! Noch in dem besonders massgeblichen Testament Prinz Heinrich des Seefahrers von 1460, in dem alle Azoreninseln aufgeführt sind (Kap. 182), sind die Namen San Jorge und Corvo unbekannt; sie sind erst nach 1480 aufgekommen — ein sicheres Zeichen, dass es sich bei dieser Namengebung um willkürliche Identifizierungen und literarische Reminiscenzen aus alten Karten handelte.

Es tut mir leid, Kretschmer nachdrücklich widersprechen zu müssen; aber trotz aller noch so starken Betonung seines festen Richtigkeitsglaubens ist seine These [1]:

> „An der Tatsache, dass die Italiener vor den Portugiesen sämtliche Azoren bereits gekannt haben, ist auf Grund ihrer Karten nicht im geringsten zu zweifeln"

reine Phantasie und historisch nicht haltbar.

Bei der Beurteilung der viel zu vielen atlantischen Inseln, die auf den Karten des 14. und 15. Jhds. eingetragen sind, muss man sich eben immer vor Augen halten, dass dabei ausser wirklichen Entdeckungen auch literarische Namen alter Schriftsteller, fabelhafte Gerüchte und Irrtümer berücksichtigt wurden. Wie leicht in unbekannten Meeren Fehldeutungen entstanden sein können, hat Morison, der selber ein erfahrener Ozeansegler ist, erst kürzlich eindringlich bekundet [2]:

> „Die Erscheinung von Geisterinseln und entschwindenden Küsten ist in der Seefahrt an der Tagesordnung. Ein leichter Dunststrich, eine Wolke am Horizont (besonders bei Sonnenuntergang) haben oft das Aussehen von Inseln und führen selbst erfahrene Seeleute irre, die wissen, dass es dort kein Land gibt".

Wurden doch auch Columbus und seine Begleiter auf ihrer ersten Amerikafahrt am 25. September 1492 sämtlich durch eine solche Fehldeutung genarrt, die ihnen Nähe von Land vorspiegelte, bis sie am nächsten Morgen erkannten, dass nur eine niedrige Wolke von ihnen als Insel aufgefasst worden war! Jeden Inselnamen, den die Kartenzeichner hörten, wünschten sie aufzuführen, und sie trugen ihn dann an irgend einer *beliebigen* Stelle des Ozeans ein oder dort, wo — — gerade Platz war! Wie vorsichtig man in der Ausdeutung sein muss, weist einmal sehr überzeugend Mees nach. Er nimmt Stellung gegen den oben erwähnten Versuch, vier Inseln der

---

1) a.a.O.
2) S. E. Morison: Admiral des Weltmeers, Bremen-Horn 1948, 59.

Dulcert-Karte von 1339 auf die Azoren zu deuten und bemerkt dazu [1]):

> „Dulcerts vier Inseln nehmen gar nicht die Stelle der Azoren ein, sondern — durch reinsten Zufall — die der Madeirainseln, die dem Kartographen gleichfalls unbekannt waren".

— Wie nahe hätte hier die Deutung gelegen, dass Dulcerts vier Inseln, die teils aus der Kanarengruppe entlehnt, teils Fabelgebilde waren, notwendig die vier Inseln der Madeiragruppe bezeichnet haben, dass demnach Madeira vor 1339 entdeckt worden sein müsse!

Um zu zeigen, mit welcher Leichtfertigkeit früher neuen atlantischen „Inseln" zum Leben verholfen wurde, seien ein paar besonders typische Fälle nachgewiesen. Martianus Capella [2]) nennt im 5ten Jhd. eine Kanareninsel Teode, die sich später beim Ravennaer Geographen in eine Insel Theatrum verwandelt. Als Grund hierfür hat bereits Salmasius [3]) eine „ridicula ac jocularis Mart. Capellae hallucinatio" ermittelt, nämlich ein Missverstehen einer Solinus-Stelle. In dieser heisst es [4]): tertia autem proximat *eodem* nomine. Martianus Capella aber las: „proxima *teode* nomine"! Und schon war die Insel Teode geboren [5])! Noch volle 900 Jahre nach Martianus Capella begegnen wir seiner Phantasieschöpfung bei Vinzenz von Beauvais [6]) unter dem abermals abgewandelten und nunmehr dem griechischen theos angepassten Namen Theode als einer erdkundlichen Realität! Ferner ist aus der auf manchen alten Karten sich findenden Legende „esto Tile" (dies soll Thule sein) in dem apokryphen Zeno-Buch von 1558 (Kap. 153) eine eigene Insel Estotilanda geworden, auf der der Verfasser des Buches allerlei Ereignisse vor sich gehen lässt. Ein gleich wunderliches Missverständnis hat eine in dem „Willehalm"-Gedicht des Wolfram von Eschenbach vorkommende Insel Palaker entstehen lassen, die angeblich im „geronnenen Meer", im Lebermeer, liegen sollte. Es heisst nämlich im „Willehalm" [7]):

> sô wunschte in âne wer
> ûf den wert ins lebermer
> der Palaker ist genant.

Conrad Hofmann hat nun festgestellt [8]), dass dieser sonst nirgends vorkommende Inselname lediglich einer falschen Deutung des provençalischen Wortes palaker oder palaigre entstammt, das einfach von pelagus abgeleitet ist und selber nichts andres als „Meer" bedeutet. Wolfram von Eschenbach deutete es willkürlich auf eine Insel. Lediglich der Umstand, dass sein Ge-

---

1) Mees, a.a.O., 34.
2) Martianus Capella VI 702.
3) Cl. Salmasii Plinianae exercitationes, Paris 1629, II 1313 B.
4) Solinus 56, 15.
5) Der genaue Text bei Martianus heisst: quorum prima Ombrion nominatur, secunda Junonia, tertia Teode, quarta Capraria.
6) Vincentius Bellovacensis: Speculum naturale, lib. XXXII, cap. XVII, Douay 1624, 2411 f.
7) Willehalm, 141, 20.
8) Conrad Hofmann: Ueber das Lebermeer, Vorlesung, gehalten am 10. Juni 1865 vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in den Abhandlungen der Akademie 1865, 1.

dicht den mittelalterlichen Kartenzeichnern unbekannt blieb, hat wohl verhindert, dass wir auf den mittelalterlichen Karten keiner atlantischen Insel Palaker begegnen.

Als letztes Beispiel sei erwähnt, dass der Türke Piri Re'is eine von ihm auf der Columbuskarte gefundene Inselbezeichnung Santa Maria Galanda, die ihrer Länge wegen auf 2 Zeilen verteilt wurde, dementsprechend auf zwei Inseln deutete, die bei ihm Santa Maria und Galande heissen und die er beide in seine Karte eintrug [1]).

Lassen wir also grösste Vorsicht in der Ausdeutung mittelalterlicher Karten walten! Ich möchte nachdrücklich eine Auffassung unterschreiben, der Sofus Larsen mir gegenüber brieflich am 8. April 1937 Ausdruck gab:

> „Diese Karten sind im allgemeinen sehr unbehülfliche Ausdrücke für phantastische Hypothesen der Kartenzeichner... Die *Nachrichten* sind das Primäre und Entscheidende, nicht wie sie von mehr oder minder phantasiereichen Kartographen verstanden (missverstanden) und verdolmetscht worden sind".

Diese nüchterne, vollkommen richtige Anschauung stimmt überein mit einer bereits von Humboldt geäusserten Ansicht, welche die modernen Überschätzer der Zuverlässigkeit jener mittelalterlichen Karten sich nicht deutlich genug vor Augen halten können [2]):

> „Geraume Zeit hindurch vereinigte jede neue Karte alle Phantasiegebilde ihrer sämtlichen Vorgängerinnen; denn nichts gleicht der Hartnäckigkeit der Geographen, sobald es sich darum handelt, eine Insel, deren Name sich aus alter Zeit herschreibt, eine Bergkette, die eine Wasserscheide darstellt, einen See, aus welchem ein grosser Fluss hervorgeht, zu erhalten und gleichsam stereotyp zu machen".

Kretschmer selbst, obwohl er hinsichtlich der Azoren auf die Zuverlässigkeit der alten Seekarten schwört, hat einmal bekundet [3]):

> „Die Kartenzeichner liessen es an einer kritischen Sichtung des Materials ständig fehlen, und im altgewohnten Schlendrian kopierte der Eine vom Andren, ohne dem neugefundenen Standpunkt der Entdeckung und Forschung Rechnung zu tragen".

Wo aber eine Fabelinsel, ein Fabelgebirge usw., sei es durch irrige Deutung, sei es durch Gerücht und Sage, entstanden war, da traf regelmässig auf sie ein Wort zu, das Ruge einmal allgemein gesprochen hat [4]):

> „Fabelwesen haben ein sehr zähes Leben".

Spätere Zeiten bemühten sich dann, solche Fabelwesen in irgend eine Verbindung mit wirklichen Gebilden zu bringen, auf erdkundlichem Gebiet insbesondere eben mit den Azoren.

Wer trotzdem nach wie vor für eine wirkliche Kenntnis der Azoren um

---

1) P. Kahle: Die verschollene Columbus-Karte von 1498, Berlin-Leipzig 1933, 22.
2) Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1836, I 401.
3) Konrad Kretschmer: Die Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes, Berlin 1892, 220 f.
4) Sophus Ruge: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881, 211.

1350 eintritt, der weise erst einmal auch nur e i n e n Namen im Libro del Conoscimiento oder auf den Karten des 14. Jhds. nach, der in der Tat n u r auf eine Azoreninsel Bezug haben k a n n!

Ich behaupte mit jeder nur denkbaren Bestimmtheit, dass weder im Libro del Conoscimiento noch auf einer See- und Weltkarte des 14. Jhds. irgend ein Hinweis zu finden ist, der auf eine verlässliche Entdeckung der Azoren vor 1431/2 schliessen lassen könnte. Die 25 Inseln, die der spanische Bettelmönch um 1345 kennt, sind nach meinem Dafürhalten anders und zwar vollkommen befriedigend zu deuten. Bevor ich aber einen Deutungsversuch unternehme, muss noch auf einen Umstand aufmerksam gemacht werden, der ganz besonders geeignet scheint, die viel zu grosse Zahl von atlantischen Inseln in den damaligen Darstellungen verständlich zu machen.

Nicht wenige der damals entdeckten Inseln wurden nämlich mit zwei, drei und noch mehr Namen belegt, wobei die Seeleute geneigt waren, gewisse Charaktereigenheiten mancher Inseln durch Worte der ihnen geläufigen Sprache auszudrücken. Wenn aber dieselbe Charaktereigenschaft von fremden Seeleuten mit einem anderen Wort bezeichnet wurde, das sie nicht kannten, so stellte sich natürlich leicht bei ihnen die Auffassung ein, es sei eine völlig andere Insel damit bezeichnet. Dazu kamen noch die aus dem Altertum für Inseln der Kanaren- und Madeiragruppe überlieferten Namen, die man nicht verstand und daher ohne weiteres auf wieder andere Inseln bezog. Die Kartenzeichner aber, die wohl selten mehr als eine Sprache verstanden, waren bemüht, j e d e n bekannt werdenden Namen einer b e s o n d e r e n Insel zuzuweisen und konstruierten somit frischweg immer neue Inseln, um die ihnen bekannt werdenden Namen alle unterzubringen.

Zwei Beispiele für viele seien hier angeführt. Die kleine Kanareninsel nördlich Fuerteventura, die heute Lobos heisst, wurde zunächst auf der Dulcert-Karte von 1339 zum ersten Male mit dem italienischen Namen vecchi marini belegt. Dieser Ausdruck heisst eigentlich: Meergreis-Insel. „Meergreis" war eine vulgäre Bezeichnung für die Robbenart Seemönch [1]). Vecchi marini heisst demnach nichts weiter als Seehundsinsel, genau so wie das spanische Lobos. Die Spanier und Portugiesen verstanden den Ausdruck vecchi marini nicht und die Italiener nicht das spanische lobos. Schon gegen 1350 spricht daher der spanische Verfasser des Libro del Conosci-

1) Laut Auskunft von Herrn Prof. Stechow vom 17. April 1937 kam früher bei den Kanaren der Seemönch (*Monachus albiventer* Bodd.) erheblich häufiger vor als heute. Eine Seehunds (spanisch Seewolfs = Lobos-Insel) gab es auch in der Bucht Rio d'Oro, von der Diogo Gomez um 1457 meldet: „In der Mitte des Flusses fanden sie eine Sandinsel, auf der sie eine Fülle von Seehunden (multitudinem luporum marinorum) antrafen. Sie gaben daher der Insel den Namen Ilha de Lobos" (Schmeller in den Abhandlungen der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. IV, Abt. I 1847, 20). — Eine briefliche Mitteilung des auf Teneriffa ansässig gewesenen Reg. Rats a. D. v. Weickhmann vom 13. Mai 1937 besagte ferner, das kanarische Lobos sei ehedem ein „Seehundsparadies" gewesen, doch seien die Bestände schon vor sehr langer Zeit völlig ausgerottet worden, insbesondere durch Gadifer, einen Teilnehmer der Béthencourt-Expedition von 1402, der „rastlos" den Seehunden auf Lobos nachstellte (A. S. Brown: Madeira, Canary Islands and Azores, London 1926).

miento gleich von drei atlantischen Inseln: Lobo, Vegimar und Bezimarin — was ein geradezu klassisches Beispiel für des Autors reine Schreibtischarbeit ist!

Ferner finden wir auf dem Mediceischen Atlas von 1351 eine Insel mit einem Doppelnamen bezeichnet: „ventura sive de columbis". Spätere Kartenzeichner haben daraus kurzerhand zwei Inseln gemacht: ventura und de columbis! Ähnliche Fälle sind massenhaft vorgekommen, wie die Liste auf den nächsten Seiten erkennen lässt. Man kann geradezu von einer Entstehung neuer Inseln auf den damaligen Karten „durch Spaltung" [1]) reden. Recht oft sind daher 2 und 3 und noch mehr verschiedene Namen im Grunde auf eine Insel zu beziehen. Mit Recht sagt einmal Schmeller über eine von ihm in der Münchener Handschriftenbibliothek entdeckte Seekarte aus der zweiten Hälfte des 15. Jhds. [2]):

> „Meistens finden sich lateinische, italienische, portugiesische und spanische Namen wunderlich durcheinander gemengt — ein Zeichen, dass nicht eben Gelehrte, sondern praktische Piloten und Seefahrer derlei Hilfsmittel angefertigt".

Zu den fehlerhaften Deutungen fremdsprachiger Namen gesellte sich nun bei vielen unwissenden Kartenverfertigern alter Zeit eine oft an Leichtfertigkeit grenzende Unbekümmertheit und „Grosszügigkeit" bei der Wiedergabe schwer lesbarer oder für sie unverständlicher Worte. So wurde etwa aus Corvi marini ein Corps maris, aus Salvis ein Sa. Lvis (vgl. S. 266), aus S. Atanagio (St. Athanasius) ein Satanaxio, aus Isla bela ein Isabella [3]) usw. Und jede auf solche Weise neu entstandene Insel fühlte sich der Kartenzeichner verpflichtet, irgendwo im Ozean einzuzeichnen, wobei es auf die Lage meist sehr viel weniger ankam als auf die Nennung des Namens.

Dass neue Inseln in der Tat „durch Spaltung" entstanden, indem unwissende Kartenzeichner die verschiedensprachigen Bezeichnungen einer Insel auf mehrere Inseln bezogen, die dann getreulich alle irgendwo im Ozean von ihnen eingetragen wurden, geht auch aus einer sehr lehrreichen Darstellung Josef Fischers hervor. Dieser weist nach [4]), dass auf der von ihm entdeckten Karte des Donnus Nicolaus Germanus ausser der Insel Island (islanda) noch eine andere Insel, insula glacialis, viel weiter nördlich eingetragen ist, die lediglich der lateinischen Übersetzung von „Eisland" ihre papierene Existenz verdankt. Ebenso ist die auf verschiedene Karten des 15. Jhds. verzeichnete, rätselhafte Insula viridis oder illa verde, die sogar noch die Waldseemüller-Karte von 1507 im Westen von Irland eingetragen hat [5]), nichts anderes als die Übersetzung von Grönland =

---

1) R. Hennig: Grundsätzliche Bemerkungen zur Bewertung alter Erdbeschreibungen und mittelalterlicher Erdkarten, in der Geographischen Zeitschrift 1931, 342.

2) J. A. Schmeller: Über einige ältere handschriftliche Seekarten, in den Abhandlungen der 1. Kl. der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. IV, Abt. I (1847), 245.

3) Eugen Oberhummer: Eine türkische Karte zur Entdeckung Amerikas, im Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl., 1931, 104 f.

4) Josef Fischer: Die Entdeckungen der Normannen in Amerika, Freiburg 1902, 89.

5) Ebendort, 99, Anm. 3.

grünes Land. Selbst Island und Grönland sind also dem Schicksal nicht entgangen, von den Kartenzeichnern verdoppelt, z.T. sogar — mit Frislanda-Fixlada! — verdreifacht zu werden! Ebenso hat sich Helluland durch Irrtum der Zeichner verdoppelt [1]), Brasil mindestens verdreifacht (Kap. 190), Fuerteventura gar verfünffacht (Vegimar, Bezimarin, Ventura, Forteventura und Capraria) [2]).

Durch diese weitgehende Unbekümmertheit vieler Kartenzeichner des 14., 15. und 16. Jhds. ist gewaltige Verwirrung gestiftet worden, die auch in unseren Tagen noch in ansehnlichen Umfang fortwirkt. Manche gelehrte Kritiker unserer Tage sind a limine bereit, jeder solchen alten Eintragung von Inselnamen bis zum Beweis des Gegenteils einen reellen Hintergrund und eine objektive Berechtigung zuzusprechen. Dadurch sind nahezu unbegreifliche Fehldeutungen entstanden. Demgegenüber möchte ich mit allem Nachdruck betonen, dass m. E. Mees vollkommen recht hat, wenn er einmal spricht [3]) von der

> „Tendenz der Kartographen jenes Zeitalters, die verschiedenen Unterlagen (modèles), die sie in Händen hatten, o h n e j e d e K r i t i k irgendwo unterzubringen".

Ganz untragbar scheint mir jedenfalls der oft genug bis auf unsere Tage gemachte Versuch, a l l e i n aus irgendwelchen Inselnamen der alten Karten, die ohne weiteres eine Deutung nicht zulassen, kühne Thesen über grossartige Entdeckungen abzuleiten, die in der Literatur nicht bezeugt sind.

Eine Sonderbetrachtung verdient der auf den alten Karten sehr oft sich findende Inselname Lobos, Lobo, Louo, Lovo, Lovos, Lono, Lana usw., der zu wunderlichen Ausdeutungen Veranlassung gegeben hat. Fast immer ist die Insel zusammen mit der Ziegeninsel Capraria genannt, muss also in ihrer nächsten Nähe gelegen haben. Wie wir schon auf S. 176 hörten, bedeutet Lobos im Spanischen „Seehundsinsel". Noch heute führt ein Klippeninselchen nahe bei der „Ziegeninsel" Fuerteventura diesen Namen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass mit Lobos usw. nie etwas andres als diese kleine Seehundsinsel gemeint gewesen ist, zumal da ihr italienischer Name Vecchi marini ebenfalls Seehundsinsel bedeutet. Im ausgehenden Mittelalter wurde ein häufiges Vorkommen von Seehunden, Seelöwen usw. auch sonst stets lebhaft beachtet und gern zu Namengebungen benutzt. Auf Madeira gab es z.B. eine „Cambra de Lobos". Man hat dies früher irrig als „Kammer der Wölfe" aufgefasst. Da es aber Wölfe auf Madeira nicht gibt, ist die von Schefer [4]) geäusserte Ansicht eine Selbstverständlichkeit, dass der Name lediglich andeutete, in wie grossem Umfang zur Zeit der Entdeckung der Insel an dieser Stelle „zahlreiche Herden von Seehunden (loups marins) beobachtet wurden". Die Benennung einer mit Robben reich ausgestatteten Gegend nach diesen Tieren ist auch der heu-

---

1) Ebendort, 47.

2) R. Hennig: Grundsätzliche Bemerkungen zur Bewertung alter Erdbeschreibungen, in der Geographischen Zeitschrift, Jg. 39 (1933), 341 f.

3) Mees, a.a.O., 23, Anm. 4.

4) Charles Schefer: Relation des voyages à la côte occidentale d'Afrique, Paris 1895, 24.

tigen Geographie nicht fremd. Noch jetzt gibt es ein Seal-Island in der False-Bai in Südafrika, und ebenso führt eine Insel an der Küste von Uruguay, die ein wahres Seelöwen-Paradies ist, sogar den Namen „Isla de Lobos". Man unterscheidet auf ihr die „Lobos ordinarios", die eigentlichen Seelöwen, und die „Lobos finos", die kleineren Seebären [1]). Es werden auf dieser Insel Jahr für Jahr über 10 000 „lobos" erschlagen, um ihre Felle und ihren Tran zu gewinnen. Dass ein Vorkommen von Seehunden gar sehr zu geographischer Namengebung reizen konnte, ist selbstverständlich. Bereits im „Königsspiegel" des 13. Jhds. tritt uns eine eigene Seehundssee (arcnsaelar) entgegen, und auch unser Name Orkney-Inseln ist von einer alten Vokabel orkn für Seehund abzuleiten [2]). — Angesichts derartiger Tatsachen ist die These nicht wohl aufrecht zu erhalten, der Name Lobo und Lovo auf alten Seekarten könne vielleicht als l'ovo zu deuten sein und sich auf die Azoren-Insel Santa Maria beziehen, die „wegen ihrer eiförmigen Gestalt" so genannt worden sei [3]). Das ist Weisheit vom Schreibtisch! So wenig sich jemand in Italien dessen bewusst werden kann, dass er sich in einem Lande von Stiefelgestalt befindet, so wenig wird auf St. Maria, einer Insel von 154 qkm Fläche, ein Besucher spüren, ob die Form der Insel einem Ei ähnelt, was obendrein garnicht einmal der Fall ist. Die Deutung erinnert bedenklich an des Türken Piri Re³is wilde Etymologie, bei den Italienern heisse das Weltmeer „Gesundes Ei", weil er „oceano" als „ovo sano" auffasste und übersetzte [4]). Das spanische Lobos und Lobo ist stets Lovos bezw. Lovo ausgesprochen worden, hat also mit dem italienischen l'ovo selbstverständlich garnichts zu tun.

Nach diesen Bemerkungen werden wir vielleicht mit der nötigen Skepsis gewappnet sein, um allzu schlimmen Fehlschlüssen aus dem Wege zu gehen, und wir können nun den Versuch machen, die z. T. rätselhaften atlantischen Inselnamen des Libro del Conoscimiento kritisch unter die Lupe zu nehmen. Für die von dem Bettelmönch aufgezählten 6 Inselnamen Lanzarote, Fuerteventura, Gomera, Teneriffa (tenerefiz), Canaria und Puerto Santo bedarf es keiner Erklärung. Es bleiben 19 Namen übrig, die gedeutet sein wollen. Mir scheint allein folgende Auslegung möglich zu sein, wobei die Inseln in der Reihenfolge genannt werden, wie sie der spanische Bettelmönch im Libro del Conoscimiento gewählt hat:

1. Gresa = Graciosa nördlich Lanzarote;
2. Bezimarin = Lesefehler für Vegimarin(i) = Lobos;
3. Rachan = Roquette-Klippen (Rocca) nördlich Lanzarote;
4. Alegrança = Klippeninsel Alegranza nördl. Lanzarote (vgl. S. 258);
5. Vegimar = Dulcerts vecchi marini = Lobos;
6. del Infierno (Hölleninsel) = Teneriffa (Vulkan!);
7. Lo fero = Ferro;

---

1) Eugen Schuhmacher: Auf der Insel der Seelöwen, in der Zeitschrift „Aus der Natur", 1938, 109 ff.

2) Grønlands Historiske Mindesmaerker III (1845), 318 und 380, Anm. 68.

3) Konrad Kretschmer: Die Entdeckung Amerikas, Berlin 1892, 179.

4) Paul Kahle: Die verschollene Columbus-Karte von 1498, Berlin-Leipzig 1933, 20.

8. Aragania = Palma(?);
9. Salvaje = Salvagens-Klippen [1];
10. Disierta = Desertas-Klippen;
11. Lecname = Legname (Holzinsel) = Madeira;
12. Lobo = Lobos;
13. de las cabras = Capraria [2] = Fuerteventura;
14. Brasil = irische Fabelinsel (Kap. 190);
15. Columbaria = Doppelname für Fuerteventura;
16. Ventura = entweder Fuerteventura oder „senza ventura" (Ferro);
17. Sant Jorge (San Zorzi) = nicht zu deuten, erst nach 1480 willkürlich auf die Azoren übertragen;
18. de los Conejos = Kaninchen-Insel, unbestimmter Name. Kann auf jede Insel passen, auf der einmal Kaninchen ausgesetzt wurden, da diese, sich selbst überlassen, sich ungeheuer vermehren (vgl. Cadamosto's Mitteilungen im Kap. 165);
19. de los Cuervos marinos = Seerabeninsel, nicht zu deuten, erst nach 1480 willkürlich auf die Azoren (Corvo) übertragen.

Obwohl ich diese Klarstellung bereits 1938 in der 1ten Auflage dieses Werkes (Bd. III, 252) gegeben habe, hat nachher Winter, der meine Ausführungen als „durchweg schief" bezeichnet, wieder einmal behauptet, die Azoren seien seit 1351 bekannt gewesen [3] und die auf Karten des 14. Jhds. vorkommenden Namen Cabrera, Sanzorzo, Salvages, Capraria und Lovo müssten darauf bezogen werden. Demgegenüber verweise ich nur auf die obigen Darlegungen. Winter als trefflicher Kartenforscher und Kartenspezialist kann nun einmal nicht von der Vorstellung loskommen, dass jeder Ort, an dem die alten Karten Inseln eingetragen haben, sozusagen sakrosankt ist. Deshalb bitte ich noch einmal die Urteile Humboldts und Larsens nachzulesen, die auf S. 300 wiedergegeben sind und die ich in voller Überzeugung unterschreibe.

Auf den Seekarten des Zeitalters erscheinen die im 14. und 15. Jhd. entdeckten Inseln der Kanaren- und Azorengruppe z. T. bald in italienischer, bald in spanischer oder portugiesischer Sprache. Der Verfasser des Libro del Conoscimiento hat dies nicht gemerkt und aus e i n e m Namen z w e i und selbst d r e i Inseln gemacht, die er alle besucht haben will! Die späteren Kartenzeichner sind mehrfach demselben Fehler verfallen und haben somit den Ozean mit Inseln bevölkert, die es nie gegeben hat!

Zu dieser Tendenz der Kartenzeichner gesellte sich eine zweite, auf die ich besonders nachdrücklich aufmerksam machen möchte, da sie unzählige Missverständnisse verschuldet und insbesondere die Auffassung aufgebracht

1) Nach Diogo Gomez, der um 1463 diese Klippeninsel selbst besucht hat und sie „Ilha Salvagem" nennt (Abhandl. d. Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1847, 37 im Aufsatz von Schmeller), wuchs auf ihr überreich die geschätzte Flechte „ursella" = Orseille, die den oben erwähnten, damals teuer bezahlten, roten Farbstoff lieferte. Es wäre daher wohl zu verstehen, dass die sonst wertlose Insel in jener Zeit erheblich beachtet wurde.

2) Hieraus ist wieder auf der Katalanischen Weltkarte von 1375 eine Insel Capria, auf der Dulcert-Karte von 1339 gar eine Insel Caprizia geworden.

3) Winter, a.a.O., 116.

hat, die Azoren müssten schon im 14. Jhd. entdeckt gewesen sein. Viele Inselnamen der Karten unterlagen einem „Zug nach dem Westen"! Um dies zu beweisen, führe ich folgende Beispiele an:

1 Der Name Brasil, der zuerst auf der Dalorto-Karte von 1325 westlich Irland erscheint (Kap. 190), wandert später erst nach den Gewässern westlich Spanien, dann etwa in die Azorengruppe und schliesslich nach Südamerika (Brasilien).

2 Der Name Jungfraueninseln, der als insula puellarum zuerst auf der Dulcert-Karte von 1339 etwa in der Gegend der (noch unentdeckten) Madeira-Gruppe liegt, wandert unter dem Einfluss des Columbus bis ins amerikanische Mittelmeer, wo es noch heute eine Gruppe der Jungferninseln gibt.

3 Der Name Fortunatae, der vom Altertum bekanntlich den Kanaren beigelegt worden war, erscheint auf der Bianco-Karte von 1448 in der Azorengruppe.

4 Der Name der sagenhaften Insel Antilia begegnet uns zuerst 1424 auf einer Seekarte der Weimarer Bibliothek (Kap. 189). Später wandert er immer weiter nach Westen und bleibt schliesslich an der Gruppe der „Antillen" haften.

5 Der Name „Hölleninsel" (d'inferno), der anfänglich, im Libro del Conoscimiento, der Vulkaninsel Teneriffa beigelegt ist, ist auf der Valseque-Karte von 1439 und der Katalanischen Karte von 1450 gleichfalls nach den Azoren abgewandert.

6 Der Name „Seehundinsel" (in der italienischen Fassung vecchi marini) ist zuerst auf der Dulcert-Karte von 1339 richtig dem Inselchen nördlich von Fuerteventura beigelegt, das noch heute in spanischer Übersetzung Lobos heisst. Der Name pendelt erst nach Norden und ist um 1385 auf der Soleri-Karte einer Phantasieinsel nördlich Madeira beigelegt, dann nach Westen, wo er 1448 als „Vechi marini" auf der Bianco-Karte gleichfalls in die Azoren abgewandert ist.

7 Der Name der Salvagens oder Salvados, einer Klippengruppe zwischen Madeira und den Kanaren, wandert von seinem Ursprungsort als Insel „de salvis" allmählich bis zu den Azoren, wo aus dem „salvis" ein Sa. Lvis. = Heil. Ludwig wird. Unter diesem Namen erscheint die heutige Insel Pico z. B. 1460 im Testament des Prinzen Heinrich.

8 Ebenso wandert auf den Karten der Name der Desertas-Klippen der Madeira-Gruppe in die Azorengegend, wo eine Insel „deserta" von verschiedenen Karten um die Mitte des 15. Jhds. genannt wird.

9 Am seltsamsten ist es vielleicht dem Namen der Kanareninsel Graciosa ergangen. Als „gresa" oder übersetzt „bela (bella)" wandert der Name in der Folge durch verschiedene Teile des Ozeans zu den Azoren, wo er abermals haften bleibt, so dass es heute sowohl unter den Kanaren wie unter den Azoren eine Insel Graciosa gibt. Dann aber folgt der Name „isola bella" noch weiter dem Zuge nach dem Westen und wird als

„Isabella"-Insel schliesslich von Columbus auf eine der westindischen Inseln übertragen [1]).

Albert Herrmann hat einmal ein sehr treffendes Wort geäussert [2]):

> „Es gibt zahlreiche geographische Namen, die ohne Wissen und Willen der Träger der Namen ihre Lage gewechselt haben; sie sind meist die Folge eines Irrtums, den ein Forscher auf seiner Entdeckungsfahrt oder ein Gelehrter an seinem Schreibtisch begangen hat, indem er einen von früher her bekannten Namen auf ein ganz anderes Objekt übertrug".

Beispiele für solche willkürlichen Namensübertragungen lernten wir im Kap. 33 für den Namen Kassiteriden, im Kap. 54 für Thule, im Kap. 146 für Rio d'Oro, im Kap. 147 für Lobos kennen. Viele andere Beispiele liessen sich noch anführen. Auch bei dem Zug nach dem Westen, dem die atlantischen Inselnamen um die Zeitenwende zwischen Mittelalter und Neuzeit unterlagen, stossen wir auf die geschilderte Tendenz einer willkürlichen Verlegung oder Ausdeutung geographischer Objekte.

Aus dem Libro del Conoscimiento geht die eine wichtige Tatsache mit Sicherheit hervor, dass sämtliche Inseln des Kanaren- und Madeira-Archipels um 1350 bekannt waren. Hingegen liefert weder das Libro del Conoscimiento noch irgend eine Seekarte der Zeit bis 1430 auch nur den schwächsten Anhalt, dass bereits eine Azoren-Insel entdeckt war. Wenn auch kürzlich Friederici die Entdeckung der Azoren durch Italiener um 1350 wieder einmal als „unzweifelhaft" bezeichnet hat [3]), so ist dies dennoch „unzweifelhaft" ein Irrtum: wir müssen die These fallen lassen, dass im 14. Jhd. irgend eine Kunde von den Azoren vorlag.

Trotz meiner wiederholten Warnung, irgend welche Phantasienamen von Inseln des 14. Jhds. willkürlich auf die Azoren zu deuten, hat Zechlin letzthin wieder geschrieben [4]):

> „Auch die Azoren sind etwas später auf dem Mediceischen Seeatlas von 1351 vermerkt und wurden demnach vor diesem Termin entdeckt".

---

1) Oberhummer, a.a.O., 164 f. — Dass die von Columbus entdeckte und gekaufte Insel — es handelt sich um das heutige Crooked Island — in der Tat wahrscheinlich die isla bela war und nicht Isabella hiess (obwohl diese Benennung sehr nahe gelegen hätte), scheint mir aus mehreren Wahrnehmungen hervorzugehen. Einmal spricht Columbus davon, er habe sie „la isla bella" getauft. Beim blossen Namen Isabella wäre das „la" einigermassen unverständlich. Ferner nennt sie der Türke Piri Re'is, der die Columbus-Karte von 1498 unmittelbar zur Hand hatte, 1513 „izla bela", und im ältesten deutschen Flugblatt von 1493, das des Columbus Entdeckungen bekannt machte, ist der Name als „hübsche Insel" wiedergegeben.

2) Albert Herrmann: Irrtümliche Namenversetzungen; Die Herkunft der Namen Rotes Meer, Aegypten und Phönizien aus dem tritonischen Kulturkreis, in Hans v. Mžik's: Beiträgen zur historischen Geographie, Leipzig-Wien 1929, 112 f.

3) Georg Friederici: Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, Stuttgart 1936, II 26.

4) Egmont Zechlin: Maritime Weltgeschichte, Hamburg 1947, 358.

Ich habe den betreffenden Teil des Mediceischen Atlas auf S. 279, wie schon in der 1. Auflage (Taf. VI) abgebildet. Ich fordere Herrn Prof. Zechlin hiermit auf, anzugeben, wo darauf die Azoren dargestellt sein sollen. Ich vermag nur die alten von mir sattsam kritisierten Phantasieinseln zu entdecken, welche die alten Kartenzeichner im Norden von der Madeiragruppe vermuteten. Weder die Namen noch die Zahl noch die Anordnung der verzeichneten Inseln geben irgend einen Anhalt, dass damit die Azoren gemeint sein können, die zudem sehr viel weiter westlich liegen als die Inseln im Mediceischen Atlas.

148. IBN BATTUTA IM NIGER-GEBIET
(1352—1353)

Voyages d'Ibn Batoutah, ed. Defrémery et Sanguinetti, Paris 1854, IV 377 ff.:

Im Anfang des göttlichen Monats Moharrem des Jahres 753 d. H. (18. Februar 1352) brach ich in Gesellschaft einer Karawane auf... Als wir 25 Tage marschiert waren, gelangten wir nach Taghaza... Zur Stadt Djualaten kamen wir bei Beginn des Monats Rabi (April), nachdem wir von Sigilmessa zwei volle Monate gereist waren. Djualaten ist die erste Stadt im Negerlande... Wegen ihrer schlechten Erziehung und der geringen Rücksicht, die sie den weissen(!) Menschen entgegenbringen, habe ich damals bedauert, dass ich mich ins Negerland begeben hatte. Ich suchte Ibn Bedda auf, eine angesehene Persönlichkeit im Orte Salé, dem ich geschrieben hatte, er solle mir ein Haus mieten, was auch geschehen war... Die Kleidungsstücke der Eingeborenen sind hübsch und aus Ägypten eingeführt...

Da ich entschlossen war, die Reise nach Melli zu unternehmen, einer bei schneller Reise von Djualaten 24 Tagemärsche entfernten Stadt, mietete ich einen Führer vom Stamme der Messufah. Es liegt tatsächlich keine Notwendigkeit vor, diese Strecke in grosser Zahl zu bereisen, denn sie ist sehr sicher. Ich brach mit 3 Gefährten auf, und wir fanden längs des ganzen Weges grosse, hundertjährige Bäume. Ein einziger davon genügt, um einer ganzen Karawane Schatten zu spenden... In diesen Gegenden braucht sich der Reisende mit keinem Mundvorrat zu versorgen, auch nicht mit gemünzten Dukaten oder Drachmen. Es genügt, wenn er Stücke Steinsalz oder Glaszierat oder Flitter, den man nazhm (Schnur) nennt, bei sich hat und einige aromatische Substanzen... Sobald der Reisende in einen Ort gelangt, finden sich Negerinnen ein mit Hirse, saurer Milch, Hühnern, Lotosmehl (rhamnus nabeca), Reis, foûni(?), das Senfkörnern ähnlich

sieht und woraus man Klösse bereitet, dazu mit dickem Brei und Bohnenmehl. Von allen diesen Dingen kann sich der Reisende kaufen, was er mag...

Als wir 10 Tage von Djualaten entfernt waren, gelangten wir in den Ort Zaghari, der gross ist und von schwarzen Händlern, genannt Wandjaralah, bewohnt wird. Dort gibt es auch eine Anzahl von weissen Menschen... Wir brachen von Zaghari auf und kamen an einen grossen Fluss, welcher der Nil oder Niger ist, an einer Stelle nahe dem Ort Cârsakhu. Von hier strömt der Fluss nach Câbara, dann nach Zaghah... und von Zaghah nach Timbuktu und Kaukau (weiter nach Muli und Yufi). Kein weisser Mann kommt nach Yufi hinein, da die Neger ihn töten würden, bevor er dort ist. Der Nil tritt ins Land der Nubier ein, welche die christliche Religion bekennen, und fliesst auf ihre Hauptstadt Dongola zu...

In der Stadt Melli kam ich am 14. Djumada 753 an (28. Juli 1352) und verliess sie am 22. Moharrem 754 (27. Februar 1353). Meine Abreise erfolgte in Gesellschaft eines Kaufmanns Abu Bekr, Sohn des Yakub. Wir wandten uns auf Mimah zu. Ich ritt auf einem Kamel, da Pferde in diesem Lande sehr teuer sind. Ein solches Tier kostet 100 Dukaten. So kamen wir zu einem grossen Kanal, der vom Nil abzweigt und über den man nur mit Barken übersetzen kann. Es gibt dort eine ungeheure Menge von Moskitos; deshalb reist man nur nachts hinüber... Ich kam nach Kaukau (Gao), einer grossen Stadt am Nil, einer der schönsten Städte der Neger, wohlhabend und überreich mit Lebensmitteln versehen. Man findet dort viel Reis, Milch, Hühner und Fische... Ich blieb in Kaukau rund einen Monat...

Von Kaukau wandte ich mich auf dem Landwege nach Tacaddâ mit einer grossen Karawane, die sich aus Eingeborenen von Ghadames zusammensetzte... Die Bewohner von Tacaddâ kennen keine andere Beschäftigung als den Handel. Alljährlich unternehmen sie eine Reise nach Ägyp-

ten, von wo sie schöne Stoffe in ihr Land einführen. Die Bevölkerung von Tacaddâ lebt in Fröhlichkeit und Wohlhabenheit... Man führt von Tacaddâ Kupfer aus nach der Stadt Kuber, die im Lande der heidnischen Neger liegt, ebenso nach Zaghai und ins Land Bernu. Dieses ist 40 Tagereisen von Tacaddâ entfernt; seine Bewohner sind Muslim. Sie haben einen Herrscher namens Idrîs, der sich niemals seinem Volke zeigt und zu seinen Untertanen nur hinter einem Vorhang spricht. Aus Bernu exportiert man nach verschiedenen Gegenden schöne Sklaven, Eunuchen und saffrangetränkte Stoffe...

Ich kaufte für 37 1/3 Dukaten zwei salzbeladene Kamele und machte mich zur Reise nach Tanât auf. Ich nahm Vorräte für 62 Tage mit, denn zwischen Tacaddâ und Tanât gibt es kein Getreide. Nur Fleisch, Magermilch und Butter vermag man sich zu beschaffen und bezahlt sie mit Stoffen. Ich verliess Tacaddâ am 11. Schabân 754 (12. September 1353)...

Wir marschierten 10 Tage und gelangten dann ins Land der Haggar, die ein berberischer Stamm sind und auf dem Körper Schleier tragen. Von ihnen ist wenig zu berichten. Sie sind Taugenichtse... (Weiterreise über Buda und Sigilmessa, wo der Reisende Ende Dezember einen ausserordentlichen Schneefall erlebt). Ich habe auf meinen Reisen viel Schnee gesehen, in Buchara, in Samarkand, Chorassan und im Türkenland, aber ich habe nie einen unangenehmeren Weg als diesen kennen gelernt... (Rückkehr nach Fez zu Anfang 1354).

Die Durchsicht dieses Werkes wurde abgeschlossen am 3. Djul hidja 756 (10. Dezember 1355).

1349 war Ibn Battuta von seiner grossartigen, 24jährigen Weltreise (Kap. 139) nach Marokko zurückgekehrt. Er stand damals im Alter von 45 Jahren und war noch sehr unternehmungslustig. Schon 1350 oder 1351 bereiste er wieder die maurischen Teile der Pyrenäen-Halbinsel, wobei er abermals die christlichen Gebiete absichtlich mied. Anfangs 1352 machte er sich alsdann, im Auftrag seines Sultans, auf, um auch die moham-

medanischen Länder Nordwestafrikas kennen zu lernen, die er auf seiner Hauptreise nicht berührt hatte. Hier war der Islam schon damals ziemlich tief in die Negerwelt vorgedrungen (Kap. 131). Der überaus starke Handel des reichen Goldlandes am Niger, dessen Hauptstadt von 1336 bis 1433 Timbuktu war [1]), nach Ägypten und Kleinasien, nach Tunis, Marokko und zum „Goldfluss" Wadi Draa spielte sich ausschliesslich mit mohammedanischen Ländern ab und kam den christlichen Völkern Europas zumeist nur in Gestalt unbestimmter Gerüchte zu Ohren.

Diesen Tatsachen wünschte Ibn Battuta nachzuspüren. Die neue Reise konnte sich mit seiner ersten nicht entfernt messen. Sie währte knapp 2 Jahre, bildet aber dennoch eine höchst wertvolle Ergänzung zu jener, da sie sich ausnahmslos in völlig anderen Gegenden bewegte, und zwar gerade in solchen Ländern, die damals dem christlichen Blick noch nahezu völlig verschlossen waren.

Die im Februar 1352 angetretene Reise verlief über Sigilmessa, eine hochwichtige, 757/8 am Rande der Wüste gegründete [2]) Stadt östlich Tafilelt, über Andaghost in Taghaza und Sudam im Walata nach Timbuktu. Sultan im Reiche Melli war damals der Bruder des 1332 verstorbenen grossen Mussa, namens Suleiman (1336—1359). Ibn Battuta verweilte in der Hauptstadt Timbuktu 7 Monate, besuchte dann noch Kaukau (Gogo, Gao) und Tuat und kehrte durch die Wüste, vorbei am Hoggar-Massiv, nach Sigilmessa und weiter nach Fez zurück, wo er zu Anfang 1354 wohlbehalten wieder eintraf.

Wenn im oben mitgeteilten Text Ibn Battuta den Niger, den er in Timbuktu kennen lernte, einfach dem Nil gleichsetzt, so huldigt er damit dem bei den mittelalterlichen Geographen allgemein verbreiteten, aus dem Altertum übernommenen Irrtum, dass der Nil im fernen Westen Afrikas entspringe oder auch dorthin eine zweite Mündung entsende. Da der obere Niger nach Osten strömt, bot dieser Umstand dem arabischen Fehlglauben eine starke Stütze. Neuerdings hat Wölfel die Ansicht vertreten [3]), dass im Altertum der Niger vielleicht wirklich noch mit dem Nil in Zusammenhang gestanden habe; doch liegt nicht der geringste Anlass vor, eine so kühne These zu vertreten, zumal da ja im Altertum, wie wir hörten (Kap. 17 und 64), der Niger bestimmt niemals entdeckt worden ist und der „westliche Nil" stets weiter nördlich im marokkanischen Gebiet vermutet wurde.

Ibn Battuta's Mitteilungen über die Zustände im Nigergebiet sind kulturgeschichtlich in mehrfacher Hinsicht sehr wertvoll. U.a. berichtet er, dass es in den grossen Städten am Niger weisse Christen gab, die dort Gasthäuser unterhielten. Man nannte sie Nazareni.

Ibn Battuta ist nur der glänzendste Exponent eines wunderbaren, mit

---

1) Noch Mungo Park: Travels in the interior districts of Africa, London 1799, App. LXXXV, sagt von Timbuktu, es sei „der Markt des Mandingo-Goldes, von wo dieses durch Kaufleute aus Tunis, Tripolis, Fezzan und Marokko über die nördlichen Teile Afrikas verteilt wird".

2) George S. Colin in der Enzyklopädie des Islam, Leiden 1927, IV 433.

3) D. J. Wölfel: Die Hauptprobleme Weissafrikas, im Archiv für Anthropologie, XXVII (1941), 91.

Reisefreudigkeit gepaarten Handelsgeistes, der damals in der mohammedanischen Welt weit verbreitet gewesen sein muss. Ibn Battuta selbst liefert uns interessante Beispiele, dass Glaubensgenossen hier und da ebenfalls Weltreisen zurücklegten, die es sicherlich auch verdient hätten, zum Gegenstand einer Sonder-Beschreibung gemacht zu werden. Das erstaunlichste Beispiel dieser Art, das sogar Ibn Battutas eigene, lebhafte Verwunderung erregt hat, ist das folgende: er hatte im inneren China einen Landsmann aus Ceuta, namens al-Bushri getroffen, der im Reich der Mitte zu ansehnlichem Wohlstand gelangt war [1]). Auf seiner neuen Reise fand er nun in Sigilmessa einen Bruder jenes al-Bushri vor und war in der Stadt sein Gast [2]). Für die ausserordentliche Unternehmungslust der mohammedanischen Kaufleute jenes Zeitalters ist dieses Doppelerlebnis jedenfalls überaus bezeichnend. Nicht minder lehrreich ist eine weitere Erzählung Ibn Battuta's [3]), wonach ein Imam in Alexandria ihm Grüsse aufgetragen habe, falls er auf seinen Reisen einen seiner Brüder sehen sollte, von denen einer in Indien, einer in Sind und einer in China weilte.

Ibn Battuta's und andrer Mohammedaner Nachrichten über das afrikanische Binnenland sind zur Kenntnis mittelalterlicher Europäer gelangt. Was die grossartige Katalanische Weltkarte von 1375 über den inneren Schwarzen Erdteil zu melden weiss, dürfte zum grössten Teil auf solche Quellen zurückgehen [4]). Doch sind auch christliche Gewährsmänner anzunehmen. Es war z.B. venezianischen Kaufleuten auf Grund eines Vertrages der Republik Venedig mit dem Herrscher von Tunis bereits 1320 freier Durchgang durch sein Sultanat gestattet worden [5]), und ein ähnlicher Vertrag wurde 1339 zwischen Katalonien und dem Sultan von Tlemcen geschlossen. In diesem hiess es [6]):

> „Die Reisenden der Staaten beider Parteien können im andren Staat gehen und kommen ... unter Schutz ihrer Person ... zu Lande und zu Wasser, in den Häfen wie anderswo".

Nach seiner Rückkehr vom Niger hat Ibn Battuta anscheinend keine grössere Reise mehr unternommen. Auf den Wunsch seines Herrschers diktierte er seine fast 30jährigen Reiseerfahrungen und -erlebnisse dem Schreiber des Sultans, Mohammed ben Mohammed ben Djuzaiy (Ibn Juzai), der seinen Bericht stilistisch überarbeitete [7]). Dieser im Dezember 1355 beendeten Arbeit danken wir das grossartige Reisewerk, das sich unter Ibn Battuta's Namen erhalten hat. Wie es scheint, hat der grösste Reisende des Mittelalters in den späteren Jahrzehnten ununterbrochen in Fez gelebt

---

1) Ibn Battuta-Ausgabe Defrémery et Sanguinetti, IV 282.
2) Ebendort, IV 377.
3) Ibn Battuta-Ausgabe Defrémery et Sanguinetti, I 38.
4) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, Berlin 1865, 173.
5) Ebendort, 174, Anm. 2.
6) Champollion-Figeac et Reinaud: Chartes inédites en dialecte catalan, dec. IV, cap. 55.
7) De Slane im Journal Asiatique 1843, I 244 ff.

und ist daselbst vermutlich 1377 im Alter von 73 Jahren gestorben [1]).

Allgemein sei zur Frage der Durchquerungen der Sahara in älterer Zeit Folgendes hinzugefügt:

Die Sahara ist erst etwa seit dem 4. Jahrtsd. v. Chr. allmählich zur Wüste geworden, wobei die Umwandlung der einst gut bewässerten und mit Vegetation bedeckten Landschaft zunächst in eine Steppe im Osten begonnen haben muss [2]). Im 2. Jahrtsd. v. Chr. stiess die Wüstenbildung bis zum Atlantischen Ozean vor, doch war der Charakter in vorchristlicher Zeit noch wesentlich freundlicher als gegenwärtig. Es gab zahlreiche wilde Ölbäume dort, wo heute der Flugsand Herr ist [3]); südlich der Syrten sowie im Süden von Tunis und Algier vermochte man noch zu Fuss unschwer die Sahara zu überwinden oder doch zumindest tief in sie einzudringen [4]), und „in Gegenden, wo heut selbst das Kamel kein Fortkommen finden würde, gab es zahlreiche Rinderherden". Deren Vorkommen sowie das Vorhandensein von Schaf- und Ziegenherden wird durch alte Felszeichnungen bezeugt [5]). Die Austrocknung des Bodens, zumeist verschuldet durch menschliche Vernichtung der Waldungen, hat dann im Mittelalter und in der Neuzeit stets weitere Fortschritte gemacht. Selbst jetzt soll die Ausdehnung des Wüstengebietes überall an der riesig umfangreichen Peripherie im Jahr noch etwa 1 km weit fortschreiten. Im Mittelalter dürfte jedenfalls eine Durchquerung der Sahara noch nicht ebenso schwierig gewesen sein wie jetzt.

---

1) Enzyklopädie des Islam, Leiden-Leipzig 1927, II 391.
2) Oswald Spengler: Untergang des Abendlandes, München 1922, II 33.
3) Stéphane Gsell: Histoire ancienne de l'Afrique du Nord, Paris 1913, I 166.
4) Dom. Jos. Wölfel: Die Hauptprobleme Weissafrikas, im Archiv für Anthropologie, N.F., Bd. 27 (1941), 91.
5) Ebendort, 94.

149. DIE SEEFAHRT EINES OXFORDER GEISTLICHEN IN DEN ATLANTISCHEN NORDEN UND DIE FRAGE DES MAGNETBERGS

(1360)

Richard Hakluyt: The principal navigations, voyages and discoveries of the English nation, Neuausgabe Glasgow 1903, 249:

Ein Zeugnis des gelehrten Mathematikers, Meisters John Dée, über die genannte Reise des Nicholas de Linna. Im Jahre 1360 fuhr ein Oxforder Mönch, der ein guter Astronom war, gemeinsam mit anderen zu den nördlichsten Inseln der Welt, liess seine Reisegefährten dort, reiste allein weiter und beschrieb planmässig alle nördlichen Eilande mit den dazwischen liegenden Meeren. Zurückgekehrt widmete er die Handschrift dem König von England.

Johannes a Santo Antonio: Bibliotheca universalis Franciscana, Madrid 1732, II 388:

Nicolaus de Linna, Minorit, Engländer, Mathematiker in Oxford unter der Regierung Eduards III, betitelte ein ausgezeichnetes Werk Inventio fortunata, worin er eine Beschreibung der nördlichen Inseln und ihrer Meeresstrudel lieferte, vom 53. Grad bis zum Pol, nach dem Zeugnis des Bruders Franciscus von Santa Clara im Anhang zu den Fragmenten seiner Anglikanischen Provinz auf Seite 227.

Legende auf Ruysch's Erdkarte vom Jahre 1508:

In dem Buche „De inventione fortunata" ist zu lesen, dass unter dem Nordpol ein hoher Felsen aus Magnetstein, 33 deutsche Meilen im Umkreis, ist. Diesen umgibt das fliessende Bernsteinmeer (mare sugenum), das dort wie ein Gefäss durch Öffnungen nach unten Wasser ausgiesst. Ringsumher sind vier Inseln, von denen zwei bewohnt sind. Wüste, ausgedehnte Gebirge umgeben diese Inseln 24 Tagereisen weit, in denen es keine menschlichen Wohnungen gibt.

Guido Guinicelli († 1276):

„Magnetberge jenseits der Alpen (d.h. im Norden) teilen ihre Fähigkeit, das Eisen anzuziehen, der Luft mit, und der Magnet ruft die Hilfe des sehr entfernten Steines an, seine Fähigkeit wirksam zu machen und die Nadel auf den Nordstern hin zu richten."

(In quelle parti dotto tramontana
Sono li monti della calamita,
Che dan virtute all'aere
Di trarre il ferro: ma perche lontana
Vole di simil pietre havere aita
A farla adaperare
Et dirizare l'ago inver la stella.)

„Inventio fortunata qui liber incipit a gradu 54 usque ad polum" lautete der Titel einer im 14. Jhd. verfassten Schrift, die sich leider im Original nicht erhalten hat und von der wir nur durch spätere Schriftsteller Kenntnis haben. Es muss dies ein geographisches Werk von Bedeutung gewesen sein, und sein Verlust ist daher sehr zu bedauern. Es war darin die Seefahrt eines Oxforder Franziskaners in den hohen Norden beschrieben, die 1360 unternommen wurde. Wer der betreffende Seefahrer war, steht nicht fest. Einige Bearbeiter vermuteten, es könne Nicolas of Lynne gewesen sein, der in der zweiten Hälfte des 14. Jhds. als Lehrer der Theologie in Oxford wirkte und der auch 1386 einen bis zum Jahre 1462 reichenden Kalender aufstellte; John Dée hingegen glaubte [1]), ein Minorit Hugo von Irland, der um 1360 lebte und nachweislich reisefreudig war, müsse der Seefahrer gewesen sein. Die eine wie die andere These ist möglich. Mit Sicherheit ist jedenfalls der Name des Verfassers der Inventio fortunata nicht festzustellen.

Die älteste Kunde von der Reise und der verlorenen Reisebeschreibung geht zurück auf einen gewissen James Cnoyen of Bois-le-Duc, den Verfasser eines Werkes „Belga Linguica", das leider gleichfalls verloren gegangen ist. Es ist jedoch von dem grossen Mercator noch benutzt worden. Durch diesen ist uns gemeldet [2]), dass das Itinerar „Jacobi Cnoxen Bucoducensis" sich auf „die Erzählung eines Priesters, der ein Astrolabium hatte" und „ein Mathematicus von Ochsenfurt (Oxford)" war, stützte, sowie dass der Reisende des Jahres 1360 „alle Wunder dieser Inseln beschrieb". Das von ihm für den englischen König verfasste Werk „Inventio fortunata" soll

1) John Dée (1527—1607): Description historique et géographique des pays découverts par les Anglais dans les diverses parties du globe, Mskr. in der Bibliothèque Cottoniana.

2) Gerhard Mercator: Atlas minor, Amsterdam 1606, 27.

1364 auch der Norwegerkönig in der Hand gehabt haben. Dies würde um so wahrscheinlicher anmuten, wenn es zutrifft, dass der Reisende, wie Mercator berichtet, an allen von ihm besuchten Punkten, insbesondere auch an zahlreichen norwegischen Plätzen, die genaue Breitenlage mit Hilfe des Astrolabiums bestimmt habe.

Ums Jahr 1500 muss das Werk Inventio fortunata noch im Original vorhanden gewesen sein, denn auf der vom Jahre 1508 stammenden Weltkarte des Johannes Ruysch ist darauf Bezug genommen. Auf den oben unter den Originaltexten wiedergegebenen Eintrag Ruysch's machte erstmalig Gustav Storm aufmerksam [1]).

Wie weit nach dem Norden der Seefahrer persönlich gelangt ist, lässt sich nicht angeben. Es besteht Grund zu der Vermutung, dass seine Erkundungsfahrt nicht wesentlich über die ständig bewohnten Zonen hinaus gelangt ist, ja möglichenfalls hat sie sich überhaupt nur in längst befahrenen Gewässern und an bekannten Küsten bewegt. Wenn sein Werk vorgab, es seien „die nördlichsten Inseln der Welt" besucht worden, so bleibt immerhin zu beachten, dass auf diesen Inseln Reisegefährten zurückgelassen wurden, so dass es sich bestimmt um keine allzu unwirtlichen oder gar arktischen Inseln gehandelt haben kann. Umfang und Ziel der Reise sind nicht zu ermitteln; auch sorgsame neue Spezialstudien [2]) haben unsere diesbezügliche Kenntnis nicht zu fördern vermocht.

Trotzdem bietet sich vielleicht ein Anhaltspunkt. In dem unter den Originalen zitierten spanischen Werk des Johannes a Santo Antonio heisst es, dass es sich um eine Beschreibung „der nördlichen Inseln und ihrer Meeresstrudel" gehandelt habe, die wohl als die oben erwähnten „Wunder dieser Inseln" anzusprechen sind. Nun, derartige Meeresstrudel im Norden gibt es nicht allzu zahlreich. Sie finden sich zunächst einmal gleich im Norden der britischen Inseln. Im Pentland Firth zwischen den Orkneys und Schottland vermögen bei schwerem Wetter die beiden Strudel „Merry Men of Moy" und „Swelkie of Swoana" zuweilen recht gefährlich zu werden. Dieses „wunderbaren Meeresschlundes" tut bereits im 12. Jhd. Giraldus Cambrensis Erwähnung [3]), mit dem Hinzufügen:

> „Wenn es geschähe, dass ein Schiff hindurchfährt, so wird es von der Gewalt der Fluten fortgerissen".

Ein kleinerer Strudel, der zeitweise vielleicht mehr gefürchtet wurde, als notwendig war, fand sich ferner südlich der Färöer-Insel Suderö beim Felsen Sumbö Munk [4]).

---

1) Gustav Storm: Studier over Vinlandsrejserne, Vinlands Geografi og Ethnografi, im Aarbog for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1887, Kopenhagen 1888, 75.

2) B. F. de Costa: Arctic Exploration, im Journal of the American Geographical Society of New York, XII (1880), 173 ff. — Arctic exploration with an account of Nicolaus of Lynn, im Bulletin of the American Geographical Society, New York 1881, 36. — August Gebhardt: Entdeckungsfahrten der alten Norweger, in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, 14. August 1903, 308.

3) Giraldus Cambrensis: Topographia hibernica, dist. II, cap. XIII, ed. James F. Dimock, London 1867.

4) Lucas Jacobson Debes: Faerøernes oc Faerøeske Indbyggeris Beskrivelse, Kopenhagen 1673. — Hans Rudolphi: Munken, in Mitteilungen der Islandfreunde 1920, 68.

Die von dem Oxforder Mönch aufgesuchten Inseln mit Meeresstrudeln haben wir aber aller Voraussicht nach innerhalb der norwegischen Inselwelt zu suchen, wo es die bedeutendsten und berühmtesten Strudel gab; nämlich einmal den allbekannten Malstrom oder Moskenstrom zwischen den Lofoteninseln Röst und Lofoet (heute Moskänäs und Värö genannt), der bereits im 8. Jhd. von Paulus Diaconus als Urbild einer Charybdis und Ursache von Ebbe und Flut hingestellt wurde [1]), und weiterhin den gefährlichsten aller europäischen Strudel, den Saltström im Saltenfjord bei Bodö zwischen den Inseln Strömö und Godö, der sich freilich an Berühmtheit mit dem an sich harmloseren Malstrom nicht messen kann, weil er nicht in der offenen Verkehrsstrasse des Meeres, sondern im Eingang des unwichtigen

Alte Darstellung des Malstroms
(nach Olaus Magnus)

und wenig besuchten Skjerstad-Fjordes liegt. Noch weiter im Norden gibt es nur einen bedeutenden und sehr gefährlichen Strudel bei Swjatoi Noss an der Murmanküste, dessen in der nordischen mittelalterlichen Literatur [2]) und auch bei Herberstein [3]) gedacht wird, der aber im vorliegenden Fall für die Fahrt des Oxforder Geistlichen bestimmt nicht in Betracht kommt, da er allzu weit ausserhalb der im 14. Jhd. benutzten Seewege lag.

Da die Inventio fortunata, wie es heisst, in erster Linie eine „Beschreibung der nördlichen Inseln und ihrer Meeresstrudel" enthielt und da für den Seefahrer eine „wissenschaftliche Reise nach Norwegen" [4]) erwiesen zu sein scheint, möchte ich vermuten, dass seine Reise vornehmlich den norwegischen Strudeln galt, insbesondere dem gefürchteten Malstrom, in

1) Paulus Diaconus: Historia Langobardum, I 6.
2) Heimkringla, in der Sammlung „Thule", Jena 1922, Bd. 2, 235. — Hakon Hakonssons-Saga, in Fornmanna-sögur IX, 319.
3) Sigismund von Herberstein: Rerum moscovitarum commentarii, Basel 1571, 117.
4) Josef Fischer, Die Entdeckungen der Normannen in Amerika, Freiburg 1902, 105.

dem übrigens wenige Jahrzehnte später, am 5. Januar 1432, der anscheinend erste Italiener, der nach Norwegen kam, Querini, Schiffbruch erlitt [1]). Hierauf lässt auch der Umstand schliessen, dass Mercator unmittelbar nach seiner Erwähnung des Oxforder Mönchs die Geschichte von dem alle Schiffe in weitem Umkreise in sich hineinreissenden Riesenstrudel erzählt, von dem wir bereits in den Kap. 105 und 107 vernahmen. Mercator behandelt diese Erzählung freilich mit starker Skepsis und meint, sie scheine „des Lucian wahrhaftiger Erzählung nicht fast ungleich" zu sein, da ja holländische Fahrzeuge wiederholt durchs Norwegische Meer unbehelligt bis zum 81. Breitengrad gefahren seien.

Wenn gesagt ist, die Inventio fortunata habe alle Meere „bis zum Pol" beschrieben, so braucht die Seereise des Oxforder Geistlichen selbst sich keineswegs wesentlich nördlicher als auf die Lofoten oder allenfalls auf die Gegend von Bodö erstreckt zu haben. Eigentlich unbekannte Teile der Erde und des Meeres dürfte sie nicht berührt haben. Offensichtlich aber hat sie über die durch Autopsie gewonnenen Eindrücke hinaus auch sonst aufgezählt, was auf dem Wege des Hörensagens über den hohen Norden zu erfahren war oder was darüber vom Gerücht gemunkelt wurde. Hierauf lässt die oben erwähnte Eintragung der Ruysch-Karte schliessen, dass in der Inventio fortunata auch vom Magnetberg des Nordens die Rede war. Was es mit diesem für eine Bewandtnis hatte, sei kurz dargelegt.

Die Fabel vom Magnetberg scheint überall dort aufgekommen zu sein, wo zum ersten Male irgend welche Völker mit der unbegreiflichen Eigenschaft der Magnetnadel, stets in eine Richtung zu weisen, vertraut wurden. Dieser kulturhistorische Zusammenhang dürfte, so viel mir bekannt ist, zuerst 1717 von Falconet erkannt und ausgesprochen worden sein [2]). Vielleicht kannte man hier und da bereits im Altertum die Eigenheit der Magnetnadel, zumindest in Alt-China, für das die Kenntnis der „Richtung der Nadel" schon sehr früh nachweisbar und spätestens für das Jahr 121 n. Chr. bezeugt ist [3]). Mit dieser chinesischen Frühkenntnis mag es zusammenhängen, dass schon Plinius [4]) und Ptolemäus [5]) von Magnetbergen im Fernen Osten zu berichten wissen [6]). Da sowohl die Chinesen wie die

---

1) Vgl. die Beschreibung der Reise Querini's in Giambattista Ramusio's: Navigationi e viaggi, Venedig 1583, II 144 ff.

2) Falconet: Dissertation sur l'aimant, Vortrag in der Académie des Inscriptions et des Belles-Lettres vom 6. April 1717, gedruckt in den Mémoires dieser Akademie, IV 630.

3) Hiu-tschin, Wörterbuch Schuë-wen (121 n. Chr.) bei Heinr. Jul. Klaproth: Lettre à M. le baron de Humboldt sur l'invention de la boussole, Paris 1834, 116. — Zweifel an dieser frühen Kenntnis der magnetischen Nordweisung bei den Chinesen, die von Ed. v. Lippmann geäussert wurden (Geschichte der Magnetnadel bis zur Erfindung des Kompasses, Berlin 1932), um die Erfindung der nordischen Rasse zuschreiben zu können, sind unhaltbar.

4) Plinius, nat. hist. II 98.

5) Ptolemäus VII, 2.

6) R. Hennig: Ein Zusammenhang zwischen der Magnetberg-Fabel und der Kenntnis des Kompasses im Archiv für Kulturgeschichte 1930, 350; derselbe: Die Magnetberg-Sage und ihr naturwissenschaftlicher Hintergrund, in der Geographischen Wochenschrift, Jg. 3 (1935), 583. Vgl. hierzu die ausführlicheren Darlegungen im Magnet-

mittelalterlichen Araber ihre Kompassnadeln immer nach Süden zeigen liessen, suchten sie auch ihren geheimnisvollen und gefürchteten Magnetberg, den sie für die „Südweisung" der Magnetnadel verantwortlich machten, allzeit irgendwo im *Süden* der von ihnen befahrenen Meere. Die nord- und westeuropäischen Völker scheinen unabhängig vom Orient die Richtweisung der Magnetnadel spätestens im 12. Jhd. — jedoch auch nicht sehr viel früher — entdeckt zu haben [1]). Sie liessen die Magnetnadel nach N o r d e n zeigen (welche Seite man als „Spitze" ansieht, ist natürlich willkürlich) und suchten deshalb auch die auslösende Ursache in Gestalt eines Magnetbergs irgendwo im Norden. Die Verse des Bologneser Dichters Guinicelli, eines älteren Zeitgenossen Dante's, die oben unter den Originalzitaten mitgeteilt sind, zeigen uns diese Vorstellung deutlich.

Anfänglich sah man den Magnetberg noch als ein verhältnismässig harmloses Gebilde an und vermutete ihn in erreichbarer Nähe, wie die Begegnung der Hegelingen-Flotte im Gudrunlied mit dem Magnetberg beweist [2]). Bald aber wurde in Europa der vermutete Magnetberg (wie auch bei den Arabern [3]) zu einem der schlimmsten Meeresschrecken, dem man Schuld gab am Untergang zahlloser Schiffe. Besonders deutlich tritt uns dieser Graus in der seltsamen Volkssage vom Herzog Ernst entgegen [4]), die den bekannten Stiefsohn Kaiser Konrads II, den als Aufrührer am 17. August 1030 im Kampfe gefallenen Herzog Ernst von Schwaben, obwohl er zweifellos niemals das Meer auch nur gesehen hat, auf einer von wilden Abenteuern erfüllten Seefahrt mit allerlei Gebilden orientalischer Phantasie in Berührung kommen lässt. Nach Uhlands Untersuchungen [5]) war die Sage i. J. 1188, also 1½ Jahrhunderte nach ihres Helden Tode, schon bekannt. Es muss also die Angst vor dem Magnetberg damals in europäischen Ländern bereits ein recht grosses Ausmass angenommen haben.

Da in den bis zum Nordkap und darüber hinaus befahrenen Gewässern nirgends ein Magnetberg zu finden war, wurde seine angebliche Lage immer weiter nach Norden hinaufgeschoben: entweder suchte man die geheimnisvolle Kraft, die den Kompass nach Norden weisen liess, im Polarstern selbst, wie es Dante's Auffassung gewesen zu sein scheint [6]), oder man nahm an, dass der Magnetberg im höchsten Norden Grönlands, wenn nicht am Nordpol der Erde selbst, liege. So enthält die Walspergersche Weltkarte von 1448 in den Nordmeeren den Eintrag:

„In diesem grossen Meer gibt es keine Schiffahrt der Magnete wegen (in hoc mari magno non est navigatio propter magnetes)".

---

berg-Kapitel der unter dem Titel „Wo lag das Paradies?" erschienenen 2ten Auflage meines Werkes „Rätselhafte Länder", Berlin-Tempelhof 1950.

1) Rich. Hennig: Die Frühkenntnis der magnetischen Nordweisung, in den Beiträgen zur Geschichte der Technik und Industrie, Bd. 21 (1931/2), 25.

2) Gudrunlied, Vers 1126—1135.

3) 1001 Nacht, Geschichte des dritten Kalenders und Königssohnes. — Vgl. René Basset: Notes sur les mille et une nuit, I: La montagne d'aimant, Paris 1894, 377 ff.

4) Herzog Ernst-Sage, Ausg. Karl Bartsch, Wien 1869, XVII f. und 87 f.

5) Ludwig Uhland: Über die Sage vom Herzog Ernst, Inauguralrede, gehalten am 22. November 1832 in der Universität Tübingen.

6) Dante, Divina Commedia, Paradiso 12, 30.

In dasselbe Horn stösst nun die Ruysch-Karte von 1508, und zwar unter Berufung auf die Inventio fortunata. Es mag daher in dieser zuerst manche Wunderlichkeit enthalten gewesen sein, die uns aus der Ruysch-Karte entgegenklingt, wie die beim nördlichen Grönland eingefügte Legende:

> „Hier fängt das Bernsteinmeer an. Der Schiffskompass bleibt hier nicht mehr fest, und Schiffe, die Eisen an sich tragen, können nicht zurückkehren",

oder der dicht am Pol eingetragene Satz, der unter den Originaltexten wiedergegeben ist [1]).

Wie sehr dieser Glaube an den Magnetberg in den grönländischen Gewässern sich festsetzte, erhellt besonders deutlich aus dem Umstande, dass noch 1567 das Misslingen einer von Mogens Heinessen geleiteten Expedition in den ostgrönländischen Gewässern auf die Wirkung des dortigen Magnetbergs zurückgeführt wurde.

Egede, der dies berichtet [2]), fügt freilich ebenso nüchtern wie treffend hinzu:

> „Die wahren Magnetklippen, die des Heinson Schiffe aufgehalten, sind ohne Zweifel entweder die Furcht gewesen, dass er zwischen der erschrecklichen Menge des Eises, das er vor sich sah, nicht würde durchkommen können, oder ein widriger Strom, den er gegen Statenhuk vorgefunden haben wird und welcher dermassen stark gewesen sein soll, dass das Schiff, aller seiner aufgespannten Segel ohnerachtet, nicht weiter hat kommen können".

Man denkt bei dieser Geschichte unwillkürlich an die Erzählung vom Perserprinzen Sataspes (Kap. 18), der auch durch einen ähnlichen von Egede „lächerlich" genannten Aberglauben abgeschreckt wurde, die ihm von seinem König gestellte Aufgabe zu erfüllen.

Andererseits hat die „unverfrorene Lügenhaftigkeit" (Bovenschen) des Mandevilleschen Schwindelberichts es fertig gebracht zu behaupten, dass auf seinen erlogenen Reisen der die Schiffe zerstörende Magnetberg von ihm gesichtet worden sei [3]).

Falls in der Tat die in diesem Text verzeichneten Fabelgerüchte durch die Inventio fortunata aufgekommen sein sollten, wie man es aus der Ruysch-Karte eigentlich schliessen muss, so scheint der Oxforder Geistliche, der Sitte der Zeit gemäss, Fabel- und Wundergeschichten mit grösserer Vorliebe berichtet zu haben als nüchterne Tatsachen.

Diese Vermutung verstärkt sich, wenn man bei Nansen die Ansicht geäussert findet [4]), dass allerlei Phantasien und Fehlvorstellungen über die Inselwelt des hohen Nordens möglichenfalls in der Inventio fortunata ihren Ursprung gehabt haben, so insbesondere die im 15. und 16. Jhd. fast allgemein verbreitete, zumal durch Claudius Clavus (gegen 1427) den Zeit-

1) Vgl. Oskar Peschels Abhandlung vom Magnetberg, in seinen Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, I 44.

2) Hans Egede: Beschreibung der Naturgeschichte von Grönland, übersetzt von Joh. G. Krünitz, Berlin 1763, 50 ff.

3) Kap. 15 und 27.

4) Nansen, a.a.O., II 221 und 241.

genossen eingeimpfte, aber auch bei Behaim (1492), bei Ruysch (1508) und noch bis gegen 1600 nachweisbare Vorstellung, dass Grönland nur eine Halbinsel des europäischen Festlandes sei (vgl. die Kartendarstellungen auf Tafel VII und X in Bd. II, dazu Kap. 153 und Tafel XV in Bd. IV). Schon im Königsspiegel (um 1240) finden wir die Ansicht geäussert [1]), Grönland könne keine Insel sein, weil sich daselbst Rentiere, Polarhasen und Polarfüchse fänden, die auf Inseln nicht vorkämen, die also von anderen Festlandsgegenden von selbst dorthin gelaufen sein müssten (vgl. S. 388, 459). Die Auffindung von Spitzbergen und die gewaltig ausgedehnten Eisdecken des Nördlichen Eismeers, dazu die Fabel von einem Mann, der zu Fuss von Grönland nach Norwegen gelaufen sei und unterwegs von der Milch einer mitgenommenen Ziege gelebt, für diese selbst aber unterwegs hinreichendes Futter gefunden habe [2]), mögen die Vorstellung ansehnlich gefestigt haben, die dann möglichenfalls durch die Inventio fortunata aus der Welt des Nordens in die südlicheren Länder übertragen und zuletzt durch die Autorität des Claudius Clavus sozusagen besiegelt wurde. Dieser Däne, der als erster den Mittelmeervölkern genauere Kunde vom hohen Norden vermittelte und die arktische Geographie, so weit sie damals bekannt war, in das Kartenbild des Ptolemäus hineinkomponierte, ist wohl zumeist verantwortlich zu machen für die durch Jahrhunderte allgemein gehegte Überzeugung, dass eine Landbrücke zwischen Grönland und Nordosteuropa oder Nordasien vorhanden sei. Josef Fischer hat übrigens treffend darauf hingewiesen [3]), dass auch Claudius Clavus zu seiner Vorstellung durch altnordische Quellen des 12. und 13. Jhds. geführt worden sein muss [4]), vornehmlich durch die Historia Norwegiae des 12. Jhds. [5]). Claudius Clavus stand aber einst im Rufe eines ganz besonders guten Grönlandkenners, und seine Angaben wurden daher ohne weiteres als bare Münze hingenommen. Seine Behauptung, er selber sei, etwa zwischen 1425 und 1430, in Grönland gewesen (Kap. 153), wird von massgeblichen Sachkennern wie Josef Fischer (a.a.O.) und Madsen [6]), auch heute noch geglaubt, obwohl sie „durch nichts begründet" [7]), ja, wie ich glaube, sogar als eine tatsächliche Unmöglichkeit nachzuweisen ist (vgl. Kap. 153).

Es ist zwar nicht sicher, aber doch nicht unwahrscheinlich, dass die verschollene Inventio fortunata die erdkundliche Vorstellung der nachfolgenden 2 Jahrhunderte erheblich beeinflusst hat.

Um so mehr bleibt der Verlust der Handschrift zu bedauern. Diese war ganz gewiss kein erdkundliches Werk ersten Ranges: aber sie muss dennoch erheblich zur Verbreitung geographischer Kenntnisse (und Irrtümer!)

---

1) Grønlands Historiske Mindesmaerker III (1845), 327 ff.

2) Thormod Torfaeus: Groenlandia antiqua, Kopenhagen 1706, 25 f.

3) Josef Fischer, a.a.O., 58 f. — Nach Nansen (a.a.O., II 411, Anm. 459) ist es möglich, dass auch für Clavus „die Quelle Nicholas of Lynn ist".

4) E. T. Hamy: Les origines de la cartographie de l'Europe Septentrionale, in Etudes Historiques et Géographiques, Paris 1896, 1 ff.

5) Gustav Storm: Monumenta historica Norwegiae, Christiania 1888, 75.

6) Madsen: De vigtigste af danske i arktiske Egne udførte Reiser og Forskninger, in Geografisk Tidskrift, Bd. 19 (1915), 34.

7) Ludwig Brinner in den Hansischen Geschichtsblättern 1912, 352.

beigetragen haben. Die früher behauptete Autorschaft des Nicolas of Lynne ist durch nichts bewiesen, wie heute auch in England zugegeben wird [1]). Wir müssen daher den Verfasser als unbekannt bezeichnen. Wenn nicht ein Zufall, der freilich wenig wahrscheinlich, aber doch nicht unmöglich ist, noch eine Handschrift des Werkes Inventio fortunata ans Licht bringen sollte, werden wir kaum hoffen können, uns über den Autor und seine seemännische wie literarische Leistung ein klares Urteil zu verschaffen.

1) Dictionary of National Biography XIV, 418.

150. EINE NORMANNEN-EXPEDITION INS INNERE NORDAMERIKA UND DAS RÄTSEL DES RUNENSTEINS VON KENSINGTON.

(1362)

Inschrift des Runensteins von Kensington, gefunden im August 1898 in Minnesota, nach Hjalmar R. Holand: The Kensington Stone, Ephraim (Wisc.) 1932, Privatdruck, 6:

(Wir sind) 8 Goten (= Schweden) und 22 Norweger auf Entdeckungsreise von Vinland über den Westen. Wir sind an zwei Schären, einige Tagereisen nördlich von diesem Stein, an Land gegangen. Wir waren (draussen) und fischten einen Tag. Nachher kamen wir heim, fanden 10 (unserer) Leute rot von Blut und tot. Ave virgo Maria, erlöse uns von dem Übel!

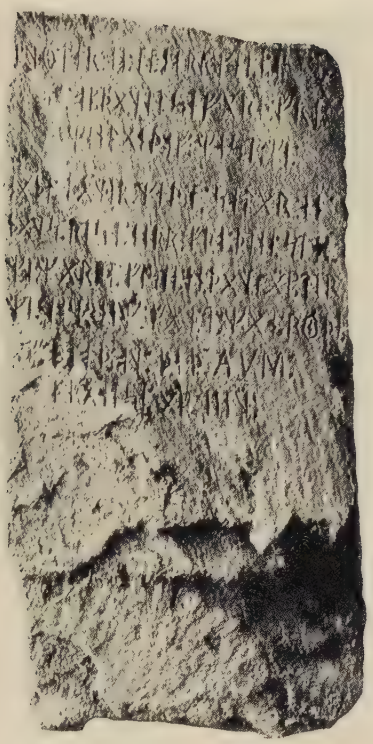
dazu am Rande des Steins:

(Wir) haben 10 von unserer Schar am Meer, um aufzupassen auf unsere Schiffe (oder unser Schiff), 14 Tagereisen von dieser Insel. Jahr 1362.

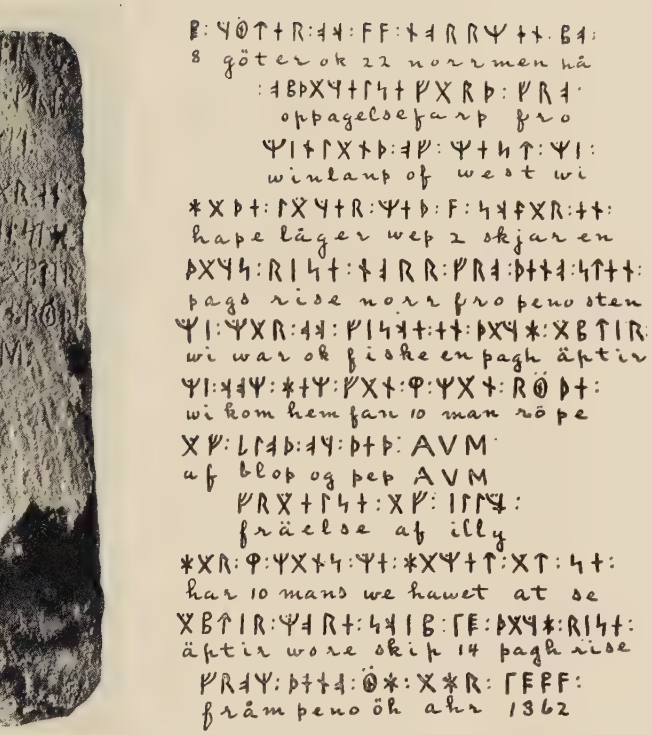
Erlass König Magnus Erikson's von Norwegen vom 3. November 1354, in Grønlands Historiske Mindesmaerker III (1845), 120 ff.:

Magnus, von Gottes Gnaden König von Norwegen, Schweden und Schonen, wünscht Allen, die diesen Brief sehen oder davon hören, gute Gesundheit und Glück.

Wir wünschen Euch bekannt zu geben, dass Ihr die Männer zu führen habt, die in der Knarre abreisen sollen, sowohl die mit Namen genannten wie die nicht genannten von unserer Leibwache oder von den Vasallen und anderen Personen, die Ihr auf die Reise mitnehmen wollt, und dass Paul Knutson, welcher der Befehlshaber der Knarre sein wird, volle Ermächtigung haben soll, die Leute auszusuchen, die er als die geeignetsten zur Mitfahrt ansieht, sowohl Offiziere wie Mannschaften. Wir verlangen, dass Ihr diesen unseren Befehl mit recht gutem Willen gegenüber der Sache aufnehmt, denn

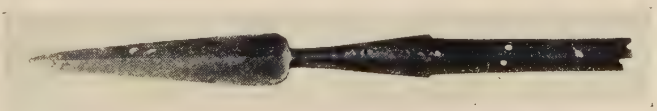


Der Runenstein von Kensington (Minnesota)


8 göter ok 22 norrmen hå
oppagelsefarp fro
winlanp of west wi
hape läger wep 2 skjar en
pago rise norr fro peno sten
wi war ok fiske en pagh äptir
wi kom hem far 10 man röpe
af blop og pep AVM
fräelse af illy
har 10 mans we hawet at se
äptir wore skip 14 pagh rise
främ peno öh ahr 1362

Die Inschrift des Runensteins nebst Übertragung in lateinische Lettern

Zwei schwedische Streitäxte etwa aus dem 14ten Jahrhdt., gefunden bei Erdahl (Minn.) und Brandon (Minn.). Originale im Milwaukee Public Museum



Stählerne Speerspitze skandinavisch-mittelalterlicher Herkunft, gefunden 1899 bei Whitehall (Wisc.). Original in Milwaukee Public Museum

wir tun dies zu Gottes Ehre, zum Heil unserer Seele und um unserer Vorgänger willen, die das Christentum in Grönland eingeführt und bis heute lebendig erhalten haben, und wir wollen nicht, dass es in unseren Tagen zugrunde geht. Nehmt dies als Wahrheit auf, dass, wer immer gegen unseren Befehl verstösst, mit unserem ernsten Missfallen zu rechnen und volle Bestrafung dafür zu erwarten hat.

Gegeben in Bergen am Montag nach Simon und Juda im 36. Jahre unserer Regierung. Gesiegelt durch unseren Kanzler Orm Østeinson.

Mitteilung des Priesters *Ivar Bardsen* über seine Expedition zur Vesterbygd (1342), in einer dänischen Wiedergabe des 16. Jhds. (Original verloren), in Grønlands Historiske Mindesmaerker III (1845), 259, und F. Jónsson: Grønlands gamle Topografi efter Kilderne, in Meddelelser om Grønland XX, Kopenhagen 1899, 328:

...Item von Østerbygd nach Vesterbygd sind es 12 Segeltage und alles Einöde. Und in Vesterbygd steht eine grosse Kirche, die heisst Stensnesskirche, und die Kirche war eine Zeitlang Domkirche und Bischofssitz (?). Nun haben Skraelinger ganz Vesterbygd ausgeraubt. Es sind dort noch Pferde, Ziegen, Rindvieh und Schafe, aber alle wild, jedoch keine Menschen, weder Christen noch Heiden. —

Alles, was hier berichtet wird, ist uns von dem Grönländer Ivar Bardsen mitgeteilt worden, der lange Jahre den Bischofssitz zu Garden in Grönland verwaltete. Er hat dies alles selbst gesehen und war einer von denen, die der Gesetzeswalter beauftragte, nach der Vesterbygd gegen die Skraelinger zu ziehen und sie aus der Vesterbygd zu vertreiben. Bei ihrer Ankunft daselbst fanden sie kein menschliches Wesen, weder Christen noch Heiden, sondern nur einiges wildweidende Vieh und Schafe. Sie assen von dem wildweidenden Vieh und nahmen davon mit sich, so viel ihre Schiffe zu tragen vermochten. Dann segelten sie heim, und der erwähnte Ivar war dabei.

Gisle Oddson's Isländische Annalen zum Jahre 1342, nach Gustav Storm: Om Biskop Gisle Oddsons Annaler, im Arkiv for Nordisk Filologi VI, Lund 1890, 355 f.:

Grönlands Bewohner fielen freiwillig vom wahren Glauben und von der christlichen Religion ab, und nachdem sie sich aller guten Sitten und wahren Tugenden entäussert hatten, wandten sie sich den Völkern Amerikas zu (ad Americae populos se converterunt). Man nimmt nämlich an, dass Grönland den Westländern ganz nahe benachbart ist. Hierdurch ist es gekommen, dass sich die Christen der Schiffahrt nach Grönland enthalten haben.

Skálholts Annalen zum Jahre 1347, bei Gustav Storm: Islandske Annaler, Christiania 1888, 213:

Da kam auch ein Schiff aus Grönland, geringer an Grösse als die kleinen Islandfahrer. Es kam in den äusseren Straumfjord und war ankerlos. Es waren 17 Mann darauf, und sie waren nach Markland gefahren (det havde faret til Markland), aber nachher waren sie auf dem Meere hierher getrieben worden.

Gottskalks Annalen zum Jahre 1348, ebendort, 228:

Abreise Jon Guthormsen's und der Grönländer.

Olaus Magnus: Historia de Gentibus septentrionalibus, II, 9, Rom 1555; Ausgabe der schwedischen Sammlung Historia om de Nordiska folken, Upsala—Stockholm 1909—1916, II 92:

Hier in Grönland lebt eine Art von Piraten, die Fellboote benutzt... worin sie Handelsschiffe angreift, indem sie versucht, sie mit Hilfe einer Durchbohrung des Schiffsrumpfes von unten zum Sinken zu bringen, statt sie von oben anzugreifen. 1505 habe ich selber zwei dieser Fellboote über dem Westportal der Kathedrale gesehen... Es ist gemeldet, König Haakon habe sie erbeutet, als er mit seiner Kriegsflotte an der Küste von Grönland entlang fuhr und sie sich gerade anschickten, sein Schiff im Meer zu versenken.

Bericht über den *Inschriftenstein des de la Verandrye,* gefunden im November 1738 in Nord-Dakota, bei Forster: *Kalm*'s Travels into North America, translated into English by J. R. Forster, London 1771, III 122 ff.:

(Hier) hat man letzthin einige Altertümer gefunden, die darauf schliessen lassen, dass entweder Amerika früher von einem Volke bewohnt wurde, das in den Wissenschaften besser bewandert war als dasjenige, das die Europäer bei ihrer Ankunft antrafen, oder aber dass einmal von den bekannten Ländern der Erde eine grosse militärische Expedition in diesen Erdteil unternommen wurde.

Dies wird erwiesen durch einen Bericht, den ich persönlich von Herrn de Verandrier empfangen habe, den Führer einer Expedition zur Südsee, von der ich hierdurch Nachricht geben will. Durch andere Personen, die Augenzeugen von allen Geschehnissen bei dieser Gelegenheit gewesen sind, habe ich ihn wiederholen hören.

Einige Jahre, bevor ich nach Kanada kam, beauftragte der damalige Generalgouverneur Chevalier de Beauharnois den Herrn de Verandrier, mit einer Schar von Begleitern von Kanada zu einer Forschungsfahrt durch Nordamerika bis zur Südsee (Stiller Ozean) aufzubrechen, um zu untersuchen, wie weit diese Länder voneinander entfernt sind, und um zu ermitteln, was für ein Vorteil sich für Kanada oder Louisiana aus einer Verbindung mit diesem Ozean ergeben könne.

Als sie durch Gebiete mancher Volksstämme tief ins Landesinnere eingedrungen waren, stiessen sie wiederholt mehrere Tage lang auf weite, waldlose Flächen, die mit einer Art von hohem Gras bedeckt waren... Als sie noch weiter nach Westen in Gegenden kamen, in denen unseres Wissens noch nie ein Franzose oder Engländer geweilt hat, fanden sie inmitten der Wälder, wieder auf einer weiten Ebene, an einem Platz grosse, aneinander gelehnte Steinpfeiler. Jeder dieser Pfeiler bestand nur aus einem einzigen Stein. Trotzdem konnte der Franzose sich nicht vorstellen, dass sie von

Menschenhand errichtet waren. Zuweilen fand man solche Steine auch aufeinander gelegt und gewissermassen zu einer Mauer geschichtet...

Schliesslich entdeckten sie einen grossen, pfeilerähnlichen Stein, in den ein kleinerer Stein eingefügt worden war. Dieser war auf beiden Seiten mit unbekannten Schriftzeichen bedeckt. Der Stein war etwa 1 frz. Fuss lang und 4—5 Zoll breit. Sie brachen ihn heraus und nahmen ihn mit nach Kanada, von wo er an den Staatssekretär Graf Maurepas nach Frankreich gesandt wurde. Was später aus ihm geworden ist, blieb ihnen unbekannt, aber sie hofften, dass er sich im Augenblick (1749) in einem Archiv befinde.

Einige Jesuiten, die in Kanada den Stein gesehen und in der Hand gehabt hatten, bekunden einmütig, die Buchstaben darauf stimmten überein mit denen in den Büchern über Vorgänge in der Tatarei, die aus diesem Grunde tatarische Schriftzeichen genannt werden. Bei einem Vergleich hätten sie sie völlig übereinstimmend gefunden. Ungeachtet der Nachforschungen, die durch die französische Südsee-Expedition bei den Eingeborenen angestellt wurden, zu welchem Zeitpunkt und durch welches Volk die Pfeiler errichtet worden seien, wie ihre Überlieferung und eigene Ansicht darüber sei, um was für Schriftzeichen es sich handle, in welcher Sprache sie abgefasst seien usw., vermochten sie dennoch keine Erklärung zu erhalten, da die Indianer dies ebenso wenig wie die Franzosen selber wussten. Alles, was sie anzugeben vermochten, war, dass diese Steine seit unvordenklichen Zeiten auf ihrem Platze gestanden hätten. Der Ort, an dem die Pfeiler standen, lag etwa 900 frz. Meilen westlich Montreal.

Aus dem *Tagebuch des Sieur de la Verandrye* (1738), englische Übersetzung von Brymner im Report on Canadian Archives, Ottawa 1889/90, 3 ff.:

M. de la Marque und ich wanderten umher, um den Zu-

stand ihres Forts und ihrer Befestigungen zu untersuchen. Ich entschloss mich, ihre Hütten zu zählen. Es ergab sich, dass es 130 waren. Alle Strassen, Plätze und Hütten waren einander ähnlich. Einige von uns Franzosen gingen umher und fanden die Strassen und Plätze recht sauber, die Wälle gleichmässig und breit. Die Palisaden waren von Querbalken getragen, die in Pfosten von 15 bis zu 30 Fuss eingefügt waren. Grüne Felle waren zum Schutz, wo es gewünscht war, ausgespannt und an Stellen, wo es nötig war, befestigt; so fanden sich vier auf der Bastion, und jeder Vorhang war an der Seite gut abgegrenzt. Das Fort ist auf einem Hügel in der offenen Prärie erbaut mit einem Graben von 15 Fuss Tiefe und 15 bis 18 Fuss Breite. Ihr Fort kann nur zu Fuss erreicht werden auf Pfosten, die sich entfernen lassen, sobald es von einem Feind bedroht ist. Wenn alle ihre Forts ebenso beschaffen sind, können sie für Indianer als uneinnehmbar angesehen werden. Ihre Befestigungsanlagen haben nichts Indianisches an sich.

Dieser Stamm ist teils weiss- teils dunkelhäutig. Die Frauen sehen recht gut aus, besonders die weissen, von denen manche schönes, blondes Haar haben. Sowohl die Männer wie die Frauen des Stammes sind sehr arbeitsfreudig. Ihre Hütten sind weit und geräumig, durch dicke Planken in mehrere Räume geschieden; nichts liegt darin herum; alle ihre Habe ist in grossen Beuteln an Pfosten aufgehängt; ihre Betten sehen wie Grüfte aus, die mit Fellen verhängt sind...

Ihr Fort weist viele Vorratsgruben auf, in denen Getreide, Viehfutter, Fett, zugeschnittene Kleider, Bärenfelle usw. aufgestapelt sind. Sie sind mit diesen Dingen gut versorgt; sie sind das Geld des Landes...

Die Männer sind stark und mutig, im allgemeinen sehr tätig, sehen recht gut aus und haben eine angenehme Physiognomie. Die Frauen haben nichts Indianisches an sich. Die Männer beschäftigen sich gern mit einem Ballspiel auf den Plätzen und Wallanlagen.

Alexander von Humboldt: Ansichten der Natur, Stuttgart 1808, 79 ff.:

Dieser Reisende (de la Verandrye) traf mitten in der Ebene ungeheure, durch Menschenhände errichtete Steinmassen und an einer derselben etwas, das man für eine tatarische Inschrift hielt (Archaeologia or miscellaneous tracts published by the Society of Antiquarians of London, vol. 8 p. 304)... Mehrere Jesuiten in Quebec versicherten Herrn Kalm, die Inschrift in Händen gehabt zu haben. Sie war in eine kleine Tafel eingegraben, die man in einen behauenen Pfeiler eingelassen gefunden hatte. Ich habe mehrere meiner Freunde in Frankreich aufgefordert, diesem Monumente nachzuforschen.

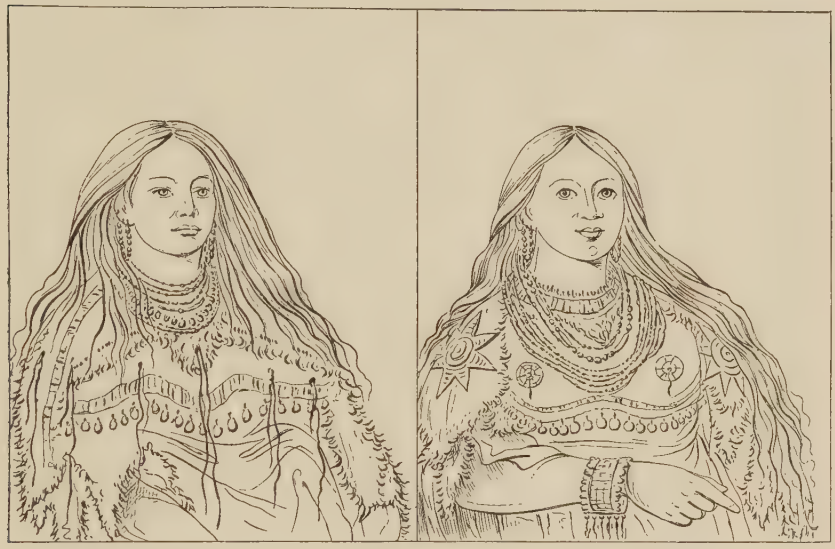
Bericht des Direktors der Abteilung Indian Affairs *D. D. Mitchell,* etwa um 1830, bei H. R. Schoolcraft: History, condition and prospects, Philadelphia 1851, III 253 f.:

In der Sprache, den Sitten, Gewohnheiten und in ihrer Lebenshaltung weichen die Mandans alle miteinander von sämtlichen Indianern des amerikanischen Kontinents ab, so weit ich festgestellt habe; und ich kenne die Mehrheit der vorhandenen Stämme recht gut. Abgesehen von ihrer eigenen Sprache und ihren Gewohnheiten weisen sie auch eine physische Besonderheit auf. Ein grosser Teil der Mandans hat graues Haar und blaue oder hellbraune Augen mit einem jüdischen Gesichtstypus.

George Catlin: Letters and Notes on the manners, customs and conditions of the North American Indians, London 1841, I 93:

Zweifellos sind die Mandans ein hochinteressanter und sympathischer Stamm, der in seiner äusseren Erscheinung und in seinen Sitten in mehrfacher Hinsicht, sowohl bezüglich des Aussehens wie der Gewohnheiten, von allen anderen mir bekannten (Indianer-)Stämmen abweicht ...Ich war erstaunt über die auffällige Sorglosigkeit und Eleganz dieses Volkes, aus der ich, in Verbindung mit seiner abweichenden Gesichtsfarbe, der Eigenart der Sprache und seinen auffälligen, uner-

klärlichen Sitten, die Überzeugung gewonnen habe: ihre Herkunft ist eine andere als die der übrigen Stämme Nordamerikas; sie müssen eine Mischung von Eingeborenen mit einem zivilisierten Volk darstellen... Das sind keine Indianer!



Weisse Indianerinnen nach Catlin
Aus: G. Catlin, Letters and Notes on the Manners, Customs and Conditions of the North American Indians, London 1841, I, 92 ff

Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied: Eine Reise in das innere Nordamerika, Coblenz 1841, II 107:

Wenn sie (die Mandans) sich gehörig reinigen, so gibt es einige unter ihnen, welche eine stark ins Weissliche ziehende Haut und sogar Röte auf den Backen zeigen.

Im Quellgebiet des Mississippi, verteilt über den Raum der heutigen Bundesstaaten Wisconsin, Minnesota und Dakota, hauste dereinst der wohl merkwürdigste aller Indianerstämme, die Mandan's. Ihr Name ist ungleich weniger bekannt als der so manches anderen Stammes, der in der Indianer-Romantik eine grosse Rolle spielt, denn die von ihnen besiedelten Länder sind erst nach 1850 allmählich in die von Osten vordringende Tätigkeit der weissen Kulturpioniere einbezogen worden. Die Mandan-Indianer haben

aber schon seit 200 Jahren die Aufmerksamkeit der ethnologischen Forschung erregt, weil sie sich von sämtlichen übrigen Indianerstämmen sowohl in der Körperbeschaffenheit wie in ihren Gewohnheiten und religiösen Anschauungen vollkommen unterschieden: sie pflegten den Ackerbau, wohnten um 1773, als Mac Intosh sie besuchte, in 9 wohlbefestigten Städten [1]), wiesen überdies, zumal in der weiblichen Bevölkerung, körperliche Merkmale auf, die auf einen Bluteinschlag der nordischen Rasse schliessen liessen, denn „ein Fünftel oder ein Sechstel der Mandans hat nahezu weisse Haut und hellblaue Augen [2])". Auch blonde Haare waren diesen „Indianern" des öfteren zu eigen, und der Gesichtsausdruck war derart abweichend von allem, was sonst bei den Indianern üblich ist, dass der gute Indianerkenner Catlin [3]) vor 100 Jahren von diesem „über ein halb weissen Volk" rundweg erklärte: „Dies sind keine Indianer". Er durfte diese Überzeugung um so zuversichtlicher aussprechen, als die Mandan-Wohnungen auffällig starke Ähnlichkeit mit dem alt-nordischen Hausbau aufwiesen. Die Volksüberlieferung des Stammes besagte zudem, der Stammheros sei als weisser Mann in einem Kanu ins Land gekommen, und zu einer Zeit, da noch kein fremder Ansiedler, kein Missionar den Weg zu ihnen gefunden hatte, wussten sie von einem freundlichen Heiland und seiner unbefleckten Empfängnis, seinem Leiden und Tod von feindlicher Hand zu erzählen, kannten eine Geschichte von ihm, die offensichtlich der biblischen Erzählung von der Speisung der 5000 nachgebildet war, glaubten an einen persönlichen Teufel, sprachen von der Sünde der ersten Menschenmutter, von einer Sintflut, der rettenden Arche, der von ihr ausgesandten Taube mit dem zurückgebrachten Zweig einer Weide usw.

Derlei Wahrnehmungen erregten schon vor 200 Jahren das Erstaunen des überhaupt ersten europäischen Forschers, der bis in diese entlegenen Gebiete vordrang, des Franzosen Sieur de la Verandrye, der 1738 im Auftrag des französischen Generalgouverneurs von Kanada eine Überland-Expedition bis zum Stillen Ozean unternahm. Er wollte bei dieser Gelegenheit die merkwürdigen „weissen Indianer" kennen lernen, von denen das Gerücht berichtet hatte. Wie der Schwede Kalm berichtet [4]), der auf

1) H. R. Schoolcraft: History, conditions and prospects, Philadelphia 1851, III 253 f.

2) George Catlin: O-Kee-Pa, a religious ceremony, Philadelphia 1867, 5.

3) George Catlin: Letters and notes on the manners, customs and conditions of the North American Indians, London 1841, I 92 ff. — Catlin's Werk ist in einer deutschen Bearbeitung durch Berghaus und Sommerfeld 1924 unter dem Titel „Die Indianer Nordamerikas" in Berlin-Friedenau erschienen.

4) Peter Kalm: En resa till Norra Amerika pa K. Svenska Acad. befallning och publici kest nad förrartad, Stockholm 1753, 1756 und 1761. — Ausser der englischen Übersetzung des Kalm'schen Werkes durch Forster, die 1771 in London erschien, ist eine vollständige holländische Übersetzung 1772 in Utrecht unter dem Titel „Reise door Noord America" veröffentlicht worden. In deutscher und französischer Sprache sind einige Teile gedruckt worden, die 1764 in Göttingen und 1768 in Paris als Buch erschienen. — Der obige Kalm'sche Sonderbericht ist in seinen Hauptteilen wörtlich abgedruckt bei Michael Lort: Account of an ancient Inscription in North America, in Archaeologia, vol. VIII, London 1787, 300 f., sowie bei Warden: Recherches sur les antiquités des Etats-Unis de l'Amérique septentrionale, in Recueil de voyages et de mémoires, t. II, Paris 1825, 372 ff.

seiner Nordamerika-Reise 1748—51 mit Verandrye zusammentraf, hegte dieser die Überzeugung, dass in das scheinbar nie zuvor von Weissen betretene Gebiet der Mandans früher einmal „von den bekannten Ländern der Erde eine grosse militärische Expedition" unternommen worden sein müsse, da er sich anders die bei den Mandan angetroffenen Unbegreiflichkeiten offensichtlich nicht zu erklären vermochte. 1780 erklärte der Engländer Dunbar [1]) ähnlich, Verandryes Feststellungen machten für jene Teile Nordamerikas „die Existenz alter Völker, von denen die Geschichte nichts überliefert, unzweifelhaft".

Später behauptet der Franzose Graf Volney [2]), die Mandan-Kinder würden ganz weiss geboren und die Weiber seien an Schenkeln, Hüften und Unterleib als weisshäutig zu bezeichnen. Volney urteilte zwar nicht aus eigenem Augenschein, und seine Behauptung ist vom Prinzen zu Wied, der in seinem umfangreichen Reisewerk den Mandans einen ausführlichen Sonderabschnitt gewidmet hat [3]), als übertrieben und nicht glaubhaft bezeichnet worden. Doch hat auch der Prinz zu Wied (vgl. die Originaltexte) die merkwürdig helle Hautfarbe vieler Mandans hervorgehoben. Der spezielle amerikanische Indianerforscher und Maler Catlin äusserte sich sogar rund heraus (vgl. Originalbelege und Abb. S. 331) über die Mandan, sie müssten „eine Mischung von Eingeborenen mit einem zivilisierten Volk" darstellen. Über diese rein theoretische Schlussfolgerung kam man aber nicht hinaus, da man sich auch nicht im entferntesten vorzustellen vermochte, wie in diese entlegenen, durch mehr als 1500 km vom Atlantischen Ozean getrennten Gegenden, die erst in der 2. Hälfte des 19. Jhds. von Weissen besiedelt wurden, jemals in früheren Jahrhunderten, lange vor de la Verandryes Zeiten, Europäer gekommen sein sollten, noch dazu in solcher Zahl, dass eine Rassenmischung mit Indianern die Folge sein konnte.

Catlin sprach die Vermutung aus [4]), dass vielleicht Walliser von der Mississippi-Mündung her stromaufwärts bis ins Land der Mandan-Indianer vorgedrungen seien. An Walliser dachten auch Major [5]) und Bowen [6]), um die Rassenmischung zu erklären. Die Deutung war von vornherein unwahrscheinlich: Walliser sind Kelten, konnten also bei einer erfolgten Blutsmischung nicht wohl typisch nordische Rassenmerkmale in den Mandanstamm übertragen. Jene älteren Vermutungen sind heut entbehrlich, da wir jetzt die bessere Erklärung kennen, wie die nachfolgenden Ausführungen zeigen werden. Dass die These einer europäischen Mischrasse in einem bis nach 1850 nur von Indianern bevölkerten Gebiet auf starken Unglauben stiess, ist verständlich.

Trotzdem mehrten sich im Laufe der Zeit die Anzeichen, dass notwendig

---

1) James Dunbar: Essays of the history of Mankind in rude and uncultivated ages, London 1780, 165 f.

2) Constantin François Chassebœuf comte de Volney: Tableau du climat et du sol des Etats-Unis, Paris 1803, II 435.

3) Prinz Maximilian zu Wied, a.a.O., II 102—210: „Nachricht von dem Stamme der Mandan-Indianer".

4) Catlin, a.a.O.

5) Henry Major: Columbus Letter's, London 1847.

6) Bowen: America discovered by the Welsh in 1170 A.D., Philadelphia 1876.

schon vor einigen hundert Jahren Europäer, und zwar Skandinavier, im Bereich des Mississippi-Quellgebiets geweilt haben mussten. An verschiedenen Stellen wurden im Erdboden der Bundesstaaten Wisconsin, Minnesota und Dakota mittelalterliche Waffen und Geräte gefunden, die typisch nordische Eigenheiten aufwiesen und die unbedingt auf eine in sehr alter Zeit erfolgte persönliche Anwesenheit nordischer Menschen in diesen Gegenden hindeuteten. Mehrere nordische Streitäxte, ein Handbeil, eine eiserne Speerspitze, ein Feuerstahl sind dabei nach und nach an recht verschiedenen Stellen zum Vorschein gekommen, Gegenstände, die niemals von Indianern verfertigt worden sein können und bei denen auch jede Möglichkeit einer nachträglichen Einführung durch neuere Siedler sicher ausgeschlossen werden konnte [1]) (vgl. Tafel III). Durch diese Funde, die sich heute im Museum zu Milwaukee befinden, erhielt Catlins These eine sehr starke Stütze. Dennoch stand man nach wie vor vor einem vollkommenen Rätsel und vermochte auch nicht den geringsten Anhalt zu gewinnen, wann, wie und zu welchem Zweck hier jemals skandinavische Menschen geweilt haben könnten, bei denen im ausgehenden Mittelalter Waffen und Geräte der im Boden gefundenen Art im Gebrauch gewesen waren.

Nordische vorcolumbische Einflüsse auf die amerikanischen Stämme und ihre Kultur sind in alter und neuer Zeit auch ohne Hinblick auf die Mandan-Indianer schon oft behauptet worden. Kein Geringerer als Hugo Grotius wollte gewisse Kulturtatsachen in Zentralamerika bereits aus skandinavischen Einflüssen ableiten [2]). Im 19. Jhd. hat insbesondere Gravier eine nordische Quelle der Azteken-Kultur angenommen [3]), und Leland erklärte [4]), dass zwischen vielen Vorstellungen der Edda und Mythen der Algonquin-Indianer überraschende Übereinstimmungen beständen. Sicherlich muss man solchen Behauptungen stark skeptisch und ähnlich vorsichtig gegenüberstehen wie den angeblichen sprachlichen Ähnlichkeiten, von denen auf S. 330 die Rede war. Dennoch sind gerade einige rassische Wahrnehmungen bei Indianerstämmen von jeher als ein gewichtiger Beweis anzusehen gewesen, dass in der Tat nordisches und indianisches Blut in alter Zeit des öfteren zusammengefunden haben muss. Nur vermochte man nie einen noch so schwachen Anhalt zu gewinnen, wie etwas Derartiges im Mittelalter möglich gewesen sein soll.

Da scheint nun ein um die letzte Jahrhundertwende gemachter Fund der allererstaunlichsten Art das Geheimnis wenigstens zum grösseren Teil gelüftet zu haben, wenngleich dadurch neue Rätselfragen aufgekommen sind, die der Forschung wohl noch auf lange Zeit erhebliches Kopfzerbrechen machen dürften.

Ein Schwede Olaf Ohman hatte 1891 bei Kensington in Minnesota eine Farm erworben, die er mit Erfolg bewirtschaftete. Im August 1898 fällte er einen auf seinem Grundstück stehenden, etwa 70jährigen Baum, eine

1) Holand in Minnesota History 1936, 186.

2) Hugo Grotius: De origine gentium Americanarum, Paris 1643.

3) Gabriel Gravier: Découverte de l'Amérique par les Normands, Paris 1864. — Vgl. auch Oswald Moosmüller: Europäer in America vor Columbus, Regensburg 1879.

4) Ch. G. Leland: Mythology, legends and Folk-lore of the Algonquins, in: Roy. Soc. of literature of the United Kingdom, London 1888.

Espe. Als die Wurzeln aus dem Boden entfernt wurden, zeigte es sich, dass sie rings um einen gewaltigen *Grauwackenblock* herumgewachsen waren, der demnach notwendig schon im Erdboden gelegen haben musste, als etwa in den 20er Jahren des 19. Jhds. der Baum zu wachsen begonnen hatte. Der ziemlich rechteckige Stein hatte das ansehnliche Gewicht von 91 kg. Als er vom Erdreich gesäubert wurde, fielen dem kleinen Sohn Ohmans merkwürdige Einritzungen auf der Oberfläche des Steins auf, die sich bei näherem Zusehen als Runenzeichen erwiesen.

Alsbald wurde der Fund dem Skandinavisten der Universität Minneapolis, Prof. O. J. Breda, zugeleitet, der den Runencharakter der Schriftzeichen bestätigte und eine vorläufige erste Entzifferung der ziemlich langen und mit aussergewöhnlich schön ausgeführten Schriftzeichen ausgestatteten Inschrift bekannt gab [1]). Auf seine Veranlassung wurde der „Runenstein von Kensington" der Northwestern Universität in Chicago zugeleitet, die aber nach einer oberflächlich vorgenommenen Prüfung erklärte, es müsse sich um eine „plumpe Fälschung" (a clumsy fraud) handeln, weil sie einige Worte der englischen Sprache darin entdeckt zu haben glaubte. Dies verdammende Urteil genügte, um den Fund als wertlos zu brandmarken, so dass der Finder Ohman den Stein in der Folge 8 Jahre lang als — Türschwelle zum Kornspeicher seiner Farm verwendete. Erst im August 1907 wurde der Runenstein durch einen anderen Skandinavier, Holand, der von der Inschrift gehört hatte, aus seiner unwürdigen Stellung befreit und einem erneuten Studium unterzogen (vgl. Tafel III).

Holand hat in der Folge die Lösung des Runenstein-Rätsels von Kensington zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Er unterbreitete den Stein allen irgendwie namhaften Sachkennern in Amerika und Europa, und zwar keineswegs nur Runologen und Skandinavisten, sondern vor allem auch Chemikern und Geologen, die den Verwitterungszustand begutachten sollten. Schon 1920 war das Netz der Holand'schen Beweise so lückenlos, dass eine englische fachmännische Besprechung [2]) die Meinung äusserte:

> „Diese aus einer unbewohnten Wildnis stammende Inschrift hat alle Angriffe überlebt, die seit mehr als 20 Jahren auf sie unternommen worden sind".

Das Ergebnis aller seiner durch 25 Jahre fortgesetzten Bemühungen gab Holand dann 1932 der Öffentlichkeit in einem wissenschaftlich äusserst hochstehenden Werke bekannt [3]), das u. a. sämtliche bisher veröffentlichten Gutachten im genauen Wortlaut enthält, dazu auch die beeideten Zeugenaussagen über die näheren Umstände des Fundes, die wissenschaftlichen Feststellungen über das Alter des Baumes, unter dessen Wurzeln der Stein gefunden worden war usw. Jede nur denkbare Möglichkeit zur Aufhellung des Geheimnisses ist von Holand benutzt und zu einer schlechthin mustergültigen und unbedingt schlüssig anmutenden Beweisführung zu-

---

1) Minneapolis Journal vom 22. Februar 1899; Skandinaven (Chicago) vom 22. Februar 1899.

2) Geographical Review, Bd. 10 (1920), 108.

3) Hjalmar R. Holand: The Kensington Stone, Ephraim (Wisc.) 1932.

sammengezogen worden. So kühn, ja, so unglaublich die von Holand gezogenen Schlüsse sind, sie sind dermassen gut und vielfach unangreifbar begründet, dass einer der kompetentesten amerikanischen Beurteiler, Hovgaard, öffentlich erklärte [1]), man könne sich der Schlüssigkeit dieser Beweise „nicht entziehen". Und gegenüber den immer noch hier und da sich regenden Zweifeln, die — verständlicherweise — geäussert wurden [2]), ob man denn berechtigt sei, Folgerungen gutzuheissen, die so ziemlich alle unsere früheren Anschauungen über die Kenntnis des vorcolumbischen Amerika auf den Kopf stellen, wandte einer unserer massgeblichsten deutschen Sachkenner, der Jesuitenpater Prof. Dr. Josef Fischer-Feldkirch, in einem Privatbrief an mich vom 27. August 1936 das Wort an: contra facta non valent argumenta.

Dazu kommen nun die erwähnten höchst auffälligen Bodenfunde von skandinavischen Waffen und Geräten, die einen der namhaftesten amerikanischen Skandinavisten, Prof. Hagen von der Universität Süd-Dakota, nach eingehender Prüfung der Runenschrift zu der Erklärung veranlasst haben [3]):

> „In der Umgebung von Kensington ist eine bemerkenswerte Zahl von Funden gemacht worden, die ganz überraschend zu dem passen, was die Inschrift meldet".

Wohl wurde auch nach der Veröffentlichung des Holand'schen Buches noch behauptet, die Runeninschrift „müsse" eine Fälschung sein, ja, es wurde das Wort vom „Mythus vom Kensington-Stein" geprägt [4]). Die neuen Einwände sind aber von Holand restlos widergelegt worden [5]), und wenn auch die Echtheit des Runensteins vielleicht noch nicht zu 100, sondern nur zu 99,9 % erwiesen ist, so scheinen doch alle Möglichkeiten einer Fälschung im vorliegenden Fall lückenlos verbaut zu sein. Die bequeme Methode, sich jeder Auseinandersetzung zu entziehen, weil man einem so „plumpen Schwindel" nicht zum Opfer fallen wolle, ist jedenfalls nach Holands ganz hervorragender Beweisführung für die Echtheit des Steines nicht mehr zu verantworten.

1936 konnte Holand mitteilen [6]), dass in Amerika von einigen fünfzig fachmännischen Beurteilungen seines Buches nur noch zwei den Stein als unecht ansähen. Über 90 % der Fachleute sind somit von Holand überzeugt worden. In Europa dürfte das Verhältnis, so weit es sich übersehen lässt, nicht viel anders sein. Es ist daher durchaus nicht zu begreifen, wie

---

1) Geographical Review, Bd. 22 (1932), 509.

2) Georg Friederici in der Historischen Zeitschrift, Bd. 148, 180. — E. Noreen in Sydsvenska Dagbladet vom 26. II 1932. — Wolfgang Krause in „Germanien" 1937, 231.

3) Reform (Eau Claire, Wis.) vom 29. April 1926, bei Holand, a.a.O., 59.

4) M. M. Quaife: The myth of the Kensington Rune Stone, in New England Quarterly, Dezemberheft 1934. — L. M. Larson: The Kensington Rune Stone, in Minnesota History, Märzheft 1936.

5) H. R. Holand: in New England Quarterly, Märzheft 1935; derselbe in Minnesota History, Juniheft 1936.

6) Minnesota History, 1936, 166.

in einem sonst guten Lehrbuch der Runenkunde, das jüngst Arntz [1]) herausgegeben hat, der so überaus wichtige Runenstein von Kensington einfach mit Stillschweigen übergangen werden konnte.

Fest steht folgendes: der Stein mitsamt seiner Runeninschrift m u s s in den 20er Jahren des 19. Jhdts. bereits im Erdboden eines Landes gelegen haben, in dem damals ausschliesslich Analphabeten lebten und ganz gewiss keine Runenkenner. Aber auch v o r der Zeit, da die über ihm aufgewachsene Espe zu keimen begann, war der Stein, wie durch den Verwitterungszustand der Inschrift erwiesen wird, mit seiner Inschrift schon ein paar hundert Jahre den Einflüssen der Luft ausgesetzt gewesen. Ein von der Northwestern University abgegebenes fachmännisches Urteil besagt z. B. [2]):

„Das äussere Aussehen des Runensteins von Kensington ist derart, dass man die Inschrift sehr wohl für 600 Jahre alt halten muss".

Ferner haben sich zwei erste geologische Sachkenner und Verfasser eines eigens für die Minnesota Historical Society erstatteten Gutachtens, Prof. Newton H. Winchell und Dr. Warren Upham, dahin geäussert, aus dem Verwitterungszustand ergebe sich mit Sicherheit ein Alter der Inschrift von etwa 500 Jahren [3]). Dazu sind die Runenzeichen z. T. derart kompliziert und schwer zu entziffern, dass der vollständige Sinn der Inschrift erst 10 Jahre nach ihrer Auffindung endgültig feststand, nachdem Holand die 4 letzten Zeichen, welche die Jahreszahl 1362 wiedergaben, gedeutet [4]) und der Osloer Runologe Gjessing diese Deutung gebilligt hatte. Der vorgebliche „Fälscher" müsste demnach ein Fachkenner allerersten Ranges gewesen sein, und wie soll wohl ein solcher vor Jahrhunderten nach Minnesota gelangt sein? Die Annahme der Fälschung setzt in der Tat ungleich grössere historische und logische Unmöglichkeiten voraus als die Anerkennung der Echtheit! — Bis zum sicheren B e w e i s e des Gegenteils wird man also beim heutigen Stande der Dinge die E c h t h e i t des Runensteins und seiner Inschrift als fest gegebene Grösse in seine Rechnung einstellen müssen! In der Fachliteratur hat die Holand'sche Publikation denn auch erhebliche Beachtung gefunden [5]). Sie vermittelt in der Tat einen historischen Ausblick von überraschender Eigenart.

Was besagt nun die umstrittene Inschrift selbst? Sie meldet, dass i. J. 1362, also 130 Jahre vor Columbus, nicht weniger als 30 Skandinavier bereits im allerinnersten Nordamerika geweilt haben, und zwar auf „einer Forschungsfahrt von Vinland nach dem Westen"! Diese Kunde mutet zunächst zweifellos kaum glaubhaft an. Und dennoch — werden wir uns irgendwie mit ihr abfinden müssen! Holand hat uns hierzu auch den Weg gewiesen, der vielleicht nicht in allen einzelnen Punkten, aber wohl in grossen Zügen durchaus gangbar erscheint.

Holand glaubt einen Zusammenhang annehmen zu dürfen zwischen der

1) Helmut Arntz: Handbuch der Runenkunde, Halle 1935.
2) Skandinaven (Chicago) vom 3. Mai 1899.
3) Minnesota Historical Collections, XV 233 ff. und 828.
4) Skandinaven (Chicago) vom 17. Januar 1908.
5) Historische Zeitschrift 1933, 181; Geographical Review 1932, 507 ff.; Geographical Journal LXXX (1932), 437; Antiquity 1932, 424.

„Forschungsfahrt von Vinland" und einer Expedition, die nachweislich 1354 vom damaligen Folkungerkönig Magnus Erikson [1]) unter Leitung des einst hochangesehenen norwegischen Staatsmanns Paul Knutson nach Grönland entsandt wurde, um das gefährdete Christentum der dortigen normannischen Kolonie neuerdings zu stützen und zu kräftigen. Die Urkunde, welche diese Fahrt anordnete, ist oben unter den Originaltexten abgedruckt. Sie ist datiert vom Montag nach Simon und Juda 1354. Da der Simon und Juda-Tag, der 28. Oktober, im genannten Jahre auf einen Dienstag fiel, stammt somit das Dokument vom 3. November (Holand gibt irrtümlich den 28. Oktober an). Mit jener von Paul Knutson geführten Expedition nach Grönland, die im folgenden Jahr 1355 die Ausreise antrat, hatte es eine eigene Bewandtnis. Die Zusammenhänge müssen genauer dargelegt werden, da ihre Kenntnis zum Verständnis der uns beschäftigenden Fragen unerlässlich ist.

Seit dem Ende des 13. Jhds. war der vorher verhältnismässig rege Verkehr des normannischen Europa mit der fernen Normannenkolonie in Grönland allmählich immer mehr zum Erliegen gekommen. 1294 hatte König Erich VI von Norwegen (1286—1319) den Handel mit den norwegischen Kolonien zum königlichen Monopol erklärt, in der Hoffnung, dass diese Verstaatlichung die königlichen Einkünfte vermehren werde. Dieser Schritt erwies sich für beide Teile als ein verhängnisvoller Fehler; für Grönland war er sogar „der Anfang vom Ende" [2]). Es sollte alljährlich ein Schiff des Königs den Verkehr mit Grönland aufrecht erhalten. Aber die Ausrüstung dieses Schiffes, das man „Knarre" zu nennen pflegte, war jedesmal ziemlich kostspielig, und so verkehrte dieses einzige Schiff, das nach Grönland zu fahren berechtigt war, in Wahrheit nur in langen und immer länger werdenden Pausen von mehreren Jahren [3]). Die ehedem reichliche Ausfuhr von bester Milch, von Butter und Käse, auch von „bestem Korn" aus Grönland nach Europa [4]) kam ins Stocken. Die Verkehrs- und Kulturbeziehungen zu Grönland hörten zwar im ganzen 14. und, wie wir jetzt wissen (Kap. 157), auch noch im 15. Jhd. niemals völlig auf, aber sie wurden doch derart spärlich, dass Grönland seinem Mutterlande, mit dem es seit 1261 politisch vereinigt war, in rasch zunehmendem Masse entfremdet wurde. Da es auch in wirtschaftlicher Hinsicht immer mehr auf Selbstversorgung angewiesen war, haben sich die Kolonisten zwangsläufig der Lebensweise der Eskimos anpassen müssen und sahen sich genötigt, allein von ihrer Viehzucht, ihren Fang- und Jagderträgnissen sich ihre Nahrung zu beschaffen.

Wir müssen hierbei berücksichtigen, dass die wirtschaftliche Hauptgrundlage der Grönland-Kolonie in ihrer Blütezeit neben der Pelzausfuhr

---

1) Magnus Erikson, 1319—1371 König von Schweden, bis 1343 auch von Norwegen, hatte letzteres Land seinem 1339 geborenen Sohn Håkon VI überlassen, regierte es aber als dessen Vormund noch bis 1355.

2) Frithjof Nansen: Nebelheim, Leipzig 1911, II 38.

3) Madsen: De vigtigste af danske i artiske Egne udforta Reiser og Forskninger, in Geografisk Tidskrift, Bd. 19, 34.

4) Hans Egede: Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland, übersetzt von Joh. G. Krünitz, Berlin 1763, 67.

die Viehzucht war. Die Kolonisten „hatten Pferde, Schafe und Rindvieh. Rinder sollen ein regelmässiger Exportartikel nach Norwegen gewesen sein" [1])

Damit waren die Voraussetzungen gegeben zu dem wohl zumeist charakteristischen Beispiel für die Richtigkeit eines Wortes von Cronau [2]):

> „Eine geringzählige civilisierte Kolonie geht, wenn sie nicht durch eine ständige Berührung mit dem Mutterlande erhalten wird, in der Hauptmasse der Bevölkerung unter, so spurlos, wie das Flusswasser im Meere verschwindet".

In diesem Zusammenhang wird es zum Verständnis der nachfolgenden Ausführungen notwendig sein, über die genaue Lage der normannischen Siedlungen auf Grönland einige Ausführungen einzuschalten. Früher hegte man über diese Frage vielfach recht falsche Vorstellungen. Wir können jedoch behaupten, dass das Problem jetzt als vollkommen geklärt anzusehen ist.

Die von altersher überlieferten Bezeichnungen „Ostsiedlung" (Østerbygd) und „Westsiedlung" (Vesterbygd) haben ehedem ganz selbstverständlich die Meinung aufkommen lassen, es habe sich um Siedlungen an der Ost- und an der Westküste Grönlands gehandelt [3]), wenn man auch nie bezweifelt hat, dass beide dem Südende der Insel verhältnismässig nahe gelegen haben müssen. Erst 1793 wurde durch Eggers erstmalig der Auffassung Ausdruck gegeben [4]), dass auch die „Ostsiedlung" im Südwesten Grönlands, also *westlich* vom Südkap Hvarf, gelegen haben müsse und dass die Namen Ost- und Westsiedlung lediglich die Lage der beiden Siedlungen zueinander bezeichnen sollen. Die Untersuchungen Graahs an der Ostküste vermochten dort in der Tat keinerlei Spuren alter Ansiedlungen zu finden [5]).

Obwohl bereits eine so grosse Autorität wie Humboldt mit Bestimmtheit geäussert hatte, sowohl die West- wie die Ostsiedlung müssten „auf der Westküste in der Südinspektion von Julianehaab" [6]) gelegen haben, haben immer wieder einzelne Forscher, an der Spitze Nordenskjöld [7]), die Meinung vertreten, die Ostsiedlung müsse auch an der Ostküste gesucht werden. Diese Ansicht ist jedoch endgültig widerlegt worden: Major bewies durch genaue literarische Untersuchungen [8]) und Holm, der anfänglich Nordenskjölds Anschauungen teilte, durch ausgedehnte Nachprüfungen an Ort

---

1) J. Winsor: Narrative and critical history of America, Boston 1889, I 68.
2) Rud. Cronau: Amerika, Leipzig 1892, I 145.
3) Konrad Maurer: Grönland im Mittelalter, in „Zweite deutsche Nordpolarfahrt, 1869—70", Leipzig 1874, 236 f.
4) H. P. Eggers: Om Grønlands Østerbygds sande Beliggenhed, Kopenhagen 1794.
5) Wilh. Aug. Graah: Undersøgelses-Rejse til Østkysten af Grønland, Kopenhagen 1832, 161 ff.
6) Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1836, I 353.
7) Adolf Erik von Nordenskjöld: Studien und Forschungen, veranlasst durch meine Reisen im hohen Norden, Leipzig 1885, 56.
8) Henry Major: The voyages of the Venetian brothers Nicolo and Antonio Zeno to the northern seas, London 1873, LXIX f.

und Stelle [1]), dass in der Tat *sowohl die West- wie die Ostsiedlung an der grönländischen Südwestküste* gelegen haben. Richtiger würde man von einer Nord- und Südsiedlung sprechen, denn die heute genau bekannte Lage der beiden, durch eine etwa 12tägige Wüstenei voneinander getrennten Siedlungen zueinander ist etwa NNW zu SSO. Trotz Holms Feststellungen, die alsbald auch Mogk [2]), Storm [3]) und V. Schmidt [4]) veranlassten, sich gegen Nordenskjölds These auszusprechen, hielt aber dieser schwedische Forscher noch 1897 an seiner Ansicht fest [5]) und behauptete, die bei Julianehaab bereits entdeckten Ruinen alter Bauwerke seien nicht altnordisch, sondern jüngeren Datums. Gelcich sekundierte ihm [6]), doch hat eine gründliche Untersuchung dieser Ruinen durch Bruun [7]) die letzten Zweifel beseitigt, dass sie zu der alten Ostsiedlung der Normannen gehörten. Schliesslich hat aber Finnur Jonsson in einer umfassenden Studie [8]) eine genaue Kartographie der alten Ansiedlungen geliefert, die durch alle nachfolgenden Untersuchungen bestätigt und in den Einzelheiten ergänzt worden ist. In Josef Fischers schönem Werk sind diese Kartenskizzen auf Grund der Studien Finnur Jonssons wiedergegeben worden [9]). Wir können heute mit erheblicher Sicherheit folgendes behaupten:

Die älteste Siedlung Erichs des Roten lag am Eiriksfjord (Tunugdliarfik). Ihr Mittelpunkt war Brattahlid. Als Sitz des ersten Bischofs Eirik Gnupson gilt Steinesnes in der Westsiedlung [10]). In der Folge befand sich der Bischofssitz aber in Gardar, das etwa dem heutigen Igaliko entsprach. Die Westsiedlung ist also zwischen dem 64. und 65. Grad n.Br. zu suchen, mit dem heutigen Godthaab als Mittelpunkt. 1927 sind die Ruinen des Bischofspalastes und der Kathedrale durch Ausgrabungen Nørlunds näher untersucht worden. Der Palast war 53 Meter lang, bedeckte mit seinen Nebengebäuden eine Fläche von 1½ Hektar und wies u.a. einen grossen Festsaal auf. Die Kathedrale war 32 Meter lang und hatte etwa dieselbe Grösse wie der Dom in Drontheim.

In der gesamten Ostsiedlung gab es 190 Gebäude, darunter 12 Kirchen,

---

1) G. Holm: Forberedelser til undersøgelsen af ruinerne i Julianehaabs Districts 1880 og 1881, in Meddelelser om Grønland VI (1883/4); derselbe: Undersøgelser paa Grønlands Østkyst indtil 66° 25′ N.B. i Aarene 1883—85, ebendort IX und X (1888). — Derselbe: Den østgrønlandske expedition: Harene 1883—85, Kopenhagen 1889.

2) Eugen Mogk: Die Entdeckung Amerikas durch die Nordgermanen, in den Mitteilungen des Vereins f. Erdkunde zu Leipzig 1892, 66.

3) Gustav Storm: Nordenskjölds Periplus, in Nordisk Tidskrift for Vetenskap 1899, 159.

4) V. Schmidt: Situation géographique des anciennes colonies scandinaves, in Compte rendu du Congrès international des Américanistes 1892, 203.

5) Adolf Erik von Nordenskjöld: Periplus, Stockholm 1897, 83 f.

6) Eugen Gelcich: Über die Materialien zur vorcolumbischen Entdeckung Amerikas, in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde XXV (1890), 99-127.

7) Daniel Bruun: Undersøgelser i Julianehaabs Distrikt 1893 og 1894, in Meddelelser om Grønland XVI (1896), 479 ff.

8) Finnur Jonsson: Grønlands gamle Topografi efter Kilderne, in Meddelelser om Grønland XX (1899), 265 ff.

9) Josef Fischer: Die Entdeckungen der Normannen in Amerika, Freiburg i. B. 1902, Tafel IX und X.

10) Thormod Torfäus: Groenlandia antiqua, Kopenhagen 1706, 217.

in der Westsiedlung 90 Gebäude und 4 Kirchen [1]). Der Bischofssitz ist — abgesehen von den wenigen ersten Jahren, da Bischof Eirik Gnupson anderswo residiert zu haben scheint [2]) — immer nur Gardar gewesen. Zieglers Angabe um 1532, es habe 2 Bischofssitze in Grönland gegeben (episcopales ecclesias duas habet, sub ordinatione Nidrosiensis) [3]), muss auf Irrtum beruhen. Die gesamte grönländische Kolonie war nicht so gross, wie man früher zuweilen annahm, als von 10 000 Seelen die Rede war [4]), aber auch nicht so winzig, wie Gelcich [5]) vermutete, der nur einige hundert Köpfe zulassen wollte. In ihrer Blüte mag die Doppelsiedlung 3—4000, im Höchstfalle 5000 Menschen beherbergt haben [6]).

Dass unter solchen Umständen die Bewohner der nördlicheren, kleineren und wirtschaftlich auf schmalerer Grundlage ruhenden „Westsiedlung" zuerst in Schwierigkeiten kommen mussten, als der Verkehr mit Europa einschlummerte und der Handel dorthin keine Erträge mehr lieferte, ist leicht zu verstehen. Die Siedler mussten sich notgedrungen der Eskimo-Lebensweise anpassen. Dabei mögen sie in ernste Streitigkeiten mit den benachbarten Eskimos verwickelt worden sein, in deren Jagd- und Fanggründe sie vermutlich eindrangen, wobei es die stolzen und streitbaren Normannen gewiss nicht an Gewalttätigkeiten fehlen liessen. Irgendwie haben sich nun wohl die Eskimos zur Wehr gesetzt und schliesslich die zahlenmässig stark unterlegenen Normannen aus der Vesterbygd vertrieben. Es liegen keinerlei verlässliche Mitteilungen vor, welche die Tatsachen bestätigen. Man kann nur entsprechende Schlussfolgerungen ziehen aus einem Bericht, den der zwischen dem 7. und 24. August 1341 mit der „Knarre" von Bergen nach Grönland gekommene Priester Ivar Bardsen erstattet hat und der sich in der unter den Originalbelegen wiedergegebenen späteren dänischen Fassung erhalten hat.

Hiernach sieht es so aus, als ob Ivar Bardsen schon bald nach seiner Ankunft vom Oberhaupt der Kolonie in der Østerbygd, dem „Gesetzeswalter", mit der Aufgabe betraut worden sei, sich nach der Vesterbygd zu begeben, dort nach dem Rechten zu sehen und „die Eskimos zu vertreiben". Bei seiner Ankunft daselbst fand er aber die Kolonie völlig menschenleer; nur wildweidendes Vieh zeugte noch davon, dass hier vor kurzem eine Siedlung gewesen war. Es ist völlig undenkbar, dass in dem harten Klima Grönlands wildweidendes Vieh einen arktischen Winter auch nur in einem einzigen lebenden Exemplar zu überdauern vermag. Aus Ivar Bardsens Wahrnehmungen muss man daher mit Notwendigkeit folgern, dass die Bewohner der Vesterbygd den Platz vor den Feindseligkeiten der Eskimos unmittelbar zuvor geräumt und sich an eine andere gesichertere Stätte

---

1) Grønlands historiske Mindesmaerker III (1845), 225 ff.
2) Ebendort, III 258 f.
3) Ziegler: Schondia (1532), Fol. XCIIr, bei Sofus Larsen: The discovery of North America twenty years before Columbus, Kopenhagen-London 1924, 56.
4) Luka Jelič: L'évangélisation de l'Amérique avant Christophe Colomb, in Compte rendu du congrès scientifique international des catholiques, Paris 1891, 177.
5) Eugen Gelcich: Zur Geschichte der Entdeckung Amerikas durch die Skandinavier, in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1892, 184.
6) Josef Fischer, a.a.O., 29.

zurückgezogen hatten — höchst wahrscheinlich mit der Absicht, ihr zurückgelassenes Vieh, ihren höchsten Reichtum, noch vor Einbruch des Winters in möglichst grossem Umfang zu holen, sobald sie eine neue Stätte zum Siedeln gefunden und die notwendigsten Unterkunftsstätten daselbst geschaffen hatten. In der Zwischenzeit dürfte Ivar Bardsen in der Vesterbygd erschienen sein und sein geschildertes Erlebnis gehabt haben.

Den heutigen Stand der Forschung über die damaligen Beziehungen zwischen Eskimos und Normannen fasst am knappsten Hovgaard, auf Grund der jüngsten Ausgrabungen in Grönland, in folgender Weise zusammen [1]: er legt dar, dass die Normannen der ersten Jahrhunderte von den Eskimos wenig zu sehen bekommen haben dürften, da diese weit im Norden hausten, um den Robben nahe zu sein, die in grosser Zahl nur an Eisküsten vorkommen. Matthiassen hat klargestellt [2]:

> „Die Eskimos bewohnten die Westküste nur so weit gegen Süden, wie das Klima arktisch war, weil sie das Wintereis für ihre Eisjagd und ihre Hundeschlitten benötigten".

Aus diesem Grunde können die frühesten Berührungen zwischen Normannen und Eskimos nach Matthiassen nicht vor 1200 stattgefunden haben. Sie mögen bei Gelegenheit normannischer Jagdunternehmungen im Nordwesten erstmalig erfolgt sein. Dann aber muss eine Klimaänderung als „vielleicht die wichtigste Ursache des Niedergangs und schliesslichen Untergangs der Normannenkolonie in Grönland" eingetreten sein und daher

> „erschienen im 13. Jhd. die Eskimos wieder und drängten unablässig nach Süden vor, bis sie endlich um die Mitte des 14. Jhds. die Westsiedlung in Besitz nahmen, die sie offensichtlich zerstörten." (Hovgaard)

Dass die Dinge sich so oder doch ähnlich abgespielt haben müssen, wird in ansehnlichem Masse bestätigt durch die oben wiedergegebene Notiz des Gisle Oddson zum Jahre 1342. Zwar ist diese erst im 17. Jhd. auf Island aufgezeichnet worden. Sie dürfte jedoch weitgehend verlässlich sein, denn sie entstammt vermutlich dem alten Archiv der Domkirche von Skálholt auf Island, die 1630 mitsamt ihrem Archiv ein Opfer der Flammen wurde. Anscheinend hat der Bischof von Skálholt Gisle Oddson bald hernach aus dem Gedächtnis aufgezeichnet, was er in dem zerstörten Archiv an wichtigen Dokumenten eingesehen hatte, und da ihn als Geistlichen naturgemäss die kirchlichen Dinge zumeist beschäftigten, muss es ihm besonders schmerzlich gewesen sein, dass die 1342 ausgewanderten grönländischen Normannen der Vesterbygd ihre Kirchen preisgegeben und auf den Zusammenhang mit dem Bischofssitz in Gardar verzichtet hatten. So mag seine Notiz zum Jahre 1342 ihren vorwurfsvollen Unterton erhalten haben.

Dass zwischen Ivar Bardsens Erlebnis und Gisle Oddsons Notiz ein

---

1) William Hovgaard: The Norsemen in Greenland, in Geographical Review, Bd. 15 (1925), 613 f.

2) Thorkel Matthiassen: The Eskimo Archeology of Greenland, in Antiquity, vol. 9, No. 34, Juni-Heft 1935.

innerer Zusammenhang besteht, scheint eine unabweisliche Folgerung zu sein. Die genaue Übereinstimmung der Jahreszahl und die innere Verwandtschaft beider Aufzeichnungen sind doch gar zu auffällig! Darf man aber beide Notizen zu einander in Beziehung bringen, so fällt weiteres Licht auf das, was sich 1342 in der Vesterbygd ereignet haben muss. Die vor den Eskimos weichenden Siedler der Vesterbygd sind dann eben „zu den Völkern Amerikas" hinübergezogen, wobei es dem Belieben des Beurteilers überlassen bleibt, ob er dabei an Vinland oder Labrador oder Baffinsland denken will. Welche sehr weitgehenden Schlüsse sich aus diesem Sachverhalt ergeben, wird noch des genaueren darzulegen sein.

Wie sich der Kampf um die Vesterbygd zwischen Normannen und Eskimos im einzelnen abgespielt hat, ist nicht zu ermitteln. Die Phantasie hat hier ziemlich freie Bahn. „Noch heute erzählen die Eskimos von der blutigen Schlacht am Pissiksarkib-Fjord bei Godthaab, die damals zwischen ihren Vätern und den Bärtigen, wie sie die alten Nordmänner nannten, stattfand" [1]. Andererseits bleibt zu beachten, dass Ivar Bardsen 1342 an der Stätte der alten Vesterbygd offensichtlich keinerlei Kampfspuren antraf, da er dies doch ganz selbstverständlich gemeldet haben würde. Es muss daher als zweifelhaft bezeichnet werden, ob die von den Eskimos berichtete „Schlacht" sich auf die Vorgänge des Jahres 1342 bezog. Vermutlich handelte es sich einfach nur um eine grössere, blutige Rauferei, die vorhergegangen war, vielleicht auch um die in ihrer Bedeutung nicht recht erkennbaren Geschehnisse des Jahres 1379, von denen an anderer Stelle die Rede ist (Kap. 157). Ein Kampf, in dem 18 Normannen erschlagen wurden, mochte den sonst so friedlichen Eskimos schon als eine grosse und denkwürdige „Schlacht" erscheinen. Die Abkehr der Bewohner der Westsiedlung von Grönland i.J. 1342 scheint sich jedenfalls ohne grössere Kämpfe vollzogen zu haben. Eine weitere Eskimo-Sage, die Hammerich in Grönland erkundet hat [2] und die recht deutlich auf die damaligen Geschehnisse Bezug nimmt, scheint dies leidlich sicherzustellen. Die heutigen Eskimos wissen über die Abwanderung der Qavdlunâq (Europäer) im 14. Jhd. Folgendes zu erzählen:

> Ein Qavdlunâq und ein Inuk (Eskimo), die sich befreundet hatten, verabredeten eines Tages auf dem 1200 m hohen, senkrecht aus dem Meer aufragenden Pisigsarfik-Felsen im heutigen Godthaabsfjord einen Wettkampf, wer der bessere Schütze sei; der unterliegende Teil sollte sich vom Felsen herabstürzen. Sie schossen nach einem am Fuss des Felsens liegenden Seehundsfell. Der Normanne traf den Rand des Fells, der Eskimo aber durchbohrte es in der Mitte. Darauf stürzte sich der Normanne vom Felsen hinunter. „Die anderen Qavdlunâq waren sehr traurig darüber, aber da sie den Inuk in dieser Sache nichts vorwerfen konnten, so sammelten sie alle ihre Gerätschaften, verliessen ihre Häuser und zogen anderwärts hin."

---

1) Ersch und Gruber's Lexikon, Leipzig 1872, I 133.

2) L. Hammerich: Aus nordischen Siedlungen in Grönland, in den Kieler Blättern, 1941, 89.

So hat sich die Geschichte natürlich bestimmt nicht abgespielt; aber die Sage ist dennoch als unwillkürliche Bestätigung dessen, was man aus Ivar Bardsens Bericht schliessen muss, recht wertvoll.

Jedenfalls darf man als sicher annehmen, dass die Vesterbygd-Siedlung der Normannen mit dem Jahre 1342 zu bestehen aufhörte und dass man in der grösseren Østerbygd nicht in der Lage war, dem hereingebrochenen Unheil zu steuern, obwohl die siegreichen Eskimos zunächst anscheinend keine Neigung bezeigten, sich in der verlassenen Siedlungsstätte der Normannen niederzulassen. Erst etwa 100—200 Jahre später begannen sie dort allmählich Fuss zu fassen [1]).

So könnte man es sich vorstellen, dass auf Grund des Berichts, den der „durchaus zuverlässige" [2]) Ivar Bardsen über seine Wahrnehmungen in der Vesterbygd erstattete, die Bewohner der Ostsiedlung sich an den norwegischen König mit der Bitte um Abhilfe gewandt haben. Darüber vergingen aber, im Hinblick auf den seltenen Schiffsverkehr, einige Jahre. 1346 hatte endlich die „Knarre" sich wieder einmal zu einer Grönlandfahrt aufgemacht, wobei sie eine stattliche Fülle von wertvollen Handelswaren austauschte, und 1348 fand eine Fahrt von Island nach Norwegen statt, mit der Grönländer nach Norwegen gebracht wurden (vgl. S. 352). Jedenfalls muss man 1348 am norwegischen Königshof sicher gewusst haben, was in der Vesterbygd vor sich gegangen war.

Regent in Norwegen war nun damals der schon genannte Schwedenkönig Magnus Erikson (vgl. S. 338, Anm. 1), ein überaus frommer Mann, dem die Ausbreitung und Stärkung des Christentums die liebste Aufgabe war. Er mag alsbald entschlossen gewesen sein, die der Kirche entfremdeten Auswanderer von der Vesterbygd raschestens zum wahren Glauben zurückzuführen; aber eine höhere Gewalt von furchtbarer Eindringlichkeit verhinderte 7 Jahre lang die Verwirklichung des Planes: 1349 trat die Schwarze Pest in entsetzlicher Bösartigkeit in Norwegen auf und soll in etwa 2—3 Jahren zwei Drittel der Bevölkerung hinweggerafft haben [3]). Dringlichere Aufgaben nahmen daher den König Jahre lang in Anspruch.

Erst 1355, also 9 Jahre nach der letzten Fahrt der „Knarre", konnte wieder an eine Grönlandfahrt gedacht werden. Ganz im Gegensatz zu den sonstigen Ausreisen, die lediglich Handelszwecke verfolgten, wurde nun diese Grönlandreise von 1355 in den Dienst der Politik, zumal der Kirchenpolitik, des Königs Magnus gestellt. Ein hochgeachteter, vielgenannter Staatsmann, Paul Knutson von Onarheim, der Mitglied der königlichen Leibwache (Hirdmand) und überdies sehr wohlhabend und angesehen war [4]), wurde mit der Leitung betraut und erhielt zugleich die Ermächtigung, seine Begleiter ganz nach seinem Gefallen auszusuchen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass er auf Grund des königlichen Schriftstücks vom 3.

---

1) Th. Apel in den Hansischen Geschichtsblättern 1929, 172.
2) Josef Fischer, a.a.O., 22.
3) Gottskalks Annaler, ed. Storm, in Islandske Annaler indtil 1578, Christiania 1888, 354.
4) Über Paul Knutson's Person und amtliche Stellungen brachte Bergens Aftenblad am 18. November 1922 einen eigenen Aufsatz von Anton Espeland.

November 1354, das oben abgedruckt ist, eine ansehnliche Schar nach Grönland mitnahm, denn die ihm übertragene Aufgabe, „das Christentum in Grönland nicht zu grunde gehen zu lassen", bedeutete unter den obwaltenden Umständen nicht nur Reorganisation des kirchlichen Lebens, sondern wahrscheinlich wohl auch Fürsorge für die Ausgewanderten, die erst gesucht werden mussten, dazu Vertreibung der Eskimos, ja, Krieg gegen sie. So hat Storm die Aufgabe Paul Knutsons aufgefasst, denn er sagt [1]):

> „Wir besitzen die Wiedergabe eines königlichen Diploms vom Oktober 1354, das ausserordentliche Vorbereitungen ankündigt. ...Die Aufgabe des Unternehmens ist Erhaltung des Christentums in Grönland, d.h. Bekämpfung der Eskimos und Kräftigung der Kolonie im allgemeinen, vielleicht auch E r f o r s c h u n g n e u e r L ä n d e r... Wahrscheinlich kehrte die Expedition nicht früher als 1363 oder 1364 zurück, denn im letztgenannten Jahr taucht Ivar Bardsen wieder in Norwegen auf, und nicht vor 1365 wurde ein neuer Bischof für Grönland geweiht."

Nørlund hat darauf hingewiesen [2]), dass kein Zeugnis für die wirklich erfolgte Ausreise der „Knarre" mit Paul Knutson gegeben sei. Dies hat jedoch wenig zu besagen. Nørlund bezweifelt ebensowenig, wie ein andrer Forscher, dass die Fahrt stattgefunden hat. Seine Bemerkung ist nur diejenige des gewissenhaften Historikers. Das Schweigen der Archive lässt ceteris paribus weit eher auf ordnungsmässigen Ablauf des königlichen Befehls als auf das Gegenteil schliessen. Eine Behinderung hätte wohl vermerkt werden müssen, eine Befolgung kaum. Da im übrigen eine Anwesenheit des grönländischen Priesters Ivar Bardsen in Norwegen für 1363/4 bezeugt ist, geht hieraus indirekt hervor, dass eine Ausfahrt der „Knarre" vorher stattgefunden hat, da sonst nicht erkennbar wäre, wie Ivar nach Norwegen gekommen sein soll. Diese Ausfahrt kann dann aber nur diejenige des Jahres 1355 gewesen sein.

Wie selten damals der Verkehr zwischen Grönland und dem Mutterland geworden war, beweist eine ebenfalls von Nørlund hervorgehobene Tatsache [3]), dass nämlich gelegentlich in Grönland Geschehnisse in Europa, die sich vor 9 Jahren ereignet hatten, als „neu" empfunden wurden.

Dennoch kann kaum bezweifelt werden, dass illegale Seefahrten nach Grönland und andren Westländern, sei es von den skandinavischen oder anderen europäischen Ländern (England?), von Zeit zu Zeit immer aufs neue stattgefunden haben (Kap. 157), ebenso wie der gleichfalls von der Krone verbotene Verkehr mit Island nie ganz aufgehört hat.

Für gelegentliche Fahrten von Europa nach Nordamerika sogar noch 1 Jahrhundert später spricht eine höchst auffällige Notiz in einem Dokument, das von den deutschen Kaufleuten in Brügge aus dem Jahr 1434/5 stammt. Darin ist das Verbot König Erichs XIII von Schweden glossiert,

---

1) Gustav Storm: Vinlandsrejserne, Kopenhagen 1888, 73 f.
2) Paul Nørlund: Wikingersiedlungen in Grönland, Leipzig 1937, 110.
3) Ebendort, 23.

Fahrten nach den von ihm beherrschten Westgegenden auszuführen, und es heisst wörtlich darin:

> „Ebenso ist zu andren Zeiten verfügt worden, es solle Niemand zu segeln versuchen nach V i n l a n d, den Orkney-, Färöer-Inseln usw. Trotzdem sind Schiffe dorthin gesegelt".

Irgendwie hängt mit diesen Geschehnissen die sonderbare Notiz des Olaus Magnus zusammen, die unter den Originalbelegen abgedruckt ist. Sie ist jedoch, wie es bei Olaus Magnus des öfteren geschieht, stark sensationell aufgeputzt und verdient in der vorliegenden Form sehr wenig Glauben. Eskimo-Seeräuber hat es wohl sicher nie gegeben, denn weder haben die Eskimos das geringste Talent und Geschick zur Seeräuberei, noch weiss man etwas von Handelsschiffen, die jemals an die von den Eskimos bewohnten Küsten im 14. Jhd. gelangt sein können. Olaus Magnus' Nachricht bezieht sich sichtlich auf Paul Knutsons Expedition; doch hat an dieser weder König Magnus teilgenommen, noch dürften die in der Drontheimer Kathedrale aufbewahrten Eskimo-Kajaks [1]) eine Kriegsbeute Paul Knutsons gewesen sein, vielmehr sind sie wahrscheinlich irgendwann einmal an der norwegischen Küste angetrieben und dann, wie es auch anderswo, z. B. auf den Orkneys, in ähnlichen Fällen geschah (Kap. 35), aus Mangel an Museen in früherer Zeit, in der Kirche für die Öffentlichkeit aufbewahrt worden. Ihr Vorhandensein mag dann die Fabel haben entstehen lassen, die der nicht unbedingt verlässliche Claudius Clavus und der leichtgläubige Olaus Magnus wiedergab, dass sie auf einer militärischen Strafexpedition gegen die Eskimos erbeutet worden seien. Alle Meldungen von angriffslustigen Eskimos bezeichnet Nansen, obwohl sie auch bei Michel Behaim (um 1450), Jakob Ziegler (1532) und Paulus Jovius (1534) wiedergegeben werden, als „zum wesentlichen aus Sagen und Aberglauben entstandene Vorstellungen" [2]).

Eskimosagen, die von einer Ausrottung der Nordmänner durch Eskimos zu erzählen wussten, waren auch dem Grönlandmissionar Egede bekannt [3]).

Leider ist kein Wort gemeldet, was die Paul Knutson'sche Expedition in der erstaunlich langen Dauer ihrer 8—9jährigen Abwesenheit ausgerichtet hat. Wir sind in dieser Hinsicht restlos auf Vermutungen angewiesen. Dass eine ihrer Hauptaufgaben darin bestanden haben muss, sich um das Schicksal der aus der Vesterbygd ausgewanderten Normannen zu kümmern und sie in den Schoss der Kirche zurückzuführen, mutet unter den gegebenen Umständen beinahe wie eine Selbstverständlichkeit an. Erfuhr aber Paul Knutson in der Østerbygd durch Ivar Bardsen oder einen anderen Landsmann, dass die Verschwundenen sich nach Westen, „zu den Völkern Amerikas" (dieser Ausdruck kann natürlich erst im 16. oder 17. Jhd. geprägt worden sein), gewandt hatten, so musste er es als seine Pflicht empfinden, ebenfalls dorthin zu fahren und den Auswanderern nachzuspüren. Die merkwürdig lange Abwesenheit der Paul Knutson'schen Expe-

---

1) Gustav Storm: Claudius Clavus, in Ymer (Stockholm) 1889, 140.
2) Nansen, a.a.O., II 396, Anm. 325.
3) Hans Egede: Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland, Berlin 1763, 40.

dition würde durch folgende Betrachtung Holands vollauf geklärt werden[1]:

> „Als fromme Katholiken mussten Paul Knutson und seine Begleiter von dem Gedanken an eine Bevölkerung, die das Christentum abgelegt hatte, erschreckt werden, da diese, gemäss den Vorstellungen der Zeit, sich selbst dem Teufel ausgeliefert hatte. Als treue Söhne der mittelalterlichen Kirche mussten es der König und seine Beauftragten für ihre Pflicht halten, diesen Abtrünnigen bis ans Ende der Welt zu folgen und jeden Versuch zu machen, sie vor der Verdammnis zu retten. Diese zweifellose Hingabe an ein religiöses Ideal erklärt vollkommen die lange Abwesenheit der Expedition von der Heimat."

So ergibt sich eine vollkommen logische Gedankenbrücke zu der von Holand geäusserten Vermutung, dass Paul Knutsons Expedition sich von Grönland nach Vinland hinüberbegeben haben wird, weil in diesem sagenberühmten Lande am ehesten wohl auf die verschwundenen Siedler gerechnet werden konnte[2]. Das Motiv zu der von Paul Knutson angeordneten Vinlandfahrt wäre dann das gleiche gewesen, wie man es früher der berühmten Reise des Eirik Gnupson nachsagte, ohne freilich die Vermutung beweisen zu können, seine Vinlandfahrt sei[3]:

> „beseelt von dem Wunsche, die Kolonisten zu bekehren oder sie in der christlichen Lehre beharren zu machen,"

gewesen. Man hat die Vermissten in Vinland sicher nicht gefunden, denn es hat durchaus den Anschein, dass sie es vorgezogen hatten, wesentlich nördlichere Gebiete Amerikas aufzusuchen (Kap. 157). Daher mag ein Teil der Begleiter Paul Knutsons — sei es im Auftrag des Leiters, sei es auf eigene Faust — von Vinland aus eine weitere „Forschungsfahrt nach dem Westen" unternommen haben, entweder um den vermissten Landsleuten weiter nachzuspüren oder um in der Tat geographische Erkundungen in unbekannten Ländern vorzunehmen.

Es ist keinesfalls zu leugnen, dass diese durch Holand klargestellten historischen Zusammenhänge durchaus geeignet sind, das, was sich 1362 im Gebiet der Mandan-Indianer ereignet hat, verständlich zu machen. Wenn auch die abnorm weite Ausdehnung jener „Forschungsfahrt nach dem Westen" nach wie vor ein psychologisches Rätsel bleibt, so ist doch die Tatsache nun einmal gegeben! Die vor 200 Jahren von de la Verandrye vermutete „militärische Expedition" eines zur nordischen Rasse gehörenden Volkssplitters ins innerste Nordamerika kann n u r in jener Zeit um 1362, im Anschluss an Paul Knutsons Grönland-Expedition, stattgefunden haben!

An sich könnte man zunächst daran denken, dass die 1342 aus Grönland ausgewanderten Normannen selber irgendwie ins Mississippi-Quellgebiet verschlagen wurden und den Runenstein geschaffen haben. Dies ist jedoch

---

1) Holand, a.a.O., 76.

2) Allgemein zur Frage der Vinlandreisen vgl. Halldor Hermansson: The Wineland voyages, in Geographical Review, Bd. 17 (1927), 107.

3) Carl Christian Rafn: Americas opdagelse i det tiende aarhundrede, Kopenhagen 1841, 32.

ganz unwahrscheinlich, ja unmöglich, weil der Runenstein von Kensington ausdrücklich betont, dass zu der Expedition auch 8 *Schweden* gehört hätten. Die normannische Kolonie in Grönland ist stets *nur* von *Norwegern* gebildet worden; Schweden haben unseres Wissens niemals zu ihr gehört. Wohl aber wirkten in der Expedition des Paul Knutson tatsächlich Norweger und Schweden *gemeinsam* mit, was sonst vielleicht niemals vorgekommen ist, damals aber für angemessen gehalten wurde, weil die Folkungerfamilie, aus welcher der König stammte, selber im westlichen Götaland heimisch war und „Goten" (Schweden) am norwegischen Königshof des 14. Jhds. oft hohe Posten, zweimal sogar das Kanzleramt, bekleideten [1]). Paul Knutson mag angesichts der bestimmten königlichen Weisung, seine Begleiter auch „von unserer Leibwache" zu entnehmen, die Hinzuziehung von Schweden gar nicht haben vermeiden können. Die letzteren waren sicher an Zahl unterlegen, aber trotzdem offenbar die Vornehmsten und Intelligentesten der Expedition, woraus sich erklären würde, dass in der Inschrift die Schweden an erster Stelle genannt sind.

Einer dieser Schweden ist nun offensichtlich der Verfasser der Runeninschrift gewesen, denn sie ist im alt-götaländischen Dialekt verfasst. Dadurch erklärt sich auch die Tatsache, die anfangs einen Haupteinwand gegen die Echtheit der Inschrift bildete, dass insgesamt 5 Worte des Textes der englischen Sprache entnommen zu sein schienen. Es sind dies die 5 Vokabeln fråm, mans, of, theth (ded) und illy. Holand hat jedoch durch Beibringung von Parallelstellen aus der Literatur des 14. Jhds. einwandfrei nachgewiesen, dass jene 5 Worte damals im götaländischen Dialekt wohl gebräuchlich waren [2]). Damit ist der einzige Einwand gegen die Echtheit, der einigermassen Gewicht hatte, beseitigt worden, wie auch durch eine Reihe anderer Skandinavisten anerkannt worden ist [3]).

Letzthin hat dennoch ein deutscher Runologe, Wolfgang Krause, abermals den Versuch gemacht, auf Grund von bereits widerlegten runentechnischen und sprachlichen Bedenken den Stein von Kensington als eine zweifellose moderne Fälschung hinzustellen [4]). Krause erklärt, der Stein könne nur von einem Mann angefertigt worden sein, „der im Alltagsleben Englisch sprach, der sich aber viel und eingehend mit Runen und mit älteren skandinavischen Sprachen beschäftigt hat". Da nun vor 1860 derartige Leute in Minnesota nie und nimmer gelebt haben können, versteigt sich der Verfasser zu dem ungeheuerlichen Ausspruch [5]):

> „Wer will noch behaupten, dass der Stein nicht mit Kunst zwischen die Wurzeln des Baumes geschoben sein könnte!"

Nun, *ich* behaupte dies mit aller Bestimmtheit, denn die Wurzeln des

---

1) Holand, a.a.O., 79.

2) Ebendort, 98 ff. — Das ganze Problem bleibt noch unklar.

3) In einem Privatbrief an mich vom 12. September 1937 meint Herr Hjalmar Lindroth in Gotenburg treffend: „Wie die Sache liegt, sollten die sprachlichen Fachleute *nicht* die weitere Beweislast gänzlich den „Gläubigen" überweisen, sondern mit allem Eifer an der Klärung der unleugbaren „Cruces" und Schwierigkeiten mitarbeiten... Vielleicht ist da ihre Untersuchung noch nicht zu Ende geführt".

4) Wolfgang Krause: Runen in Amerika, in „Germanien" 1937, 231.

5) Krause, 235.

Baumes waren eben deutlich um das Steinhindernis *herumgewachsen*. Der Stein war unstreitig schon vorhanden, *ehe* sich das Wurzelwerk des Baumes zu bilden begann, und die durch mehrere beeidete Zeugenaussagen bekundeten Fundumstände machen es lückenlos unmöglich, dass die an sich schon reichlich unvernünftige „Schiebung des Steines zwischen die Wurzeln des (lebenden!) Baumes" auch nur einen Augenblick ernstlich in Erwägung zu ziehen ist. Mit derselben Logik könnte Krause behaupten, dass die mannigfachen skandinavischen Waffen usw., die man in denselben Unionsstaaten im Boden gefunden hat, von dem gleichen Fälscher dort vergraben worden seien, um den Eindruck der Echtheit des gefälschten Steins zu erhöhen. Vor allem übersieht seine Skepsis aber den eigentlich springenden Punkt: eine Runeninschrift lässt sich natürlich fälschen, niemals aber der *Verwitterungszustand* einer Steinritzung! Es steht auf Grund der weit vorgeschrittenen Verwitterung einwandfrei fest, dass die Inschrift schon vor Jahrhunderten verfasst worden sein m u s s — wie kann man über diesen entscheidenden Punkt einfach hinweggehen und trotzdem eine moderne Fälschung übereilt behaupten! Wie soll denn wohl vor mehreren Jahrhunderten in einem ausschliesslich von Indianern bewohnten Gebiet jemand gelebt haben, „der im Alltagsleben Englisch sprach, der sich aber viel und eingehend mit Runen und mit älteren skandinavischen Sprachen beschäftigt hat"? Auch Skepsis darf doch nicht gar zu tolle Purzelbäume schlagen und sich zu Konstruktionen hinreissen lassen, die unverhältnismässig viel ungeheuerlicher, geschraubter und phantastischer sind als alle Zumutungen, welche die Echtheit des Runensteins dem menschlichen Glauben ansinnt! Wenn lückenlos nachgewiesen ist, dass jede M ö g l i c h k e i t einer Fälschung ausgeschlossen bleibt, wie kann man dann auf Grund immerhin sehr einseitiger und anfechtbarer philologischer Erwägungen trotzdem nach wie vor behaupten, es liege eine Fälschung vor! Es ist natürlich sehr einfach zu erklären, der Stein „müsse" unecht sein, und die schlechthin zwingenden Argumente, die das Gegenteil beweisen, einfach zu ignorieren [1]). Wer

---

1) Den überaus gewichtigen Argumenten f ü r die Echtheit gegenüber scheint mir die rein philologische Methode der Widerlegung, wie sie Krause anwendet, ohnehin wenig überzeugend zu sein. Krause weist darauf hin, dass einige der in Kensington benützten Runenzeichen ungewöhnliche Formen zeigen, dass einige der verwendeten Vokabeln im Altschwedischen nicht nachweisbar seien, so from (statt fro oder fråm), ded (statt döde) usw., und dass auch die Jahresbezeichnung (Jahr 1362) ohne den Zusatz „nach Gottes Geburt" im 14. Jhd. nicht vorstellbar sei. Ich halte es für s e h r bedenklich, auf Grund solcher rein sprachlichen Einwände weittragende Schlussfolgerungen aufzubauen. Mit genau denselben Methoden kann man m. E. „beweisen", der „Faust" könne keinesfalls von Goethe verfasst worden sein. Finden sich in ihm doch einige sprachliche Fehler und Verstösse, die bei einem genauen Kenner der deutschen Sprache unvorstellbar sind, so z. B. „Wer ruft mir?" (statt: mich), „Stell' deinen Fuss auf ellenhohe Socken" (statt: Sockel), „Bin weder Fräulein weder schön" (statt: weder — noch), „Die Augen täten ihm sinken" (statt: taten ihm sinken, oder richtiger noch: sanken ihm), „Wer darf sagen: ich glaub' ihn" (statt: an ihn) usw. Dem Altmeister Goethe sind derartige sprachliche Schnitzer doch keinesfalls zuzutrauen! Infolgedessen dürfte damit für künftige Sprachforscher bewiesen sein, dass der „Faust" von einem anderen Verfasser herrühren „muss", wahrscheinlich einem Ausländer, der die deutsche Sprache doch nicht ganz einwandfrei beherrschte — —

aber heute noch diese Behauptung aufstellt, dem fällt im *ganzen* Umfang auch die *Beweislast* zu! Entweder muss er eine einigermassen einleuchtende Erklärung liefern, wie, wann, von wem und vor allem zu welchem Zweck vor mehr als 200 Jahren in einem ausschliesslich von Indianern bewohnten Gebiet ein Runenstein gefälscht worden sein soll, den dann mindestens 150 Jahre später ein anderer Schwindler „mit Kunst zwischen die Wurzeln eines Baumes schob"! Oder aber er muss den Nachweis erbringen, wie ein moderner Betrüger es rein technisch anzustellen vermag, mit der Runeninschrift selber auch den Verwitterungszustand zu fälschen! Einer von diesen beiden Forderungen nachzukommen ist er verpflichtet, oder aber er muss gestatten, dass man über seine Einwände zur Tagesordnung übergeht! — Es ist zu vermuten, dass an dieser durchaus unumschiffbaren Klippe jeder weitere Widerlegungsversuch der Nur-Philologen scheitern wird.

Skepsis gegenüber unklaren oder unvermuteten Forschungsergebnissen ist gewiss eine gute, notwendige Sache. Aber sie kann auch übertrieben werden und den Fortschritt der Erkenntnis ohne Not hemmen, wie es die Geschichte der Nestorianischen Tafel (Kap. 78), des Hönen-Runensteins (Kap. 107) und nun auch des Kensington-Steins beweist. Skepsis, die gar zu einseitig an Äusserlichkeiten von nebensächlicher Bedeutung haftet und die schwerwiegenden Argumente für die gegenteilige Auffassung ignoriert, ist vom Übel, selbst dann, wenn ihr nicht ein Motiv zugrunde liegt, das Humboldt charakterisiert hat als „boshaftes Vergnügen, den Zauber der Begeisterung zu zerstören" [1]).

Den Zweiflern à tout prix nach Art von W. Krause hat schon Herm. Wagner wirkungsvoll entgegengehalten, sie setzten [2]):

> „einen künstlichen Bau von Hypothesen an die Stelle ganz plausibler Vorgänge."

Und auch der Amerikaner Fiske äusserte nicht minder richtig [3]):

> „Zweifelsucht, die gewöhnlich als Zeichen grossen Scharfsinns angesehen wird, kann ebenso gut auf mangelndem Verständnis beruhen."

Im vorliegenden Fall würde es sich um mangelndes Verständnis für die zwingende Beweiskraft naturwissenschaftlicher, speziell chemischer Untersuchungsergebnisse handeln. Diese sind einfach unangreifbar, und jede Anzweiflung daran prallt ab gemäss dem Satze: contra facta non valent argumenta! Im übrigen ist mit mangelnder Erkenntnis für das *Motiv* die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, dass eine normannische bewaffnete Expedition irgendwann, wahrscheinlich i. J. 1362, ins Gebiet der Mandan-Indianer vorgedrungen und, irgendwie an der Rückkehr verhindert, dort voraussichtlich sesshaft geworden und in den Eingeborenenstämmen als Führer zu höherer Kultur aufgegangen sein muss!

---

1) A. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1852, I 219.
2) Göttinger Nachrichten, Jg. 164 (1902), 116.
3) John Fiske: Discovery of America, Boston 1892.

Falls nämlich jene 30 Skandinavier zur Expedition des Paul Knutson gehört haben, darf man mit Bestimmtheit annehmen, dass keiner von ihnen die Heimat wiedergesehen hat. 10 von ihnen gingen, wie die Inschrift meldet, in einem Gemetzel zugrunde, wahrscheinlich in einem Überfall durch Indianer, die übrigen 20 aber dürften eben im Lande geblieben sein, da jede Möglichkeit der Rückkehr genommen war.

Die Wahrscheinlichkeit, dass sie gezwungenermassen im Lande blieben und mit den ortsansässigen Indianern verschmolzen, ist um so grösser, als die Mandan-Indianer noch bis zum 19. Jhd. durchaus geneigt waren, Fremde in ihren Stamm aufzunehmen. Prinz zu Wied sagt hierüber [1]:

> „Sobald ein Gefangener einmal in einem Dorf eingetroffen ist und daselbst Mais gegessen hat, wird er als zu der Nation selbst gehörig betrachtet."

Gerade die Skandinavier, die mit ihrer höheren Intelligenz die Indianer sicher vielerlei wertvolle technische Künste zu lehren vermochten und offensichtlich auch gelehrt haben [2], mögen von den Mandans als eine sehr wertvolle Bereicherung ihres Stammes angesehen worden sein.

Wenn in der Tat die Skandinavier im Lande der Mandans geblieben sind, würde man auch verstehen, warum Expeditionsteilnehmer so aussergewöhnlich spät nach Norwegen zurückkehrten. Die zurückgebliebenen Teilnehmer mögen Jahr um Jahr auf die Wiederkehr der fortgezogenen Genossen gewartet und sich erst dann zur Heimfahrt entschlossen haben, als jede Hoffnung auf Rückkunft der Verschollenen geschwunden war. Dem Leiter Paul Knutson war es offensichtlich nicht beschieden, die Heimat wiederzusehen, denn nirgends wird in der Folge sein Name mehr genannt, obwohl er vor 1355 eine ansehnliche Rolle in der Geschichte Norwegens gespielt hatte.

Im übrigen ist die Rückkehr selbst stark in Dunkel gehüllt. Allein aus der Tatsache, dass Ivar Bardsen, der seit 1341 in Grönland weilende Verwalter der Diözese Gardar, der nach dem 1349 erfolgten Tode des Bischofs Arne von Gardar provisorisch dessen Nachfolge übernommen hatte, 1364 in Norwegen weilte, kann man schliessen, dass die „Knarre" im selben Jahr oder im Vorjahr 1363 von Grönland zurückgekehrt war [3]. Irgendeine andere Notiz darüber ist nicht vorhanden — es sei denn, dass man die 1365 erfolgte Weihung eines neuen Bischofs Alf für Grönland [4] als Zeichen dafür ansehen will, dass kurz zuvor zum ersten Male nach etwa

---

1) Prinz zu Wied, a.a.O., II 198.

2) Wenn hier angedeutet ist, dass die Normannen einem Indianerstamm die Kunst der Städtebaues vermittelt haben können, so sei doch die Bemerkung nicht unterlassen, dass es „normannische Städte" in Amerika nie gegeben hat. Die Feststellung ist notwendig, weil in der zweiten Hälfte des 19. Jhds. viel mit einer vorgeblichen Normannenstadt „Norumbega" in Amerika operiert worden ist, deren Ruinen sogar angeblich gefunden worden sind (Eben Norton Horsford: The discovery of the ancient city of Norumbega, Cambridge 1889). Die hieran zuerst von Beauvais bekundeten Zweifel (Eugène Beauvais: La Norumbègue, Brüssel 1880) bestehen in ganzem Umfang zu Recht: eine Stadt Norumbega hat es nie gegeben.

3) Gustav Storm: Vinlandsrejserne, 74.

4) Gustav Storm: Islandske Annaler, 227.

16 Jahren wieder Kunde aus der fernen Kolonie und die Nachricht vom Tode des Bischofs Arne eingegangen war. 1367 sollte die „Knarre" wieder nach Grönland gehen und auch den neuen Bischof nach Gardar bringen; doch scheiterte sie nicht weit nördlich von ihrem Ausgangshafen Bergen. Erst im nächsten Jahre glückte die Fahrt, und Bischof Alf konnte in seine Diözese gelangen. Auf der Heimreise 1369 scheint freilich auch diese „Knarre" gescheitert zu sein [1]). Alf ist übrigens der letzte Grönland-Bischof gewesen, der wirklich im Lande geweilt hat. Nach seinem 1377 erfolgten Tode sind zwar noch zahlreiche Ernennungen zu Bischöfen für Grönland erfolgt (Kap. 157); jedoch ist keiner von diesen Bischöfen mehr in seine Diözese gereist.

Zur Beurteilung der Frage, ob man die Möglichkeit von noch immer ausgeführten Fahrten zwischen Grönland und Vinland im 14. Jhd. zugestehen darf, die eine unerlässliche Voraussetzung für die Tragfähigkeit der Holand'schen These darstellt, darf auf die unter den Originaltexten abgedruckte Notiz der Skálholt-Annalen zum Jahre 1347 verwiesen werden, die bereits im Kap. 104 erwähnt wurde. Sie ist ein durchaus einwandfreier Beweis, dass ums Jahr 1350 noch regelmässige Fahrten von Grönland zur amerikanischen Festlandsküste unternommen worden sind. Ja, man muss daraus sogar entnehmen, dass solche „Markland"-Fahrten zur Beschaffung von gutem Bau- und Schiffsholz [2]) im holzarmen Grönland seit der Entdeckung von Markland i. J. 1000 durch 350 Jahre stets aufs neue ausgeführt worden sind, ohne dass die Chroniken diese zur Gewohnheit gewordenen Reisen regelmässig zu vermerken für notwendig hielten. Auch die unter den Originalen abgedruckte, wichtige Überlieferung über die Markland-Fahrt von 1347 danken wir ja nicht dem Umstand, dass sie überhaupt ausgeführt wurde, sondern allein der Tatsache, dass das Schiff auf der Heimfahrt durch Sturm „ankerlos" gemacht und gezwungen worden war, im isländischen Straumfjord Schutz zu suchen. Seine 17köpfige Besatzung, die offenbar auf ihrem seeuntüchtig gewordenen Schiff nicht nach Grönland zurückkehren konnte, wurde, wie der obige Eintrag der Gottskalks-Annalen lehrt, im folgenden Jahr 1348 von Island zunächst nach Norwegen gebracht und scheint von dort, so weit sie die grossen Pestjahre daselbst überlebte, erst 1355 mit der „Knarre" nach Grönland zurückgeschafft worden zu sein.

Diese Markland-Fahrt braucht uns hier nur als Beweis für die Fortdauer

---

1) F. C. Dahlmann: Geschichte von Dänemark, Hamburg 1841, II 382.

2) Da ausdrücklich betont ist, das zur Marklandfahrt benutzte Schiff sei ziemlich klein gewesen, hat Storm vermutet (Vinlandsrejserne, 73), es könne nicht für Holzbeschaffung benutzt worden sein, sondern müsse des Fischfangs halber an die amerikanische Küste gefahren sein — vielleicht weil durch die feindselige Haltung der Eskimos die einträgliche Fischerei in den Nordsretur den Normannen nicht mehr möglich gewesen sei. Dies ist natürlich denkbar. Im übrigen kommt es für unsere Untersuchung auf das Motiv der Fahrt sehr viel weniger an als auf die Fahrt selbst. M. E. betont Josef Fischer mit vollem Recht (Die Entdeckungen der Normannen in Nordamerika, Freiburg 1902, 46): „Wichtig ist und bleibt die Tatsache, dass man auf Grönland in der Mitte des 14. Jhds. Markland noch nicht vergessen hatte und dass man damals auf Island von Markland wie von einem allgemein bekannten Lande sprach und schrieb." — Vgl. zum Gegenstand Carl Christian Rafn: Antiquitates Americanae, Kopenhagen 1837, 261.

von Amerika-Fahrten der grönländischen Normannen im 14. Jhd. zu beschäftigen. Die umstrittene Frage, wo das waldreiche Markland gelegen hat, sei ausser Acht gelassen. Es mag ebensowohl das südöstliche Labrador gewesen sein, für das sich Halldór Hermannsson neuerdings wieder eingesetzt hat [1]), wie Neufundland. An beiden Stellen konnten die Normannen Holz beschaffen. Wo dies geschah, ist für die übrigen uns hier beschäftigenden Fragen ohne Belang [2]).

In jedem Fall beweist die Markland-Fahrt des Jahres 1347 eindeutig, dass Fahrten von Grönland zum amerikanischen Festland in jener Zeit nichts Ungewöhnliches waren. Ist doch aus der Nachricht vom Jahre 1347 gelegentlich gar gefolgert worden, es müsste damals eine Wikingerkolonie in Markland bestanden haben [3]). Diese Annahme schiesst über das Ziel hinaus; aber dass die Reise sich auf wohlbekannten Pfaden bewegte, lässt sich schwerlich in Abrede stellen. Die Vermutung, dass der königliche Beauftragte Paul Knutson es für seine Pflicht hielt, sich nach Erledigung seiner Aufgaben in Grönland auch um die Zustände in „Vinland" zu kümmern, liegt demnach entschieden nahe.

Es könnte auffällig scheinen und als ein Verdachtsmoment gegen die Echtheit des Runensteins von Kensington bewertet werden, dass auf ihm die Jahreszahl 1362 in der arabischen Schreibweise, wenn auch in Runenzeichen, wiedergegeben ist. Jedoch auch dieser Einwand ist kraftlos. Dem arabischen Zahlensystem, das im 10. Jhd. erfunden worden war, verschaffte bereits der gelehrte spätere Papst Sylvester II (999—1002) i. J. 982 Eingang in Europa [4]). Seit dem Anfang des 14. Jhds. wurde es auch in Skandinavien benutzt und ist sogar auf Island bereits im Hauksbok nachweisbar [5]), das in der Zeit um 1320 entstand. Dass im 14. Jhd. eine Benutzung des arabischen Zahlensystems auf Runensteinen durchaus nichts Auffälliges an sich hat, is durch den norwegischen Runologen Gjessing in seiner Begutachtung der Kensington-Inschrift ausdrücklich anerkannt worden [6]).

Einige Worte müssen noch zu der befremdenden Bemerkung des Runentextes gemacht werden, dass der Schreiber angab, er befinde sich auf einer „Insel", obwohl der Fundort des Steines auf Festland lag. Genaue Ermittelungen haben aber ergeben, dass der nahe Cormorant Lake früher einen etwa 3 Meter höheren Wasserspiegel besass als heute [7]). Der Wasserstand

---

1) Halldór Hermannsson, a.a.O.

2) Persönlich möchte ich die Meinung äussern, dass alle mit Wald bestandenen Küsten des östlichen Nordamerika als Markland-Waldland bezeichnet wurden, gleichviel ob es sich um Festland oder Inseln handelte. Geographisch abzugrenzen dürfte der Begriff so wenig sein wie der Ausdruck „Einöden" für die unbewohnten Teile Ost-Grönlands oder unser moderner Ausdruck „Levante".

3) Eugène Beauvais: Les derniers vestiges du Christianisme prêchés du Xe au XIVe siècles dans le Markland et la Grande-Irlande, Paris 1877. — Derselbe: Les colonies européennes du Markland et de l'Estotiland au XIVe siècle et les vestiges qui en subsistèrent jusqu'aux XVIe et XVIIe siècle, Verhandlungen des Amerikanistenkongresses in Luxemburg, Luxemburg 1878.

4) International Encyclopaedia, Artikel „Notation".

5) Annaler for Nordisk Oldkyndighed 1848, 253 ff.

6) Helge Gjessing: Runestenen frå Kensington, in Symra, Decorah (Iowa) for 1909, No. 3, 116 ff.

7) Holand, a.a.O., 152.

wurde erst 1875 künstlich gesenkt, als ein in der Nähe hausender Farmer für eine geplante Mühle die nötige Wasserkraft gewinnen wollte. Der Fundort kann daher bis dahin sehr wohl auf einer Insel gelegen haben. Auf diesen gegen Angriffe besser gesicherten Zufluchtsplatz mögen sich die Skandinavier von 1362 nach dem Indianer-Überfall, der 10 ihrer Kameraden das Leben kostete, zurückgezogen, auf ihr auch die Musse gefunden haben, den grossen Grauwackenblock so sorgfältig und nahezu künstlerisch schön zu beschriften, wie es geschehen ist. Dagegen wäre es schlechterdings unvorstellbar, dass ein moderner Runenfälscher den fast 2 Zentner schweren Stein erst mühsam auf eine Insel im See schaffte und dort, noch sehr viel mühsamer, die Wurzeln eines mächtigen Baumes so weit blosslegte, dass er sein Falsifikat „zwischen sie schieben" konnte, um dann den Boden wieder einzuebnen und zu warten, ob nicht erstens der See abgeleitet, zweitens der Baum gefällt und drittens der falsche Runenstein gefunden werden würde. Narren sind doch sicherlich unter Fälschern nie zu finden gewesen!

Zum Schluss sei nochmals zurückgekommen auf den Inschriftenstein des de la Verandrye, für den sich schon ein Alexander v. Humboldt so lebhaft interessierte und der leider durch eine unbegreifliche Nachlässigkeit verschwunden zu sein scheint. Kalm, der uns auf Grund persönlicher Berichte des Finders de la Verandrye [1]) allein eine Kunde davon übermittelt hat, gibt an, jener Inschriftenstein habe anscheinend „tatarische" Schriftzeichen getragen, wie ihm die gelehrten Jesuiten in Quebec versichert hätten. Nun, zwischen den tatarischen Schriftzeichen und den Runen besteht in der Tat eine weitgehende, wenn auch nur oberflächliche Ähnlichkeit, wie Holand durch die Wiedergabe eines Schriftstücks in tatarischer Schrift [2]) überzeugend darlegt. Es ist daher recht wahrscheinlich, dass auch de la Verandrye's Stein ein Runenstein gewesen ist, dessen Verlust nun um so schmerzlicher empfunden werden muss, als er vielleicht zur Aufhellung des Rätsels von Kensington entscheidend beitragen könnte. Die Wahrscheinlichkeit, dass der seit etwa 1745 nirgends mehr gesichtete Inschriftenstein des de la Verandrye heute noch in einem Pariser Archiv oder Museum gefunden werden kann, ist wohl leider nur sehr gering, obwohl sich eine nochmalige gründliche Nachforschung lohnen würde.

Somit bleibt bislang der Runenstein von Kensington zunächst das einzige alte Runendenkmal, das bisher auf amerikanischem Festlandsboden gefunden und dessen Echtheit schwerlich zu widerlegen ist. Alle sonstigen Runeninschriften, die bald hier, bald dort im Bereich der Vereinigten Staaten nachgewiesen sein sollten [3]), der vielerörterte, 1680 von Dighton entdeckte „writing rock" [4]) vom Taunton river, die Runensteine von Ports-

1) Zur Expedition dieses Franzosen vgl. L. J. Burpee: Journal and letters of P. G. de la Vérandrye and his sons, Toronto 1927.

2) Holand, a.a.O., 184.

3) a.a.O., 396.

4) Dieser i. J. 1680 bei Taunton (Mass.) aufgefundene, unendlich viel diskutierte Stein, der zumal im grossen genannten Werke von Rafn (S. 355 ff.) aufs eingehendste erörtert worden und in zahlreichen, untereinander freilich stark abweichenden Abbildungen wiedergegeben ist, weist die ihm früher nachgesagten Runenzeichen

mouth (Rhode Island), von Marthas Vineyard, Swanzey, Mattapoiset Neck (Ind.), Mount Hope, Sachnest Point (Rhode Island), Tiverton u.a., zuletzt noch der von Spokane (Wash.) 1926, haben die Probe der Echtheit nicht bestanden und danken ihre vorgebliche Existenz vielfach sogar nur leichtfertiger Berichterstattung [1]).

Immerhin ist das letzte Wort über alle diese Fragen noch lange nicht gesprochen. Der Boden Amerikas mag noch manche Überraschungen bergen, von denen man sich bisher nichts träumen lässt. In Minnesota oder den umliegenden Bundesstaaten könnte sehr wohl hier oder da noch ein weiterer Runensteinfund oder ein sonstiges Zeugnis der Anwesenheit von Normannen im 14. Jhd. zutage gefördert werden.

Es bleibt dabei zu beachten, dass es bei den spätmittelalterlichen Normannen eine s e h r weit verbreitete Sitte war, in Fällen der Behinderung an der Heimkehr oder der Todesgefahr durch Runeninschriften Kunde von ihrem Schicksal zu geben. Der Grönland-Chronist Björn Jonsson (1574—1656) sagt z.B. einmal von den Leichen solcher Normannen, die in die grönländischen Einöden geraten und dort ums Leben gekommen waren [2]):

> „Neben ihnen lagen beinahe stets eingeritzte Runen, die über alle Geschehnisse bei ihrem Unglück und ihren Leiden berichteten."

---

gemäss neueren fachmännischen Prüfungen (E. Löffler: The Vineland-Excursions of the ancient Scandinavians, Kopenhagen 1884, 70: „without doubt of Indian origin") überhaupt nicht auf. Seine berühmte „Inschrift", die man bald als phönizisch bezw. karthagisch (James Dunbar, a.a.O., 438 ff.), bald als sibirisch-tatarisch (Col. Charles Vallancey: Observations of the American Inscription, in Archaeologia, vol. VIII 1787, 302), bald als Runenschrift und Grenzstein des Thorfinn Karlsefni (Baxter: Early voyages to America, in Collection of the Old Colony History Society, IV, Taunton 1889) angesprochen hat, scheint nichts weiter als eine belanglose Indianerkritzelei zu sein, wie man sie vielfach aufgefunden hat. Zuerst wurde dies 1873 von Forster vermutet (Prehistoric races of the United States of America, Chicago 1873). — In neuerer Zeit behauptet Prof. Delabarre von der Brown University in Providence, er habe nach 13jährigem Studium durch Photographie der Inschrift „von vorn, aber bei ganz schräger künstlicher Beleuchtung" in ihr ein Dokument der verschollenen Expedition des Miguel Cortereal und die Jahreszahl 1511 feststellen können (Edmund Burke Delabarre: A Rocha de Dighton e Miguel Cortereal, im Boletin da Agencia Geral das Colonias 1927, No. 30, 44 ff.). Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass bei dieser Deutung die Phantasie Pate gestanden hat. Der Einfall sei hier nur als Kuriosum mitverzeichnet.

1) Über die wirklichen oder vermeintlichen Funde normannischer Herkunft in Massachusetts und angrenzenden Gebieten gibt es eine ungemein umfassende Literatur von freilich sehr wechselnder Güte und Zuverlässigkeit. Es seien besonders erwähnt die Darlegungen: Rafn, a.a.O., 343 ff.; Rud. Cronau: Amerika, Leipzig 1892, I 138 ff.; Warden: Recherches sur les antiquités des Etats-Unis de l'Amérique septentrionale, in Recueil de voyages et de mémoires, Paris 1825, II 275 ff.; Michael Lort: Account of an ancient Inscription in North America, in Archaeologia, vol. VIII, London 1787, ff.; Vallancey: Observations on the American Inscription, ebendort 302 ff.; Cornelia Horsford: Vinland and its ruins, in Appleton's Popular Science Monthly, Dezemberheft 1899; Richard Hennig: Von rätselhaften Ländern, München 1925, 206 ff.; Mémoire de l'Académie des Arts et des Sciences de Cambridge, t. II (1793) und III (1809); Recueil de la Mémoire de la Société de la géographie, Paris 1825, II 438.

2) Grønlands historiske Mindesmaerker II, 656.

Der Stein von Kensington gehört offensichtlich in dieselbe Kategorie von Runendenkmälern wie die in den „Einöden" gefundenen.

Jedenfalls ist der Stein von Kensington bisher der einzige Runenstein des amerikanischen Festlands, an dem bisher jeder Versuch, ihn als unecht hinzustellen, zuschanden geworden ist und wohl auch weiter scheitern wird. Bis zum einwandfreien Beweise des Gegenteils muss seine Echtheit als gegebene Tatsache hingenommen werden!

Einst glaubte Mallery jede Diskussion über Runensteine im inneren Nordamerika mit der etwas bequemen Begründung abtun zu können [1]):

> „Eine solche Logik würde die Wikinger sehr weit nach Westvirginien bringen."

Diese Stellungnahme ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Der Kensington-Stein beweist, dass die Wikinger sehr viel weiter westlich geweilt haben, als es Mallery für nicht mehr diskussionsfähig hielt. Mit den Schlussfolgerungen, die sich daraus zwangsläufig ergeben, müssen wir uns so gut abfinden, wie es unter den obwaltenden Umständen, nach Widerlegung der philologischen Einwände, nun einmal unvermeidlich ist. — Was schliesslich die Mandan-Indianer betrifft, die zur Familie der Sioux gehörten und einst ein „zahlreiches Volk" waren [2]), so sind sie heute nur noch in ganz spärlichen Resten erhalten. Das Schlusswort des grossen Prinz Wied'schen Reisewerkes besagte schon bemerkenswerterweise [3]):

> „Eine ansteckende Krankheit soll später den grössten Teil der Mandans... hinweggerafft haben."

Diese ansteckende Krankheit war eine schwere Pockenepidemie, die 1837 in kurzer Zeit die Zahl der Mandan-Indianer von 1600 auf nur 37 verringerte. Der Rest hat sich dann mit benachbarten Indianerstämmen verschmolzen und seine „nordischen" Rassenmerkmale dabei völlig eingebüsst [4]). Catlin hatte demnach diesen hochinteressanten Indianerstamm, den Holand als „grösstes ethnologisches Rätsel für das Studium der nordamerikanischen Indianer" bezeichnet [5]), sozusagen in seiner letzten Lebensstunde studiert.

Ausdrücklich sei betont, dass der Runenstein von Kensington und die zahlreichen Funde mittelalterlich-nordischer Waffen und Geräte in den Ländern westlich der Grossen Seen für die Findung des Endurteils viel schwerer ins Gewicht fallen als die nordischen Rassenmerkmale, die bei den Mandans festgestellt worden sind. Die letzteren sind in ihrer Verlässlichkeit bezweifelt worden. In einer Zuschrift vom 2. August 1937 machte mich der Amerikanist Georg Friederici darauf aufmerksam, dass es nicht unbedingt nötig sei, die skandinavische Expedition von 1362 für die Erklärung der

1) Mallery: Picture-writing of the American Indians, Washington 1893, 764.
2) Prinz zu Wied, a.a.O., II 103.
3) Ebendort, II 687.
4) Briefliche Mitteilung des Herrn H. R. Holand vom 23. März 1937.
5) Holand, a.a.O., 202.

„weissen" Mandan-Indianer heranzuziehen. In dem betreffenden Briefe heisst es:

> „Die Mandans stehen sprachlich am nächsten den Winnebagoes, die beim Einbrechen der Franzosen an der Green Bay sassen und seit 1634 von den Courreurs-de-bois besucht wurden. Ihre Verwandten, die Mandans, sassen im nordwestlichen Wisconsin am oberen Mississippi, wie sich aus ihren Traditionen und sprachlich feststellen lässt... Noch um 1680, als die Courreurs-de-bois, die fast sämtlich aus der Normandie stammten, schon längst diese Gegenden beliefen, unter den Weibern der Indianer massenhaft Mischlingskinder erzeugten und unter diesen Stämmen germanisierten, als Du Lhut schon den oberen Mississippi erreicht hatte, sassen die Cheyennes als sesshaftes Ackerbauvolk in Minnesota."

Dieses Bedenken Friederici's trifft jedoch nach Ansicht Holands, dem ich den Einwand alsbald zugeleitet habe, durchaus nicht den Kern der Sache. Herr Holand schrieb mir am 9. Oktober 1937 zu der Angelegenheit:

> „(Herr Friederici) ist nicht ausreichend über die Ausdehnung der frühen französischen Forschungsfahrten in Amerika unterrichtet. Es stimmt, dass der erste Franzose Jean Nicoht so weit wie möglich 1634 ins östliche Wisconsin eindrang. Aber er hielt sich hier nur wenige Monate auf und ging dann wieder fort. Als nächste kamen Radisson und Grassilliers 1654 hierher. Auch sie verweilten nur wenige Monate und zogen sich dann wieder zurück. Die Waldläufer begannen um 1670 zu erscheinen. Das Gebiet der Mandans ist aber noch um mehr als 1000 Meilen weiter entfernt, und kein Franzose oder andrer Weisser ist so weit vorgedrungen, bis 1738 Verandrye es erreichte... Sie hätten das Gebiet der Sioux kreuzen müssen, und dies war zu gefährlich... Wenn übrigens Herrn Friederici's imaginäre Waldläufer wirklich eine blauäugige Nachkommenschaft im 17. Jahrhdt. unter den Mandans hinterlassen hätten, warum haben sie dann nicht auch eine ähnliche Nachkommenschaft in Wisconsin hinterlassen, wo die französischen Händler recht häufig erschienen?... Hierzu kommt die ganz eigentümliche Architektur der Mandan-Häuser, zu der wir allein im mittelalterlichen Norwegen und Schweden Gegenstücke finden."

Damit dürfte auch dieser Friederici'sche Einwand abgetan sein. Selbst wenn man diese Frage aber noch als nicht hinreichend geklärt ansehen will, sind die sonstigen Beweise schwerwiegend und ausreichend genug, um die Geschichtlichkeit der genannten Expedition von 1362 zuverlässig zu bekunden. Europäische Rasseneinflüsse bei amerikanischen Eingeborenen sind ja auch an zahlreichen anderen Stellen beobachtet worden und haben bereits Humboldts Aufmerksamkeit erregt, der einmal von der „weisslichen, oft blauäugigen Nation der Tuscaroren" spricht[1]). Selbstverständlich ist es durchaus nicht nötig, durchweg skandinavische oder französische

1) A. v. Humboldt: Kosmos, Stuttgart 1877, II 292, Anm. 33.

Normannen als Urheber derartiger Rassenmischungen anzunehmen. Es können andre unbekannte Einwanderungen von Europa her noch mehrfach stattgefunden haben, von denen wir keine Kunde besitzen, etwa von Iren (Kap. 83). Der Rassenforscher Prof. Hans Günther äusserte sich zu diesem Thema in einer Zuschrift an mich vom 19. Juli 1937 in folgender Weise:

> „Man wird eine mehrmalige Besiedlung durch nordische Scharen annehmen müssen, denn die Blonden in Kalifornien und Südamerika, vorcolumbische Blonde, lassen sich kaum auf Wikinger zurückführen."

Ich stimme diesen Ausführungen durchaus zu. Die Behauptung ist inzwischen durch die Auffindung eines unversehrten Wikingergrabes bei Beardmore in Ontario bestätigt worden. Von dieser Entdeckung konnte ich in der 1ten Auflage dieses Werkes auf S. 296 nur auf Grund einer ersten informierenden brieflichen Mitteilung in einer Anmerkung kurz Kunde geben, die dann im Bd. IV durch einen etwas ausführlicheren Bericht auf S. 425 f. ergänzt wurde. Die Echtheit dieses am 24. Mai 1930 aufgefundenen Wikingergrabes der Zeit um 1000 ist nie beanstandet worden, wenn auch erst 1935 erste Nachrichten darüber in der Fachwelt bekannt wurden und erst im März 1939 der erste fachmännische Bericht darüber erstattet werden konnte [1]). Es liegen bestimmte wissenschaftliche Kennzeichen vor, dass hier im Süden der Hudsonbai ein normannischer Krieger im vollen Schmuck seiner Waffen bestattet worden und dass dieses Grab bis zu seiner Auffindung i. J. 1930 unberührt geblieben ist.

Die Fundstelle ist um so beachtenswerter, als sie eine schon vor 30 Jahren von Löwenthal ausgesprochene, zunächst kaum glaublich scheinende Vermutung bestätigt, dass altskandinavische Kultureinflüsse von der Hudson-Bai her ins Gebiet der Grossen Seen eingeströmt sein müssen. In einem wissenschaftlichen Vortrag schloss Löwenthal damals seine Ausführungen mit folgenden Worten [2]):

> „Sollte den vorgetragenen Schlussfolgerungen beizupflichten sein, wären also die altskandinavischen Einflüsse nach dem Festland von Alt-Nordostamerika vom Südrande der Hudson-Bai durch Vermittlung der Cree zu den Potawatomie und Ottawa gedrungen. Demnach entfällt irokesische Vermittlung und atlantische Herkunft für den germanischen (altskandinavischen) Einfluss in Nordostamerika".

Genau wie in diesem Falle der Schluss durchaus unabweislich ist, dass Normannen in einem Teil Nordamerikas geweilt haben müssen, wo noch vor einem Vierteljahrhundert kein Mensch ihre Anwesenheit jemals vermutet hätte, liegen die Dinge im Staat Minnesota. Selbst wenn die — keineswegs überzeugenden und grösstenteils schon widerlegten — Einwände der Sprachforscher und Runologen gegen die Echtheit des Runen-

---

1) Charles Trick Currelly: Viking weapons found near Beardmore, Ontario, in Canadian Historical Review, Märzheft 1939.

2) John Löwenthal: Irokesische Wirtschafts-Altertümer, in der Zeitschrift für Ethnologie, Jg. 52/3 (1920), 281.

steins von Kensington zu Recht beständen, würden noch folgende Belege für die Geschichtlichkeit des weiten Vorstosses der Normannen des 14. Jhds. nach Westen sprechen:

a) der starke nordische Rasseneinschlag im ausgestorbenen Stamm der Mandan-Indianer;
b) die zahlreichen Funde mittelalterlich skandinavischer Waffen und Geräte in den Bundesstaaten westlich der Grossen Seen, Funde, die z.T. schon in der allerersten Periode der Besiedlung dieser Gegenden durch Weisse in den 60er und 70er Jahren des 19. Jhds. gemacht wurden, also in einer Zeit, da moderner Antiquitätenschwindel in diesen Gegenden noch keineswegs Fuss gefasst haben konnte;
c) die ganz unindianisch anmutende Bauweise der von den Mandan-Indianern bewohnten Hütten und ihre Befestigungswerke, die kein andrer Indianerstamm kannte, die aber durchweg echt skandinavische Merkmale tragen.

Nimmt man den naturwissenschaftlich völlig exakten Beweis hinzu, dass die Inschrift des Steins schon vor mehreren hundert Jahren angefertigt sein muss, dass also von einer modernen Fälschung keine Rede sein kann, sowie den Nachweis der Geologen, dass die Fundstelle, die heut weit von allen Seen entfernt ist, vor einigen Jahrhunderten noch, wie es die Inschrift besagt, am Ufer eines Sees gelegen haben muss (kein Fälscher konnte auf diesen charakteristischen Zug je verfallen!), so dürfte allerdings der Beweis erbracht sein, dass die vom Runenstein bekundete Normannen-Expedition nach Minnesota vom Jahre 1362 als geschichtliche Tatsache angesehen werden muss.

Diese Folgerung ist nach denkbar sorgfältigster Prüfung aller Begleitumstände neuerdings tatsächlich durch die berufenste amerikanische Stelle, das Smithsonian Institute, gezogen worden. Auf seine Veranlassung ist der Runenstein von Kensington, der bis dahin in der Handelskammer von Alexandria (Minn.) aufbewahrt wurde, am 11. März 1948 feierlich ins Nationalmuseum in Washington überführt und damit offiziell als echt anerkannt worden. Das Smithsonian Institute gab im Zusammenhang damit nachfolgende Begründung des Schritts bekannt, die allem Gerede der Runen- und Sprachforscher, der Runenstein „müsse" unecht sein, ein Ende macht. Das Smithsonian Institute schrieb [1]:

„Ein Stück Wahrscheinlichkeit nach dem andren ist zu Tage gekommen, das auf die voraussichtliche Echtheit schliessen lässt .... Wenn auch nicht unumstösslich bewiesen werden kann, dass der Stein eine echte Urkunde darstellt, so ist doch die überzeugende Wahrscheinlichkeit so gross, dass dieses Gedenkstück durch die Smithsonian-Archäologen als eines der bemerkenswertesten geschichtlichen Objekte, die in der Neuen Welt je gefunden worden sind, angesehen wird.... Von Anfang an bestanden ernste Zweifel bei den Skandinavisten an

1) St. Paul Pioneer Press vom 12. März 1948.

seiner Echtheit. Die benutzten Schriftrunen waren, so wurde eingewandt, nicht die von den norwegischen Schriftgelehrten benutzten.

Die Inschrift sprach von einem Lager an einem See .... (aber) der Stein wurde auf dem Gipfel eines Hügels weitab von einem See gefunden. Auch war keine Überlieferung bekannt von einer norwegischen Expedition irgendwohin in die Nähe Nordamerikas i.J. 1362 .... Ein Einwand nach dem andren musste fallen gelassen werden.

Was die Runen selbst betrifft, so ist zwar ermittelt worden, dass sie mit denen der Berufsschreiber nicht übereinstimmen, wohl aber glichen sie denen, wie sie ein gewöhnlicher Mann, der kein berufsmässiger Schreiber war, in Norwegen im 14. Jhd. benutzte.

Geologen haben festgestellt, dass die erhöhte Fläche, auf der der Stein in unserer Zeit gefunden wurde, i. J. 1362 der Teil eines Seeufers war.

Der überzeugendste Beweis aber ist der Umstand, dass tatsächlich eine norwegische Expedition ungefähr zu dieser Zeit in Nordamerika gewesen sein muss. Sie bestand aus einer Anzahl ausgewählter junger Männer vom Königshofe, die ausgesandt worden waren, die verschollenen Grönland-Kolonisten dem Christentum zurückzugewinnen.

Sehr wahrscheinlich hat diese Expedition ..... die grönländische West-Siedlung öde angetroffen, hat von den Eskimos erfahren, dass die Bewohner sich lange zuvor weiter südwärts gewandt hatten und ist ihnen auf ihrem vermuteten Wege gefolgt.

Vermutlich kam sie über die Hudsonbai und weiter südlich mit Booten über verschiedene Gewässer ins innere Minnesota ...."

Damit ist gegenüber allen Einwänden der Runologen und Skandinavisten wohl das letzte Wort und höchste Urteil in der Angelegenheit gesprochen worden. Schon allein die Erwähnung des nahen Sees beweist übrigens unzweideutig, dass die Inschrift nur in einer Zeit verfasst worden sein kann, da hier wirklich noch ein See bestand. Kein Fälscher neuer Zeit hätte je auf einen solchen Einfall kommen können, der nur geeignet sein musste, die Glaubwürdigkeit der Inschrift erheblich zu erschüttern.

Die historisch nachweisbare Auswanderung der normannischen Wikinger aus der grönländischen West-Siedlung 1342 liefert uns zudem den Schlüssel des Verständnisses, warum es zu allen jenen erstaunlichen Leistungen nordischer Abenteurer im 14. Jhd. gekommen sein kann.

Sicher scheint zu sein, dass man im Mittelalter vom 11. bis 14. Jahrhdt. das nordamerikanische Festland und seine wahre Entfernung von Grönland bedeutend besser kannte als im ganzen 15. Jahrhdt. und z.T. noch beträchtlich später. War doch sogar noch im 18. Jhd. ein so trefflicher Kenner Grönlands wie Hans Egede in dem Wahn befangen, Grönland sei nur durch einen „schmalen Sund" von Amerika getrennt, über den man „mit Wurfpfeilen hinüberschiessen" könne [1]! Es war lediglich das Einschlummern der europäischen Verkehrs- und Handelsbeziehungen zu Grönland

1) Hans Egede: Naturgeschichte von Grönland, übers. von Joh. G. Krünitz, Berlin 1763, 30 f.

nach dem Jahre 1410 (Kap. 157) daran schuld, dass mit der Kenntnis Grönlands auch die Erinnerung an Vinland und damit an den nordamerikanischen Kontinent wieder abhanden kam, die ohnehin völlig auf den Norden und Nordwesten Europas beschränkt gewesen und offensichtlich niemals zu den romanischen Völkern gelangt war.

NACHTRAG

Das vorstehende Kapitel war im wesentlichen in dieser Fassung für die Neuauflage zum Druck vorbereitet worden, als mir im Januar 1947 durch Herrn Holand sein neuestes Werk zuging [1]), dessen Inhalt die gesamten, durch den Runenstein von Kensington aufgeworfenen Probleme in ganz neuer Beleuchtung zeigt. Da es allem Anschein nach auch die vielumstrittene Frage, welcher Teil Nordamerikas Vinland war, zum Abschluss zu bringen gestattet, muss sein Inhalt ausführlich mitgeteilt werden.

Zunächst einmal erbringt das neue Werk weitere Kunde von Funden altskandinavischer Waffen und Geräte, die in den nordamerikanischen mittleren Staaten während der letzten Jahre geglückt sind: von einem nordischen Schwertgriff aus dem 13. bis 15. Jhd., der am 3. Juni 1942 auf einer Farm bei Hibbing (Minn.) entdeckt wurde, von einem norwegischen Feuerstahl, der 1940 bei Detroit Lakes im Boden gefunden wurde, von einem eisernen Haken, wie ihn die Wikinger zum Vertäuen ihrer Schiffe zu verwenden pflegten, am Lake Latoka und andren ähnlichen Beweisen für eine Anwesenheit mittelalterlicher Skandinavier in diesen Teilen des Landes.

Weiter konnte Holand nur in Minnesota bereits 10 Stellen nachweisen, an denen deutlich von Norwegern benutzte Vertäuungssteine vorhanden waren und mit deren Hilfe er den Verlauf der Schiffahrt der Expedition von 1362 auf Hunderte von Meilen verfolgen und durch eine Karte veranschaulichen konnte [2]). Solche Vertäuungssteine (mooring stones) kennt man nur in der Schiffahrt der Norweger und Schweden, und zwar schon seit 1000 Jahren. Olaus Magnus ist im 16. Jhd. mit dieser Sitte vertraut [3]), und auch heute ist sie noch in Anwendung, wie Holand 1928 auf einer Reise nach Skandinavien sowohl in den Fjorden der Westküste wie an den Binnenseen feststellen konnte. Styffe hat 1911 dieser skandinavischen Sitte eine eigne Studie gewidmet [4]). Es handelt sich um eine Sicherung der Schiffe in bewegtem Wasser durch charakteristische Aushöhlung von Felsblöcken am Ufer, an denen sie mit Tauen während der Nachtzeit festgebunden und gegen ein Abtreiben geschützt werden. Indianer kannten diese Methode nicht, wären auch aus Mangel an eisernen Werkzeugen unfähig gewesen, die Felsblöcke rasch mit den typischen Rillen zu versehen, die ein Abgleiten der Taue vom Stein verhinderten. Der Schluss, dass nur Skandinavier die mooring stones in Minnesota benutzt haben können, ist demnach unangreifbar. Wenn man die 10 Stellen, wo sich „mooring stones"

---

1) Holand, Hj. R.: America 1355-1364, a new chapter in pre-Columbian history, New York, 1946, 141 und 178 ff.

2) Holand, a.a.O., 136.

3) Olaus Magnus: Historia de gentibus septentrionalibus, Rom 1555, lib. II, cap. XIII.

4) C. G. Styffe: Scandinavien under Unionsperioden, Stockholm 1911, 115.

nachweisen liessen, aneinander reiht, so folgen sie einem klar erkennbaren Wasserweg durch den Staat Minnesota. Holand sagt darüber [1]):

> „Dieser Wasserweg ist kein mächtiger Fluss nach Art des Minnesota River, der deutlich sichtbar den Staat durchschneidet. Vielmehr führt er durch ein Band von kleinen, zusammenhängenden Wasserläufen und Seen."

Der Verlauf der Binnenlandreise zu Schiff hält im grossen und ganzen, mit vielen Abweichungen und Schleifen im einzelnen, eine südöstliche Richtung ein. Holand deutet diese Klarstellung in folgender Weise:

Er nimmt an, dass die Teilnehmer der erstaunlichen Reise von ihrem Hauptquartier in Newport (Rhode Island) aus (vgl. S. 365) auf ihrer Suche nach den verschwundenen Siedlern der grönländischen Westsiedlung zur See in zunächst nördlicher Richtung die Küsten abtasteten, dass sie dabei Labrador umfuhren, in die Hudsonbai eindrangen — 2½ Jahrhunderte vor ihrem „Entdecker" Hudson! — und deren Küsten bis zum Nelson River folgten. Dieser mächtige Strom musste ihnen die Erkenntnis verschaffen, dass das neue Land keine riesige Insel, sondern ein ungeheurer Kontinent war, dessen Umfahrung aussichtslos war. Sie mögen daher beschlossen haben, nunmehr zu ihrem Hauptquartier zurückzukehren. Im Hinblick auf die wieder weit nach Süden gerichtete Fahrt in der Hudsonbai wünschten sie aber die endlos weite Rückfahrt zur See zu vermeiden und sagten sich mit Recht, dass eine Überland-Expedition sie erheblich rascher ans Ziel bringen könne. So mögen sie in den Nelson River eingebogen sein und suchten sich nach Südosten durchzuschlagen, indem sie die geeignetsten Wasserläufe aufsuchten, die in diese Richtung führten. So gelangten sie erst in den mächtigen Winnipegsee und dann in der Richtung auf Minnesota zum Red River. Von hier lässt sich die Spur der Expedition quer durch das Land, in Gestalt von Vertäuungssteinen, des Runensteins von Kensington und Überresten eines errichteten Altars, bis an den Mississippi verfolgen, an dem sie verschwindet. Ob die Teilnehmer ihren Ausgangspunkt an der Narragansett-Bai wenigstens zum Teil wieder erreicht haben, ob sie im Lande verblieben und im Mandanstamm aufgegangen sind, worauf dessen Rassencharakter und nicht-indianische Kenntnisse, Gebräuche und Gewohnheiten eigentlich schliessen lassen, ist nicht mehr festzustellen.

Weitaus am überraschendsten aber sind Holands Ermittlungen an einem der meistumrätselten Gebäude Nordamerikas, dem sogenannten Newport Tower, der im Touro Park des vielbesuchten Seebads Newport an der Narragansett-Bucht auf der Südseite der Kap Cod-Halbinsel im Bundesstaat Rhode Island steht. In mehr als 100 Jahren emsiger Forschung war trotz eifriger Nachforschungen in den Oststaaten kein sicherer Beweis erbracht worden, dass die Wikinger in diesem Teil Nordamerikas geweilt hatten. Wohl gab es eine Reihe von Tatsachen, die einen solchen Aufenthalt wahr-

---

1) Holand, a.a.O., 156.

scheinlich machten. Aber es fehlte gewissermassen der Punkt auf dem I. Dieser scheint nun jetzt gefunden worden zu sein.

Rafn, der ausgezeichnete dänische Forscher, der zuerst eine gründliche, modern-wissenschaftliche Untersuchung des Vinland-Problems 1837 geliefert hatte, erhielt von dem in Newport wohnenden Dr. Thomas Webb brieflich den ersten Hinweis auf den möglicherweise normannischen Ursprung des „Newport Tower" und sprach 1839 in einer Ergänzung zu seinem Hauptwerk die Vermutung aus [1]), dass hier vielleicht tatsächlich ein neuer Beweis für die Entdeckung Vinlands vorliege. Der Hinweis erregte besonders grosses Aufsehen, ähnlich wie ein 1831 am Fall River gefundenes Skelett in einer Rüstung, das als Überrest eines hier bestatteten normannischen Kriegers angesprochen wurde — ob mit Recht oder nicht, ist nicht zu ermitteln, da die Fundumstände in Dunkel gehüllt sind und keine verlässlichen Berichte vorliegen. Der Newport Tower und das Skelett regten den amerikanischen Dichter Longfellow zu seinem Poem „Skeleton in Armor" an, einem Epos balladesker Art, das etwas gar zu rührselig die traurige Geschichte eines mit seiner Geliebten aus der Heimat nach Vinland geflüchteten normannischen Ritters besingt. Der Inhalt interessiert hier nur, soweit der Turm von Newport darin eine Rolle spielt. Der Held des Epos sagt hierzu:

Three weeks we westward bore,
And, when the storm was o'er,
Cloudlike we saw the shore
Stretching to leeward
There for my lady's bower
Built I the lofty tower,
Which to this very hour,
Stands looking seeward.

Drei Wochen ging nach West die Fahrt,
Und als der Sturm gebrochen ward,
Sah'n wir den Strand nach Wolkenart
Sich strecken leewärts.
Hier baut' ich ihn in Sorgsamkeit,
Der meiner Herrin Wohnung beut,
Den stolzen Turm, der noch bis heut
Hinausschaut seewärts.

In einer Vorrede zu seiner Ballade betont der Dichter, er habe die Fabel und die Verbindung zwischen dem Skelett in Waffen und dem Newport Tower frei erfunden. Er erwähnt, dass dieser oft als „Alte Windmühle" bezeichnet werde ‚obwohl es nicht denkbar sei, dass das Bauwerk „ursprünglich zu einer Windmühle bestimmt gewesen sei", und beruft sich darauf, sicher in Erinnerung an Rafn's Werk, dass es „jetzt von den Dänen als Werk ihrer Vorfahren angesprochen wird". Das seinerzeit Aufsehen erregende Gedicht erschien 1841.

Der Newport Tower hat in der Folge noch viele Hypothesen gezeitigt. 1845 wurde er als vornormannisch und „Tempel heidnischen Kults" hingestellt [2]). 1847 trug ein populäres, in vielen Auflagen gedrucktes, aber wissenschaftlich fragwürdiges Werk von Rev. Davis [3]) stark zu der Vorstellung bei, es handle sich um ein altnormannisches Gebäude.

Als aber 1850 das Testament eines ehemaligen englischen Gouverneurs Arnold gefunden wurde, der im 17. Jhd. in Newport residiert hatte, än-

1) C. C. Rafn: Supplement to the Antiquitates Americanae, Kopenhagen 1841.
2) Scientific American vom 27. November 1845.
3) Rev. Asahel Davis: Antiquities of America, Buffalo 1847.

derte sich die Ansicht. In dem vom 24. Dezember 1677 datierten Schriftstück bezeichnete Arnold den Newport Tower nämlich als „my stone built wind-mill" [1]; auch zwei andre Dokumente aus demselben Jahr nannten ihn Windmühle. Da der Gouverneur Benedict Arnold in Leamington (Warwickshire) in einer Gegend geboren war, wo man Windmühlen in runder Bauart kannte, auch solche aus Steinen, z.B. die Chesterton-Mühle, schien damit erwiesen zu sein, dass Arnold den Tower hatte bauen lassen, dass dieser also erst dem 17. Jhd. entstammte und mit Normannen nicht in Verbindung gebracht werden durfte. Ein in Newport selbst beheimateter Forscher, Channing, erklärte zwar 1868 diese Auffassung für unhaltbar, da „keine Spur eines ähnlichen Bauwerks je auf diesem Kontinent gesehen wurde" [2]. Dennoch setzte sich die Windmühlen-Deutung immer mehr durch, zumal nachdem der amerikanische Historiker Palfrey sich im Hinblick auf das Arnold'sche Testament für diese Auffassung eingesetzt hatte [3]. Die Ruine büsste darauf an archäologischem Interesse mehr und mehr ein, obwohl sie in der Literatur noch recht oft — allein in Amerika etwa 70mal — Erwähnung gefunden hat.

Noch in neuester Zeit behauptete Shurtleff [4], der Tower könne erst vom Gouverneur Arnold erbaut worden sein, da zwischen 1639, dem Jahre der beginnenden englischen Kolonisation des Südteils der Kap Cod-Halbinsel, und 1677 nirgends vom Turm die Rede gewesen sei. Solche ex silentio-Beweise sind stets recht bedenklich und haben oft böse Fehlschlüsse gezeitigt. Vom Rheinfall z.B. verlautet in der Literatur kein Wort vor 1415, vom Niagarafall nichts vor 1683 — waren also beide vorher noch nicht vorhanden? Von 1677 bis 1730 wird dann der Newport Tower abermals nirgends genannt. Shutleffs Konstruktion ist daher höchst fragwürdig. Zur Bauzeit des 17. Jahrhdts. passen zudem gewisse Eigenheiten des Newport Tower nicht im mindesten. Doppelt ausgeschrägte Fenster, wie sie im oberen Teil des Turms verwendet sind, waren in England „nach der Normanneninvasion nicht mehr im Gebrauch" [5], wohl aber noch längere Zeit in Skandinavien. Nachdem der Franzose Enlart 1910 die Meinung geäussert hatte [6], er halte den Tower für den Rest einer nordischen Kirche, wog daher 1911 das Urteil des besten schwedischen Kenners mittelalterlicher skandinavischer Kirchen, Frölen, ungemein schwer [7]:

> „Der Newport Tower ist u n z w e i f e l h a f t die innere Rotunde einer sorgfältig ausgeführten Rundkirche gewesen".

Doch auch diese autoritative Stellungnahme konnte die Windmühlen-

---

1) C. T. Brooks: Controversy concerning the old stone mill, Newport 1851, 73 ff.
2) George G. Channing: Early recollections of Newport, R.I., from the year 1793 to 1811, Newport 1868, 270.
3) John Gorham Palfrey: History of New England, Boston 1858—64.
4) H. R. Shurtleff: The Log Cabin Myth, New York 1939, 55.
5) F. J. Allan: The ruined Mill or Round Church of the Norsemen, in Cambridge Antiquarian Society's Communications XXII, Cambridge 1921, 104.
6) Camille Enlart: Le problème de la vieille tour de Newport, in Revue de l'art chrétien, t. 60 (1910), 309 ff.
7) Hugo Frölen: Nordens Befästa Rundkyrkof, Stockholm 1911, I 42.

Theorie nicht nachdrücklich erschüttern. Da hat der Amerikaner Means während des letzten Weltkrieges eine eigene Studie über den Turm [1]) publiziert, die mit einem Male das Bauwerk in eine ganz neue Beleuchtung rückt und ein sehr hohes Alter mit guten Gründen wahrscheinlich macht.

Means' sehr sorgfältige Studie ist durch eigene Forschungen Holands wertvoll ergänzt worden. Es kann jetzt kein Zweifel mehr bestehen, dass dieser Tower das überhaupt älteste Bauwerk Nordamerikas ist und dass von einer Erbauung im 17. Jhd. keine Rede mehr sein kann.

Die ersten englischen Kolonisten der Neuzeit kamen in den 30er Jahren des 17. Jhds. auf die Kap Cod-Halbinsel, in deren Norden sie eine Ortschaft „New Plymouth" gründeten. Dieses New Plymouth findet sich auf einer Kartenskizze eingezeichnet, die 1634 von William Wood gezeichnet wurde und die Holand reproduziert hat [2]). Nun enthält die gleiche Kartenskizze aber an der Narragansett-Bai im Süden der genannten Halbinsel, wohin die Engländer erst 1639 als Siedler kamen, eine einzige Ortschaft angedeutet, die „Old Plymouth" genannt wird. Der Name Plymouth ist hier offenbar willkürlich gewählt und nebensächlich. Sehr bedeutsam aber ist die Bezeichnung „Old". Sie lässt erkennen, dass hier Spuren einer älteren, vorenglischen Ansiedlung vorhanden waren, und man darf vermuten, dass der Newport Tower diesen Eindruck hervorgerufen hat.

Dass dieser tatsächlich im 14. Jahrhdt. geschaffen worden ist, wird durch verschiedene Kennzeichen erwiesen. Die gründlichen Studien von Means und Holand, die in den Jahren 1937-1942 durchgeführt wurden, haben Folgendes ergeben:

Der Turm steht auf 8 Steinpfeilern, zwischen denen sich Torbogen in genauer Ausrichtung nach den 8 Haupt-Himmelsrichtungen befinden. Eine so genaue Orientierung beim Bau war stets nur bei Sakralbauten, aber nicht bei Profanbauten wie Windmühlen, üblich. Dazu hat sich der Platz nachweisen lassen, an dem dereinst der Altar gestanden haben muss.

Der Newport Tower war also nie eine Windmühle, sondern eine befestigte Kirche, die in Erinnerung an die ganz ähnliche St. Olafs-Kirche von Tunsberg in Norwegen gebaut worden ist. Diese entstammt etwa der Zeit um 1300. Demnach kann der Newport Tower erst nach diesem Termin entstanden sein. Eine Zurückführung des Baues auf die ersten Entdecker Vinlands oder auch auf die Zeit von Eirik Gnupson verbietet sich demnach von selbst. Gewisse architektonische Besonderheiten, wie sie nur für skandinavische Kirchen des 14. Jhds. charakteristisch sind, ein nur von Südwesten her erreichbarer Zugang ins obere Stockwerk durch die Mauer bei Fehlen einer Treppe im Innern, ein sehr charakteristischer Rauchfang und die Konstruktion der Fenstergesimse im oberen Stockwerk, bezeugen unverkennbar die Entstehung in eben diesem Jahrhundert [3]).

Holand weist nach, dass hier an der Narragansett-Bai das Hauptquartier der Expedition Paul Knutsons angelegt worden sein muss und dass die daselbst zurückgebliebenen Teilnehmer, die viele Jahre auf die Rückkehr

1) Philip Ainsworth Means: Newport Tower, New York 1942.
2) Holand, a.a.O., 35.
3) Ebendort, 103.

ihrer mit dem Schiff davongefahrenen Kameraden, des eigentlichen Suchtrupps, warten mussten, die lange Wartefrist benutzt haben müssen, um die steinerne Kirche zu erbauen, die ihnen als Gotteshaus und im Notfall als Festung dienen sollte, wie es auch bei 21 südschwedischen Kirchenfestungen der Fall war, die ebenso ein zu Verteidigungszwecken bestimmtes oberes Gelass besassen und von denen die Mehrzahl, 18, auch den Zugang von aussen durchs Mauerwerk auf der Südwestseite aufwiesen.

Dass Skandinavier mit dem Bau des Newport Tower zu tun hatten, wird auch erwiesen durch den Fund einer kurzen Runeninschrift in dem westlichen Steinwall, der neben dem Turm errichtet worden ist. Holand hat hierüber 1949 Einzelheiten berichtet [1]). Einer der Steinblöcke neben dem Newport Tower zeigt in Runenschrift den Namen Ingi oder Inki, der im Mittelalter bei Skandinaviern sehr beliebt war. Man muss wohl annehmen, dass einer der beim Bau tätigen Europäer, der diesen Namen führte, in der bekannten spielerischen Manier, die noch heut Tausende dazu bringt, ihre Namen durch Bemalung von Wänden usw. zu „verewigen", seinen Namen in Runenzeichen eingeritzt hat. Anders ist der Fund kaum zu deuten.

Means' und Holands umfassende Studien haben einwandfrei gezeigt, dass der Newport Tower der Rest einer aus dem 14. Jhd. stammenden befestigten nordischen Rundkirche ist. Hier soll zunächst nur auf die Wichtigkeit dieser neuen Erkenntnisse für die Lokalisierung Vinlands hingewiesen werden.

Der ausgezeichnete französische Kenner der Geschichte der Erdkunde, de la Roncière, sprach 1938, kurz vor den entscheidenden Forschungen von Means und Holand, das zutreffende Wort [2]):

> „Sollte sich herausstellen, dass der Turm von Newport in Rhode Island mit seinen kreisrunden Arkaden ein mittelalterliches Bauwerk ist, so wäre das Vinland-Problem gelöst."

Dieser gewünschte Beweis ist jetzt überzeugend geliefert worden. Es wird daher Zeit, auch die genannte Folgerung daraus zu ziehen. Der Schluss ist von zwingender Logik: in Newport hat es im Mittelalter — zeitweilig oder dauernd — eine Siedlung gegeben, die natürlich nur normannisch gewesen sein kann, zumal da sie schon eine christliche Kirche aufwies. Holand hat jetzt dargelegt, dass die von König Magnus Erikson 1355 ausgesandte Suchexpedition des Paul Knutson in Newport ihr Standquartier gehabt haben muss. Im Text des von der gleichen Expedition beschrifteten Runensteins von Kensington ist aber betont, die kühnen Abenteurer seien „von V i n l a n d nach dem Westen" gezogen. Daraus folgt mit Bestimmtheit, dass die Kap Cod-Halbinsel im 14. Jhd. als zu Vinland gehörig angesehen wurde. Allen abschweifenden Hypothesen ist damit ein Ende gemacht: M a s s a c h u s e t t s u n d R h o d e I s l a n d s i n d a l s V i n l a n d z u b e t r a c h t e n!

---

1) Hjalmar R. Holand in Scandinavian Studies, Menasha (Wisc.), Maiheft 1949, 87 f.

2) Charles de la Roncière: Histoire de la découverte de la terre, Paris 1938, 55.

Es scheint, dass bei allen katholischen Schriftstellern die Existenz einer christlichen Kolonie in Vinland, obwohl sie nirgends bezeugt ist, beinahe als selbstverständlich angesehen wird. Von Jelič' entsprechenden Äusserungen und Hergenröthers Fehlauffassungen war schon die Rede. Doch auch noch 1924 hat Schmiding geschrieben [1]):

> „Von Island wanderte das Christentum auch nach Grönland, das nach Entdeckung durch Erich den Roten von seinem Sohne Leif christianisiert wurde (um 1000), und nach Winland, jenem ebenfalls von Leif entdeckten Strich Amerikas an der Hudsonbai".

Die letzten 3 Worte zeugen schon von der Flüchtigkeit, mit der diese ganze Frage behandelt ist. Auch die Behauptung, dass das Christentum nach Vinland gebracht worden sei, beruht auf freier Phantasie und ist nicht zu belegen, wenngleich die Möglichkeit, dass es sich so verhalten hat, nicht bestritten werden soll.

Sollte diese Auffassung anerkannt werden, so muss daraus aber eine bedeutsame Folgerung gezogen werden. Es scheint sich nämlich aus dem vorliegenden Tatbestand unabweislich der Schluss zu ergeben, dass der Punkt, wo der Newport Tower erbaut wurde, nicht wohl nur für die 6 oder 7 Jahre eine Siedlung getragen haben kann, sondern dass er auch nachher und wahrscheinlich sogar vorher normannische Bewohner gesehen haben muss. Ein so grosses steinernes Bauwerk, wie es der Newport Tower ist, für dessen Herstellung etwa 500 Tonnen Steine verwendet wurden und das 600 Kubikmeter festes Material enthält [2]), errichtet wohl Niemand für den Gebrauch weniger Jahre oder gar Monate, noch dazu, wenn es sorgsam nach den Himmelsrichtungen orientiert und künstlerisch in mancher Weise ausgeschmückt wird. Das Vorhandensein dieser im 14. Jhd. geschaffenen nordischen Rundkirche aus Stein, von der so bedeutende Reste noch jetzt, nach fast 600 Jahren, stehen, enthält m.E. implicite den *Beweis, dass hier eine normannische Kolonie von ansehnlicher Dauer dereinst vorhanden war,* gleichviel ob ihre Anfänge auf den Entdecker Vinlands Leif oder auf Eirik Gnupson oder auf die Knutson-Expedition oder noch Jemand anders zurückgehen. Wann die Siedlung ins Leben gerufen wurde, bleibt ein noch ungelöstes Problem, ebenso wann sie zugrunde gegangen ist. Wenn Grönlands Verbindungen mit Europa nach 1400 weitgehend zum Erliegen kamen (vgl. S. 338), so musste natürlich auch die von den Grönland-Normannen ins Leben gerufene Siedlung auf amerikanischer Erde dem Untergang gewidmet sein. Aber dass William Wood im 17. Jhd. noch von einer „alten" Siedlung an der Narragansett-Bai wusste, die er willkürlich Old Plymouth nannte, lässt im Zusammenhang mit der Erhaltung des Tower darauf schliessen, dass sich hier ein besonders wichtiger Bruchteil des grossen Problems, das wir Vinland nennen, der Erkenntnis darbietet.

Vielleicht löst sich dann gleichzeitig, unabhängig hiervon, noch eine weitere, nun schon über 400 Jahre alte Rätselfrage, die an den Namen

---

1) I. Schmiding: Katholische Missionsgeschichte, Steyl 1924, 159.
2) Holand, a.a.O., 29 und 85.

Norumbega anknüpft. Ist dies auch nur eine bisher nicht beweisbare Vermutung, so ist sie, in der Beleuchtung durch die vorstehenden Ausführungen gesehen, doch nicht schlecht begründet. Es handelt sich um folgenden Tatbestand.

Als i.J. 1524 der Italiener Verrazano in französischen Diensten als erster Europäer nach Columbus, Caboto und den Brüdern Cortereal die noch unbekannten Küsten des östlichen Nordamerika befuhr, verweilte er besonders lange und gern im Bereich der grossen Narragansett-Bai, allerdings anscheinend nur in ihren westlichen Zufahrtgebieten. Die Narragansett-Bai gilt in Nordamerika als „der trefflichste Hafen Amerikas" [1]). Er trat hier in freundschaftliche Beziehungen zu den diese Landesteile bewohnenden Narragansett-Indianern, deren Charakter und freundliche Gesinnung er, zugleich mit ihrem verhältnismässig hochentwickelten Kulturzustand, in begeisterten Worten pries [2]). Ausser in der Narragansett-Bai hat er nur noch an einer Stelle die Küste betreten, im Bereich des heutigen Bundesstaates Maine. Dort hielt er sich aber offenbar nur kurze Zeit auf, denn die daselbst angetroffenen Indianer verhielten sich den Weissen gegenüber ausgesprochen unfreundlich und ungastlich, standen zudem auf einer viel niedrigeren Kulturstufe als die Narragansett-Indianer. Verrazanos Bruder Hieronymus, der nach der Heimkehr des Entdeckers die neugefundenen Gebiete in einer Karte wiedergab, trug nun an der Küste von Maine den Namen Aranbega ein, ohne Näheres darüber mitzuteilen. Da die Indianer Nomaden waren, ist es denkbar unwahrscheinlich, dass die an der Küste von Maine wohnenden besonders primitiven Rothäute feste Wohnsitze besassen. Es besteht Grund zur Vermutung, dass Verrazano den Ort der Siedlung an falscher Stelle eingetragen hat, dass er in Wahrheit an der Narragansett-Bai gesucht werden muss, wo eine ganze Anzahl jüngerer Karten des 16. Jhds. den nunmehr Norumbega heissenden Platz auch verzeichnet hat.

Nach einer Mitteilung des Herrn Heinrich Winter, des wohl besten lebenden Kenners spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Karten des westlichen Ozeans, haftet der Name Norumbega zunächst allerdings an der bei Ribeiro (1529) Tierra de Estevam Gomez heissenden Gegend, durch die sein Rio de las Gamas strömt. Es dürfte hiermit das Land um die Penobscot-Bai gemeint sein. Der Rio de las Gamas hiess später geradezu Fluss von Norumbega, und noch im portugiesischen Atlas, der sich in Florenz befindet, heisst die genannte Bucht Norobegua-(Anorobegua)-Bai. Aus der Karte des Thomas Hood von 1592, auf die Kunstmann aufmerksam machte [3]), scheint übrigens hervorzugehen, dass Norumbega oder Aranbega nicht der Name eines Orts, sondern der eines ganzen Landes war, da dort der Name in grossen Lettern parallel zur Küste ge-

1) Holand, a.a.O., 17.

2) Giovanni da Verrazano and his discoveries in North America in 1524 according to the unpublished contemporaneous Cellere Codex of Rome, im 15th Annual Report of the American Scenic and Historical Society, 1910, 192 ff.

3) Friedrich Kunstmann: Die Entdeckung Amerikas, nach den ältesten Quellen geschichtlich dargestellt, München 1859.

druckt ist, nicht in kleinen und rechtwinklig zur Küste, wie es bei den Siedlungen sonst üblich war.

Norumbega kann selbstverständlich kein nordischer Name gewesen sein, sondern muss durch indianische und später romanische Mundgerechtmachung weitgehend korrumpiert worden sein. Wie der Name ursprünglich gelautet haben mag, mögen die Skandinavisten zu ergründen suchen. Hier müssen wir uns notgedrungen an den überlieferten Namen halten. Der geheimnisvolle Name geistert seit Jahrhunderten in der Literatur herum, ohne dass sich ermitteln liess, ob es sich um den Überrest eines historischen Geschehens oder um eine Sagenbildung handelte. Mehrfach haben sich gelehrte Untersuchungen mit der Norumbega-Frage beschäftigt, sind aber zu durchaus widersprechenden Ergebnissen gekommen. Während der Franzose Beauvois die Meinung vertrat, eine echte nordische Siedlung könne wohl nicht in Frage kommen [1]), glaubte der allerdings recht phantasievolle Horsford den Nachweis führen zu können [2]), dass es sich um eine Ortschaft der alten Wikinger gehandelt haben muss. Holands Ermittlungen haben dieser zweiten Auffassung eine ansehnliche Stütze gegeben.

Eine sehr eigenartige, mehr äusserliche und dennoch recht gewichtige Bestätigung der wahrscheinlichen Richtigkeit von Holands gedanklichen Konstruktionen wird durch folgende Tatsache erbracht:

Magnus Erikson, der norwegische König (1319-1355), war ein sehr frommer Mann. Es kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass er den Ausreisenden, die für eine Reihe von Jahren der Heimat entbehren sollten, geistliche Seelsorger mit auf den Weg gegeben hat. Wenn diese Priester nun jahrelang an der Narragansett-Bai in enge Berührung mit heidnischen Indianern kamen, so ist es nichts weniger als eine Selbstverständlichkeit, dass sie sich auch als Missionare betätigt und an willigen Rothäuten die Taufe vollzogen haben werden. Bei derartigen Gelegenheiten war es üblich, dem Täufling einen neuen, christlichen Namen beizulegen. Als solcher mochte sich den Knutson-Leuten derjenige ihres Königs besonders leicht darbieten. Die freundlich gesinnten und zu den weissen Ankömmlingen wie zu höheren Wesen emporblickenden Indianer der Kap Cod-Halbinsel scheinen nun in der Folge diesen Namen Magnus jahrhundertelang immer wieder sowohl männlichen wie weiblichen Individuen beigelegt zu haben — ähnlich wie bei Katholiken der Name Maria für beide Geschlechter verwendet wird. Jedenfalls war er im 17. Jhd., vielleicht sogar noch später, im Gebrauch bei ihnen. Wir wissen dies genau infolge eines Ereignisses aus der englischen Kolonialzeit. Im Juni 1675 brach ein schwerer Indianeraufstand gegen die englische Herrschaft aus, der nach dem obersten Führer der Indianer „König Philipps-Krieg" genannt wird. Die Rebellen wurden vom Gouverneur Arnold in einem grossen Treffen am 12. August 1676 geschlagen, wobei „König Philipp" fiel. Von den sonstigen Anführern wurden mehrere gefangen und durch die Engländer hingerichtet, darunter

1) Eugène Beauvois: La Norumbègue, Brüssel 1880.
2) Eben Norton Horsford: The discovery of the ancient city of Norumbega, Cambridge 1889.

auch die bejahrte damalige „Häuptlingin" der Narragansett-Indianer, die ... Magnus hiess! Dass dies kein indianischer, sondern ein europäischer Name war, sogar ein allein in Skandinavien üblicher, wird Niemand bestreiten können. Dass er nur in der Zeit der Knutson-Expedition zu den Narragansetts gekommen sein kann, wird sich ebenfalls nicht leicht bezweifeln lassen. Er bietet demnach eine neue Handhabe, die Zuverlässigkeit der Holand'schen Folgerungen zu prüfen und zu bestätigen. — Übrigens hiess der Grossvater der genannten Häuptlingin Qunnoune, was Holand nicht unglaubhaft mit der kirchlichen Bezeichnung Kanonikus in Verbindung bringt. Indianer werden natürlich zwischen Namen und Amtsbezeichnungen der Weissen nicht unterschieden haben.

Holands Annahme, dass wenigstens von denjenigen Teilnehmern der Knutson-Expedition, die an der Narragansett-Bai im Hauptquartier zurückblieben, einige Männer nach Norwegen zurückkehrten, ist eine Vermutung, aber nicht mehr. Es ist durchaus denkbar, dass keinem einzigen Teilnehmer der Tag der Heimkehr beschieden war. Wir wissen nicht, ob vereinzelte Männer der Knutson-Reise wirklich, wie Holand es annimmt, mit ihm zusammen in Norwegen eingetroffen sind [1]). Ich selbst möchte es sogar für wahrscheinlicher halten, dass dies nicht der Fall war, weil sonst ein wenigstens kurzer Vermerk in den staatlichen Archiven über ein solches immerhin bemerkenswertes Vorkommnis doch wohl kaum ganz unterblieben wäre. Sind aber etwa auch die Männer von der Narragansett-Bai gezwungen gewesen, dauernd in Amerika zu bleiben, so liesse sich erst recht die liebevolle Ausgestaltung ihres dortigen Gotteshauses verstehen, für die sie Sorge getragen haben.

In diesem Fall bliebe auch zu beachten, dass an zwei Stellen Nordamerikas, auf der Kap Cod-Halbinsel und in Minnesota, katholische Geistliche dauernd zu einem Leben unter Indianern genötigt gewesen wären. Dass sie dann als Missionare zu wirken versucht haben werden, wird nicht leicht zu bestreiten sein. Damit wäre aber nach dem Auftreten des Bischofs Eirik Gnupson (Kap. 109) eine neue Quelle ausfindig gemacht, aus der schon vor der Zeit des Columbus christliche Glaubensvorstellungen zu den Eingeborenen Amerikas einzusickern vermochten.

Die vorstehend geäusserten Vermutungen, wie das vielerörterte Norumbega-Problem v i e l l e i c h t gelöst werden kann, wollen nur eine Arbeitshypothese sein. Dass sie sehr fraglich und in keiner Weise beweisbar sind, wird ohne weiteres zugegeben.

NACHTRAG VON 1951.

Von Sprach- und Runenforschern werden noch immer ansehnliche Bedenken geltend gemacht, die den Runenstein von Kensington als neuere

1) Wie mir Herr Holand am 20. März 1948 brieflich mitteilte, hält er am ehesten eine Heimkehr der 10 Mann für möglich, die laut Aussage der Runenschrift von Kensington als Wache für das Expeditionsschiff an der Hudsonbai zurückgelassen waren, da sie die einzigen waren, denen ein Fahrzeug zur Verfügung stand. Sie mögen 1362 nach Grönland zurückgekehrt und von dort bei passender Gelegenheit nach Norwegen heimgefahren sein.

Fälschung aus dem 19. Jhdt. brandmarken sollen. Insbesondere ein schwedischer Gelehrter, Jansson, hat 1949 eine umfassende Sprachstudie publiziert [1]), die diesem Verdacht Gewicht verschaffen soll. Seine Ausführungen haben, wohl durch Mitwirkung einer entsprechend eingestellten deutschen Stelle, viel Widerhall in der deutschen Presse gefunden. Um so gewichtiger mutet die Stellungnahme eines amerikanischen Sprachgelehrten an, des Prof. S. N. Hagen [2]), der, ohne noch von Janssons Untersuchung zu wissen, von sich aus der Sprache und den Runenzeichen des Kensington-Steins eine ähnliche, durchaus neutral eingestellte Studie gewidmet hat, die zu einem völlig entgegengesetzten Resultat geführt hat wie die schwedische Sprachstudie. Hagen kommt zunächst zu einer geringfügigen Verbesserung der von Holand gegebenen Ausdeutung der Runenschrift. Im allgemeinen aber schliesst er sich den Darlegungen Holands vollauf an [3]):

> „Holand hat in jedem Falle recht mit seiner hauptsächlichen Behauptung, dass es sich um ein echtes Denkmal einer skandinavischen Expedition in das Herz Nordamerikas i.J. 1362 handelt..... Die Mythenfabrikanten sind die Akademiker gewesen, nicht Holand."

Hagen bestreitet gar nicht, dass einige Runen der Inschrift von der üblichen Schreibweise der damaligen Verfasser von Runeninschriften abweichen, gibt auch das Ungewöhnliche mancher Wortbildungen und ihren Anklang an das moderne Englisch ohne weiteres zu, betont aber auch, dass der schwedische Verfasser der Schrift die „offizielle" Runenschrift seiner Zeit nicht notwendig gekannt zu haben brauche, weist auch nach, dass gewisse Wiedergaben einzelner „fehlerhafter" Vokale durch Dialektverschiedenheiten erklärt werden können, für die er eine Reihe von anderweitigen Belegen erbringt. Gerade manche Ungewöhnlichkeit in der Wortform wird von ihm als typisch mittelalterlich nachgewiesen und aus anderen alten Literaturquellen belegt. Die allerersten Kritiken der Sprach- und Runenforscher der ersten Zeit um 1900, die keinen Zweifel hegten, dass der Text apokryph sein müsse, widerlegt er mit der Feststellung [4]):

> „Wir wissen heute viel mehr über die frühe Verwendung von Singularformen von Verben für den Plural, als man 1899 und auch noch 1909-10 darüber wusste.... Die Form här ist für das Jahr 1362 viel wahrscheinlicher als für die Zeit 1880-1890."

Hagen schliesst sich auch vollständig der schon von Flom abgegebenen Erklärung an, „dass englische Worte in der Inschrift nirgends vorkommen" [5]).

---

1) Sven B. F. Jansson: Runestenen fråm Kensington i Minnesota, in Nordisk Tidskrift 1949, 377.
2) S. N. Hagen: The Kensington runic inscription, in Speculum (Cambridge, Mass.), Juliheft 1950, 321—356.
3) Ebendort, 349.
4) Ebendort, 333 f.
5) Ebendort, 326.

Da der bedeutende dänische Sprachforscher Thalbitzer ebenfalls vor einigen Jahren erklärt hat [1]):

> „Die eigenartige Inschrift — sowohl die Runen wie die Sprache und der Stoffinhalt — mögen nach allem Gesagten als echt erkannt werden",

und da die Skandinavisten in Nordamerika, nach einer mündlichen Angabe Holands vom August 1950, ihren Widerspruch gegen die Echtheit des Runensteins, im Hinblick auf die überzeugenden Beweise für die gegenteilige Auffassung neuerdings zu 95 % schon aufgegeben haben, setzt sich nun wohl mehr und mehr die bereits von dem dänischen Spezialforscher Brøndsted, der von Amerika 1948 zur Besichtigung des Originalsteins eingeladen war, 1949 kundgegebene Überzeugung durch [2]):

> „Gegenwärtig wissen die Philologen über die im 14. Jahrhdt. übliche skandinavische Sprache und ihre Dialekte mehr als vor einem halben Jahrhundert".

Die damals abgegebenen Urteile von Storm, Olaf Rygh und angeblich auch Sofus Bugge, die um 1910 gefällt wurden [3]), dürfen daher heute weitgehend als überholt gelten und können nicht mehr ohne weiteres als massgeblich angesehen werden. Hagen zeigt, dass der Schreiber der Runen noch mehrfach alte Runen verwendet hat, die in seiner Zeit schon gar nicht mehr üblich waren, dass er einzelne Zeichen, wie z.B. für das w, sich aus seiner offenbaren Kenntnis des lateinischen Alphabets, selbst konstruiert hat, was bei einem nicht berufsmässigen Schreiber, der noch dazu aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem schwedischen Vestergötland stammte, nicht überraschen kann, da es keine feste Schriftsprache gab, also dialektische Abweichungen vom Gewohnten nicht überraschen können. Besonders von der in die Inschrift eingeschlossenen christlichen Fürbitte für die von Indianern getöteten Kameraden, die den Zweiflern an der Echtheit besonders reichliche Argumente gegeben hat, weist Hagen nach [4]):

> „Jedes Wort in diesem Gebet liefert ein Zeugnis für die Tatsache, dass es ausgesprochen und aufgezeichnet wurde von einem Mann, der im 14. Jahrhdt. und nicht im 19. lebte."

Im übrigen zitiert Hagen verschiedene alte Runeninschriften von zweifelloser Echtheit, die ebenfalls Abweichungen der Gestalt von den in ihrer Zeit üblichen enthalten. Hagen kommt auf der letzten Seite seiner kritischen Untersuchung zu dem Schluss [5]), die älteren sprachlichen Bedenken gegen die Inschrift:

---

1) Wilhelm Thalbitzer: To fjaerne runestene fra Grønland og Amerika, in Danske Studier 1946/7, 40.
2) Politiken (Kopenhagen) vom 22. Februar 1949.
3) Collections of the Minnesota Historical Society XV, 291.
4) Hagen, a.a.O., 336.
5) Ebendort, 351.

„stellten nicht das letzte Wort zu der Angelegenheit dar. Eine künftige Generation von Schülern wird es schwer verstehen, wie irgend ein früherer Mann so blind hat sein können."

Hagens verdienstliche Studie behandelt so gut wie ausschliesslich die bisher erhobenen sprachlichen und runologischen Bedenken. Auf die sonstigen Beweise, dass die Inschrift echt sein muss, geht er nicht einmal ein.

Zudem ist der dänische Archäologe Prof. Johannes Brøndsted in Kopenhagen 1948 von der „American-Scandinavian Foundation" eingeladen worden, nach den U.S.A. zu kommen und das ganze strittige Beweismaterial zu prüfen. Über das Ergebnis seiner sehr gewissenhaft durchgeführten Untersuchungen hat er am 18. November 1948 der Gesellschaft, die ihn eingeladen hatte, ausführlich Bericht erstattet. Dem darüber vorliegenden Bericht zufolge [1]) hat er drei gewichtige Bekundungen gemacht:

1) das Wikingergrab von Beardmore sei „ohne jeden Zweifel echt".
2) zum Newport Tower: „Wenn dies einfache und schöne Bauwerk irgendwo in Europa stände, könnte nach meiner Ansicht kein Zweifel bestehen, dass es mittelalterlichen Ursprungs ist."
3) zum Kensington-Stein: „Nach langem, sorgfältigem Studium bin ich persönlich geneigt, dies berühmte Runen-Monument für echt zu halten ... Es spricht kein archäologischer Gesichtspunkt gegen den Stein."

---

1) Nordisk Tidende (Brooklyn) vom 25. November 1948.

151. EINE VORGEBLICHE BESIEDELUNG DER GUINEAKÜSTE DURCH SEELEUTE AUS DER NORMANDIE

(1364/5)

Villault, escuyer, *Sieur de Bellefonds*: Relation des côtes d'Afrique, appelées Guinée, Paris 1669; wieder abgedruckt in Nouvelles Annales des Voyages, Mai 1846, 157 ff.:

Als Frankreich unter der Regierung Karls V von den Kriegen und Schicksalsschlägen aufzuatmen begann, die es unter seinem Vater König Johann erlitten hatte, entschlossen sich die allzeit handelslustigen Bewohner von Dieppe, unter dem Eindruck der günstigen Lage ihres Hafens, zu ausgedehnten Reisen, vorbei an den Kanaren und an den Küsten von Afrika entlang. Für diesen Zweck rüsteten sie im November 1364 zwei Schiffe ihres Hafens von je etwa 100 t aus, die in der Richtung auf die Kanaren in See gingen und gegen Weihnachten am Kap Verde eintrafen, wo sie am Rio Fresco in der Bucht, die noch jetzt Bai von Frankreich heisst, Anker warfen.

Bei der Abfahrt vom Grünen Vorgebirge (das sie wegen des ständigen Grüns darauf also benannten) nahmen sie Kurs nach Südosten und gelangten nach Bulimbel oder Sierra Leone, wie die Portugiesen es später tauften. Von dort aus umfuhren sie Kap Mule, wo die Bewohner zweier Ortschaften und überhaupt aller Küsten sehr erstaunt waren, da sie geglaubt hatten, alle Menschen seien schwarz. Endlich machten sie Halt an der Mündung eines kleinen Flusses bei Rio Sestos, weil der zwischen zwei Hügeln gelegene Hafen und die ganze Landschaft ihnen so ähnlich (mit ihrer Heimat) vorkamen. Dort beendeten sie ihre Reise, indem sie eine Ladung von Elfenbein (Morphi) und Pfeffer, genannt Malaguette, übernahmen.

Im nächsten Jahr kehrten sie gegen Ende Mai nach Dieppe zurück mit einem so grossen Handelsgewinn, dass er sich gar nicht ausdrücken lässt, nachdem sie nur 6 Monate auf ihrer

Reise abwesend gewesen waren... Im September darauf taten sich die Kaufleute von Rouen mit denen von Dieppe zusammen. An Stelle von zwei Schiffen sandten sie vier aus, von denen zwei zwischen dem Kap Verde und Petit Dieppe Handel treiben und die anderen zwei noch weiter fahren und die Küsten erforschen sollten. Der Plan wurde aber in der vorgesehenen Weise nicht ganz durchgeführt, denn das eine der beiden Schiffe, die weiter fahren sollten, machte an der genannten Pfefferküste bei Grand Sestre Halt, weil es dort eine so grosse Menge von Pfeffer vorfand, dass es glaubte, diese Ladung einnehmen zu sollen, da ein grösserer Gewinn doch nirgendwo anders zu erzielen war. Es übernahm daher diese Fracht, während das andere Schiff weiter fuhr. Wegen der herzlichen Aufnahme und der Freundlichkeit, mit der die Eingeborenen dieser Gegend sie empfingen, legten sie diesem Platz den Namen Paris bei... Das vierte Schiff drang an der Elfenbeinküste vorbei bis zur Goldküste vor und brachte von dort einiges Gold und viel Elfenbein heim...

In den nächsten Jahren setzten sie die Entsendung von Expeditionen fort und errichteten auch eine Faktorei. Dies ist der Grund, warum das Wenige, was man von der Sprache dieser Völker versteht, Französisch ist. Der aus diesem Pfefferhandel fliessende reiche Gewinn ermutigte andere Völker, eben solche Reisen zu machen und sich selber auszusuchen, was sie bis dahin nur von den Bewohnern von Dieppe erhalten hatten. Sie begannen infolgedessen etwa 1375, d.h. 10 Jahre nachdem wir dorthin gekommen waren, gleichfalls dort Handel zu treiben. Als sie aber wahrnahmen, dass die Franzosen am Kap Verde, in Sierra Leone, am Kap Mule, in Petit Dieppe und in Grand Sestre Handelsplätze hatten und dass die Schwarzen für sie eine solche Vorliebe bezeigten, dass sie von den anderen nichts wissen wollten, gaben sie den Handel wieder auf, den sie erst später wieder aufgenommen und seither ständig fortgesetzt haben...

Unter der Regierung des portugiesischen Königs Johann I rüstete man in Lissabon ein grosses Schiff aus, um an die afrikanischen Küsten zu fahren, wo man aber in der Regenzeit eintraf. Dadurch brachen viele Krankheiten aus, welche die Seefahrer zu überstehen gezwungen waren. Als sie Wind zur Rückkehr nach Portugal benutzen wollten, wurden sie am Tage des Heiligen Thomas [1]), am 23. Dezember 1405, an eine unter dem Äquator gelegene Insel getragen, die sie aus diesem Grunde Insel des St. Thomas nannten. Dort begannen sie zu bauen und kleine Häuser zu errichten, da sie erkannten, dass sie in so reichem Überfluss alles zum Leben Notwendige vorfanden. Sie sandten einen Bericht hierüber an den König von Portugal, der im Jahre 1407 Antwort erteilte...

Diese Anfänge waren allzu glücklich und der Gewinn gar zu gross, als dass sie hätten von Dauer sein können. In den Bürgerkriegen, die 1410 begannen, ging durch den Tod zahlreicher Kaufleute der Handel wieder zugrunde. Statt der 3 oder 4 Schiffe, die vordem alljährlich aus dem Hafen Dieppe ausliefen, war es jetzt schon viel, wenn man in 2 Jahren nur je eines zur Goldküste und nach Grand Sestre auszusenden vermochte. Endlich hörte in der wachsenden Kriegsnot dieser Handel vollkommen auf...

Aus dem Gesagten ziehe ich den Schluss, dass es Franzosen waren, die zuerst diese Länder bewohnt und früher als die Portugiesen gekannt haben und dass die Bewohner von Dieppe mit Recht das ihnen gezollte Lob verdienen, einst die ersten Seefahrer Europas gewesen zu sein.

Auszug aus einer vorgeblichen Abschrift eines alten, in England verschollenen Dokuments, bei *Pierre Margry*: Les navigations françaises, Paris 1867, 56 ff.:

...Im September 1364 nach der Fleischwerdung unseres Herrn rüsteten Bürger aus Dieppe und Rouen zwei Schiffe aus und stellten sie unter das Kommando des Herrn Jehan

1) Der Tag des St. Thomas ist eigentlich der 21. Dezember.

Prunaut aus Rouen, eines in der ganzen Normandie vielgenannten Mannes. Sie segelten weit ins Meer und ankerten zu Weihnachten am Orte Ovidech(?), wo noch die Bewohner der Normandie gewesen waren, um daselbst an einem ungemein heissen Orte, den man heute Kap Bugiador [1]) nennt und der im Königreich Guinea liegt, Handel zu treiben. Die Djilofen (so heissen die Einwohner dieses Landstrichs, die im Gesicht und am Körper ganz schwarz sind und völlig nackt gehen, bis auf das, was man zu verbergen pflegt) hatten noch nie einen Weissen gesehen und erschraken daher sehr, als sie Schiffe erblickten. Sie kamen in grosser Zahl ans Meer, um die Leute aus der Normandie zu beschauen, wagten aber nicht die Schiffe zu betreten, bis sie sich überzeugt hatten, dass die Normannen ihnen weder Gefahr noch Unheil zu bringen beabsichtigten. Die guten Seefahrer, die alle hochherzig waren(!), schenkten ihnen kleines Spielzeug und andere Gaben und liessen sie guten Rotwein trinken, wodurch sie ihnen eine grosse Freude machten und ihr Zutrauen erwarben. Dafür brachten ihnen die Schwarzen Elfenbein, Felle wilder Tiere und andere, seltsam anzusehende Erzeugnisse ihres Landes. Als das Schiff von kostbaren Waren und anderem Gut so voll war, dass es ein Wunder war, teilten Herr Johann, sein Bruder Legier und ihre anderen Schiffsbegleiter den Schwarzen mit, sie würden im nächsten Jahre wiederkommen, und forderten sie auf, sich mit solchen Waren zu versorgen, was jene auch versprachen. Dann hissten sie die Segel, richteten sie nach dem Winde und kehrten in die Normandie zurück...

Mit 4 Schiffen fuhren sie wieder dorthin und trieben mit den Schwarzen Handel. Doch konnten sie sich daselbst nicht lange aufhalten, weil die Schiffe durch Regengüsse

1) Dieses „Kap Bugiador" kann nur das marokkanische Kap Bojador sein, denn an der Guineaküste ist ein ähnlich klingender Name nicht bekannt. Dann aber ergibt sich ein schwerwiegendes Verdachtsmoment gegen die Echtheit des Schriftstücks, in dem die geographischen Tatsachen offenbar recht kritiklos durcheinander gemengt worden sind.

und schreckliche, düstere Böen mit nordöstlichen Winden erheblich beschädigt wurden. Deshalb ersuchte Herr Johann jene Leute um die Erlaubnis, dort seinen Aufenthalt zu nehmen und mehrere Häuser zu bauen, um darin seine Waren unterzubringen und zu sichern. Die Herren(!) bewilligten dies gern und halfen beim Hausbau, während die Mannschaft die Schiffe ans Land zog.

Die Bewohner des Landstrichs wünschten die Verbindung mit Herrn Johann lebhaft, und es begann in jener Zeit der Warenaustausch zwischen Schiffern aus der Normandie und den Schwarzen. Da liess Herr Johann seine Mannschaft zusammentreten und fragte, ob sie für immer dort bleiben wolle. Sie erwiderten, dass Keiner etwas dagegen habe, und wenn er sich dort niederlassen wolle, würden sie ihn als ihren Herrn ansehen und anerkennen, dass er dessen würdig sei. Doch bald hernach brachen Zwistigkeiten aus, und wenn der Eine etwas wollte, widersprach der Andere, so dass die Seefahrer schliesslich doch nach der Normandie zurückfuhren.

1379 rüstete der Kapitän Johann von Rouen auf eigene Kosten ein sehr grosses, schönes Schiff aus, das er „Notre Dame de Bon Voyage" benannte; es war reich mit Holzschnitzereien verziert und wundervoll bemalt. Er liess es jedoch erst im September auslaufen, weil er, wie es heisst, wusste, dass die Regenstürme, die an jenen fernen Küsten drei Monate vorher auftreten, sehr gefährlich sind, denn eine ansehnliche Menge von seinen Leuten war an Seuchen und Krankheiten in jenen Häusern gestorben, da Wasser und Luft in dieser Jahreszeit üble Dünste verbreiten und mit unablässigen Gewittern feurig sind. Daher starben dort (Gott habe sie selig) der Bruder Legier des Kommandanten, Gervois, Sebille, Haibiers, Torcol, Tiebau, Doumare, Odon, Cambers, die alle tüchtige normannische Seefahrer waren, ohne im Lande irgend etwas von Wert finden zu können.

Doch der gute Kommandant Herr Johann kehrte nach Ostern zurück und brachte auf seinem Schiff die Mannschaft heim und eine grosse Menge von Gold, das ihnen die Schwarzen gegeben hatten...

1410 verliess eine grosse Zahl von Seeleuten die Normandie, und die Kaufleute verloren ihre Reichtümer, die von den damaligen Kriegen verschlungen wurden. In 11 Jahren fuhren nur noch zwei Schiffe zur Goldküste und eines nach Grand Sestre. Bald nach den Kriegen aber gab es zu Lande wie zu Wasser viele Stürme, und die Waren der Kaufleute wurden dadurch verstreut und zerstört...

David Asseline: Les antiquitez et chroniques de la ville de *Dieppe*, ed. Michel Hardy, Guérillon et Abbé Sauvage, Dieppe 1874, I 109.

Bald nachdem die Plünderung (durch die Flamen) erfolgt war, zeigte es sich, die Feinde könnten den Dieppern keinen so grossen Schaden zufügen, dass er nicht rasch hernach mit Leichtigkeit wieder zu ersetzen war, wenn es nämlich wahr ist (wie eine Denkschrift besagt), dass drei grosse Schiffe, die nach Indien(!) entsandt worden waren, nach Dieppe zurückkehrten mit einer Ladung an Gold, Silber und anderen Kostbarkeiten, die gross genug war (so heisst es wörtlich), halb Dieppe wieder auf die Füsse zu stellen, viele Waren als Stapelplatz anzuziehen und neue Geschäfte daselbst zu treiben.

Als trauriges Beispiel einer kecken und gewissenlosen Geschichtsfälschung muss man eine Fabel bezeichnen, die seit mehr als 250 Jahren immer aufs neue in der wissenschaftlichen Literatur vorgetragen worden ist und der durchaus gar nichts anderes zugrunde liegt als törichte nationale Eitelkeit und zudem in den Anfängen das Verlangen, mit Hilfe schwer nachweisbarer Geschichtsklitterungen im diplomatischen Spiel der Kräfte politische Vorteile auf kolonialem Gebiet zu erjagen.

Ein Franzose Villaut (oder Villault) de Bellefonds hatte nämlich auf einem Schiff „Europa" der Holländisch-Westindischen Handelsgesellschaft als Kontrolleur eine Reise an die westafrikanische Küste unternommen, die vom 13. November 1666 bis zum 4. September 1667 währte [1]). Nach seiner

1) Michaud: Biographie universelle ancienne et moderne, Paris-Leipzig, t. 43, 438 f.

Rückkehr hoffte er, die Kolonialpolitik grossen Stils, die der berühmte französische Minister Colbert in Verfolgung seiner bekannten merkantilistischen Ideen anstrebte, fördern und sich dadurch das Wohlwollen des Ministers erwerben zu können, indem er ein Werk „Relation des côtes d'Afrique, appelées Guinée" schrieb, das 1669 gedruckt und Colbert gewidmet wurde. Hierin behauptete der Verfasser unter Nennung vieler, ganz bestimmter Namen und Jahreszahlen, dass die für den Handel wertvollsten Küsten Westafrikas zwischen dem Kap Verde und dem inneren Guinea-Golf lange vor den Portugiesen von französischen Seeleuten aus Dieppe entdeckt, besiedelt und für den regelmässigen Handel nutzbar gemacht worden seien.

Die Angaben wurden, unter Beibringung zahlloser Einzelheiten, mit sehr grosser Bestimmtheit gemacht, ohne dass jedoch irgendein dokumentarischer Nachweis für die darin enthaltenen sensationellen Behauptungen versucht wurde, die all unser sonstiges Wissen um die Entdeckungsgeschichte Westafrikas völlig auf den Kopf stellen. Da der Autor — vorsichtiger Weise! — seine Quellen nirgends nennt, hat man vermutet, er habe seine Kenntnisse aus dem Archiv der Admiralität der Stadt Dieppe geschöpft, das am 22./23. Juli 1694 bei dem grossen Bombardement der Stadt durch die Engländer ein Opfer der Flammen geworden ist. Aber nirgends nimmt Villaut de Bellefonds auf dieses Archiv Bezug, und zudem ist durch Graf Santarem nachgewiesen worden [1]), dass in Diepper Chroniken, die v o r Villaut de Bellefonds Werk verfasst worden sind, kein Wort von den sensationellen angeblichen Afrikafahrten der Jahrzehnte nach 1364 zu finden ist. Wenn schon diese Tatsache gegen Villauts Angaben höchst misstrauisch machen muss, so sind im Laufe der Zeit weitere Gründe klargestellt worden, welche einwandfrei erkennen lassen, dass die betreffenden Erzählungen seines Werkes im ganzen Umfang erdichtet und nichts anderes als freche Tendenzlügen sind. Folgende Punkte beweisen dies mit völliger Sicherheit:

1) Villaut de Bellefonds hat sich auch in anderen Dingen als sehr wenig gewissenhaft gezeigt. So hat er in sein Reisewerk lange Exkurse aus Cadamosto (Kap. 175) fast wörtlich übernommen, ohne sie als fremde Frucht kenntlich zu machen [2]).

2) Kein zeitgenössisches Dokument weiss das Allergeringste von dem, was Villaut für die Jahrzehnte 1364—1421 behauptet. Man könnte einwenden, es habe sich eben um Geheimkenntnisse der Seefahrer aus Dieppe und Rouen gehandelt, aber Villaut erzählt ja, seit 1375 hätten sich auch verschiedene andere Nationen an den Westafrika-Reisen beteiligt und sie hätten nur deshalb nicht die gleichen Erfolge gehabt, weil die Neger die Franzosen gar zu sehr in ihr Herz geschlossen hätten und nur mit ihnen Handel treiben wollten (ein typischer Zug französischer Geschichtsklitterung!). Dann hätte man doch immerhin in *ganz* Westeuropa etwas von Westafrika w i s s e n müssen! Warum nahmen dann aber die vielen Welt- und Seekarten der Zeit nach 1364 gar keine Notiz von den Entdeckungen? Warum bringt die berühmte Katalanische Weltkarte von 1375 schon am Kap Bojador

1) Manoel Francesco de Barros y Souza de Santarem: Prioridade dos descobrimiendos portuguezes, Paris 1841, 43 ff.

2) Ebendort, 22 f.

den Eintrag: Caput finis occidentalis de Africa und sogar noch die Reimser Pomponius Mela-Handschrift von 1417 (die doch in Frankreich selbst angefertigt wurde!) hinter dem Kap Bojador die Legende „terra incognita"[1]? Gerade die Katalanische Karte von 1375 müsste etwas von einer Kenntnis der Guineaküste verraten, wenn die Diepper Fahrt von 1364 wirklich stattgefunden hätte, denn sie wurde auf Wunsch König Karls V von Frankreich, des Herrschers von Dieppe, angefertigt, der „begierig war, die Welt kennen zu lernen" und sich daher gegen 1375 an die Katalanen wandte, „um eine gut ausgeführte Weltkarte zu erhalten"[2].

3) Am ersichtlichsten wird Villaut's Schwindel in seinem Exkurs über eine Entdeckung der Guinea-Insel San Thomas durch die Portugiesen i. J. 1405. Die sehr genau geführten portugiesischen Urkunden und Chroniken, die über ein solches Vorkommnis, zumal wenn ein Schreiben des portugiesischen Königs sich damit beschäftigt haben soll, doch immerhin genauer unterrichtet gewesen sein müssen als das Archiv der Stadt Dieppe, wissen kein Wort von einer so bedeutsamen Entdeckung! 1405 waren zudem die Portugiesen noch völlig ausserstande, wiete Ozeanfahrten zu unternehmen, und der eigentliche Vater der portugiesischen Entdeckungsfahrten, Prinz Heinrich der Seefahrer, der sein Volk recht eigentlich erst auf die See hinausgeführt hat, war 1405 ganze 11 Jahre alt! Wenn 1405 die Portugiesen schon im innersten Golf von Guinea geweilt, wenn sie damals schon die Insel San Thomas entdeckt hatten, deren Auffindung ihre eigenen Chroniken ausnahmslos erst dem Jahre 1471 zuschreiben (Kap. 187) — ja, warum hat dann Prinz Heinrich Jahrzehnte lang Dutzende und Aberdutzende von kostspieligen Expeditionen sich mühsam an den Küsten von Westafrika langsam weiter nach Süden vortasten lassen, die nun erst 9 Jahre nach seinem Tode in die angeblich schon 1405 befahrenen Gewässer gelangten? Hier tritt der Pferdefuss der Villaut'schen Phantasie ganz besonders deutlich in Erscheinung!

4) Es ist auffällig und verdächtig, dass die Diepper Seefahrer von 1364 sich vornehmlich an den Punkten Rio Fresco, Rio Sestos und Grand Sestre aufgehalten haben sollen. Dies sind nämlich genau dieselben Punkte, die bei Villaut's eigener Seefahrt von 1666/7 die Hauptrolle spielten, so dass er sie am besten kannte.

5) Im 15. Jhd. benötigten die Portugiesen, um in den Golf von Guinea vorzudringen, einer intensiven Pionier-Vorarbeit von 54 Jahren, mehrerer Dutzend vorhergegangener See-Expeditionen, unzähliger Fehlschläge und Enttäuschungen. Aber das „génie français" der Bewohner von Dieppe, die sich vorher nur auf kurzen Fischerfahrten und in kleinen Kriegsexpeditionen auf See betätigt hatten, soll „auf Anhieb" in der Lage gewesen sein, mit vollstem Erfolg eine nautische Leistung von sehr hohem Rang zu vollbringen, ohne dass man es nötig hatte, erst irgendwelche Erfahrungen zu sammeln! Und Jahrzehnte lang setzten sie diese kühnen Fahrten fort, ohne dass andere Völker etwas davon merkten; nie machte ihnen das Wetter

1) De Santarem, a.a.O., 96.
2) Joachim Lelewel: Géographie du moyen-âge, Brüssel 1852, II 37.

einen Strich durch die Rechnung, nie hatten sie es nötig, unterwegs fremde Häfen anzulaufen, Wasser einzunehmen, Feindseligkeiten von Mensch und Natur abzuwehren, und die Neger, die später doch den Portugiesen oft sehr übel mitspielten, nahmen die Franzosen allzeit mit begeisterter Freude auf und verkauften ihnen jederzeit für wertlose Artikel ungeheure Mengen von Gold, Pfeffer, Elfenbein usw. Wahrlich, diese Expeditionen der Schiffer von Dieppe und Rouen müssen ein Glück entwickelt haben, das selbst einen Polykrates hätte neidisch machen können!

6) Alle Welt vermutete im 14. Jhd. südlich vom Kap Bojador und an den Küsten nur reinste Wüste, völlige Unbewohnbarkeit, unerträgliche, stets wachsende Hitze. N u r die Diepper ahnten, dass es dort unermesslich reiche Länder, dass es Gold, Pfeffer und Elfenbein in Fülle gab! Demgegenüber muss mit unerbittlicher Nüchternheit festgestellt werden, dass der Gedanke, es könnten südlich vom Kap Bojador üppige Landschaften mit unermesslichen Schätzen zu finden sein, im 14. Jhd. eine vollkommene Unmöglichkeit war. Die heissbegehrten Schätze Indiens kamen ausnahmslos über das östliche Mittelmeer oder das Schwarze Meer nach Europa — wie sollte da irgend jemand auf den Einfall kommen, es könnten in dem wüstenartig öde geglaubten Westafrika vielleicht die gleichen Kostbarkeiten zu finden sein?

7) Etwa seit 1443 erregten die Entdeckungen der Portugiesen an der afrikanischen Küste, noch mehr seit 1446 das Wiederauftreten von Vegetation an den Küsten vom Kap Verde ab, gewaltiges Aufsehen in ganz Westeuropa (Kap. 170-173). Kann man sich im Ernst vorstellen, dass damals die Diepper geschwiegen hätten, wenn ihnen diese Tatsachen schon vorher auf vielen Dutzenden von Fahrten längst vertraut geworden wären?

Diese 7 Argumente beweisen mit vollkommener Sicherheit, dass Villaut de Bellefonds' Behauptungen im ganzen Umfang erdichtet und auf Täuschung berechnet waren. Und leider h a b e n sie die Forschung noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein wieder und wieder gröblich getäuscht!

Insbesondere französische Forscher sind 200 Jahre lang immer nur allzu bereitwillig gewesen, den Phantasien Villaut's Glauben zu schenken, die dem französischen „gloire"-Bedürfnis schmeichelten; ja, einige von ihnen haben sogar die Verwirrung gutgläubig noch vermehrt, indem sie neue Fabeln verbreiteten, denen sie selber zum Opfer gefallen waren. So behauptete 1728 ein französischer Gelehrter Labat, er habe in seiner Jugend in der Wohnung eines königlichen Advokaten in Dieppe, den er nur mit dem Anfangsbuchstaben M bezeichnete, jene vom September 1365 datierte Urkunde gesehen, durch die sich die Seefahrer von Dieppe und Rouen zu einer gemeinsamen Exkursion nach der Guineaküste zusammentaten [1]). Labat gilt sonst als ein guter und verlässlicher Forscher, und dennoch mutet seine Behauptung unglaubwürdig an. Er war 1663 geboren, könnte also in der Tat noch Dokumente gekannt haben, die später beim Brande des Archivs von Dieppe zugrunde gegangen sind. Aber wie soll eine im Archiv von Dieppe aufbewahrte Urkunde in das Haus des Advokaten ge-

1) Jean-Baptiste Labat: Nouvelle relation de l'Afrique occidentale, Paris 1728, I 7 ff.

raten sein, wo er sie gesehen haben will? und wenn sie sich im Hause dieses Advokaten befand, wie kann sie dann beim Archivbrand vernichtet worden sein? und wenn sie nicht vernichtet wurde — wo ist sie dann geblieben? Kann man sich ausserdem wohl vorstellen, dass Labat den Inhalt einer Urkunde, der er anfänglich wohl nur wenig Aufmerksamkeit schenkte und um die er sich dann jahrzehntelang nie wieder gekümmert zu haben scheint, etwa 40—50 Jahre nach der Kenntnisnahme aus dem Gedächtnis heraus noch fehlerlos in Erinnerung hatte? Ist hier nicht eine nachträgliche Erinnerungs-Selbsttäuschung unendlich viel wahrscheinlicher? Zugegeben, dass ihm wirklich irgendeine alte Urkunde vor Augen gekommen war — wer kann verbürgen, dass ihr Inhalt sich wirklich auf die Guinea-Expedition von 1364 und nicht vielleicht auf etwas ganz anderes bezog? Das blosse Zeugnis eines greisen Gelehrten über einen flüchtigen Jugendeindruck vermag die fehlende Urkunde nicht zu ersetzen, denn Irren ist menschlich! Und auch der Wunsch, sich wichtig und interessant zu machen, soll ja schon gar manchmal selbst ehrenwerte alte Leute zu irrigen und unwahren Behauptungen veranlasst haben.

Labats Bekundung war natürlich Wasser auf die Mühle gallischer Eitelkeit. Die Guineafahrten von 1364—1421 gehörten fortan nahezu zum eisernen Bestandteil der Geschichte des Entdeckungszeitalters in Frankreich. Wieder und wieder wurden diese Fabeln als nicht zu bezweifelnde historische Tatsachen vorgetragen, so von de Masseville [1]), Estancelin [2]), Vitet [3]), Margry [4]), Vivien de St. Martin [5]), Binger [6]). Die dabei aufgewandte Kritik entsprach z.T. selbst bescheidenen Ansprüchen kaum, so etwa wenn Vitet als Beweis der Zuverlässigkeit den Ausspruch eines „nur wenig gebildeten", aber mit der Geschichte seiner Vaterstadt gut vertrauten Reeders aus Dieppe anführte [7]):

> „Welch Unglück, dass die Archive der Admiralität durch das Bombardement verbrannt sind! sonst könnte man eines Tages den ganz klaren Beweis liefern, dass Diepper Bürger es waren, die Amerika entdeckt haben" (vgl. hierzu Kap. 199).

Nur Lelewel, obwohl auch er den Diepper Fahrten von 1364-1410 einen breiten Raum widmet [8]), äusserte sein Befremden, dass vor 1669 von diesen so wichtigen Ereignissen niemals die Rede gewesen war.

Am meisten trug zum erneuten Aufkommen des Gerüchtes von den Diepper Entdeckungsfahrten das Werk von Margry bei. Darin wurde nämlich ein (oben wiedergegebenes) Dokument abgedruckt, das in alt-

1) Louis Levasseur de Masseville: Histoire sommaire de la Normandie, Paris 1733.
2) L. Estancelin: Recherches sur les voyages et découvertes des navigateurs Normands, Paris 1832.
3) L. Vivet: Histoire de Dieppe, Paris 1844.
4) Pierre Margry: Les navigations françaises et la révolution maritime du XIVe au XVIe siècle, Paris 1867.
5) Vivien de St. Martin: Histoire de la géographie, Paris 1873, 306.
6) L. G. Binger: Considérations sur la priorité des découvertes maritimes sur la côte occidentale d'Afrique au 13e et 14e siècles, Paris 1900.
7) Vitet, a.a.O., 195.
8) Lelewel, a.a.O., II 12 f.

französischer Sprache die Behauptungen des Villaut de Bellefonds bestätigte und sogar noch wesentlich erweiterte. Es enthielt eine ansehnliche Reihe von Namen der Teilnehmer jener Guinea-Expeditionen, die bei Villaut nicht zu finden waren. Allerdings ist die Herkunft dieses Dokuments in erhebliches Dunkel gehüllt. Margry gibt an [1]), er habe lange nach neuen Beweisen für die Diepper Fahrten gesucht und sei schon entschlossen gewesen, zu diesem Zweck nach England zu reisen, um dort nach Urkunden zu suchen, als im Frühjahr ein bedeutender französischer Gelehrter Lucien de Rosny zu ihm kam und berichtete, er habe 8 Jahre zuvor durch Vermittlung eines gewissen William Carter, den er im Britischen Museum kennen gelernt habe, jenes alt-französische Dokument in die Hand bekommen und mit Carters Erlaubnis den Inhalt kopiert. Margry erblickte in diesem Schriftstück den endgültigen Beweis für die Zuverlässigkeit der Behauptungen Villaut de Bellefonds'.

Man vermag sich diesem Urteil jedoch nicht anzuschliessen. Das Margry'sche Dokument ist sowohl seinem Ursprung wie seinem Inhalt nach genau so verdächtig wie die Geschichtsklitterungen des Villaut. Das von de Rosny in Kopie vorgezeigte Dokument hat sich in keiner englischen Bibliothek gefunden. De Rosny war ein höchst angesehener Gelehrter, der keinesfalls in den Verdacht kommen kann, etwa selber eine Fälschung begangen zu haben, aber er mag leicht seinerseits das Opfer eines Betrügers geworden sein, der ihm — vermutlich gegen gute Bezahlung — ein gefälschtes Schriftstück in die Hand spielte. Der von de Rosny angegebene Name des Finders des Dokuments William Carter muss falsch gewesen sein, denn ein Besucher dieses Namens, wie ihn de Rosny in der Britischen Bibliothek getroffen haben will, ist in den sorgfältig erhaltenen Besucherlisten der Bibliothek nicht nachzuweisen. Margrys Ausführungen erregten sogleich nach ihrer Veröffentlichung auch in Deutschland ansehnliches Aufsehen [2]), wurden aber auch bald als „suspekt" [3]) bezeichnet. Sachlich erheben sich nämlich schwere Bedenken gegen die Verlässlichkeit des Inhalts.

Das Dokument kann, wie aus dem (oben nicht mitgeteilten) Schluss hervorgeht, nicht vor 1435 verfasst worden sein, zu einer Zeit, als die vorgeblichen Diepper Fahrten in jedem Fall längst eingeschlummert waren und schwerlich noch Jemand ein Interesse daran haben konnte, darüber Dokumente zu verfassen. Dazu ergeben sich neben auffälligen Übereinstimmungen mit Villaut de Bellefonds' Angaben — es sei z.B. auf die in beiden Schriftstücken sich findende, im Zusammenhang völlig belanglose Jahreszahl 1410 hingewiesen — manche noch schwerer wiegende Unterschiede, die schlechthin unbegreiflich sein würden, wenn es sich um echte Schriftstücke handelte. Warum sollte z.B. Villaut, wenn ihm das von Margry veröffentlichte Dokument wirklich schon vorgelegen haben sollte, die vielen Eigennamen darin verschwiegen haben, insbesondere den im Zusammenhang hochwichtigen Namen des angeblichen Expeditionsleiters Jehan Prunaut aus Rouen oder den Eingeborenennamen der Djoloffen — von anderen

1) Margry, a.a.O., 51 ff.
2) „Ausland" 1867, 1146.
3) Oskar Peschel: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, I 199 f.

kleineren Unstimmigkeiten ganz zu schweigen? Der Verdacht, dass das Dokument, das Margry in die Hände gespielt wurde, eine in gewinnsüchtiger Absicht begangene Urkundenfälschung ist, muss jedenfalls als ungemein gross bezeichnet werden.

Ähnliche historische Zweckfälschungen gibt es ja gerade in der Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen leider nur allzu oft. Die Engländer haben ihre erschwindelten Reiseberichte des Mandeville (Kap. 138), des Sir Robert Macham (Kap. 145), des Josua von Brügge (Kap. 165), die Italiener ihre kecke Zeno-Fälschung (Kap. 153), dazu ihren vorgeblichen Erfinder des Kompasses, Flavio Gioja von Amalfi, der wahrscheinlich nie gelebt hat [1]), die Dänen die Fabeleien des Claudius Clavus (Kap. 153), die Deutschen ihre Sage vom Dampfschiff des Denis Papin, die Franzosen eine gleiche Legende von Salomon de Caus [2]), dazu die wilden Phantasien von der vorcolumbischen Amerika-Entdeckung durch Cousin (Kap. 199), die Portugiesen einen ganzen Rattenschwanz von erdichteten Leistungen zur See (Kap. 177 und 189), wobei stets die nationale Eitelkeit, dem eignen Volk zu Unrecht die Priorität einer bedeutenden Leistung zuzuschanzen, die Haupttriebfeder der Fälschungen war. Es ist so gut wie gewiss, dass die Guineafahrten des 14. Jhds. ebenfalls nur auf dem Papier Wirklichkeit gewesen sind. Dies hinderte nicht, dass sie z.B. auf dem Pariser Geographenkongress von 1875, unter Mitteilung ganz genauer Einzeldaten, unbedenklich als feststehende Tatsache angesehen worden sind [3]).

Ausserhalb Frankreichs sind kritische Forscher zumeist sehr skeptisch gegenüber den französischen Behauptungen gewesen. Wenn wir absehen von Nordenskjöld, der ihnen Glauben schenkte [4]), und dazu — merkwürdigerweise — von dem nicht genannten jüngsten Bearbeiter der Peschel'schen Geschichte des Entdeckungs-Zeitalters, der noch 1930 mit einigem Vorbehalt ebenfalls ihre Möglichkeit zugab [5]), haben alle namhafteren nichtfranzösischen Forscher die Erzählung ernstlich bezweifelt, als erster der schon genannte vortreffliche portugiesische Forscher Graf Santarem, dessen Widerlegung ungemein schlagend und schlüssig ist, ferner auch der englische Gelehrte Major [6]) und der deutsche Geograph Supan [7]), der kurzerhand von einer „Legende" spricht und treffend hinzufügt:

> „Schon der Umstand, dass sie zur Zeit Colberts, d.h. in der Epoche, in der sich Frankreich anschickte, eine Kolonialmacht zu werden, zum erstenmal auftaucht, macht sie sehr verdächtig".

Vorher hatten die englischen Gelehrten Beazley und Preston noch eine

---

1) A. Breusing in der Zeitschr. der Berliner Gesellsch. f. Erdkunde 1869, 46.
2) Richard Hennig: Abhandlungen zur Geschichte der Schiffahrt, Jena 1928, 153.
3) Comptes rendus des Séances du Congrès International des Sciences Géographiques (1875), Paris 1878, 480 f.
4) Adolf Erik von Nordenskjöld: Periplus, Stockholm 1897, 155 f.
5) Oskar Peschel: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Meersburg 1930, 47, Anm. 2.
6) R. H. Major: The life of Prince Henry, London 1869.
7) Alexander Supan: Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien, Gotha 1906, 12, Anm. 1.

vermittelnde Stellung einzunehmen gesucht, indem sie in ihrer Azurara-Ausgabe äusserten [1]):

> „An sich ist die Erzählung von Dieppe nicht unmöglich, und wir können an den Kenntnissen der Mappa von 1351 und an andren Seekarten sehen, wie wahrscheinlich sie anmutet nebst noch grösseren Ereignissen. Aber wie die Dinge zurzeit liegen, muss die Reise dennoch als eine unerwiesene Tatsache angesehen werden."

Heute können wir sagen, dass weder eine der Weltkarten um 1350 noch irgendwelche Seekarten im geringsten dazu berechtigen, den vorgeblichen Diepper Fahrten Vertrauen entgegenzubringen. Insbesondere hat 1912 der holländische Admiral L'Honoré Naber mit den französischen Fabeln scharf abgerechnet und sie schlagend widerlegt [2]).

In jüngster Zeit haben beachtenswerterweise auch französische Gelehrte die Fabelgeschichte vorbehaltlos preisgegeben. Zunächst betonte Berlioux, dass die Diepper Ansprüche auf recht schwachen Füssen ständen und dass sie „einer eingehenderen Prüfung hätten unterworfen werden müssen". Zwar versuchte 1925 Sabatié noch einmal das alte Märchen aufzuwärmen [3]). Dann aber sprach de la Roncière 1929 nach einer gründlichen Prüfung der Sachlage das mutige Wort [4]):

> „Die Reisen der Schiffer aus der Normandie zur Guineaküste i. J. 1364 gehören der *Legende* an."

Unter dem Einfluss de la Roncière's sind daher auch auf einer Darstellung der Leistungen französischer Seefahrer, die 1930 auf der Antwerpener Weltausstellung dargestellt waren, die Guineafahrten von 1364 unberücksichtigt geblieben, und eine führende französische Fachzeitschrift, die 1931 die Antwerpener Karte reproduzierte, sprach im Hinblick auf Villaut de Bellefonds' Geschichtsklitterung von „Fabelreisen, welche die Geschichte der vier letzten Jahrhunderte erfüllt haben" [5]). Ich selbst konnte 1933 in einer Sonderstudie den Beweis, dass es sich um eine reine Erdichtung handelt, des genaueren erbringen [6]).

Trotzdem spuken in populären Darstellungen die Guineareisen des 14. Jhds. auch heute noch herum. In „Meyers Konversationslexikon" ist gleich an zwei Stellen [7]) die Entdeckung Westafrikas durch „Normannen" i. J. 1364 behauptet, ebenso natürlich in der französischen „Grande Encyclopé-

---

1) Gomes Eannes de Azurara: Chronica de Guiné. Übersetzung von Beazley und Preston, London 1896 und 1899, II, LXV.

2) L'Honoré Naber: Beschrijving van de Goud-Kuste door P. de Marées, in den Publikationen der Linschoten-Vereeniging, 's-Gravenhage 1912, XXIV—XLI.

3) A. Sabatié: Le Sénégal, Sa conquête et son organisation (1364—1925), St. Louis (Senegal) 1925.

4) Charles de la Roncière: La découverte de l'Afrique au moyen-âge, Kairo 1929, II 17.

5) Revue Maritime 1931, 746 ff.

6) R. Hennig: Die angeblichen französischen Seereisen zur Guineaküste 1364—1421, in der Marine-Rundschau 1933, 458 ff.

7) Meyers Konversations-Lexikon, 6. Auflage, Bd. 4, 899; Bd. 18, 340.

die", worin sogar die phantastische Behauptung geäussert ist, jene erste Fahrt von 1364/5 habe am Kap Verde ein französisches Fort Petit Dieppe gegründet [1]). Dieses grossen Irrtums macht sich auch die „Encyclopaedia Britannica" [2]) schuldig, noch dazu mit der falschen Ansetzung des Entdeckungsjahres auf 1339.

Diese historisch noch viel sinnlosere Datierung stützt sich auf die unter den Original-Belegen wiedergegebene Darstellung in der Diepper Chronik des Asseline (1619—1703), deren vollkommene Wertlosigkeit schon allein dadurch erwiesen wird, dass sie behauptet, i. J. 1339, wo eben die ersten Kanaren gefunden und die Madeirainseln noch unentdeckt waren, hätten die Diepper Schiffer versucht, Fahrzeuge „nach Indien" zu schicken, noch dazu in einem Zeitalter, da der 1338 ausgebrochene grosse Krieg gegen England gerade eine Stadt wie Dieppe aufs stärkste in Mitleidenschaft gezogen haben muss. Asseline dürfte seine Version der Geschichte dem Villaut einfach entlehnt, aber infolge eines Versehens oder einer groben Flüchtigkeit das angebliche Geschehnis dem Jahre 1339 statt 1364 zugeschrieben haben. Dennoch ist auch seine Jahreszahl in spätere Diepper Chroniken [3]) und, wie wir sahen, sogar in die Encyclopaedia Britannica übergegangen.

Zum Schluss sei für diejenigen, die sich auch heute noch an das 1694 verbrannte Archiv von Dieppe halten möchten, hinzugefügt, dass sich die Akten des 14. Jhds. für die Stadt Rouen, die ja doch mit Dieppe gemeinsame Sache wiederholt gemacht haben soll, erhalten haben. Es ist aber darin kein Wort von Guineafahrten und Vereinbarungen mit Diepper Kaufleuten über gemeinsame Afrika-Unternehmungen zu finden. Dies war schon Margry aufgefallen [4]), ohne dass er sich jedoch in seinen historischen Phantasien dadurch beeinflussen liess. Nachdem neuerdings auch de la Roncière diesen Umstand als unbegreiflich angesehen hat [5]), wenn im geringsten irgendein historischer Kern in Villauts Fabeln vermutet werden soll, darf man in diesem Schweigen der Archive von Rouen den Schlussstein der Beweisführung sehen, dass die Guineafahrten französischer Seeleute in den Jahren 1364—1421 im gesamten Umfang in den Bereich der Fabel gehören.

In diesem Zusammenhang dürfte ein Exkurs am Platze sein, der eine Ergänzung darstellt zu der obigen Feststellung, dass bis tief ins 15. Jhd. hinein „alle Welt" überzeugt war, südlich von Marokko sei an den Küsten nur trostlose, öde Sandwüste und Hitze von immer unerträglicherem Aus-

1) Grande Encyclopédie 14, 507.
2) Encyclopaedia Britannica, 14. ed. (London-New York 1929), vol. 7, 347.
3) Croisé: Histoire abrégée et chronologique de la ville, château et citadelle de Dieppe, Manuskript von 1723, auf der Stadtbibliothek von Dieppe; Michel-Claude Guibert: Mémoires pour servir à l'histoire de Dieppe, Manuskript von 1761, ebendort.
4) Margry, a.a.O., 68.
5) De la Roncière, a.a.O., II 13.

mass zu finden. Diese Behauptung trifft in den Grundzügen vollauf zu; aber e i n e sehr beachtenswerte Ausnahme verdient eine besondere Hervorhebung.

Es gibt ein wahrhaft bewundernswertes literarisches Dokument bereits aus der 1. Hälfte des 13. Jhds., dessen erdkundlicher Weitblick völlig abweicht von den sonst allgemein verbreiteten, fehlerhaften Vorstellungen über die Unbewohnbarkeit der südlichen Zonen der Westküste Afrikas. Es ist dies der norwegische „Königsspiegel", ein zwischen 1230 und 1260 verfasstes Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn, in dem sich eine erstaunliche Fülle nüchterner Erd- und Naturbetrachtung niedergelegt findet. Der Verfasser ist unbekannt. Früher sprach Rafn einen nahen Verwandten des Königs Magnus Erlingson (1161—1180), namens Nikolaus Sigurdson, als Autor an [1]), während Mogk [2]) der Ansicht war, König Sverre (1177 bezw. 1180—1202) habe das Werk geschrieben. Daae hingegen riet auf einen Beamten König Håkons des Alten (1217—1263) mit Namen Wilhelm [3]). Sicher ist, dass ein „der höheren Gesellschaft angehöriger" [4]) Norweger der Verfasser gewesen sein muss. Zuletzt hat Heffermehl [5]) gewichtige Gründe vorgetragen, nach denen der Priester Ivar Bodde, der Pflegevater des genannten Königs Håkon des Alten [6]), den „Königsspiegel" geschrieben zu haben scheint. Gleichviel ob diese Vermutung zutrifft oder nicht, in jedem Fall hat Nansen recht, der den „Königsspiegel" ein „meisterhaftes Werk" und seinen Verfasser den „unvergleichlich bedeutendsten geographischen Schriftsteller im mittelalterlichen Norden" nennt [7]).

Das Original des „Königsspiegels" ist leider verloren gegangen. Wir besitzen davon aber eine um 1280 angefertigte Abschrift, die sogenannte „Arnamagnäische Handschrift" der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen.

In diesem wundervollen Werke findet sich eine Stelle, die selbst dem Spürsinn des Verfassers der vortrefflichen „Germanischen Himmelskunde", O. S. Reuter, entgangen ist. So viel ich sehe, ist darauf erst 1937 durch Eilert Pastor zum ersten Male aufmerksam gemacht worden. In jener Stelle des Werkes belehrt der Vater den Sohn in folgender, geradezu unerhört modern anmutenden und treffsicheren Weise über den Erdball und seine Klimate (vgl. Tafel V) [8]):

> „Die Erde ist rund wie ein Ball (at bollottur er iardar hrijngur) und kommt der Sonne nicht überall gleich nahe. Am wärmsten wird sie dort, wo ihre Ausbauchung der Sonnenbahn am nächsten kommt.

1) Grønlands Historiske Mindesmaerker III (1845), 264 ff.

2) Eugen Mogk: Die Entdeckung Amerikas durch die Nordgermanen, in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1892, 68.

3) Ludvig Daae: Didrik Pining, in Historisk Tidskrift II (1882).

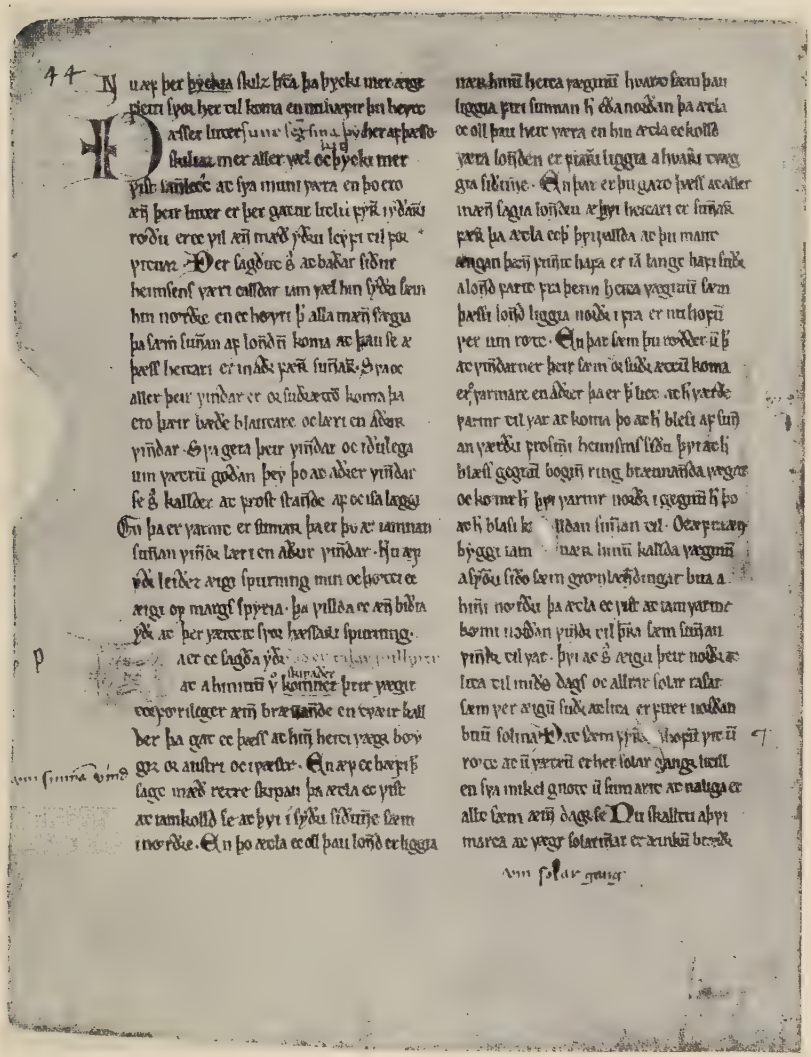
4) Josef Fischer: Die Entdeckungen der Normannen in Amerika, Freiburg i. B. 1902, 21, Anm. 2.

5) A. V. Heffermehl: Presten Ivar Bodde, in Historisk Skrifter, Christiania 1904.

6) In Ibsens „Kronprätendenten" ist dieser Ivar Bodde als Hofkaplan König Håkons aufgeführt.

7) Frithjof Nansen: Nebelheim, Leipzig 1911, II 191.

8) Eilert Pastor: Die Germanen kannten die Kugelgestalt der Erde, in „Wacht im Osten" (Danzig), 1937, 212.



Textseite aus dem Königsspiegel
S. 44 der „Arnamagnäischen Handschrift" der Kopenhagener Universitäts-bibliothek mit dem in Uebersetzung wiedergegebenen Text

Einige der Länder, die senkrecht unter den Strahlen der Sonne liegen, sind unbewohnbar. Die Länder aber, die so liegen, dass die Sonnenstrahlen sie schräg treffen, sind gut bewohnbar. ...Ich habe mir die Vorstellung gebildet, dass der heisse Erdgürtel sich wie ein runder Ring, der den ganzen Erdball umgibt, von Ost nach West erstreckt. Darum ist es wahrscheinlich, dass die kalten Zonen im äussersten Norden und Süden der Erde liegen... Meiner Meinung nach ist es sicher, dass es auf der Südseite genau so kalt ist wie auf der Nordseite... Wenn Alle erzählen, die Länder würden um so wärmer, je weiter man nach Süden kommt, so liegt meines Erachtens der Grund darin, dass du sicher noch Niemand getroffen hast, der so weit in die südlich vom warmen Gürtel gelegenen Länder gelangt ist, wie die vorhin besprochenen Länder (Grönland usw.) nördlich von ihm liegen... Wenn es Menschen gibt, die dem kalten Gürtel der Südseite so nahe wohnen wie die Grönländer dem der Nordseite, so halte ich es für sicher, dass bei ihnen der Nordwind so warm wehen muss wie bei uns der Südwind... Wenn die Sonne auf ihrer schrägen Bahn das südliche Ende durchläuft, haben die im äussersten Süden Wohnenden Sommer und lange Sonnenbahn; wir aber haben dann Winter und kurze Sonnenbahn. Wenn aber die Sonne ihre nördlichste Strecke durchläuft, haben wir reichlich Sonne und jene kalten Winter".

Dass die Erde „rund ist wie ein Ball", ist hier nicht die zumeist auffällige Erkenntnis. Ähnliches war auch im streng bibelgläubigen Mittelalter trotz der gegenteiligen Lehre der Kirche bereits mehrfach behauptet worden, so z.B. schon von Beda Venerabilis [1]) und sogar dem Domherrn Adam von Bremen [2]). Gerade in der Zeit, da der „Königsspiegel" entstand, war allerdings das Bekenntnis, die Erde müsse kugelförmig sein, nicht ungefährlich. Liess doch die Kirche 1316 Petrus von Abano und 1327 in Florenz Cecco d'Ascoli als Ketzer den Scheiterhaufen besteigen, weil sie gelehrt hatten, die Erde sei eine Kugel [3])! — Viel grossartiger als diese verfemte Lehre ist aber des „Königsspiegels" klares Wissen, dass auf der südlichen und der nördlichen Halbkugel der Erde genau die gleichen klimatischen Zonen aufeinander folgen müssen.

Ähnliche Vorstellungen treffen wir jedoch etwa gleichzeitig oder nur sehr wenig später bei dem grossen deutschen Gelehrten Albert Graf von Bollstädt oder Albertus Magnus an, der einmal schreibt [4]):

„Die gesamte heisse Zone ist bewohnbar, und es ist ein abgeschmackter Wahn des Volkes, dass diejenigen, deren Füsse uns zugekehrt sind, notwendig fallen müssen. Auf der andren Seite des Aequators wiederholen sich die gleichen Klimate in der unteren Erdhalbkugel".

---

1) Beda Venerabilis: Historia ecclesiastica gentis Anglorum, ed. Holder, Freiburg-Tübingen 1882, c. 46.
2) Adam von Bremen: Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum, ... 37.
3) Konrad Kretschmer: Die Entdeckung Amerikas, Berlin 1892, 132, Anm. 4.
4) Oscar Brenner, Speculum regale, München 1881, 57.

Gerade als Gegenstück zu obiger Lügengeschichte des Villaut de Bellefonds, der auf Grund des erdkundlichen Wissens des 17. Jhds. ad majorem gloriam Franciae eine Fabel erfand und seinen Landsleuten aus dem 14. Jhd. anachronistische Kenntnisse ohne jede historische Unterlage andichtete, wirken diese Zeugnisse germanischer Geistesarbeit aus dem 13. Jhd. in ihrer Anspruchslosigkeit und Grösse doppelt stark. Praktische Folgerungen sind aus dem Textinhalt — leider — nie gezogen worden, da jene genialen Literaturstellen den Trägern des eigentlichen „Entdeckungszeitalters" unbekannt blieben und früher kaum jemals beachtet worden zu sein scheinen.

152. ANGEBLICHE ENTDECKUNG DER AZOREN DURCH EINEN GRIECHEN

(um 1370)

Antonio Cordeyro: Istoria insulana, Madrid 1717, 127:

Manche haben behauptet, dass ums Jahr 1370 n. Chr. Geb., 70 Jahre vor der Entdeckung der Insel Sao Miguel durch die Portugiesen, ein Grieche sie aufgefunden habe, der in Cadiz in einen Sturm geriet und, von ihm verschlagen, an jene Insel geriet. Als er sie entdeckt hatte, habe er sie besiedeln und für sich erbitten wollen; hierfür habe er Versuche auf ihr angestellt. Er sei dann zurückgekommen und habe viel Vieh nach ihr hinübergebracht; aber das ganze Vieh sei dort sofort eingegangen. Deshalb habe er darauf verzichtet, sie für sich zu erbitten und sie zu besiedeln, und sie sei unbekannt wie zuvor geblieben. Als Grund ihrer Behauptungen führen sie an, man habe dort, wo heute das Städtchen Alagoa liegt, später bei der Entdeckung viele Viehskelette gefunden, zumal von Hammeln, und es sei jener Ort deshalb der Hafen der Hammel genannt worden. Dies ist aber (nach Fructuoso, Bd. 4, Kap. 1) eine reine Fabel. Ich glaube, dass diese aufgekommen ist, weil Prinz Heinrich nach der Entdeckung der Insel Sta. Maria viele Stuten entsandte, die dorthin gebracht werden sollten. Das schon nahe an die beiden Inseln herangefahrene Schiff wurde von einem Sturm erfasst, und die Schiffer warfen, um sich zu retten, die Stuten über Bord. Deshalb nennt man ein Tal am dortigen Meer das Tal der Stuten, weil das Meer deren Gerippe an den zunächst gelegenen Teil der Insel Sao Miguel auswarf. Dies könnte die Grundlage der oben berichteten Fabel sein.

Von einem der bekanntesten portugiesischen Geschichtsschreiber des 18. Jhds., Cordeyro, ist die Behauptung überliefert worden, dass ein mit Namen nicht genannter Grieche ums Jahr 1370, vom Sturmwind verschlagen, die Azoreninsel São Miguel als Erster entdeckt habe. Unter

dem „Griechen" könnte, der alten Ausdrucksweise gemäss, auch ein Byzantiner zu verstehen sein. Im einen wie im anderen Fall mutet die Nachricht jedoch durchaus unglaubhaft an, denn es ist sonst keine Tatsache bekannt, die uns Griechen oder Byzantiner als Seefahrer auf dem offenen Atlantischen Ozean vor Augen führt. Da der einzige Gewährsmann, der des vorgeblichen Ereignisses Erwähnung tut, eben Cordeyro, die von ihm mitgeteilte Geschichte selber als eine vermutliche Fabel bezeichnet (este poderia fer o fundamento da fabula), so kann nicht der geringste Wert darauf gelegt werden, und wir dürfen diese vorgebliche Entdeckungstat eines Griechen getrost als geschichtliches Ereignis ebenso streichen wie die im vorigen Kapitel behandelten französischen Seefahrten.

153. DIE FABEL VON DER FRISLANDA-FAHRT DER BRÜDER ZENO

(um 1390)

Auszug [1]) aus dem sogenannten *Zeno-Buch*: Dei commentarii del Viaggio in Persia di M. Caterino Zeno... et dello scoprimento delle Isole Frislanda, Estlanda, Engronelanda, Estotilanda e Icaria, fatto sotto il Polo Arctico, da due fratelli Zeni, M. Nicolo e M. Antonio, Venedig 1558:

Im Jahre 1380 [2]) lebte in Venedig ein Ritter Nicolo Zeno, ein hochangesehener Mann. Um Ruhm und Ehre zu erwerben, liess er ein Schiff bauen und ausrüsten, segelte durch die Gibraltarstrasse und steuerte dann stets nach Norden, um England und Flandern aufzusuchen... (Sturmverschlagung, Schiffbruch an der Insel „Frislanda". Zeno tritt in den Dienst des dortigen „Fürsten" Zichnmi und veranlasst seinen noch in Venedig weilenden Bruder Antonio brieflich, ebenfalls nach Frislanda zu kommen. Beide nehmen an Eroberungszügen Zichnmi's teil. Nicolo kommt dabei auch nach Grönland, findet dort ein Mönchskloster, das sehr eingehend beschrieben wird)...

Wenig an die in Engroneland herrschende strenge Kälte gewöhnt, erkrankte Nicolo Zeno und starb bald, nachdem er nach Frislanda zurückgekehrt war. Sein Bruder Antonio, der seine Reichtümer und Ehren erbte, vermochte trotz aller Bitten die Erlaubnis zur Rückkehr in seine Heimat nicht zu erhalten, denn Zichnmi hatte beschlossen, ihn noch länger in seinen Diensten zu halten und ihn mit einigen Schiffen in den Westen zu senden, wo 26 Jahre zuvor 4 vom Sturm verschlagene Fischerkähne auf einer Insel gelandet waren. Diese Insel wurde Estotiland genannt und sollte mehr als 1000 Meilen westlich von Frislanda liegen... (Ausführliche

1) Es wird hier nur ein ganz knapper Auszug zur Orientierung geboten, da es sich um ein apokryphes, nur kulturhistorisch interessantes Werk handelt. Das gesamte Buch in englischer Übersetzung ist von Major als Band 50 der Publikationen der Hakluyt Society veröffentlicht worden (London 1873). Eine vollständige deutsche Übersetzung bietet Ad. Erik v. Nordenskjöld: Studien und Forschungen, Leipzig 1885, 6; eine weitere findet sich bei Rudolf Cronau: Amerika, Leipzig 1892, I 150.

2) Diese Jahresangabe kann nur auf das Leben in Venedig, nicht auf die Reise bezogen werden. Es ist dokumentarisch nachgewiesen, dass Nicolo Zeno 1388 in Italien weilte (vgl. S. 397).

Schilderung der Erlebnisse, welche die Fischer dort angeblich gehabt hatten. Sie sollten von da in ein noch weiter südliches und von Menschenfressern(!) bewohntes Land gekommen sein, die 3 Fischer auffrassen, den vierten aber leben liessen, weil er ihnen die Kunst beibrachte, Fische zu fangen. 13-jähriger Aufenthalt des Fischers unter den Wilden, die ganz deutlich als Indianer beschrieben werden)...

Nach langer Gefangenschaft gelang es dem Fischer, durch Wälder nach dem Lande Drogio zu fliehen, das er nach vielen Mühen und Gefahren erreichte. Dort nahm er später an den Handelsfahrten mehrerer von Estotilanda gekommenen Schiffe als Dolmetscher teil und wurde so wohlhabend, dass er sich selber ein Schiff bauen und es ausrüsten konnte. Mit ihm kehrte er nach 26jähriger Abwesenheit nach Frislanda zurück, wo er dem Fürsten Zichnmi seine Erlebnisse berichtete. Durch diese Mitteilungen zu neuen Eroberungen angeregt, beschloss Zichnmi, sich alle jene Länder zu unterwerfen... (Abreise einer Flotte, Sturm, Auffindung der Insel „Icaria" und Besuch von Vogelinseln, deren Eier die ganze Mannschaft sättigen. Dann weitere Abenteuer und Rückkehr nach Frislanda unter Zenos Befehl)...

Antonio Zeno schrieb nach Venedig, dass er über die von ihm besuchten Länder, über die Sitten der dortigen Menschen und die Tierwelt ein eigenes Buch verfasst habe.

Abgesehen von Plato's Atlantis-Fabel und vielleicht noch Pytheas' Thule-Erzählung hat vielleicht keine andere Literatur-Überlieferung mit geographischem Hintergrund so viele wissenschaftliche Diskussionen und immer neue Auslegungen zur Folge gehabt wie das „Zeno-Buch", das 1558 in Venedig veröffentlicht wurde und worin eine höchst absonderliche Lebensgeschichte zweier Venezianer mitgeteilt wurde, die sich um 1400 im Bereich des Atlantischen Ozeans abgespielt haben soll. Der Inhalt ist oben in allerknappster Form wiedergegeben. Der Überlebende der beiden Brüder Antonio Zeno soll angeblich schliesslich von „Frislanda" nach Venedig i. J. 1405 zurückgekehrt, aber bereits im Jahre darauf verstorben sein. Das von ihm verfasste „Buch", das seine Erlebnisse schilderte, sollte in seinem Hause erhalten geblieben, aber in Vergessenheit geraten sein. Ein Nachkomme, Nicolo Zeno, will die Papiere als Knabe gefunden und zerrissen

haben. Erst als reifer Mann erkannte er den Wert der Handschrift, fügte sie wieder zusammen und liess sie 1558 im Druck erscheinen. — Dies ist die vorgebliche, sehr merkwürdige Vorgeschichte des „Zeno-Buches".

Fast vom ersten Jahre des Erscheinens an ist der erstaunliche Inhalt in bezug auf seine Glaubwürdigkeit immer aufs neue erörtert worden. Gleich einer der ersten Beurteiler, der grosse Mercator, äusserte gelinde Zweifel an der ganzen Geschichte, obwohl er mancherlei Angaben daraus in seinem eigenen Werk wiedergab und sogar eine Karte der vorgeblichen Insel Frislant mit vielen Einzelheiten darin aufnahm [1]). Selbst Georg Horn, der 1652 in seinem Werk über Amerikas Vorgeschichte ganz tolle Fabeln über zahlreiche vorcolumbische, angebliche Erreichungen Amerikas bereits seit der Zeit der Phönizier vorgetragen hat, war gegenüber der Zeno-Reise recht skeptisch und äusserte [2]):

> „Es gibt weder auf dem Ozean noch dem Festland ein Aussehen der Länder, wie es dem Bericht des Zeno entspricht".

Zahlreiche andere Forscher haben starke Skepsis an den Tag gelegt, so de Laët (1643), Stüven (1714), Charlevoix (1744), Irving (1828), Peschel (1858), Jos. Fischer (1902) u.a., in besonders ausführlicher Darstellung der Engländer Lucas [3]), der gleichzeitig eine vortreffliche, wenn auch nicht ganz lückenlose Bibliographie aller bis zum Ende des 19. Jhds. über den Gegenstand verfassten Abhandlungen geliefert hat [4]). Eine vielleicht noch grössere Zahl von namhaften Gelehrten aber ist für die Glaubwürdigkeit der Zeno-Erzählung eingetreten; unter ihnen finden sich so stolze Namen wie Humboldt [5]), Lelewel [6]), Major [7]), Nordenskjöld [8]) u. a. Andererseits behauptete der Däne Zahrtmann bereits 1833, dem Zeno-Buch gehe jede echte Kenntnis nordischer Verhältnisse und Zustände ab [9]). Die Waage des Für und Wider stand noch bis in die neueste Zeit hinein etwa gleich. Es kann jedoch heute kein Zweifel mehr bestehen, dass das Zeno-Buch im ganzen Umfang nichts anderes ist als ein „Roman" [10]) oder, schärfer aus-

1) Gerhard Mercator: Atlas minor, Amsterdam 1609, 24 ff.

2) Georg Horn: De originibus Americanis, Haag 1652, 156.

3) Fred W. Lucas: The Annals of the voyages of the brothers Nicolo and Antonio Zeno in the North Atlantic Ocean, London 1898.

4) Eine weitere derartige Bibliographie, die bereits 69 Werke zur Zeno-Frage aufzählte, hatte schon 1881 der Amerikaner Paul Barron Watson geliefert (Bibliography of the Pre-Columbian discoveries of America, im Library Journal VI, No. 8, Boston 1881). Sie ist ergänzt worden durch Ad. Erik v. Nordenskjöld: Studien und Forschungen, Leipzig 1885, 4, Anm.

5) Alexander v. Humboldt: Examen critique, Paris 1836.

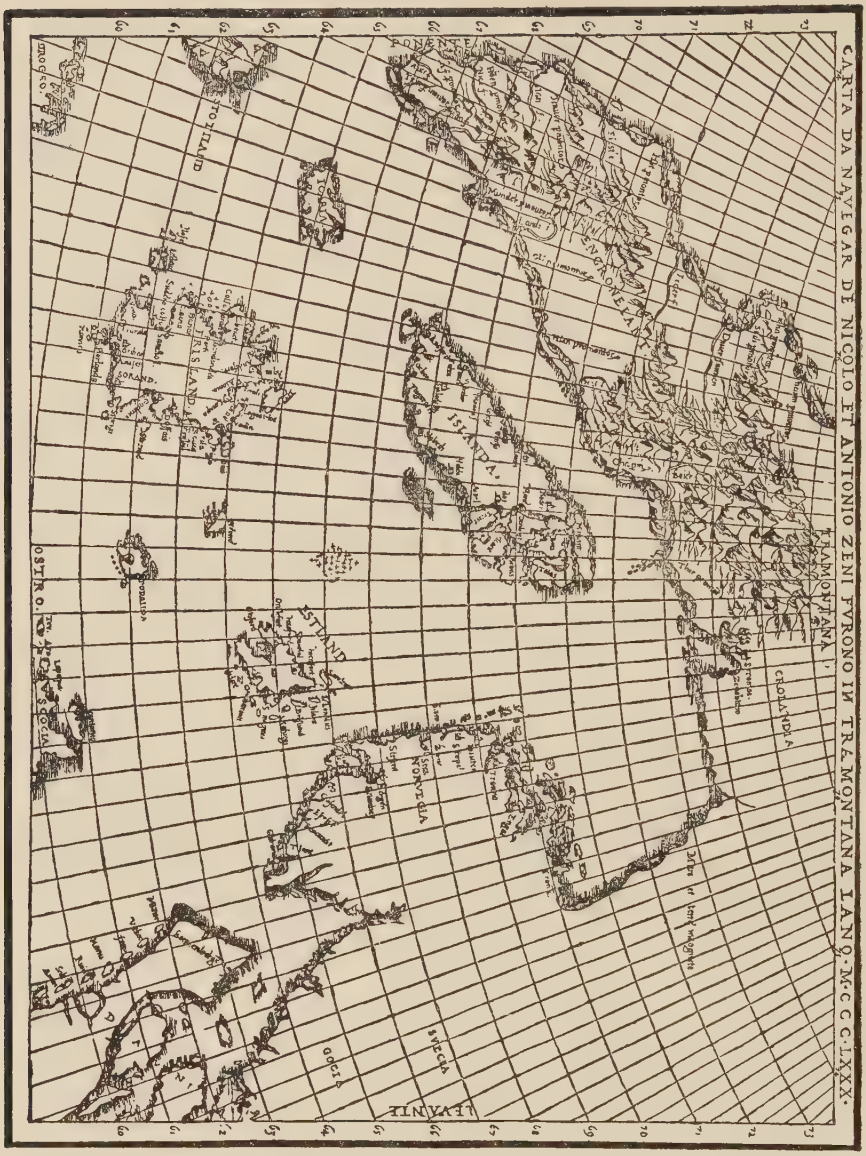
6) Joachim Lelewel: Géographie du moyen-âge, Brüssel 1852—1857, III 87 ff.

7) R. H. Major: The voyages of the Venetian brothers Nicolo and Antonio Zeno, in Publications of the Hakluyt Society, vol. 50, London 1873.

8) Adolf Erik von Nordenskjöld: Om Bröderna Zenos resor och de äldsta kartor äfer norden, in Studier och forskningar föranledda af mina resor i höga norden, Stockholm 1884.

9) C. C. Zahrtmann: Om Zeniernes Reiser, in Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed, Kopenhagen 1833, II 9.

10) Josef Fischer: Die Entdeckungen der Normannen in Nordamerika, Freiburg 1902, 38.



Karte aus dem Zeno-Buch

gedrückt, eine literarische Fälschung, die in der Absicht begangen wurde, den Ruhm der ersten Entdeckung Amerikas den Genuesen zu entreissen und den Venezianern zuzuschanzen.

Die Hauptheldeu des Romans, Nicolo und Antonio Zeno, sind zusammen

mit einem dritten Bruder Carlo, historisch nachweisbare Persönlichkeiten. 1385 beteiligt sich Nicolo an der Fahrt des venezianischen Staatsschiffs in flandrische Häfen, die zu Handelszwecken alljährlich von 1317 bis 1533 unternommen wurde. Offenbar ist diese Fahrt von 1385 der Anlass zu der ganzen Fabel geworden. Sie scheint zwar durchaus programmässig verlaufen zu sein, und in den venezianischen Archiven ist nichts gemeldet, was sie als besonders abenteuerlich erscheinen lassen könnte. Auch ist dokumentarisch erwiesen, dass Nicolo Zeno schon 3 Jahre später, im November 1388, wieder in Italien weilte [1]). Dennoch kann allein jene Flandern-Fahrt von 1385 als dürftiger historischer Kern des Zeno-Buches in Anspruch genommen werden. Sonst ist in den zeitgenössischen Dokumenten nichts zu finden, was auf eine längere Abwesenheit eines der genannten drei Brüder Zeno von seiner Vaterstadt schliessen lässt.

Andererseits ist nicht zu verkennen, dass das Zeno-Buch eine ausgezeichnete Kenntnis gewisser erdkundlicher Dinge wie auch der nordamerikanischen Indianer an den Tag legt, eine Kenntnis, die für die Zeit um 1558 bemerkenswert gross ist und nicht zumindest dazu beigetragen hat, dass die Echtheit des Werkes immer wieder anerkannt wurde. Die merkwürdigen Namen des Buches sind zum grösseren Teile unschwer auf wirkliche geographische Bezeichnungen zurückzuführen. So ist Frislanda früher meist auf die Färöer gedeutet worden [2]) (Fär-Islanda = Frislanda), schon vor 2½ Jahrhunderten vom ersten Vinland-Forscher Torfaeus [3]), während man neuerdings darin lieber Island selbst erblickt, wie noch zu zeigen sein wird. Estlanda ist entstellt aus Shetland, Engroneland ist Grönland [4]). Vom „Fürsten Zichnmi" weiss keine Chronik der Länder und Inseln des Atlantischen Ozeans, die für die Zeit um 1400 doch in reicher Fülle vorhanden sind, das Geringste zu melden. Der unmögliche Name Zichnmi ist höchst wahrscheinlich korrumpiert aus dem Namen eines der bekannten Vitalienbrüder und Genossen Klaus Störtebekers, Wichmann, der zwischen 1388 und 1401 als Seeräuber die westeuropäischen Küsten empfindlich heimsuchte und schliesslich zusammen mit Störtebeker und zahlreichen anderen Vitalienbrüdern in Hamburg enthauptet wurde (10. Juli 1402). Da der Italiener kein W kennt, mag der Name Wichmann zu Zichnmi entstellt worden sein. Allerdings weiss die Geschichte nichts davon, dass dieser Wichmann je zu den Shetlands, nach den Färöern oder gar noch weiter nach dem Westen gelangt ist. Von „Reichen" und „Fürsten" im Bereich der nordatlantischen Inseln ist aber, selbst wenn man in dem „Fürsten" lediglich einen Seeräuberhäuptling zu sehen bereit ist, um 1400 keine Andeutung zu entdecken.

1) P. Zurla: Dissertatione intorno ai viaggi e scoperte settentrionali de Nicolo ed Antonio Fratelli Zeni, Venedig 1808, 42.

2) Grønlands Historiske Mindesmaerker I (1838), 145.

3) Thormod Torfaeus: Historia Vinlandiae antiquae, Kopenhagen 1705, 145.

4) Nach Storm (Ymer XI, 35 f.) hat Claudius Clavus diesen Namen in der Form Engromelandi im 15. Jhd. ursprünglich für die schwedische Landschaft Angermanland gebraucht, von wo er dann west- und nordwärts wanderte. Auf der ergänzten Ptolemäus-Karte von 1482 führt ein nördlich von Norwegen liegendes Phantasieland den Namen, ebenso auf der Skandinavien-Karte des Benedetto Bordone von 1547 und anderswo.

Trotz dieser historischen Schwierigkeit musste es auffallen, wie ausgezeichnete Kunde das Zeno-Buch nicht nur von den nordamerikanischen Indianern, sondern vor allem auch von Grönland hatte.

Nach der i. J. 1558 erfolgten Publikation des Zeno-Buchs haben nicht nur verschiedene italienische Ptolemäus-Karten, sondern selbst des kritisch eingestellten Mercator Karte von 1569 ihre Darstellung des atlantischen Nordens durchaus nach dem Vorbild der Zeno-Karte gestaltet [1]). Als der Engländer Frobisher auf seinen drei Expeditionen (1576—1578) auch Grönland aufsuchte, hatte er die Zeno-Karte bei sich und erklärte ausdrücklich, diese habe ihm treffliche Dienste geleistet und sich als voll verlässlich erwiesen [2]). Nicht zumindest dieser Umstand hat auch mich selbst veranlasst, noch 1925 für die wahrscheinliche Echtheit des Zeno-Buches einzutreten [3]); später habe ich diese Stellungnahme jedoch als irrig widerrufen [4]) und demgemäss auch in einer späteren holländischen Übersetzung meines genannten Werkes [5]) das Zeno-Buch als eine unstreitige Fälschung bezeichnet.

Nach den kritischen Forschungen, die vor allem der 1933 verstorbene Kölner Bibliotheksrat Heinrich Erkes anstellte, ohne dass er darüber eine zusammenhängende Untersuchung publiziert hat, lässt sich der apokryphe Charakter des Zeno-Buches in zwingender Weise belegen. Der jüngere Zeno, der ein recht wohlhabender Mann gewesen sein muss, scheint sich allerlei seltene, auch nordische Publikationen, die in Italien unbekannt waren, zusammengekauft und mit ihrer Hilfe seine zweifellos sehr geschickte literarische Fälschung sowie seine auf den ersten Blick überraschend sorgfältige Karte kompiliert zu haben. Jedenfalls lässt sich heute erweisen, dass a l l e seine höchlichst überraschenden Kenntnisse bereits vor 1558 irgendwo veröffentlicht waren und daher „zusammengelesen" werden konnten. Dass das Zeno-Buch eine ebenso raffinierte wie gewissenlose Fälschung ist, beweisen folgende Tatsachen unzweideutig:

1. Ganze Abschnitte des Zeno-Buches, das angeblich um 1405 verfasst wurde und dann von 1406 bis 1558 Niemandem zu Gesicht gekommen war, entstammen nahezu wortgetreu dem Werke des Petrus Martyr „De nuper repertis insulis", das erst 1521 veröffentlicht wurde. Andere Stellen und auch Bilder sind, wie schon Lucas betonte [6]), aus dem unmittelbar vor dem Zeno-Buch publizierten grossen Werke des Olaus Magnus über die Völker des Nordens entnommen, während die erstaunliche Beschreibung eines von Nicolo Zeno auf Grönland angeblich angetroffenen Dominikanerklosters, in dem die Wohnräume und die Kirche sich einer Warmwasserheizung erfreuten, einer anonymen „Beschreibung Norwegens und Islands"

1) Sophus Ruge: Die Entwicklung der Kartographie von Amerika bis 1570, Ergänzungsheft 106 zu Petermanns Mitteilungen, Gotha 1892, 2.

2) George Best in Richard Hakluyt's Voyages, navigations and discoveries, London 1600, III 62. — Hierbei muss jedoch beachtet werden, dass Frobisher nach dem autoritativen Urteil Hans Egede's allerlei Märchen über seine Grönland-Fahrt von 1577 berichtet haben soll (a.a.O., 53).

3) R. Hennig: Von rätselhaften Ländern, München 1925, 285 ff.

4) Petermanns Mitteilungen 1928, 286.

5) R. Hennig-R. Blijstra: Raadselachtige Landen, Amsterdam 1932, 243 ff.

6) Lucas, a.a.O., 74 f.

über ein Kloster in Nord-Norwegen entlehnt ist, wie Storm unter ausdrücklichem Hinweis auf die Verdächtigkeit dieses Umstandes erkannt hat [1]).

2. Der Name „Frislanda" ist ein erst seit 1500 aufgekommener Schreibfehler für Island und z. T. auch die Färöer. Schon Edrisi spricht um 1150 von einer Insel Reslanda nördlich von Schottland [2]), die wahrscheinlich mit Island zu identifizieren ist. Bei Fra Mauro erscheint 1457/8 Island unter dem Namen Ixilanda, auf einem katalanischen Atlas bald darauf als Frixlanda, auf einem Portolan von 1508 als Fislanda, auf einer von Schmeller[3]) beschriebenen Seekarte derselben Zeit, die sich auf der Münchener Staatsbibliothek als Cod. iconogr. 135 befindet, als Fixlanda, 1553 bei Pinnes auch als Fixlanda, selbst noch auf der Karte des Sigurd Stefansson von 1570 als Frisland, auf dem Apian'schen Erdglobus von 1576 als Frislant [4]) usw. So hat ein italienischer Kopist auch den Namen Frislanda geschaffen, dessen sich der jüngere Zeno bemächtigte, um darum seine Fabel zu dichten: wir finden die Namensform auf der de la Cosa-Karte von 1500 erstmalig für Island verwendet. Ob der Name der Färöer in diese Namengebung hineingespielt hat, sei dahingestellt.

3. Noch tollere Namenbildungen hat sich der jüngere Zeno auf Grund von Fehllesungen in älteren Karten, insbesondere auf solchen des Olaus Magnus von 1539 und 1548, verschiedentlich sonst geleistet. Erkes teilte mir hierüber brieflich am 16. Juli 1927 Folgendes mit:

> „Nordische, in Buchstaben geschriebene Zahlen wurden für Eigennamen gehalten. Adjektiva, z. B. guter Hafen, wurde zu selbständigem Substantiv. Die Eisschollen in der Magnus-Karte von 1539 wurden zu Inseln, das durch Zeichen angedeutete Walfisch-Ambra zu Klippen. R'vk bedeutet Reykjavik. In der Olaus Magnus-Karte 1539 wurde v zu o verdruckt: R'ok; hieraus machte Zeno „Rok" — Die Flogascer finden sich auf der Magnus-Karte ebenfalls als Foglasker (isl. Fuglasker) 1539. — Das Eiervorkommen ist ebenfalls in Olaus Magnus 1555 beschrieben. Kajaks sind schon 1515 beschrieben; Ziegler erwähnt sie 1536, Magnus 1539 und 1555... Estotiland findet sich in zwei vorzenonischen Karten als Legende, nicht als Land: esto Tiland (diese Insel „soll Tile, Thule sein"), woraus Zeno sich ein Land zusammenbraute."

4. Die Namen Drogio und Icaria sind überhaupt nicht zu identifizieren und dürften reine Phantasieprodukte sein. Dies geht auch hervor aus Zeno's Behauptung, die der Leichtgläubigkeit zu viel zumutet, dass die Könige von Icaria den Titel Icari führten und vom ersten König Icarus abstammten, der ein Sohn des „schottischen Königs" Dädalus gewesen sei!! Weiter behauptet Zeno, ein von seinem Vorfahren auf Grönland angetroffenes

---

1) Gustav Storm: Nye Efterretninger om det gamle Grønland, in Historisk Tidsskrift, ser. 3, Bd. II (Christiania 1892), 406. — Vgl. auch Storm: Om Zeniernes Reiser, in Norske geografisk selskabs årbog, Christiania 1891.

2) Edrisi-Ausgabe von Jaubert, Paris 1840, II 426.

3) Abhandlungen der I. Kl. der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. IV, Abt. I, 257.

4) Ebendort, 263.

Kloster [1]) habe den Namen Zenobium(!) geführt, der offenbar der Verherrlichung des eigenen Namens dienen sollte.

5. Den vielleicht gröbsten Fehler der Zeno-Karte, die Auffassung, dass Grönland eine riesige Halbinsel sei, die der nordeuropäischen Kontinentalmasse entspringt, darf man dem Verfasser nicht als schweren Fehler ankreiden, denn diese Vorstellung herrschte, wie an anderer Stelle gezeigt wird (Kap. 188, Bd. IV), lange Zeit hindurch allgemein. Nach Weinholds Untersuchungen [2]) ist die Vorstellung, dass Grönland mit Europa zusammenhänge, zuerst von dem isländischen Bischof Nicolaus von Thingeyrar (± 1158) aufgebracht worden, etwa zusammen mit dem Glauben, dass das Weisse Meer seiner mannigfachen Ungetüme wegen als Zaubermeer angesehen wurde.

Als 1558 das Zeno-Buch erschien, hätte man immerhin den Irrtum schon erkennen können, denn durch v. Herberstein's Forschungstätigkeit wurde etwa seit 1549 bekannt, dass jene Vorstellung unhaltbar war. Es ist daher lehrreich, dass schon unmittelbar nach der Publikation der Zeno-Karte die Karten von Ruscelli (1561) und Moletius (1562), obwohl sie sich sonst ganz eng an Zenos Karte anlehnten, dennoch die Halbinsel-Natur Grönlands nicht übernahmen, sondern eine zwischen Grönland und Nordeuropa dahinflutende Meeresfläche einzeichneten [3]). Trotzdem blieb der Irrtum noch viel länger lebendig.

6. Ein geradezu grotesker Hereinfall ist dem Verfasser des Zeno-Buches mit den ganz erstaunlich zahlreichen Ortsbezeichnungen widerfahren, die er auf Grönland anbringen zu können vorgab. Er hat diese nämlich zweifellos zumeist der zwischen 1424 und 1427 entstandenen Claudius Clavus-Karte entlehnt. Über diese Karte des Dänen Claudius Clavus (Claudius Claussøn Swart) ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Sie entstand wahrscheinlich infolge einer Anregung durch den Dänenkönig Erich den Pommern [4]) (1412—1439) auf Verlangen des Kardinals Fillastre in Italien. An sich war sie ein sehr verdienstliches Werk, wie von keiner Seite bestritten wird. Claudius Clavus hielt sich 1423/4 in Rom auf, denn er hatte damals nur auf italienischem Boden Gelegenheit, Ptolemäus-Karten zu studieren, die er nun für den hohen Norden in einer an sich trefflichen Weise ergänzte. Clavus' Karten sind die Quelle für eine ganze Anzahl anderer wichtiger Karten geworden, die Nancy-Karte, die Karte des Schlosses Wolfegg, die Warschauer Karten in der Zamoisky'schen Majoratsbibliothek, die Karten des Nicolaus Germanus, des Irenicus (Friedlieb), des

---

1) In Grönlands Blütezeit gab es daselbst ein Augustinerkloster sowie ein Frauenkloster des Benediktinerordens (Maurer, in der „Zweiten Deutschen Nordpolarfahrt 1869—70", Leipzig 1874, 217), dagegen nie ein Dominikanerkloster, wie Zeno behauptet.

2) Karl Weinhold: Die Polargegenden Europas nach den Vorstellungen des deutschen Mittelalters, in den Abhandlungen der K. u. K. Akademie der Wissenschaften zu Wien, Phil.-hist. Kl., 1871, 806.

3) v. Nordenskjöld, a.a.O., 24, Anm.

4) Franciscus Irenicus: Totius Germaniae descriptio pulcherrima, Frankfurt 1570, schreibt im Kap. 21 hierüber: „id autem, quicquid est, Claudio Nigro debetur, qui, precibus regis Danorum impulsus, totius Daniae descriptionem sibi desumpsit".

Schöner und auch des Zeno [1]). Diese auf Claudius Clavus zurückgehenden Darstellungen sind ausgezeichnet durch eine „auffallend richtige Darstellung Grönlands" [2]).

Andererseits ist nicht zu verkennen, dass Claudius Clavus mehr bieten wollte, als er geben konnte. Er versichert, er sei selber in Grönland gewesen, und schreibt sogar [3]):

> „Die Halbinsel Grönland hängt im Norden mit einem Lande zusammen, das unzugänglich und des Eises wegen unbekannt ist. Es kommen aber heidnische Karelier, w i e i c h g e s e h e n h a b e (!), täglich in grosser Menge (cum copioso exercitu) nach Grönland, und zwar ohne Zweifel von der anderen Seite des Nordpols".

Obwohl dieser Behauptung sogar von Björnbo [4]) Glauben geschenkt worden ist, k a n n sie keinesfalls der Wahrheit entsprechen. Selbst wenn man das Zugeständnis machen will, dass Clavus die Eskimos irrtümlich für die in Finnland wohnenden Karelier gehalten haben kann, ist die Angabe in mehrfacher Hinsicht denkbar unglaubhaft und mutet für die damalige Zeit, in der sogar die neuen Grönlandbischöfe keine Schiffsgelegenheit finden konnten, um in ihre Diözese zu gelangen (Kap. 157), geradezu als unmöglich an, zumal da Clavus behauptet, er sei an der öden Ostküste bis 70° 10′ n.B. nordwärts vorgedrungen und habe noch bis 72° Land erblicken können.

Vielleicht auf Grund solcher Erwägungen hat der Däne Krarup, um die Glaubwürdigkeit der Zeno-Reise zu retten, den absonderlichen Einfall geäussert [5]), die Fahrt sei überhaupt nicht in den nordwestlichen Ozean und nach Grönland, sondern nach Nordrussland gegangen; Estotiland sei das Bjarmerland usw. Die These ist denkbar unglücklich und ein vereinzelter Einfall geblieben, den Niemand ernst genommen hat. Anders als auf eine Reise nach Grönland usw. kann der Zeno-Bericht keinesfalls gedeutet werden.

Die Ausführbarkeit einer solchen Reise, obwohl auch Josef Fischer sie

---

1) Axel A. Bjørnbo und Carl S. Petersen: Fyenboen Claudius Claussøn Swart, in Kgl. Danske Vidensk. Selskabs Skrifter, 6 R., hist.-fil. Afd. VI, 2, Kopenhagen 1904. — Besprechung dieser Publikation durch Josef Fischer in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, Bd. 172 (1910), 661 ff. — Gustav Storm: Den danske Geograf Claudius Clavus eller Nicolaus Niger, in Ymer (Stockholm) 1889 und 1891. — F. R. v. Wieser: A. E. von Nordenskjölds Facsimile-Atlas, in Petermanns Mitteilungen 1890, 270. — Vgl. hierzu die Studien über die auf Claudius Clavus zurückgehende Nancy-Karte des Kardinals Fillastre von 1427 durch Jean Blau in Mémoires de la société royale des sciences de Nancy 1836 und durch Raymond Thomassy: De Guilleaume Fillastre, considéré comme géographe, im Bulletin de la Société de géographie, 2 sér., t. XVII, Paris 1842, 144 ff., dazu Historical Records and Studies VI, New York 1911, 73 ff. und Jos. Fischer, a.a.O., 60 ff.

2) Josef Fischer in Gött. Gel. Anz., a.a.O., 663.

3) Bjørnbo und Petersen, a.a.O., Kopenhagen 1904, 179.

4) Axel Anton Björnbo: Der Däne Claudius Clausson Swart, der älteste Kartograph des Nordens, Übersetzung von Ellá Lesser, Innsbruck 1909, 172 ff.

5) Frederik Krarup: Zeniernes Reise til Norden, et Tolknings-Forsök, Kopenhagen 1878.

anerkennt und der Zeit zwischen 1425 und 1460 zuweisen will [1]), muss aber für einen Dänen des 15. Jhds., in einer Zeit, da die Grönlandschiffahrt königliches Monopol war und für mehr als 100 Jahre überhaupt nicht ausgeübt worden zu sein scheint (Kap. 157), als beinahe ausgeschlossen bezeichnet werden. Dazu kommt ein weiteres, höchst verdächtiges Moment, durch das des Clavus sonst tüchtige Karte zumindest zu einem etwas schrullenhaften Produkt gestempelt wird.

Clavus hat nämlich, worauf zuerst Dahlgren aufmerksam machte, entstellte dänische Zahlworte zur Bezeichnung grönländischer Flussnamen verwendet. Dies liesse sich zur Not noch verstehen. Aber darüber hinaus hat er sich den recht fragwürdigen „Scherz" geleistet, Worte eines im Dialekt der Insel Fünen (auf der er am 14. September 1388 geboren worden war) verfassten Volksliedes vom „König Spielmann" [2]) als vorgebliche Ortsbezeichnungen Grönlands auf seine Karte einzutragen. Was er damit beabsichtigte, lässt sich nicht ermitteln. Anscheinend sollte der Eindruck einer viel genaueren Ortskenntnis erweckt werden, als er wirklich besass. Es muss doch höchst eigentümlich berühren, wenn wir aus dem nachstehend wiedergegebenen 1ten Vers des genannten Volksliedes alle gesperrt gedruckten Worte als Ortsbezeichnungen in Grönland eingetragen finden:

Thaer boer eeynh manh ij eyn
Groenen-landz aa
ooc spieldebedh mundhe hanyd heyde,
meer hawer han aff nide fillh
een hanh hawer flesk hynth fey dee
Nordh um driwer sandhin naa new.
(Es wohnt ein Mann in einer Grönlands Ache, und
Spjellebod tät er heissen; mehr hat er von dem
lausigen Fell, als er hat Speck, den fetten. Von
Norden treibt es den Sand aufs neue.)

Der Ehrenname „ältester Geograph des Nordens" soll dem Claudius Clavus gewiss nicht genommen werden, wenn er auch auf Grund der Ausführungen auf S. 322 u. 400 über den Verfasser des Königsspiegels berichtigt werden muss. Seine Karte bietet, trotz manchen krausen Wunderlichkeiten, ein für das 15. Jhd. überraschend gutes Kartenbild der nordischen Gegenden. Aber der von Nansen gegen ihn erhobene Vorwurf der „Mystifikation" [3]) ist dennoch schwerlich von ihm abzuwaschen. Die grönländischen Ortsnamen sind zweifellos mehr als nur ein übler Scherz.

Nun sind aber alle diese vorgeblichen Ortsbezeichnungen Grönlands auch in die Zeno-Karte eingetragen worden! Und damit können denn wohl in der Tat die Akten über den Fall Zeno-Frisland für immer geschlossen werden. Das Zeno-Buch von 1558 ist und bleibt durchaus nichts anderes als eine „grossartige Fälschung" [4])!

1) Jos. Fischer, a.a.O., 677 f.
2) Frithjof Nansen: Nebelheim, Leipzig 1911, II 203.
3) Frithjof Nansen: Nebelheim, Leipzig 1911, 202.
4) Ludwig Brinner in den Hansischen Geschichtsblättern 1912, 326.

Die geographische Verwirrung, die durch das Zeno-Buch und die Zeno-Karte in die Vorstellungswelt des 16. Jhds. hineingetragen wurde, hat noch lange nachher ihre Wellen geschlagen. Der Atlantische Ozean, wie ihn Abraham Ortelius 1587 zeichnete, wimmelte nicht nur von anderen Phantasieinseln aller Art, sondern brachte im Nordteil getreulich auch alle die Zeno-Länder: neben Frisland selber, das als besondere Insel südlich von Island erscheint, Drogio, Estotilanda usw. Ebenso tritt uns „Friisland" als eine ansehnliche Insel südlich von Island, zusammen mit der weiteren, durch Zeno erfundenen Insel Icaria, auf einer Antwerpener Karte von 1585 entgegen [1]), und sogar noch 1647 verzeichnet de la Peyrère [2]) Frisland als eine eigne Insel unmittelbar südöstlich von Grönland.

Wir haben hier ein geradezu klassisches Schulbeispiel vor uns für die Leichtfertigkeit, mit der vor einigen Jahrhunderten Karten gezeichnet wurden. Irgendein erkundeter oder erfundener Name genügte, um alsbald in die Seekarten ein neues Land, eine neue Insel und dergleichen eintragen zu lassen. Nur diese merkwürdige Einstellung alter Kartographen hat bewirkt, dass der westliche Ozean ehedem mit einer so ausnehmend grossen Zahl von Phantasieinseln bevölkert wurde. Zeno's Frislanda-Betrug ist heute nach allen Richtungen hin aufgeklärt. Es bedarf keineswegs der Annahme v. Hoff's [3]), dass der Verfasser nur ein „verunstaltetes Abbild der Dichtung von der Atlantis" habe geben wollen. Nicht eine Dichtung liegt vor, sondern ein bewusster Schwindel.

Kürzlich hat zwar der amerikanische Geograph Hobbs einen Aufsatz über die Brüder Nicolò und Antonio Zeno und die von einem ihrer Nachfahren 1558 veröffentlichte Zeno-Karte publiziert, die wieder einmal die Echtheit der in der Zeit um 1400 angeblich auf dem Atlantischen Ozean unternommenen Reisen behauptet und sogar eine Kartenskizze bringt, wie die Reise verlaufen sein soll [4]). Hobbs, der schon einmal, am 28. Januar 1939, einen ziemlich merkwürdigen Vortrag über Atlantis in der Hamburger Universität gehalten hat, hat offenbar die in meinem Werke beigebrachten Beweise übersehen, die wohl kaum einen Zweifel daran lassen können, dass die ganze Zeno-Reise apokryph sein *muss*.

Hobbs' Aufsatz kann eine Entschuldigung für seinen guten Glauben nicht mehr anführen. Ja er macht sich weiterer Willkürlichkeiten schuldig. So behauptet er ohne den geringsten Versuch eines Nachweises, Nicolò Zeno müsse seine Reisen in Spitzbergen begonnen haben [5]). Dies soll geschehen sein 200 Jahre, nachdem die ersten Norweger den Archipel gefunden zu haben scheinen (Kap. 117) und ebenfalls 200 Jahre, bevor der holländische Seefahrer Barents den im übrigen Europa unbekannt gebliebenen hochnordischen Länderkomplex neu entdeckte (1597). Und unter

1) Theatri orbis Terrarum Enchiridion per Philippum Gallaeum et per Hugonem Favolium, Antwerpen 1585.

2) Isaac de la Peyrère: Relation du Groenland, Paris 1647.

3) Karl Adolf v. Hoff: Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche, Gotha 1821, I 178 ff.

4) William Herbert Hobbs: Zeno and the cartography of Greenland, in Imago mundi, 1949, 15 ff.

5) S. 17.

solchen Umständen soll ein Italiener, nach Hobbs' Ansicht, zu der arktischen Insel gekommen sein! Auf was für einem Schiff und zu was für einem Zweck soll er wohl eine solche für das Mittelalter unmögliche Reise unternommen haben? Hobbs erklärt, abermals ohne jede Unterlage, Zeno müsse von Spitzbergen zunächst in nordnordwestlicher (!) Richtung weitergefahren sein, sei dann länges der Eisgrenze in vorwiegend südwestlicher Richtung zur Gael Hamke Bai in östlichen Grönland gefahren, wo er eine Eskimo-Siedlung, ein katholisches Kloster, einen tätigen Vulkan und heisse Quellen vorfand, mit denen die Häuser und die Kirche geheizt wurden. Von Ostgrönland soll Zeno dann nach Island gefahren sein, dass er nach Hobbs' Ansicht Frislanda nannte. Der Bruder Antonio Zeno soll dann nach Island gekommen sein und von dort weitere Exkursionen unternommen haben, die ihn weit nördlich in die Davisstrasse hinauf und ausserdem nach Neuschottland in Nordamerika und auch wieder zurückgeführt haben sollen.

Es hat m.E. keinen Zweck, alle diese Hypothesen weiter zu erörtern oder kritisch zu untersuchen. So lange es recht zweifelhaft ist, ob die vom Zeno-Buch behauptete Reise überhaupt je stattgefunden hat, ist es natürlich sinnlos, sie im einzelnen auszudeuten. Ich behaupte, die Glaubwürdigkeit des ganzen Buches ist so schwer erschüttert und die Wahrscheinlichkeit einer aus verschiedenen Quellen zusammengelesenen Fälschung so gross, dass alle geographischen Erklärungen in der Luft hängen. Dazu ist der Ansatz von Hobbs, die Fahrt müsse ausgerechnet in Spitzbergen begonnen haben, so willkürlich und denkbar unwahrscheinlich, dass auch alle folgenden Lokalisierungen auf reiner Phantasie beruhen dürften. Im übrigen ist gerade das östliche Grönland, in dem die oben aufgezählten Siedlungen, Häuser, Kirchen, Vulkane, Heissquellen u.s.w. angetroffen worden sein sollen, noch heute derart mangelhaft bewohnt und war zudem bei den Normannen als das Gebiet der „Einöden" verrufen, dass jene Kulturspuren daselbst um 1400 als Unmöglichkeit zu bezeichnen sind. Auf die Auslegung der Tatsachen durch Hobbs trifft genau dasselbe zu, was Nansen vom Zeno-Buch sagt: sie sind eine unbewusst begangene „grossartige Fälschung" [1]). Recht behalten hat bis heute immer noch der alte Georg Horn, der schon vor 300 Jahren ganz offen aussprach [2]):

> „Es gibt weder auf dem Ozean noch auf dem Festland ein Aussehen der Länder, wie es dem Bericht des Zeno entspricht".

Das Zeno-Buch scheint erfunden worden zu sein, um die Entdeckung Amerikas, die bei dieser Gelegenheit geglückt sein soll, von Columbus auf die Namen von Venezianern zu übertragen. Der jüngere Nicolò Zeno hat sorgsam alle Nachrichten, die vor 1558 über den hohen Norden bekannt geworden waren, gesammelt und in einer Kompilation bekannt gegeben. Für seine an sich gute Karte von Grönland, die Frobisher 1577 benutzt und als richtig erkannt haben will, hat er in der Hauptsache die gute Karte des Dänen Claudius Clavus benutzt. Diese Karte war an sich gewiss ein ver-

1) Nansen, a.a.O., II 202.
2) Georg Horn: De originibus Americanis, Haag 1652, 156.

dienstliches Werk, wenn sie auch geraume Zeit hindurch beträchtlich überschätzt worden ist. Nicht zu Unrecht rühmten Björnbo und Petersen den Claudius Clavus und stellten fest, er habe das ptolemäische Weltbild um 7 Breitengrade nach Norden erweitert [1]). Die Fahrt eines noch jugendlichen dänischen Kartenzeichners nach Grönland, sein längerer Aufenthalt daselbst und dazu seine Rückreise könnten sich kaum unbemerkt damals abgespielt haben. Dazu kommt der wunderliche und in seinen Absichten nicht zu durchschauende Einfall des Claudius Clavus, etwa 20 angebliche Fluss- und Ortsnamen, die er in seine Grönland-Karte eingetragen hat, dem dänischen Volkslied seiner Geburtsinsel Fünen zu entlehnen. Anscheinend wollte er damit seine gründliche Kenntnis Grönlands beweisen. Da die dänischen Worte in anderen Ländern kaum bekannt sein konnten, hatte er eine Entdeckung seines Betrugs kaum zu befürchten. Tatsächlich hat diesen ja sogar der Nordamerikaner Hobbs noch in unseren Tagen nicht einmal bemerkt. Bjørnbo und Petersen haben diese verdächtige Tatsache schon im Anfang unseres Jahrhunderts nachgewiesen [2]), und der Kölner Gelehrte Heinrich Erkes hat im übrigen gezeigt, dass diese Mystifikation dem Zeno-Buch in ganzen Umfang zur Last zu legen ist. Weitere Teile dieses Zeno-Buchs sind, z.T. wörtlich, aus dem 1521 erschienenen Werk des Petrus Martyr „De nuper repertis insulis" und dem grossen Werk des Olaus Magnus „Historia de gentibus septentrionalibus", das 1555 in Rom erschien, entlehnt worden, doch auch noch anderen literarischen Quellen. Jedenfalls sind für den ganzen Inhalt des Buches Vorbilder zu finden, die benutzt worden sind. So ist die ganze Zeno-Überlieferung geradezu gesättigt mit Fälschungen, Missverständnissen, nicht kenntlich gemachten Entlehnungen usw., und man hat daher ein Recht, das gesamte Werk einschliesslich seiner Karte als Irreführung und Unwahrheit zu bezeichnen.

---

1) Axel A. Björnbo und Carl S. Petersen: Der Däne Claudius Clausson Swart (Claudius Clavus), übersetzt von Ellá Lesser, Innsbruck 1909.

2) A. A. Bjørnbo und Carl S. Petersen: Fyenboen Claudius Clausson Swart, in Kgl. Danske Vid. Selsk. Skr., 6. R., hist.-filos. Afd. VI, 2, Kopenhagen 1904.

154. HANS SCHILTBERGERS ABENTEUERLICHE REISEN ALS SKLAVE IM ORIENT

(1394—1427)

Karl Friedrich Neumann: Reisen des *Johann Schiltberger* aus München in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427, München 1859:

Ich, Hans Schiltberger, bin von meiner Heimat ausgezogen, von der Stadt, genannt München, die da liegt in Bayern, da man zählte von Christi Geburt 1394. Und das ist geschehen, da König Siegmund zu Ungarn gegen die Heidenschaft zog. Und da zog ich aus der genannten Stadt beritten mit und bin aus der Heidenschaft wieder ins Land gekommen, da man zählte von Christi Geburt 1427... In der Zeit, da ich in der Heidenschaft gewesen bin, konnte ich nicht alles in den Städten und Ländern, wo ich gewesen bin, gründlich erfahren, weil ich ein gefangener Mann und nicht mein eigener Herr war... (es folgt eine Schilderung des Heereszuges König Sigismunds sowie der Schlacht bei Nikopolis)... Mein Herr, Lienhart Reichartinger, und Werner Pienzenauer, Ulrich Küchler und ein Klammensteiner, die vier bayrischen Herren, wurden im Gefecht erschlagen und auch viele andere gute Ritter und Knechte... Der grösste Teil wurde gefangen, und ich wurde auch gefangen... Am anderen Tage führte ein jeglicher (Türke), wieviele er gefangen hatte, mit Seilen gebunden vor den König (den Sultan Bajasid)... Da befahl der König, dass ein Jeder seine Gefangenen töte, und wenn Einer sie nicht töten wollte, hat der König an ihrer Stelle andere geholt, die das tun sollten. Und da nahm man meine Gesellen und schlug ihnen die Köpfe ab; und als es an mich ging, ersah mich des Königs Sohn und setzte durch, dass man mich leben liess. Da führte man mich zu den anderen Knaben, weil man Niemand unter 20 Jahren tötet, und ich war kaum 16 Jahre alt... Das Blutvergiessen währte vom Morgen bis zur Vesperzeit... Das Volk, das dort auf den einen Tag von dem türkischen König getötet wurde, ward geschätzt auf 10 000

Mann. Dann schickte er seine Gefangenen nach Griechenland in eine Hauptstadt, die Adrianopel genannt wird. Dort lagen wir 15 Tage gefangen. Darnach führte man uns zum Meer in eine Stadt namens Gallipoli. Das ist die Stadt, von der die Türken übers Meer fahren. Dort lagen wir 2 Monate in einem Turm zu 300...

...Einen Herrn Kodor aus Ungarn schickte er mit 60 Knaben dem (ägyptischen) König Sultan als Ehrengabe. Man wollte auch mich mitschicken; da ich aber hart verwundet war — ich hatte 3 Wunden — besorgten sie, ich möchte unterwegs sterben. Deshalb blieb ich bei dem türkischen König... Man nahm mich an des türkischen Königs Hof. 6 Jahre musste ich vor ihm zu Fuss laufen, wohin er mit den anderen zog, da es Gewohnheit ist, vor den Herren zu Fuss einherzulaufen, wohin sie ziehen. Nach den 6 Jahren verdiente ich, dass man mir zu reiten gab, und hernach ritt ich 7 Jahre mit ihm. Also war ich 13 Jahre bei ihm [1]).

...(Nach einem langen Exkurs über Sultan Bajasids sonstige kriegerische Unternehmungen und Beschreibung eines fehlgeschlagenen Fluchtversuchs der gefangenen Christen folgt die Beschreibung der Schlacht bei Angora, der grossen Niederlage der Türken durch die Mongolen und der Gefangennahme des Sultans Bajasid)... Und ich ward von dem Themurlin (Tamerlan) gefangen und ward mit ihm in sein Land geführt und blieb bei ihm und ritt mit ihm... (es folgt eine ausführliche Beschreibung der Feldzüge Timurlenks in Syrien, Babylonien, Indien, die durchweg noch v o r der Schlacht bei Angora stattgefunden hatten, so dass Schiltberger hier nicht aus eigenem Erleben berichtet hat, dann die Erzählung von einem geplanten Feldzug gegen China, in dessen Beginn aber Timur in Otrar starb (17. Februar 1405), und den nachfolgenden Thronstreitigkeiten zwischen Timurs Söhnen) ...Nach Themurlins

1) Schiltbergers Zeitangaben, die ja erst nach Jahrzehnten aus dem Gedächtnis aufgezeichnet wurden, sind hier, wie an manchen anderen Stellen, durchaus unzuverlässig. Sultan Bajasid hat die Schlacht von Nikopolis 1396 überhaupt nur um 6½ Jahre überlebt, da er bald nach seiner Gefangennahme durch die Mongolen bei Angora in der Gefangenschaft starb (8. März 1403).

Tode kam ich zu seinem Sohn, der Schah Roch genannt wurde. Ihm gehörte das Königreich Chorassan, dessen Hauptstadt Herat heisst...

...Ich kam zum Sohne des Schah, der Abubekr genannt wurde, und war bei ihm 4 Jahre... Bei dem Abubekr war eines Königs Sohn aus der Grossen Tatarei. Diesem kam Botschaft, er sollte kommen, weil man ihm das Königreich übergeben wollte. Also bat er den Abubekr, er möge ihm erlauben, in die Tatarei zu ziehen, und dies wurde ihm gewährt. Also zog er hin mit 600 Pferden. Da kam ich selbfünft zu ihm, und wir zogen mit ihm in die Grosse Tatarei (Kiptschak nördlich von Turan und dem Kaspischen Meer) ...Und als des Königs Sohn, der Tschekra hiess, zum Herrn Edigi kam, der ihm die Botschaft gesandt hatte, lag dieser inzwischen im Felde und wollte in ein Land ziehen, das Wissibur (Sibirien) heisst... Als Tschekra zu Edigi kam, zog er mit ihm in das genannte Land Wissibur, und sie waren 2 Monate unterwegs, ehe sie in das Land kamen. In dem Lande ist ein Gebirge, das Arbuss (Ural) genannt und 32 Tageweiden lang ist... (ausführliche Beschreibung der Bevölkerung des Urals und ihrer Sitten) ...Auch baut man in dem Lande nichts als Hafer, und sie essen auch kein Brot. In dem Lande und bei dem allen bin ich gewesen und habe es gesehen, und in dieser Zeit bin ich bei des genannten Königs Sohn Tschekra gewesen... (Schilderung fortgesetzter innerer Bürgerkriege im Reich Kiptschak, in deren Verlauf Tschekra für 8 Monate König wird, bald darauf aber im Kampf gegen einen Nebenbuhler fällt)...

Als der Tschekra unterlag und erschlagen wurde, kam ich zu einem Herrn, der Manschuk genannt und des Tschekra Ratsherr gewesen war. Dieser musste weichen und zog in eine Stadt namens Kaffa (Feodosia in der Krim). Es ist eine mächtige Stadt, in der Christen und sechserlei Glauben zu finden sind. Dort blieb mein Herr 5 Monate. Dann fuhr er über einen Arm des Schwarzen Meeres und kam in ein Land Tscherkessien, und dort blieb er ein halbes Jahr... Danach

zog Manschuk in das Land Abasa und darnach zog er in ein anderes Land, das Mingrelien hiess. Und als er in dieses Land kam, wurden unser 5 Christen überein, wie wir aus der Heidenschaft wieder in unsere Geburtsländer kämen, denn von jenem Lande waren es nur 3 Tageweiden bis ans Schwarze Meer. Und als wir übereingekommen waren, schieden wir von dem Herren Manschuk und kamen in die Hauptstadt des genannten Landes, die Batum genannt ist. Sie liegt am Meer. Wir begehrten hier, man solle uns nach auswärts überführen, doch dies wurde uns abgeschlagen.

Darauf ritten wir aus der Stadt am Meer entlang und kamen in ein Gebirge, worin wir 4 Tage ritten. Wir kamen auf einen Berg und sahen eine Kogge im Meer wohl 8 Meilen vom Ufer entfernt liegen. Wir blieben auf dem Berg, bis die Sonne unterging. Als es dunkel wurde, machten wir ein Feuer auf dem Berge, und dieses Feuer sah man auf der Kogge. Der Schiffsmann schickte Knechte in einem Boot zu dem Berge, um nachzuschauen, wer auf dem Berge wäre. Als wir sie zu uns fahren hörten, meldeten wir uns bei ihnen, und sie fragten uns, wer wir wären. Da sagten wir ihnen, wir wären Christen, in der Heidenschaft gefangen gewesen und mit Gottes Hilfe bis hierher gekommen, dass man uns in die Christenheit überführe und wir wieder in die Heimat kämen. Sie wollten uns nicht glauben, dass wir Christen seien, und fragten uns, ob wir das Paternoster und den Glauben könnten. Da mussten wir ihnen das Paternoster und den Glauben aufsagen... (Verhandlungen mit dem Kapitän der Kogge, der die 5 Männer aufnimmt. Abenteuerliche und gefährliche Fahrt von 3 Monaten. Ankunft in Konstantinopel, wo sie die Kogge verlassen. Audienz beim byzantinischen Kaiser, der sie nach 3 Monaten zu Schiffe in die Walachei befördern lässt) ...Der Kaiser schickte uns auf einer Galeere zu einem Schloss namens Gily, wo die Donau ins Meer fliesst. Bei dem Schloss schied ich von meinen Gefährten, die mit mir aus der Heidenschaft gekommen waren, und

gesellte mich zu Kaufleuten. Mit ihnen zog ich in eine Stadt, die auf deutsch Weisstadt heisst und in der Walachei liegt, dann in eine Stadt Aspasery, dann zu einer Stadt Sedschopf (Seczawa), der Hauptstadt der Kleinen Walachei. Ich kam dann in eine Stadt, die auf deutsch Lemberg heisst und die Hauptstadt von Klein-Russland ist. Dort lag ich 3 Monate krank und kam dann nach Krakau, der Hauptstadt von Polen, darnach ins Land Sachsen und nach Meissen, dann nach Breslau [1]), das die Hauptstadt Schlesiens ist. Dann kam ich in eine Stadt, die Eger heisst, von Eger nach Regensburg und dann nach Landshut, von Landshut aber nach Freising, wo ich zuhause war.

Gott dem Allmächtigen sei Dank, dass er mir Macht und Kraft gegeben hat und mich behütet und beschirmt hat 32 Jahre lang, die ich, Hans Schiltberger, in der Heidenschaft verbracht habe, wo ich alles, was vorgeschrieben steht, erfahren und gesehen habe.

Hans Schiltberger, ein ritterbürtiger Bayer, der etwa 1380 bei Freising geboren war und dem Geschlecht der Schiltberger auf Burg Schiltberg bei Aichach entstammt, hat nach einem 32-jährigen Abenteurerleben, das ihn als kriegsgefangenen Sklaven durch weite Gebiete der Türkei und Asiens hinweggeführt hatte, seine Erlebnisse in einem Buch niedergelegt, das im 15. Jhd. zu den beliebtesten und meistgelesenen Werken überhaupt gehörte. Obwohl er nirgends in völlig unbekannte Länder gelangt war, kann sein Leben und sein Werk in diesem Zusammenhang dennoch nicht übergangen werden, weil er eben im ausgehenden Mittelalter ganz ungewöhnlich stark zur Belebung des Interesses an fremden Landen beigetragen und uns ein Reisewerk beschert hat, das literargeschichtlich eine Rolle von hoher Bedeutung gespielt hat.

Die europäische Welt lechzte damals, am Vorabend des „Entdeckungs-Zeitalters", nach Schilderungen merkwürdiger, wenig oder gar nicht bekannter, fremder Länder, und zumal die geheimnisvolle Welt des Orients hatte es der Phantasie angetan. Marco Polo hatte um 1300 begonnen, der Welt die Augen dafür zu öffnen, was jenseits des Heiligen Landes an interessanten Ländern und Reichen zu finden war. Die Lügengeschichten des Sir John Mandeville hatten in die gleiche Kerbe geschlagen und damit,

1) Auch hier liegt ein Erinnerungsfehler vor, denn Breslau muss er natürlich v o r Meissen besucht haben.

trotz aller ihrer Unwahrhaftigkeit, doch das eine Verdienst erworben, den erdkundlichen Sinn der europäischen Menschheit ansehnlich zu entwickeln. Nun kam ein Überlebender von ungezählten Tausenden, die zugrunde gegangen waren, und berichtete aus eigenem Augenschein von den Vorgängen im Reiche des furchtbaren Tamerlan (Timurlenk), von den Wundern seiner Hauptstadt Samarkand, die Peschel als das „turanische Paris" der Zeit um 1400 bezeichnet [1]), von den Grenzen Indiens, vom innersten Asien, von Sibirien und den Ländern am Schwarzen Meer. Was Wunder, dass in einem an guten Reisebeschreibungen noch sehr armen, aber nach erdkundlicher Belehrung dürstenden Zeitalter die schlichten Erzählungen Hans Schiltbergers begeistert gelesen wurden! Und der Verfasser verdiente es auch vollauf, dass sein abenteuerlich buntes und gefahrenreiches Erleben den überwiegend noch an Europa gefesselten Zeitgenossen zu einem die Phantasie anregenden Lesestoff diente!

Als blutjunger Bursche von 14 Jahren zog Schiltberger 1394 als Knappe des Ritters Reichartinger mit dem deutschen Kontingent des Heeres, das der spätere deutsche Kaiser Sigismund (1410-1437) als König von Ungarn und Böhmen gegen die Türken ins Feld führte, gen Osten. Er machte die grosse Schlacht bei Nikopolis (28. September 1396) mit, in der Sigismunds Kreuzheer eine zerschmetternde Niederlage erlitt, und geriet mit zahllosen anderen Feldzugsteilnehmern in türkische Gefangenschaft. Während aber die meisten anderen Gefangenen in einer Anzahl von 10 000 Mann durch die Türken auf dem Schlachtfelde enthauptet wurden, erregte die Jugend Schiltbergers die Aufmerksamkeit eines Sohnes des siegreichen Sultans Bajasid I (1389—1402). Es wurde ihm das Leben geschenkt, und er blieb zunächst ein Sklave des Sultans, dem er als Läufer, später als Vorreiter, diente. Die Christen in Konstantinopel, die sich nur noch mit Mühe des türkischen Ansturms erwehrten, riefen den neuen Dschingis-Khan, den lahmen Timur (Timurlenk 1369—1405), zur Hilfe herbei. Dieser, der kurz zuvor Delhi (18. Dezember 1398), Damaskus (24. März 1401) und Bagdad (10. Juli 1401) eingenommen und dem Erdboden gleich gemacht hatte, zog in der Tat mit einem Heere von 800 000 Mann gegen die Türken zu Felde und schlug sie bei Angora aufs Haupt (20. Juli 1402). Der Sultan selbst geriet in Gefangenschaft und mit ihm sein Sklave Hans Schiltberger, der nun nach Timurs Hauptstadt Samarkand gebracht wurde, seinen Herrn auf Feldzügen nach Palästina begleitete und weiter als Sklave und Reiter eines Sohnes Timurs Verwendung fand. Er wechselte dann in den Besitz eines Neffen seines bisherigen Herrn über und wurde von diesem dem tatarischen Königssohn Tschekra mitgegeben, den er auf einem Kriegszuge ins Uralgebiet und nach Sibirien (Wissibur) begleitete [2]). Nach dem gewaltsamen Tode Tschekras wurde er der Sklave eines tatarischen „Ratsherrn", der aber in den fortdauernden Bürgerkriegen das Land verlassen musste und sich ans Schwarze Meer begab. Diese Verschlagung wurde Schiltberger zum Heile, denn nachdem er noch rd. 1 Jahr mit seinem Herrn in Kaffa, in Abasa und in Mingrelien verbracht hatte, glückte es ihm, im letztgenannten

1) Oskar Peschel: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1878, II 99.
2) Ebendort, II 105 ff.

Lande mit vier anderen Christensklaven zu fliehen, am Ufer auf ein christliches Schiff zu gelangen und mit diesem zunächst Konstantinopel zu erreichen, von wo er dann auf Überlandwegen in seine Heimatstadt Freising zurückkehren konnte.

32 Jahre hatten Schiltbergers Irrfahrten gewährt. Tausenden mag es ähnlich ergangen sein; aber die Mehrzahl davon ist in fremden Landen verdorben, gestorben, und die Wenigen, denen der Tag der Wiederkehr in die Heimat vergönnt war, konnten oder wollten ihre Erlebnisse nicht niederschreiben, so dass die Erinnerung daran mit ihnen selbst ins Grab sank. Schiltberger aber war, obwohl in erster Linie Kriegsmann, schreibfreudig genug, dass er seinen bunten Lebensgang aufzeichnete und damit der Nachwelt ein wirkliches Volksbuch hinterliess, das, unbeschwert von aller Gelehrsamkeit, nur durch den frischen Hauch des selbsterlebten Abenteuers wirkte. „Es ist das erste Buch eines deutschen Reisenden in deutscher Sprache über jene Länder, in denen damals (wie in unseren Tagen) Geschicke der Völker sich vollenden, und über welche die grosse Weltgeschichte ihre Bücher schreibt" (Neumann).

Weder inbezug auf den Inhalt noch die Form kann sich Schiltbergers Werk entfernt messen mit dem grossen Vorbild eines Marco Polo. Die Darstellung ist zwar treuherzig und sympathisch, aber doch auch merklich ungelenk. Nicht nur sind die Ereignisse chronologisch arg durcheinandergeraten, sondern man vermag oft auch gar nicht zu erkennen, wo der Unterschied zwischen Selbsterlebtem und Erfragtem sich befindet. Ja, man kann nicht einmal sicher angeben, welche Länder Schiltberger nun eigentlich alle besucht hat. Zwar zählt er zum Schluss nochmals die Länder auf, die er durchstreift hat, aber wenn er dabei schreibt: „In dem Königreich Babilon bin ich auch gewesen". „Item in Klein-India (Hindustan) bin ich gewesen". „Ich bin zweimal mit einem Soldaten, der Jusuf hiess, in Jerusalem gewesen", so ist innerhalb des Ganges der oben beschriebenen Ereignisse nicht zu erkennen, wann und wie er dorthin gelangt sein soll, da er ja doch nicht ein freier Mann war, sondern immer dort sein musste, wo sein jeweiliger Herr es ihm befahl. Gewiss konnte er mit eben diesen Herren in 25 Jahren eines Aufenthalts in Asien weithin verschlagen werden; aber in der eigentlichen Schilderung seiner Erlebnisse erwähnt er nichts davon, dass jene Herren in Mesopotamien, Indien, Palästina usw. waren. So bleibt immerhin manches dunkel in seinem abenteuerreichen Lebensgang. Sicher hat er mehr oder weniger lange geweilt in Konstantinopel, Kleinasien, Armenien, Samarkand, im Reich Kiptschak, im Uralgebiet, in Sibirien, in der Krim und in Mingrelien.

Als er endlich glücklich nach Bayern zurückkehrte, war er bereits ein Mann von etwa 47 Jahren. Von seinen ferneren Schicksalen ist sehr wenig bekannt. Er scheint ein Kämmerer des Bayernherzogs Albrecht III des Frommen (1438—1460) geworden zu sein, was freilich nur aus einer Notiz des Aventin bekannt ist [1]), und hat vielleicht auch, wie andere seines Geschlechtes, das Amt eines Marschalks am Hofe der Wittelsbacher

1) Karl Friedrich Neumann: Reisen des Johann Schiltberger aus München in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427, München 1859, 43.

innegehabt. Doch ist hierüber nichts Sicheres überliefert. Ebensowenig haben wir irgend einen Anhalt, wie lange er lebte. Es scheint, dass er ein ziemlich hohes Alter erreicht hat und dass er in Vohburg gestorben ist [1]). Nur sein Werk hat seinen Namen lebendig erhalten und zumal im 15. Jhd. weithin bekannt gemacht.

Ein Zweig der ritterlichen Familie blüht bis auf unsere Gegenwart fort und führt seit 1877 den Namen Marschalk von Schiltberg [2]).

Sein einst so viel gelesenes Reisewerk gilt auch noch in unseren Tagen als ein wertvolles Kulturdokument für die Zeit um 1400 und erfreut sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern ansehnlicher Beachtung [3]). Ohne diese literarische Tat würden wir von Schiltbergers Erlebnissen natürlich nichts wissen. An sich ist sein Lebensschicksal, so ausserordentlich es anmutet, doch nur ein einziges unter Dutzenden von ähnlichen gewesen. Jahrzehntelange Reisen durch fremde Länder, teils freiwilliger, teils unfreiwilliger Art, wie wir sie an Schiltberger oder Ibn Battuta und Conti bewundern, waren im 14. und 15. Jhd. eben nichts Vereinzeltes. Zahllose Abenteurer und Händler mögen dabei zugrunde gegangen sein; einige aber kamen glücklich davon. Einer der merkwürdigsten Vertreter dieser schweifenden Glücksritter ist der flämische Ritter Guillebert de Lannoy gewesen, der sich gar volle 50 Jahre lang in fremden Ländern herumtrieb, wenn er auch anscheinend weiter östlich als am Kaspischen Meer nicht geweilt hat [4]). An sich ist auch Schiltberger nur in diese Kategorie schweifender Abenteurer gehörig; aber sein sympathisches Reisebuch hat ihn dennoch zum Range eines „deutschen Marco Polo" erhoben. Geographisch ist das Werk Schiltbergers am ausführlichsten durch Bruun untersucht worden [5]). Zwar sagt S. Günther über seine „treuherzige Autobiographie" gewiss mit Recht [6]), sie sei „bemerkenswerter für die Kenntnis des entsetzlichen Tyrannen Tamerlan als für eigentlich geographische Fragen". Dennoch hat Schiltberger mit seinen unfreiwilligen Erlebnissen zur Belebung des erdkundlichen Interesses unter den christlichen Völkern so viel beigetragen wie ausser ihm im endenden Mittelalter nur noch Marco Polo und der vorgebliche Sir John Mandeville.

---

1) Valentin Langmantel: Hans Schiltbergers Reisebuch, Tübingen 1885, 163. — In diesem Werke findet sich auch (S. 148 ff.) eine genaue Übersicht über alle Schiltberger-Handschriften und Druckausgaben.

2) Schiltbergers Reisebuch (Kriegsgefangen in Vorderasien 1394—1425), Insel-Bücherei Nr. 219, 78.

3) The bondage and travels of Johann Schiltberger, Übersetzung von J. Buchan Telfer, mit Noten von P. Bruun, Publikationen der Hakluyt Society, Bd. 38, London 1878.

4) Ferd. v. Richthofen: China, Berlin 1877, I 621, Anm. 3.

5) Philipp Bruun: Geographische Anmerkungen zum Reisebuch von Schiltberger, in den Sitzungsberichten der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl., 1869, II 271.

6) Sigmund Günther: Das Zeitalter der Entdeckungen, Leipzig 1901, 25.

155. CLAVIJO'S GESANDTSCHAFTSREISE NACH SAMARKAND

(1403—1406)

Ruy Gonzalez de Clavijo: Historia del gran Tamerlan e Itinerario y enarracion del viage y relation de la ambajada que Ruy Gonzalez de Clavijo le hizo, per Mandado del Rey Don Henriquez terceiro de Castilla, Sevilla 1582; englische Ausgabe von Clements R. Markham in den Publikationen der Hakluyt Society, vol. 26, London 1859:

(Englische Ausgabe, S. 64 ff.) ...In der Stadt Trapezunt blieben die Gesandten vom Tage ihrer Ankunft, Freitag den 11. April 1404, bis zum 26. des gleichen Monats, einem Samstag... Sonntag den 27. April reisten die Gesandten ab in Begleitung einer Wache, die auf Befehl des Kaisers für sie vorgesehen war, um sie durch sein Land zu geleiten. Am selben Tage übernachteten sie an einem Flusse Pexic in einer verfallenen Kirche... Montag brachen sie von ihrem Rastplatz auf. Die Wache, die ihnen der Kaiser mitgegeben hatte, kehrte um und erklärte, aus Besorgnis vor des Kaisers Feinden könne sie nicht weiter mitgehen. Die Gesandten setzten jedoch ihren Weg fort... Dienstag reisten sie auf recht schlechten Wegen über hohe, schneebedeckte Berge, die von manchen Bächen durchschnitten wurden. Nachts lagerten sie in der Nähe eines Kastells Sigana, das auf der Spitze eines hohen Felsens erbaut ist und zu dem eine Holzbrücke zwischen einem Fels und dem Tor des Kastells den einzigen Zugang bildet...

Am Donnerstag, 1. Mai, kam Cabasica, der Herrscher dieses Landes, mit 30 Reitern, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, zu dem Lagerplatz der Gesandten. Alle sprangen von ihren Pferden und setzten sich nieder. Cabasica liess die Gesandten neben sich Platz nehmen und eröffnete ihnen, dieses Land sei unfruchtbar und steinig; sie möchten bedenken, dass er mit den benachbarten Türken im Krieg liege und dass er und sein Volk nichts zu leben hätten als

das, was die Benutzer dieses Weges ihnen gäben oder was sie selber von ihren Nachbarn raubten. Deshalb wünschte er, sie möchten ihm mit etwas Kleidung und mit Geld aushelfen. Die Gesandten erwiderten, sie seien keine Kaufleute, sondern Gesandte, die der König von Spanien, ihr Herr, zum Herrn Timur Beg abgeordnet habe, und sie hätten nichts anderes bei sich, als was für den genannten Timur bestimmt sei. Timur Begs Gesandter sagte, er wisse, dass der Kaiser von Trapezunt Herr dieses Landes sei, und er selber sei ein Unterhändler Timur Begs, und die von ihm mitgeführten Waren seien Timur Begs Eigentum; sie möchten also dafür sorgen, dass ihm eine sichere Reise durch dieses Land ermöglicht werde... Die Gesandten nahmen ein Stück Scharlachstoff und einen silbernen Becher hervor, Timur Begs Gesandter gab Florentiner Scharlachstoff und ein Stück gute Leinwand; aber sie waren hiermit nicht zufrieden und forderten mehr... Die Gesandten kauften daher von einem Kaufmann, der sie begleitete, ein Stück Kamelott und gaben es den Leuten vom Kastell. Schliesslich waren sie zufrieden, und der Herr des Kastells erklärte, die Gesandten würden auf ihrem Wege durch Arsingas Land geschützt werden, bis sie zu Timur Beg kämen...

Am Donnerstag, 29. Mai, erreichten sie zeitig eine grosse Stadt Calmarin (Etschmiazin?). Etwa 6 Wegstunden von ihr entfernt sahen sie den grossen Berg, auf dem Noahs Arche nach der Sündflut strandete. Die Stadt lag in einer grossen Ebene, und seitwärts von ihr floss der grosse Strom Corras (Kur); auf der anderen Seite aber befand sich ein tiefes Felsental von der Breite eines Bogenschusses, das um die Stadt herum bis an den Fluss reichte... Diese Stadt Calmarin war die erste Stadt, die in der Welt nach der Sündflut gebaut wurde, und Noahs Nachkommen waren ihre Erbauer... (Weiterreise über Azerbeidschan, wo sie eine Giraffe, ein ägyptisches Geschenk an Timur Beg, zu sehen bekommen, nach Täbris)... In dieser

Stadt gibt es viele, sehr reiche, prachtvolle Moscheen und, wie ich glaube, die schönsten Bäder der ganzen Welt. Hier blieben die Gesandten 9 Tage, und als sie weiterreisen wollten, wurden für sie und ihr Gefolge Pferde beschafft. Von hier an hält nämlich der Herrscher des Landes (Timur) Pferde in Bereitschaft, damit seine Besucher reiten und Tag und Nacht mit Pferdewechsel reisen können. Auch ist längs der ganzen Strasse bis zur Stadt Samarkand eine Postverbindung eingerichtet. Von Täbris sind es 10 Reisetage bis Babylon (Bagdad), und rechts von der Strasse liegt Balda. Freitag den 20. Juni verliessen die Gesandten Täbris und verbrachten die Nacht in einem Kastell Zaydana... (Weiterreise durch Persien. In Sultanieh gute Aufnahme durch Timurs ältesten Sohn Miran Mirza. Hinter Teheran erkranken mehrere Teilnehmer und müssen nach Teheran zurückgeschafft werden, wo zwei sterben. In Nischapur stirbt ein weiterer Teilnehmer Gomez de Salazar. Weiterreise über Chorassan und Chiwa)...

Am Donnerstag, 21. August, erreichten sie einen grossen Strom, der Viadme hiess (Amu Darja)... Sie setzten auf die andere Seite über und kamen nachmittags in die grosse Stadt Termit... Hier traf ein Bote des Herrschers ein, der den Gesandten bestellte, der Herrscher lasse sie grüssen und wolle wissen, wie ihnen die Reise bekommen sei, wie sie aufgenommen worden seien, und sie möchten bald bei ihm eintreffen... Am 25. August, einem Montag, hielten sie ihre Mahlzeit am Fusse eines hohen Hügels... Dieser ist sehr hoch, und es führt ein Pass hinüber durch eine Schlucht, die aussieht, als sei sie künstlich hergestellt. Zu beiden Seiten steigen die Berge zu bedeutender Höhe empor; der Pass selbst ist kahl und sehr tief eingeschnitten... Dieser Pass, genannt „Eisernes Tor", ist der einzige Übergang in der ganzen Bergkette, sodass er das Land um Samarkand gegen die Richtung von Indien bewacht. Das „Eiserne Tor" liefert dem Herrscher Timur hohe Einkünfte, denn alle von Indien kommenden Händler benutzen diesen Weg. Timur Beg ist auch Herr des zweiten Eisernen

Tores bei Derbent, das ins Tatarenreich (Russland) und zur Stadt Kaffa hinüber führt... Die Entfernung zwischen dem Eisernen Tor von Derbent zu dem im Lande Samarkand beträgt 1500 Wegstunden... In früheren Zeiten sollen grosse, eisenbeschlagene Pforten den Pass versperrt haben, sodass Niemand ohne Erlaubnis hindurchkommen konnte... (Weitermarsch über Timurs Geburtsstadt Kesch, in dessen Nähe wieder ein Teilnehmer der Reise stirbt) .....

Montag den 8. September machten sich die Gesandten aus dem Garten, in dem sie einquartiert waren, auf und wandten sich der Stadt Samarkand zu... Als sie ankamen, stiegen sie vom Pferde und betraten ein Seitengebäude. Sie suchten zwei Vornehme auf und teilten ihnen mit, sie seien beauftragt, die für den Herrscher mitgebrachten Geschenke einer bestimmten Person zu übergeben, die sie ihm einhändigen solle...

Die Pforte zu diesem Garten war sehr breit und hoch und mit glasierten Ziegeln in Gold und Blau wundervoll geschmückt. An dem Tor befanden sich mehrere Pförtner als Wächter mit Keulen in der Hand... Sie wurden zu einem älteren Würdenträger geführt, der in einem Vorraum sass. Dies war ein Schwestersohn Timurs, und sie verneigten sich tief vor ihm. Dann brachte man sie zu einigen kleinen Knaben, Enkeln des Herrschers, die in einem Zimmer weilten und vor denen sie sich auch verbeugten. Hier wurde ihnen der Brief ihres Königs an Timur abverlangt, und sie gaben ihn einem der Knaben, der ihn entgegennahm. Dies war ein Sohn des Miran Mirza, des ältesten Sohnes des Herrschers. Die drei Knaben erhoben sich und brachten den Brief dem Herrscher, der alsbald den Wunsch aussprach, die Gesandten sollten ihm zugeführt werden.

Timur Beg sass in einem Portal gegenüber der Eintrittspforte des wundervollen Palastes auf dem Boden. Vor ihm befand sich ein Springbrunnen, der sein Wasser sehr hoch schleuderte, und in diesem befanden sich drei Gegenstände,

die wie rote Äpfel aussahen. Der Herrscher sass mit gekreuzten Beinen auf seidegestickten Teppichen, die um runde Pfeiler gewunden waren. Er war in ein seidenes Gewand gekleidet und trug einen weissen Hut, an dessen Stirn sich ein grosser, von Perlen und Edelsteinen eingefasster Rubin befand.

Als die Gesandten den Herrscher erblickten, verbeugten sie sich tief, knieten nieder und kreuzten die Arme auf der Brust. Dann traten sie vor und wiederholten die Zeremonie und noch ein drittes Mal, wobei sie knieen blieben. Der Herrscher hiess sie aufstehen und trat auf sie zu... Die Hand zum Kuss bot er ihnen nicht, denn grosse Herren pflegen die Hand nicht zu küssen. Er fragte nach ihrem König mit den Worten: „Wie geht es meinem Sohn, dem König? befindet er sich wohl?" ... Der Brief des Königs in der Hand seines Enkels wurde ihm gebracht. Unser Meister der Theologie liess durch den Dolmetscher sagen, ausser ihm könne niemand den Brief lesen, und er wolle ihn vorlesen, wenn Seine Hoheit es wünsche. Der Herrscher nahm den Brief aus der Hand seines Enkels entgegen, öffnete ihn und sagte, er wolle ihn sogleich kennen lernen; er werde den Meister holen lassen und in seinem Privatgemach empfangen, wo er ihn vorlesen und seine Wünsche mitteilen möge... (Beschreibung mehrerer Ceremonien, der Besitztümer Timurs, mehrerer Festlichkeiten zu Ehren der Gesandten und der Stadt Samarkand sowie Bericht über die Geschichte Innerasiens und über China. Vor der Abreise der Gesandten erkrankt Timur, so dass die Gesandtschaft sich von ihm nicht verabschieden kann)...

Freitag, den 21. November, brachen die Gesandten von Samarkand auf und reisten 6 Tage lang auf einer geraden Strasse durch ein gutbevölkertes Land, mit allem Notwendigen, Unterkunft und Verpflegung, gut ausgestattet... Am Mittwoch, 10. Dezember, fuhren sie in Kähnen über den Biamo (Amu Darja)... (Reise durch die Wüste mit einem Führer)...

Es war sehr heiss. Die letzten 3 Tage in der Wüste waren sehr lang, denn sie reisten Tag und Nacht und rasteten nur zu den Mahlzeiten von Mensch und Tier. Am Sonntag, 21. Dezember, gelangten sie in die grosse Stadt Baubartel, die zu Chorassan gehört; sie liegt am Fuss schneebedeckter Berge und ist ein sehr kalter Ort in einer Ebene ohne Mauer... Am Christtage, Donnerstag den 25. Dezember, der das Jahr unseres Herrn 1404 abschloss, brachen sie auf und reisten 5 Tage lang über hohe Schneegebirge durch dünn besiedeltes und recht kaltes Land. Am Donnerstag, 1. Januar, kamen sie in eine grosse Stadt, die jenseits der Berge in einer Ebene lag, Cabria hiess und keine Mauern hatte. In dieser zum medischen Lande gehörenden Stadt blieben sie bis zum Samstag... (Beschwerliche Weiterreise infolge hohen Schnees. Am 28. Februar Ankunft in Täbris. Hier monatelange Behinderung der Weiterreise, da nach dem am 17. Februar in Otrar erfolgten Tode Timurs innere Wirren ausbrechen. Am 29. April werden im Auftrag des 22jährigen Khulil, eines Enkels Timurs, die Gesandten aller ihrer Habe beraubt, ebenso ägyptische Gesandte, die gleichzeitig in Täbris weilen. Erst am 22. August Abreise unter neuen Belästigungen, unruhige Weiterreise durch armenisches Aufruhrgebiet mit manchen Umwegen. Endlich, am 17. September, Ankunft in Trapezunt. Zu Schiff nach Pera. Ankunft dort am 22. Oktober. Über Chios nach Sizilien und Gaëta, Korsika und Genua. Abfahrt von dort am 1. Februar 1406, infolge häufigen Sturmwetters erst am 1. März Ankunft in San Lucar. Rückkehr nach Sevilla am 24. März 1406)...

Auszug aus *Timur's* Brief in lateinischer Sprache, im Mémoire de l'Institut Royal de France, Académie des Inscriptions et des Belles-Lettres, t. IV (1822), 474 ff.:

...Ferner mögt Ihr Eure Kaufleute in diese Länder schicken, damit Wir ihnen jede Art von Ehre und Achtung erweisen, und auch unsere Händler sollen die dortigen Länder besuchen, und es möge ihnen Ehre und Achtung erwiesen werden, so dass Niemand ihnen Gewalt oder ein Leid antut (zumindest keine Erschwernisse über diejenigen hinaus, die

sie ohnehin zu erleiden haben), da ja die Welt durch die Kaufleute zum Gedeihen gebracht wird (quia mundus per mercatores prosperatur).

Antwortbrief König Karls VI von Frankreich vom 15. Juni 1403 an Timurlenk, veröffentlicht von Silvestre de Sacy im Mémoire de l'Institut Royal de France, Académie des Sciences et des Belles-Lettres, t. IV (1822), 474; auch bei Pierre Margry: Les navigations françaises, Paris 1867, 95 f. (Auszug aus dem in recht schlechtem Latein abgefassten Original):

Karl von Gottes Gnaden König der Franken an den sehr erlauchten und siegreichen Fürsten Timur (Themyrbeo). Gruss und Frieden! Sehr erlauchter und siegreicher Fürst! Es widerstreitet weder dem Gesetz noch dem Glauben, noch steht es mit der Vernunft in Widerspruch, darf vielmehr als nützlich angesehen werden, wenn die irdischen Könige und Herrscher sich durch häufiges Wohlwollen und durch Freundschaftsbande mit einander verbinden, auch wenn Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen durch Leichtgläubigkeit oder Gerede entstanden sind, weil dadurch meistens Friede und Ruhe plötzlich herbeigeführt wird... Möge es Eurer Herrlichkeit gefallen, dass unsere Kaufleute und andere Christen alsbald Handelsbeziehungen zu Euren Untertanen anknüpfen dürfen, ohne gegenseitige Behinderung Geschäfte ausüben und zu Euren Ländern und unterworfenen Gebieten vollen Zugang haben, wie es auch in den Zeiten unserer vortrefflichen Vorgänger der Fall war...

Ums Jahr 1400 hatte die politische Lage im vorderen Orient eine starke Ähnlichkeit mit derjenigen ums Jahr 1240. In beiden Fällen sahen sich die christlichen Völker ausserstande, ihren mohammedanischen Hauptfeind niederzuringen, und beide Male glaubten sie irrig, im Erstarken des Mongolentums einen politischen Bundesgenossen zum Kampf wider den Islam gewinnen zu können. Im 13. Jhd. hatten die Sarazenen sich angeschickt, ihre letzten Schläge gegen die gescheiterte Kreuzzugspolitik zu führen; jetzt, am Ende des 14. Jhds., erhob sich riesengross von Südosten her die Türkengefahr. Schon war von den fanatischen Türkenheeren Serbien in der Schlacht auf dem Amselfelde (15. Juni 1389) niedergeworfen und erobert

worden, das Byzantinische Reich wurde vom Islam mehr und mehr eingekreist, ja in Abhängigkeit gebracht, und als eine Art von neuem christlichem Kreuzzugsheer unter dem späteren deutschen Kaiser Sigismund dem bedrohten Konstantinopel Luft zu schaffen suchte, wurden die Christen von den Türken bei Nikopolis vernichtend geschlagen (28. September 1396). Schon forderte Sultan Bajasid die Übergabe Konstantinopels, Kaiser Manuel wollte seine Stadt an Venedig übergeben, das jedoch ablehnte, und begab sich hilfesuchend ins Abendland, nachdem er die Regierung seinem Neffen Johann VII übergeben hatte. Da kam unerwartete Hilfe durch die Mongolen. Wie im 13. Jhd. die siegreich vordringenden Mongolen dem Islam schwerste Schläge zufügten und 1258 sogar die alte Khalifenstadt Bagdad eroberten, fegte auch jetzt ein neuer gewaltiger Mongolensturm aus den zentralasiatischen Steppen daher und verhinderte die drohende Eroberung Konstantinopels durch die Türken nochmals für ein halbes Jahrhundert. Der lahme Timur (Timurlenk, Tamerlan) war der neue, furchtbare Führer und Beherrscher der unabsehbaren Mongolenschwärme und schien die Erbschaft eines Dschingis Khan fortsetzen und vollenden zu wollen. Er wandte sich um die Jahrhundertwende mit voller Wucht gegen die mohammedanischen Völker, zerstörte 1401 das abtrünnige Bagdad von Grund auf, eroberte Damaskus und fügte schliesslich in der grossen Schlacht bei Angora (20. Juli 1402) den sieggewohnten Türken die schwerste Niederlage zu, die sogar den türkischen Sultan Bajasid I in die Gefangenschaft des Siegers brachte (Kap. 154).

Wir vernahmen oben (Kap. 115 und 118), welche sachlich ganz unberechtigten Hoffnungen die unerwartete Hilfe durch die Mongolen seit 1145 und noch mehr seit 1221 in der Christenheit auslöste. Genau ebenso knüpfte sich an die Schlacht von Angora bei vielen christlichen Herrschern, zumal bei denjenigen Westeuropas, die von der neuen Mongoleninvasion nicht bedroht waren, eine Fülle von hochfliegenden Erwartungen. Diese gaben zunächst dazu Anlass, diplomatisch freundschaftliche Beziehungen zu dem siegreichen Mongolenherrscher Timur anzustreben, dessen Residenz sich damals in Samarkand befand.

Von 1245 bis 1254 waren die Gesandten und Missionare der europäischen Herrscher sowie des Papstes in die Mongolei gegangen. Jetzt war Samarkand ihr Ziel, das seit Jahrhunderten schwer erreichbar gewesen und fast in den Ruf einer Märchenstadt gekommen war. Nun kamen wiederholt Europäer, teils freiwillig, teils unfreiwillig wie Schiltberger, mit ihr in Berührung.

Man kann die Parallele zwischen dem 13. und 15. Jhd., von der oben die Rede war, ohne weiteres fortsetzen, wenn wir unser Augenmerk den Gesandtschaften an den Mongolenherrscher zuwenden, die nach 1400 sowohl der französische König wie der König von Kastilien auf den Weg brachten. Wir kennen den Brief König Karls II, von dem ein Probeabschnitt oben mitgeteilt ist und der durch den zum Erzbischof des Orients erhobenen „Bruder Johann" [1]) an Timur überbracht wurde. Dieser „Bruder

1) Clements R. Markham: Narrative of the Embassy of Ruy Gonzalez de Clavijo to the court of Timour, at Samarkand, in den Publikationen der Hakluyt Society, I ser., vol. 26, II/III.

Johann" war Niemand anders als der oben im Kap. 142 gegen Schluss erwähnte Erzbischof von Sultanieh Johannes de Gallifontibus. Timurlenk hatte diesen christlichen Erzbischof nebst mehreren Ordensbrüdern nach seinem grossen Siege bei Angora als seinen Gesandten benutzt, um die christlichen Herrscher des Abendlandes zur Aufnahme von Handelsbeziehungen mit den Mongolen aufzufordern. Dieser Brief war in persischer Sprache abgefasst, dürfte aber von dem Erzbischof unterwegs ins Lateinische übersetzt worden sein. Die Reise ging über Venedig zunächst nach Paris an den Hof König Karls VI, dem Timurs Originalbrief mit der Übersetzung eingehändigt wurde. Am 15. Juni 1403 wurde ihm König Karls Antwort eingehändigt. Die Initiative zu der Korrespondenz ging jedenfalls von Timurlenk aus, dessen Brief offenbar an alle wichtigen Herrscher des Westens gerichtet war. Johannes de Gallifontibus hielt sich daher bemerkenswert lange in Europa auf, hat anscheinend auch mit Venedig, Genua, dem Herzog von Mailand und dem englischen König Heinrich IV (1399-1413), möglichenfalls sogar auch mit dem deutschen König Wenzel in Prag, verhandelt, ohne dass wir Näheres über diese Ereignisse wissen. Jedenfalls befand sich Timurs Gesandter noch 1404 in Frankreich, wo er den in Kap. 142 besprochenen Libellus de notitia orbis verfasste.

Genauer unterrichtet sind wir über die spanischen Versuche, mit Timur Verhandlungen aufzunehmen. In diesem Falle ging die Anregung offenbar von spanischer Seite aus. König Heinrich III. von Kastilien (1390—1406), ein Oheim Heinrichs des Seefahrers, sandte zunächst zwei spanische Edle an Timur, Pelayo de Sotomayor und Fernando de Palazuelos. Diese konnten sich jedoch bereits in Kleinasien ihrer Mission entledigen, da sie hier auf Timur trafen, als er sich gerade zu seinem Zuge gegen die Türken anschickte. Sie wurden ehrenvoll aufgenommen und wurden Augenzeugen des grossen Mongolensieges von Angora, der ja für alle Christen ein hocherfreuliches Ereignis war. Bald darnach kehrten sie, in Begleitung eines mongolischen Gesandten Mohammed al-Cazi, nach Spanien zurück. Timurs Gesandter überbrachte dem König Heinrich einen Brief des Mongolenbeherrschers und wertvolle Geschenke.

König Heinrich wünschte daher nochmals an Timur heranzutreten. Als Mohammed al-Cazi sich zur Rückkehr anschickte, wurde ihm ein neuer Gesandter beigesellt, Ruy Gonzalez de Clavijo, der die Aufgabe hatte, Timur in seiner Hauptstadt Samarkand aufzusuchen. Über seine Reiseerlebnisse besitzen wir einen recht ausführlichen Bericht, da er ein vortreffliches Tagebuch führte.

Clavijos Reise dauerte nahezu 3 Jahre. Am 22. Mai 1403 verliess er Sevilla, reiste über Sizilien und Rhodus zur See nach Konstantinopel, in dessen Nähe er Schiffbruch erlitt, was ihn veranlasste, die ganze schlechte Jahreszeit daselbst zu verweilen. Erst mit dem beginnenden Frühling fuhr er zu Schiff nach Trapezunt, von wo er am 11. April 1404 aufbrach, um über Armenien und Nordpersien seinen Weg fortzusetzen. Nach einer verhältnismässig recht gut verlaufenen Reise erreichte er am 8. September Samarkand, wurde sehr ehrenvoll aufgenommen und reich beschenkt. Man

kann annehmen, dass er zur selben Zeit in Samarkand weilte, in der auch Hans Schiltberger eine Zeit seines Lebens daselbst verbrachte [1]).

Nach 2½ monatigem Aufenthalt trat er am 21. November 1404 die Rückreise an, die jedoch manche bösen Zwischenfälle und Gefahren brachte, da Timurs mächtiger Schutz plötzlich aufhörte. Der Mongolenherrscher war trotz Kränklichkeit und 69 Lebensjahren am 26. November 1404 mit vorgeblich 1 800 000 Mann von Samarkand zu einem Kriegszug gegen China aufgebrochen. Im Januar ging das Heer über das Eis des Syr Darja und gelangte am 13. Januar 1405 nach Otrar [2]). Hier erkrankte aber Timur schwer und starb daselbst am 17. Februar [3]); der Kriegszug wurde darauf abgebrochen. Der Thronwechsel hatte erhebliche innere Wirren zur Folge, und Timurs Enkel Khulil, ein erst 22jähriger Mensch, liess die kastilischen Gesandten in Täbris festhalten, ja beraubte sie sogar ihrer Habe. Nach fast halbjährigem, unfreiwilligem Aufenthalt in Täbris konnten sie endlich ihre Reise fortsetzen, sodass sie erst am 24. März 1406 endlich wieder in Sevilla anlangten. Jeder Anreiz zur Wiederholung der Gesandtschaft war aber natürlich durch die üblen Erfahrungen Clavijo's in Täbris geschwunden.

Clavijo's Werk, das sich durch hohe Verlässlichkeit auszeichnet, ist für unsere Kenntnis der Kulturgeschichte des Zeitalters sowie der Psyche der Mongolen sehr wertvoll. In den starken Charakteren der mongolischen Kaiser, wie in Dschingiskhan und Timurlenk, vermählte sich der Weltbeglückungswahn, der sich in unablässigen, verwüstenden Kriegen und Massenschlächtereien austobte, mit einem hochentwickelten Sinn für Kunst und Wissenschaft, Technik und Verkehr; in den kleinen Geistern aber kamen umsomehr nur die niedrigen Machtinstinkte, verbunden mit Habgier, zum Durchbruch, wie wir es bereits an dem beschriebenen Beispiel des Timur-Enkels Khulil sahen. Clavijo liefert noch ein weiteres, höchst bezeichnendes Beispiel für die Verrücktheit mongolischen Denkens und Machtkitzels. Er berichtet [4]), dass Timurs ältester Sohn Miran Mirza als Statthalter seines Vaters in Sultanieh einen Narrenstreich beging, der ihn durchaus einem Herostrat zur Seite stellt: er liess alle schönen und wertvollen Gebäude in der Stadt zerstören, damit die Nachwelt sich mit ihm beschäftige und von ihm sage: „Miran Mirza tat zwar selber nichts, aber er hat veranlasst, dass die grössten Werke der Welt zerstört wurden".

Doch auch freundlichere kulturgeschichtliche Schilderungen von hohem Reiz bietet uns das Werk des Clavijo. Von Täbris berichtet er, dass es daselbst 200 000 Haushaltungen gab. Noch eigenartiger ist seine Mitteilung, dass eine ägyptische Gesandtschaft an Timurlenk, die mit der spanischen in der armenischen Stadt Khoy zusammentraf, als Geschenk des Sultans von Ägypten an den Mongolenherrscher eine Giraffe (jornufa) mit sich führte, die für die Spanier ein gänzlich neuartiger Anblick war.

1) Henry Yule: Cathay and the way thither, London 1866, CXXXVI, Anm. 1.
2) Karl Friedrich Neumann: Reisen des Schiltberger aus München in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427, München 1859, 38.
3) Während sonst überall der 17. Februar 1405 als Todestag angegeben ist, nennt L. Bouvat in der sonst recht zuverlässigen Enzyklopädie des Islam IV, 843 als solchen den 19. Januar 1405.
4) Clavijo-Ausgabe von Markham, 95 f.

Die jüngste Übersetzung des Clavijo'schen Reiseberichts ins Englische nebst einer Spezialstudie seiner Bedeutung stammt erst vom Jahre 1928 [1]).

Nach seiner Rückkehr lebte Clavijo noch mehrere Jahre in Spanien in hohen Ehren. Er ist am 2. April 1412 gestorben.

---

1) Guy Le Strange: Embassy to Tamerlane 1403-1406, London 1928.

156. ANSELM D'YSALGUIER AM NIGER
(1405—1413)

Guillaume Bardin (15. Jhd.): Histoire chronologique des parlements de Languedoc, bei Charles de la Roncière: La découverte de l'Afrique en moyen âge, Kairo 1929, III 9 f.:

Im Jahre 1413 kehrte ein vornehmer Bürger aus Toulouse, Anselm d'Ysalguier, nach Toulouse zurück, der 12 Jahre lang Europa und Afrika durchstreift und in Afrika bei den Negern ein Mädchen namens Salam-Casaïs geheiratet hatte, in Begleitung seiner Frau, einer Tochter und zweier Söhne. Salam-Casaïs war von vornehmer Abkunft und stammte aus der Stadt Gao. Bis dorthin war Anselm gelangt. Da er von dem jungen Mädchen sehr eingenommen war und durch die Reichtümer an Gold und Edelsteinen, die sie von ihrem Vater geerbt hatte, angelockt wurde, entbrannte er in Leidenschaft für sie, und die Heirat hatte sie vereint. Ich wage freilich nicht zu behaupten, dass er sie heiraten konnte, ohne seinen Glauben abzulegen. 8 Jahre später hatten sie sich eingeschifft und waren über das Mittelmeer in Marseille eingetroffen, in Begleitung von 3 schwarzen Eunuchen und ebenso vielen schwarzen Dienerinnen. Von dort begaben sie sich nach Toulouse, wo sie zum Christentum übertraten. Das damals 6 Jahre alte Töchterchen empfing bei der Taufe den Namen Martha.

Anthelme de Tricaud in Essays de littérature pour la connoissance des Livres, Oktober 1702, Haag 1703, I 209 ff.:

Anselm Isalguier, der zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jhds. wirkte, ist der Verfasser dieses ausgezeichneten (türkisch-arabischen) Wörterbuches. Obgleich dieser grosse Mann aus Toulouse von vornehmer Geburt war und einer schon im 13. Jhd. nachweisbaren edlen Familie entstammte, war er durch Geist und Verdienst viel grösser als durch Geburt. Sein Andenken ist bei Schöngeistern noch heute lebendig, und die Freunde der geschichtlichen Vergangenheit haben stets aus den Arbeiten dieses Edelmanns einen Sonderfall gemacht.

Isalguier war ein grosser Naturforscher, dessen Wunsch dahin ging, in Musse und mit Ausdauer auf Reisen die Wunder der Natur zu betrachten. Er suchte in fernen Ländern, sogar in den fernsten Teilen der Welt, was unsere Provinzen und auch Europa nicht hervorbringen. Als grösster Naturforscher seiner Zeit verbrachte er zuweilen einen ganzen Tag beim Anblick einer Pflanze in Naturbetrachtung. Seine ganze Jugend verlebte er auf Reisen. Nachdem er Europa und Asien durchreist hatte, ging er nach Afrika. Er besichtigte diesen ganzen Weltteil und hielt sich während dieses Besuches geraume Zeit im Negerreich auf. Er wohnte in der Stadt Cago (Gogo, Gao) des Landes. Aus Neigung verband er sich mit einer jungen Negerin Salucasais. Seine Liebe war so gross, dass er sie heiraten wollte, obwohl sie mohammedanisch war.

Isalguier verlebte mehrere Jahre sehr ruhig und angenehm in einer so merkwürdigen Lage und in einem Klima, das von dem seiner Heimat so völlig verschieden war. Er beschäftigte sich in Cago literarisch und war dem Studium so hingegeben, als ob er im Schosse des Vaterlands weilte. Die Liebe zu diesem Vaterland trieb ihn endlich fort, und der Wunsch nach Bekehrung seiner Frau, für die er im Languedoc weniger Hindernisse als in Afrika zu finden hoffte, gab ihm den Wunsch ein, nach Haus zurückzukehren. Es kostete ihn viele Mühe, die Einwilligung seiner Frau zu erlangen. Diese hing ausnehmend an ihren Eltern und hatte selber Geschäfte in jener Stadt, so dass er es schwer hatte, sie umzustimmen... (Geheimer Aufbruch, da ein Negerprinz Isalguier nicht fortlassen will)...

Isalguier kam i. J. 1413 nach Toulouse mit seiner Frau und einer Tochter, die er von ihr hatte. Vorher hatte er grosse Gefahren auf dem Meer ausgestanden infolge der Unbeständigkeit dieses Elementes, der Wut der Wellen sowie durch Streifzüge von Korsaren. Einer von diesen lieferte dem Kapitän des Schiffes, auf dem Isalguier fuhr, einen Kampf und nahm vor seinen Augen seine Frau und seine Familie gefangen, ob-

gleich er sich nicht zum Herren des Schiffes machen konnte. Aber durch einen einzigartigen Glücksfall kam sie einige Zeit darauf zu ihm zurück. Das Korsarenschiff scheiterte an einer Sandbank, von der sich die untröstliche Familie Isalguiers nebst anderen Sklaven mit Hilfe eines Bootes an eine fast öde Insel rettete. Ein grosser Glücksfall liess die Schiffsmannschaft Isalguiers ebendort landen, um das Schiff auszubessern. Die Freude der beiden Ehegatten war um so grösser, als ihnen gar keine Hoffnung geblieben war, sich auf dem Meere wiederzufinden. Alsdann setzten sie ihre Reise nach Toulouse glücklich fort.

Hier angekommen, sorgte Isalguier dafür, dass seine Frau und Tochter sowie die aus Afrika mitgenommenen Sklaven die Taufe annahmen. Obwohl die Tochter schwarz wie ihre Mutter war, war sie schön und wohlgeformt. Ihr Vater hatte ihr eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen lassen. Sie hatte auf der Stirn einen kleinen weissen Strich, und auch zwei Finger der linken Hand waren weiss. Durch ihren Geist und ihre Anmut erregte sie Aufsehen in Toulouse. Sie hatte Liebhaber.

Ein Herr vom Hause Faudoas wurde unter ihnen ein leidenschaftlicher Bewerber. Er warb mit grossem Eifer um sie bei ihrem Vater, und dieser gab sie ihm, als sie 18 Jahre alt war. Aus dieser Ehe entsprang ein Sohn, der Maurou de Faudoas genannt wurde, weil er schwarz wie seine Mutter war. Er wurde durch seine Tapferkeit und seinen Mut bekannt, von denen er in vielen Kämpfen in den Heeren seines königlichen Herrn Proben gab. Er hatte bedeutende Kommandos inne. Isalguier hatte nach seiner Heimkehr noch zwei andere Töchter von seiner Frau, von denen die eine weiss, die andere schwarz war. Er fand in seinem Vaterland Musse, seine Werke zusammenzustellen. Ausser dem vorzüglichen Wörterbuch, das zu vorstehendem Artikel Veranlassung gegeben hat, verfasste er eine Geschichte seiner Reisen, die als

Handschrift lange in der berühmten Bibliothek des Jesuitenkollegiums in Lyon aufbewahrt wurde.....

Aus unbekanntem Anlass und auf unbekannten Reisewegen kam 1405 Anselm d'Ysalguier (Isalguier), ein bedeutender französischer Arzt und Naturforscher aus Toulouse, an den Niger. In der Stadt Gao hielt er sich 8 Jahre auf, heiratete eine reiche und vornehme junge Negerin und kehrte mit Frau und Kind, begleitet von einer grösseren Dienerschaft, 1413 in seine Heimatstadt zurück. So weit es sich erkennen lässt, ist er der zweite Europäer gewesen (der erste ist im Kap. 146 behandelt), dem es vergönnt war, die wichtigen Handelsstädte am Niger, die sonst nur Mohammedanern zugänglich waren, zu schauen, etwa 40 Jahre, bevor es den Portugiesen gelang, erstmalig bis in die Welt der Schwarzen vorzustossen.

Ysalguier hat seine Erlebnisse aufgezeichnet, doch leider ist das Original seines Reisewerkes seit über 200 Jahren verschollen. Wir besitzen zwei kurze Auszüge daraus. Den ersten hat ein Zeitgenosse Ysalguiers verfasst, der mit ihm persönlich bekannt war, Guillaume Bardin, der Verfasser einer Geschichte des Languedoc [1]; der zweite wurde 1702 an Hand des Ysalguier'schen Original-Manuskriptes vom Kanonikus Tricaud angefertigt. Der Inhalt der beiden Auszüge darf daher als gut verlässlich gelten. Wo die Original-Handschrift geblieben ist, die Tricaud 1702 bestimmt noch benutzt hat, ist nicht zu ermitteln gewesen [2].

Die Geographie der christlichen Völker Südeuropas kannte zur Zeit Ysalguier's bereits einen grösseren Teil der wichtigen Handelsstätten Nordwestafrikas. So treffen wir auf der Dulcert-Karte von 1339 erstmalig die Namen des Wadi Draa (Dara), des Reiches Melli (Mali), vielleicht selbst der Stadt Gao (Orgena) an, auf der Pizigano-Karte von 1367 den des Hoggar-Massivs (Uggar) [3], auf der Katalanischen Weltkarte von 1375 den von Timbuktu (Tenbuch) [4] (vgl. S. 284).

Gao, die Stadt, in der Ysalguier zumeist verweilte, ist bereits im 12. Jahrhundert von Edrisi genannt und erscheint bei ihm als „die volkreichste und den meisten Handel treibende Stadt des Negerlandes. Dorthin kommen zahlreiche Kaufleute aus allen umliegenden Ländern und allen Gebieten West-Marokkos. Ihre Bewohner sind Muselmanen" [5]. Gao (auch Gago, Gogo, Kaukau) war die Hauptstadt des Reiches Songhai, die schon von Ibn Battuta besucht worden war (Kap. 148). Am Rande der frucht-

---

1) Guillaume Bardin: Histoire chronologique de Languedoc, zuerst gedruckt in Dominique-Joseph de Vaissette's und Claude de Vic's: Histoire générale de la province de Languedoc, Paris 1730—1745.

2) Charles de la Roncière, a.a.O., III 9.

3) Ebendort, I 114.

4) Oskar Peschel: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, München 1865.

5) R. Dozy & M. J. de Goeje: Description de l'Afrique et de l'Espagne par Edrisi, Leiden 1866, 7.

paren Zone gegen die Sahara gelegen, war sie einst eine Vorläuferin von Timbuktu als Handelszentrum des Nigergebietes. Salz stellte in ihr das landläufigste Zahlungsmittel dar. Als Heinrich Barth um 1850 Gao aufsuchte, fand er von der stolzen Stadt nichts weiter mehr vor als einen einzigen Turmrest der Hauptmoschee [1]).

Über die Gründe, die damals einen Christen in so ungewohnt ferne Lande geführt hatten, sind wechselnde Vermutungen geäussert worden, die sich nicht beweisen lassen. Eine 1823 erschienene Monographie über die Stadt Toulouse gab der Meinung Ausdruck [2]), Ysalguier möge über Ägypten und Nubien ins Nigergebiet gekommen sein. Die These mutet nicht sehr wahrscheinlich an. Einleuchtender ist eine Vermutung de la Roncières, die allerdings auch nicht zu erweisen ist [3]), Ysalguier könne als Arzt die Expedition de Béthencourts zu den Kanarischen Inseln i.J. 1402 begleitet haben und sei mit ihr später ans afrikanische Festland gekommen und freiwillig oder als Gefangener der Mauren nach Gao gelangt; „wir hätten in diesem Falle einen Anhaltspunkt, um Ysalguiers Eindringen ins Innere des afrikanischen Kontinents zu erklären" (de la Roncière).

In Béthencourts Bericht über die Eroberung der Kanaren [4]) ist der Name Ysalguier nicht erwähnt. Da aber ausser dem zweiten Leiter des Unternehmens, Gadifer de la Salle, auch sonst mit ganz wenigen Ausnahmen keiner der Teilnehmer namentlich aufgeführt ist, lassen sich daraus keine Schlüsse ziehen. Beachtenswert ist immerhin, dass Béthencourt selbst, nach seinen eignen Angaben, „grosses Verlangen hegte, den wahren Zustand und die Verhältnisse des Sarazenenlandes kennen zu lernen und seine angeblich guten Häfen an der Festlandküste, die sich 12 Seemeilen gegenüber rechts vom Kap Bojador erstreckt".

Béthencourt hatte sich am 1. Mai 1402 von La Rochelle aus nach den Kanaren in See begeben und später von Fuerteventura aus eine Expedition in südöstlicher Richtung nach einem Ort Medanos am Festland unternommen, wo er 70 maurische Sklaven fing [5]). Dieser Vorgang, der dem Jahre 1403 oder 1404 angehören muss, wird in dem Kanarenbuch selbst folgendermassen erzählt [6]):

> „Monsieur de Béthencourt fuhr von der Insel Erbanie (Fuerteventura) ab und kam in einem Boot mit 15 Begleitern zum Kap Bojador, welches im Königreich Guinoye liegt, 12 Meilen von uns entfernt. Dort ergriffen sie einige Einwohner und kehrten nach Gran Canaria

---

1) Heinr. Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849 bis 1855, Gotha 1859, V 217.

2) J. Théodore Laurent-Gousse, Etienne-Léon de Lamothe-Langon et Alexandre L. C. A. du Mège: Bibliographie toulousaine, Paris 1823, I 328.

3) De la Roncière, a.a.O., III, 2.

4) Das Canarische oder Buch der Eroberung, Kap. 55-57 bei Wilh. O. Hess: Die Ausfahrt zu den Glücklichen Inseln, ... 19...

5) George Glas: Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln, Leipzig 1777, 14 und 24 f. — Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1839, III 24 f.

6) Hess, a.a.O., ...

zurück .... Weil Mr. de Béthencourt grosses Verlangen hegte, den Zustand all der benachbarten Länder, der Inseln und des Festlandes kennen zu lernen, verwandte er viele Mühe und Sorgfalt darauf, sich so eingehend wie möglich mit diesen Gegenden vertraut zu machen."

Dass bei diesen Bestrebungen Béthencourts dem Goldfluss, d.h. dem Wadi Draa, als der Eingangspforte zu den Goldbezirken Guineas, ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, betont die Schrift Béthencourts ausdrücklich. Es wäre daher durchaus möglich, dass Ysalguier als hypothetischer Teilnehmer der Fahrten Béthencourts sich erboten hätte, genaue Kunde vom innerafrikanischen Dorado zu verschaffen, und dass er bei dieser Gelegenheit nach Gao gekommen wäre. Chronologisch wäre seine Ankunft in Gao 1405 ausgezeichnet zu Béthencourts Anwesenheit am Kap Bojador passen.

Wenn de la Roncière's These auch nicht beweisbar ist, so kommt ihr doch nicht geringe Wahrscheinlichkeit zu. Falls sie zutrifft, so hätte Ysalguier das nordwestafrikanische Festland südlich vom Kap Bojador, also etwa bei 23° 41′ n.Br., volle drei Jahrzehnte früher als die Portugiesen gesichtet und betreten [1]).

Béthencourt selbst kehrte zu den Kanaren zurück, begab sich von dort 1405 nochmals nach Frankreich, warb dort 160 Männer und 29 Frauen zur Ansiedlung auf den Kanaren an und brachte sie in sein Inselreich. — Seine Schicksale brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Wir haben es allein mit Ysalguier zu tun.

In jedem Fall muss als Grund für seine Fahrt zum Niger grosse Reisefreudigkeit in Betracht kommen. Die Rückreise verlief anscheinend am Hoggar-Massiv vorbei in der Richtung auf Tunis [2]), vielleicht aber auch über die Tuat-Oasen. Tricaud meldet, die Reise übers Mittelmeer sei sehr abenteuerlich verlaufen, die Heimkehrer seien von Piraten überfallen, schliesslich aber glücklich gerettet worden. Bardin berichtet hiervon nichts; doch ist sein erhaltener Auszug so knapp, dass trotzdem die Tricaud'sche Mitteilung in der Original-Handschrift gestanden haben dürfte. In Ysalguier's Begleitung soll sich auch ein schwarzer Eunuche Aben Ali befunden haben, der vortreffliche ärztliche Kenntnisse besass und 1416 sogar den damaligen Dauphin und späteren König Karl VII, als dieser in Toulouse weilte, von einer Krankheit heilte [3]).

Ysalguier scheint fortan Toulouse nicht mehr verlassen zu haben. Ausser den drei Kindern, die er schon von Afrika mitbrachte, entsprangen seiner Ehe mit der Negerin später noch zwei Töchter, von denen die eine schwarze, die andere weisse Hautfarbe hatte. Beide Töchter traten später in ein Kloster ein, ebenso ihre Mutter, die nach ihrer Ankunft in Toulouse Christin geworden war und die nach dem Tode ihres Mannes aus wirklicher Frömmigkeit heraus Nonne wurde. Was aus Ysalguiers beiden Söhnen geworden ist, wird nicht gemeldet. Die 1407 in Gao geborene Tochter, die später

1) Georg Friederici: Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, Stuttgart 1936, II 26.
2) De la Roncière, a.a.O.
3) Ebendort, 5.

Martha getauft wurde, heiratete einen vornehmen Toulousaner Eugène de Faudoas. Ein dieser Ehe entsprossener Sohn Mauron de Faudoas war schwarzhäutig wie die Mutter.

Bald nach Ysalguier sind die grossen Handelsstädte im Nigergebiet öfters von Christen aus Europa aufgesucht worden, insbesondere von italienischen und französischen Kaufleuten (Kap. 176 und 186); Ysalguier war diesen Handelsfahrten ein Bahnbrecher gewesen.

Es ist merkwürdig genug, dass die grosse Mehrzahl der einst so bedeutenden und reichen Handelsstädte am Rande der Sahara, wie Sigilmessa, Gao u. a., seit langem — ausser Timbuktu selbst — so vollständig geschwunden sind, dass man von ihnen zumeist nur noch wenige Ruinen und z. T. nicht einmal solche findet.

157. DAS RÄTSELHAFTE ENDE DER NORMANNEN-KOLONIE IN GRÖNLAND

(15.—16. Jhdt.)

Gottskalks Annalen zum Jahre 1379, in Gustav Storm's Islandske Annaler indtil 1578, Christiania 1888, 364:

Die Skrälinger bekriegten die Grönländer, erschlugen 18 Mann, nahmen zwei Burschen gefangen und machten sie zu Sklaven.

Skálholts Annalen zum Jahre 1406, ebendort, 288:

(Thorstein Helmingsson, Snorre Thorvason und Thorgrim Solvason) segelten von Norwegen ab und wollten nach Island. Sie blieben in Grönland vier Winter... (1410) segelten Thorstein Helmingsson, Thorgrim Solvason und Snorre Thorvason und ihr übriges Schiffsvolk nach Norwegen...

Brief Papst Nikolaus' V vom 22. September 1448 an die isländischen Bischöfe Marcellus und Matthäus, in Grønlands Historiske Mindesmaerker III (1845), 170:

Von den angrenzenden Küsten der Heiden kamen vor 30 Jahren die Barbaren mit einer Flotte, griffen die daselbst (in Grönland) wohnenden Leute in grausamen Einfällen an und verheerten ihr Vaterland und die heiligen Gebäude mit Feuer und Schwert, so dass auf der Insel nur 9 Kirchen übrig blieben, die am weitesten entfernt liegen sollen und zu denen sie wegen der steilen Gebirge nicht hingelangen konnten. Die bedauernswerten Bewohner beiderlei Geschlechts, zumal diejenigen, die ihnen stark und geeignet zur Leistung ständiger Sklavenlasten erschienen, was ihrer Tyrannei gut zusagt, führten sie als Gefangene mit sich in ihr eigenes Land. Wie die gleiche Klageschrift hinzufügt, kehrten jedoch die meisten nach und nach aus besagter Gefangenschaft wieder ins eigene Heim zurück und besserten hier und da die Trümmer ihrer Wohnstätten aus. Jetzt sehnen sie sich infolgedessen danach, den Gottesdienst aufs neue einzuführen und so viel wie möglich auszubauen.

Brief Papst Alexanders VI vom Jahre 1492 an den Benediktinermönch Mathias, bei G. Storm: Nye Efterretninger om det gamle Grønland, in Historisk Tidskrift, Christiania 1892, 399 ff., und bei J. C. Heywood: Documenta selecta a tabulario secreto Vaticano, Rom 1893, Tafel 10:

Wie wir erfahren haben, ist die Kirche in Gade (Gardar) im Lande Grönland am Ende der Welt gelegen, wo die Menschen aus Mangel an Brot, Wein und Öl nur getrocknete Fische und Milch (offenbar zum Abendmahl) zu verwenden pflegen (ob defectum panis, vini et olei siccis piscibus et lacte uti consuerunt). Infolge der äusserst seltenen Schiffahrt, die nach genanntem Lande wegen des starken Gefrierens des Wassers zu Eis stattfindet, ist, wie man glaubt, dort seit 80 Jahren kein Schiff mehr gelandet. Wenn derartige Seereisen wieder aufgenommen werden sollen, können sie, wie man meint, jedenfalls nur im August erfolgen, wenn das Eis schmilzt. Seit etwa 80 Jahren soll bei jener Kirche kein Bischof oder Priester geweilt haben. Aus diesem Grunde und weil es dort katholische Priester nicht mehr gibt, haben die meisten Gemeindemitglieder, die früher katholisch waren, das von ihnen empfangene heilige Sakrament der Taufe verleugnet — o, welcher Kummer! — und die Bewohner des Landes haben an die christliche Religion keine andere Erinnerung mehr als ein Korporale, das einmal im Jahre vorgezeigt wird und auf dem Christi Leib und Blut vor 100 Jahren vom letzten Priester, der dort weilte, geweiht wurde. —

Unter Berücksichtigung dieser und anderer Erwägungen hat unser Vorgänger löblichen Angedenkens Innozenz VIII, von der Absicht geleitet, besagter Kirche, die damals des hirtlichen Trostes beraubt war, einen guten und geeigneten Hirten zu verschaffen, mit Zustimmung seiner Kardinäle, unter denen auch Wir Uns damals befanden, den ehrenwerten Bruder Mathias vom Orden des Heiligen Benedictus als Bischof von Gardar (Gadensem) bestimmt, den ehrerbietig Zusagenden auf unser Drängen, obwohl wir bis dahin zu den

Minderen gehörten, proklamiert, und er hat sich mit grossem und gottesfürchtigem Eifer bereit erklärt, die Seelen der Abtrünnigen und Renegaten auf den Weg des ewigen Heils zurückzuführen und alle Arten von Irrtümern auszurotten. So hat er ihn, der in einem auszusendenden Schiffe selber dorthin zu reisen beabsichtigt, als Bischof und Priester eingesetzt. (Es folgt eine ausführliche Anweisung, dass dem Mathias wegen seiner Armut keinerlei Sporteln und Gebühren abgefordert werden dürfen...)

Gegeben... im 1. Jahr.

Landnamabok, in Thule, Bd. 23 (1928), S. 62:

Von Hernum (Bergen) soll man segeln immer nach Westen nach Hvarf in Grönland .... Es wird dann gesegelt nördlich Hitland (Shetland) so weit, dass es eben gut auf See zu sehen ist, und südlich der Färöer so, dass die See in Mitte Berghang ist (d.h. dass die Färöer halb am Horizont auftauchen), weiter südlich von Island so, dass sie haben Vögel und Wale (die stets nicht weit vom Lande zu sehen sind).

Notiz über eine Reise des Bischofs Øgmund von Skalholt (Island) i.J. 1520 oder 1534, in Grønlands Historiske Mindesmaerker, Kopenhagen 1845, III 504 f.:

Da glaubte er und seine Begleitung, sie hätten Herjolfsnes in Grönland zu Gesicht bekommen. Es war schon spät am Tage, und sie fuhren in solcher Nähe der Küste, dass sie die Bewohner, die Schafställe, Schafe und Lämmer sahen.

Bericht eines Isländers *Jon Grønländer* über eine von ihm um 1540 unternommene Fahrt in die grönländischen Gewässer, aufgeschrieben um 1625 vom isländischen Bischof von Skardsaa (*Björn Jonsson*), in Grønlands Historiske Mindesmaerker II (1845), 513:

Einst sei er vom Kurse abgetrieben und an Bord eines deutschen Kauffahrers nach Grönland gekommen. Durch Berechnung lässt sich ermitteln, dass dies ums Jahr 1540 geschah. Das Schiff lief in einen mit zahlreichen Inseln ausgestatteten Fjord ein, von denen einige (durch Eskimos) bewohnt waren. Dort wagten sie nicht zu landen, sondern sie wandten sich

abseits zu einer kleinen unbewohnten Insel, wo sie Bootshäuser und Steinwälle fanden, wie sie in Island üblich sind. Daselbst stiessen sie auf einen toten Mann, der auf dem Bauche lag. Auf dem Kopfe trug er einen gutgemachten Hut; seine andere Kleidung bestand teils aus Fries, teils aus Robbenfellen. Neben ihm lag ein krummes Messer mit Scheide, das stark abgenutzt und durch häufiges Schleifen zerschlissen war. Dieses Messer nahmen sie als Andenken mit sich.

Alt-Hamburger Urkunde zum Jahre 1542, in J. M. Lappenberg: Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache, Hamburg 1861, 187:

Im Vorjahr [1]) wurde erstmalig eine Kraffel nach Grönland gesandt, um das Land zu untersuchen. Und der Schiffer hiess Gert Mestemaker. Er fand das Land, aber er konnte dort zu keinen Menschen kommen; deshalb kam er ohne Zögern wieder nach Hause.

Nr. 53 der Handschriftensammlung des Archivs der Hansestadt Hamburg, niedergeschrieben um 1540:

„Dies ist der rechte Kurs nach Grönland zu segeln, wie ihn kundige Leute in ihren Büchern beschrieben haben.

Erstens: Von Statzmuling sofort westwärts. Von da aus sieht er (der Schiffer) Hwatzness auf Grönland, und da ist die Strömung am geringsten und frei von allen anderen Walsänden; denn die sind auf der Nordseite. Und er soll haben zwei Drittel der See nach Irland und ein Drittel nach Island. Ist dann das Wetter klar und sichtig und sein Kurs richtig nach Westen, so sieht er den Berggletscher (nämlich den weiterhin genannten Snaevelsjökel) im Nordosten liegen auf Island und Witserk im Nordwesten auf Grönland [2]). Ist auch Strömung von Norden, so muss er beilegen, so gut er kann,

1) Einer freundlichen Mitteilung von Herrn Prof. Reincke zufolge ist der Ausdruck „Vorjahr" in der Ausdrucksweise der 16. Jhds. auf das laufende Jahr 1542, nicht auf 1541 zu beziehen.

2) Bis hierher entspricht der Text, einer Ermittlung von Frl. Dr. Bonde vom Hamburgischen Staatsarchiv zufolge, wortgetreu einem Schriftstück in isländischer Sprache, das aus der Zeit um 1540 stammt und im Diplomatarium Islandicum, Reykjavik 1911-1921, 434 abgedruckt ist. Es handelt sich also um eine Übersetzung.

und sich hüten vor der Strömung, die westlich unter Irland ist; kommt aber die Strömung von Süden, so muss er den rechten Kurs halten und beilegen, so gut er kann. Denn Witserk erstreckt sich in nördlicher Richtung. So muss er das Land suchen und kommt nach Erichsförde, wo Garsted liegt.

Ferner: Wenn man zwischen Grönland und Island ist, so sieht man den Snaevelsjökel auf Island und Witserk auf Grönland, wenn das Wetter klar und sichtig ist. Darum sagen erfahrene Leute, dass die beiden Länder nicht mehr als dreissig Seewochen (die Seewoche beträgt rund 4½ Seemeilen) voneinander belegen sind.

Ferner: Dies ist der rechte Kurs von Island nach Grönland: Ist er (der Schiffer) südwärts von Bredefort auf Island, so muss sein Kurs nach Westen stehen, denn von dort sieht er Witserk richtig im Norden, so muss er frei Grönland suchen und kommt nach Erichsförde.

Ferner: Ist er auf der Nordseite von Bredefort auf Island, so soll sein Kurs nach Südwesten gehen, solange Witserk sich nordwärts erstreckt. Dann muss er das Land Erichsfort suchen, wie vorbeschrieben. Bemerkt er dann Eis, so soll er den Kurs südwärts halten; denn das wenigste Eis kommt aus dem Trollebodden. Auch darf er nicht allzusehr südwärts halten, damit er Irland nicht zu nahe komme; denn die Strömung ist da stark, auch wohl 15 Seewochen von Irland ab.

Ferner: Irland liegt südöstlich von Grönland.

Ferner: Island liegt östlich von Grönland.

Ferner: Von Stacheleis geht grosser Nebel aus, desgleichen auch Frost von dem Eise."

[Dyt isz dat rechte Kosz nha Gronlant tho segelende, alse idt vorvaren Luede in den Boeken hebben geschreven.

Primo: Van Statzmuling und Rechtefull [1]) westwart dar uth suth he Hwatzueff [2]) up Gronlant, und dar isz de Strom allermynst und is frey vor allen Hwalgrumen [3]); wente de synt up der Nordsyden. Und he schal

1) Statt: „und Rechtefull" lies: rechtevort.
2) Lies: Hwatzness.
3) Lies: Hwalgrinden.

hebben 2 Dele der See nha Jrlandt und den dorden Del nha Jszlant; isz denne dat Weder klar und sychtich und syn Kosz ys recht int Westen, so suth he den Barch-Joekel int Nordosten liggen up Jszlant und Witserck int Nordwesten up Gronlant. Ys ock Strom van Norden, so moth he byliggen dat beste he kan und waren syck vor dem Strom, de Westen under Jrlandt isz. Man ys de Strom van Sueden, so moth he holden dat rechte Kosz und liggen by dat beste he kan. Wente Wytserck drecht syck nordwarth, so moth he dat Lant soeken und kumpt in Eryxfoerde dar Garsted licht.

Jtem wen me twischen Gronlant und Jszlant isz, so suth me Snaevels-Joekell up Jrlant [1]) und Wytserck up Gronlant, so wenne idt Weder klar isz und sychtich. Darumme seggen vorvaren Lude, dat idt nicht mehr alse 30 Weke Sees vaneynander gelegen isz.

Jtem dyt isz dat rechte Kosz van Jszlant bette tho Gronlant. Isz he suthwart und [2]) Bredefort in Jszlant, so moth syn Kosz stan int Westh; wente dar suth he Wytserck recht int Norden, so mot he frey Gronlant soeken und kumpt in Erixfoerde.

Jtem isz he up der Nordensyden van Bredefort in Jszlant, so schal syn kosz wesen int Südwesten, solange dat Wytserck dreget nordwart, so moth he soken dat Lant Eryxford alse thoforen geschreven.

Jtem vornimpt he denne Iesz, so schal he syn kosz holden sutwart, wente dat minste Ies kumpt uth dem Trollebodden. Ock moth he nicht altho ser sutwart holden, up dat he Jrlant nicht tho nha kame, wente de Strom is dar starck, ock wol 15 Weke Sees van Jrlant aff.

Jtem Jrlant licht int Sudosten van Gronlant.

Jtem Iszlant licht int Osten van Gronlant.

Jtem van stickellen Isz geidt grote Dake, und dem Froste des gelik ock van dem Ise usw.

Bereits im Kap. 150 vernahmen wir von dem allmählichen Einschlummern der Verkehrsbeziehungen zwischen den skandinavischen Ländern und dem normannischen Kultur-Vorposten im südwestlichen Grönland. Infolgedessen ging das einige Jahrhunderte hindurch recht rege wirtschaftliche, politische und kirchliche Eigenleben der grönländischen Kolonie im Laufe des 14. Jhds. rasch empfindlich zurück. Der Vorposten in Grönland wurde schliesslich in Europa zeitweilig „vergessen".

Die Wandlungen des europäischen Wirtschaftslebens trugen hierzu bei, aber auch die geänderten politischen Verhältnisse, wie in einer vortrefflichen Spezialuntersuchung letzthin durch Nørlund nachgewiesen worden ist [3]). Die einst begehrten grönländischen Walrosszähne konnte man entbehren, sobald man in der Lage war, aus Afrika Elfenbein reichlicher und bequemer als früher zu erhalten. Über das Hanse-Kontor in Nowgorod erlangte man weiterhin eine verbesserte Bezugsmöglichkeit für die begehr-

1) Lies: Jslant.
2) Lies: van.
3) Paul Nørland: De gamle nordbobygder ved verdens ende, Kopenhagen 1934.

ten Pelzschätze des russischen Nordens, womit auf die bescheidenere grönländische Pelzausbeute Verzicht geleistet werden konnte. War doch Nowgorod, dessen territoriale Macht den ganzen Nordosten Russlands umfasste [1]), ein Handelszentrum, in das „aus diesem ungeheuren Gebiet der Ertrag der Pelztierjagd zusammenströmte" [2]). Für die vordem gern aufgenommenen grönländischen Friese aber hatte man nach dem lebhaften Aufblühen der westeuropäischen Woll-Industrie gleichfalls keinen Bedarf mehr. Der Anreiz, nach Grönland zu fahren, schwand daher allmählich, und die grönländische Kolonie hing schliesslich wirtschaftlich in der Luft.

Hierzu kam der Niedergang der politischen Bedeutung Norwegens, des Mutterlandes von Island sowohl wie Grönland. Nach der Kalmarischen Union (20. Juli 1397) wurde Königin Margarete von Dänemark Herrscherin in allen drei skandinavischen Reichen und Kopenhagen gemeinsamer Regierungssitz. In Kopenhagen zeigte man aber keine Neigung, die Grönland-„Knarre", deren Ausrüstung jedesmal recht kostspielig war, weiter verkehren zu lassen, und da seit 100 Jahren der Grönlandhandel — wie auch in unserem 20. Jahrhundert — verstaatlicht und der privaten Betätigung entzogen worden war (Kap. 150), schliefen die Beziehungen nach und nach ein, denn das Verbot des privaten Handels mit Grönland wurde nicht etwa aufgehoben, sondern sogar noch verschärft. Königin Margarete untersagte die Schiffahrt von Privatleuten nach Grönland bei Todesstrafe, und 1389 entgingen einige Schiffer, die ohne Erlaubnis in Grönland gewesen waren, der Hinrichtung nur dadurch, dass sie nachweisen konnten, sie seien gegen ihren Willen vom Sturm dorthin verschlagen worden [3]). Eine dänische Chronik von 1674 äussert sich hierüber folgendermassen [4]):

> „Die Gefahr, aus welcher sie gekommen waren, und das zum anderen Male gegebene strenge Verbot, dass niemand ohne Erlaubnis nach Grönland fahren sollte, schreckte die anderen dermassen, dass von der Zeit an weder Kaufmann noch Schiffer sich dorthin wagen durften. Die Königin hat zwar eine Zeitlang nachher einige Schiffe dorthin gesandt; diese sind aber nicht wieder zu Gesicht gekommen, und man hat nicht gewusst, ob sie zugrunde gegangen sind, weil man weder das Wo noch das Wie hat erfahren können. Dies hat die alten Schiffer von Norwegen in Furcht gesetzt, dass sie sich auf dieses Meer nicht mehr wagen wollten. Die Königin, die in die schwedischen Kriege geraten war, hat sie auch nicht dazu genötigt und hat auf Grönland keine Acht mehr gegeben."

Überdies hatte im ausgehenden 14. Jhd. Norwegen hinreichend mit eigenen Nöten zu tun. 1392 entvölkerte abermals, wie schon 1349—1351, eine verheerende Seuche das Land in bedrohlicher Weise, und Bergen, der Ausgangspunkt der Grönlandfahrten im 14. Jhd., wurde 1393 von den

1) Theodor Schiemann: Russland, Polen und Livland bis in das 17. Jahrhdt., Berlin, 1886, I 182 f.
2) Walter Vogel: Geschichte der deutschen Seeschiffahrt, Berlin 1915, 157.
3) Rudolf Cronau: Amerika, Leipzig 1892, I 131.
4) Heinrich Sievers: Bericht von Grönland, Hamburg 1674.

Vitalienbrüdern erobert und ausgeplündert, so dass es sich lange von diesem Schlage nicht erholen konnte [1]). Da die „Knarre" von Bergen auszulaufen pflegte, ist es verständlich, dass „von einer Grönlandfahrt der Knarre seit der Verwüstung Bergens sich kein Bericht mehr findet" [2]).

Gewiss mag Nordenskjöld mit seiner Vermutung nicht Unrecht haben, dass [3]):

> „ein viel lebhafterer Seeverkehr, als man sich gewöhnlich vorstellt, bis zum Anfange des 15. Jhds. mit Grönland und den nahe gelegenen Teilen von Amerika"

stattgefunden hat. Aber etwa seit 1400 ist dennoch ein ziemlich plötzliches und nahezu völliges Abreissen der Verkehrsverbindungen zwischen Skandinavien und Grönland für lange Zeit kaum zu bezweifeln.

Hand in Hand mit der wirtschaftlichen und politischen Vernachlässigung ging die kirchliche. Nach der Ernennung der ersten Bischöfe war Grönland zunächst 1133 dem Erzbistum Hamburg-Bremen, dann 1148 dem Erzbistum Drontheim, zusammen mit andren nordeuropäischen und nordatlantischen Episkopaten, unterstellt worden [4]). Als 1206 in Lund ein neues Erzbistum errichtet wurde, ging Grönlands Betreuung an dieses über. Bis ins 13te Jahrhundert hinein waren die kirchlichen Bande, die Grönland mit Europa verknüpften, noch ziemlich eng; im Laufe des 14. aber begannen sie sich ähnlich stark, wie die wirtschaftlichen, zu lockern und hörten sogleich nach Beginn des 15. völlig auf. Schon oben (Kap. 150) hörten wir, dass es um die Mitte des 14. Jhds. infolge der seltenen Schiffahrt einmal 21 Jahre lang keinen Bischof in Grönland gegeben hatte. Die Expedition Paul Knutson's, die 1355—64 dem kirchlichen Verfall in Grönland steuern sollte, blieb ein Schlag ins Wasser und überdies ein allzu vereinzeltes Vorkommnis. Die Westsiedlung war wohl 1342, spätestens jedenfalls 1360 [5]), ausgelöscht, die grössere Ostsiedlung im Rückgang begriffen. Dann gelangte zwar 1368 Bischof Alf nach Grönland, aber nachdem dieser 1377 gestorben war, blieb das grönländische Bistum verwaist, das damals — von Unterbrechungen nach Todesfällen abgesehen — seit 251 Jahren, seit 1126, ständig in Gardar seinen Sitz gehabt hatte [6]), nachdem der erste Bischof Eirik Gnupson noch an anderer Stelle residiert hatte, vielleicht in Sandnes, wie man neuerdings glaubt [7]).

---

1) Gustav Storm: Vitalisbrødernes plyndringstog til Bergen 1393, in Norsk Historisk Tidskrift, 3 kr. Bd. 4.

2) Josef Fischer: Die Entdeckungen der Normannen in Nordamerika, Freiburg 1912, 49.

3) Adolf Erik v. Nordenskjöld: Die Reise der Gebrüder Zeno und die ältesten Karten des Nordens, in Studien und Forschungen, Leipzig 1885, 5.

4) Caesarius Baronius: Annales ecclesiastici, Lucca 1746, Bd. 18, 494. — Kardinal Ehrle: Der historische Gehalt der päpstlichen Abteilung auf der Weltausstellung in Chicago, in Stimmen der Zeit, Bd. 46 (1894), 378.

5) Magnus Degerbøl: Animal remains from the west settlement in Greenland, in Meddelelser om Grønland, Bd. 88, Nr. 3, Kopenhagen 1936, 3.

6) Paul Nørlund Ä Morten Stenberger: Brattahlid, in Meddelelser om Grønland, Bd. 88 (1934), Nr. 1, 143.

7) Aage Roussell: Sandnes and the neighbouring farms, in Meddelelser om Grønland, Bd. 88, Nr. 2 (1936), 28.

Nach dem Tode des Bischofs Alf wurde das Bistum bis auf weiteres durch Sira Eindride Andresson betreut, und als Priester war Sira Pall Halvardsson tätig. Von diesem wissen wir, dass er noch am 19. April 1409 eine Heiratsurkunde für den Isländer Thorstein Olafsson und seine Braut, die Grönländerin Sigridr Bjørnodottir, ausstellte [1]). Das religiöse Leben der Kolonie musste aber allmählich einschlummern, da wegen des Fehlens aller Schiffsverbindungen keine weiteren Geistlichen mehr nach Grönland gelangen konnten.

Wohl fanden noch viele Jahrzehnte lang Neuernennungen von Bischöfen für Grönland statt [2]), aber „zur Überführung fehlte wahrscheinlich die Möglichkeit, da Ende des 14. Jhds. ein Schiffsverkehr zwischen Norwegen und Grönland nur noch nominell bestand" [3]). Ja, man kann sagen, dass es nach 1390 geradezu eine Hypertrophie an Grönland-Titularbischöfen gab: neue und immer neue Bischöfe wurden ernannt, ohne dass die früher ernannten gestorben waren oder auf ihre Bischofswürde verzichtet hatten. Zumal als es seit 1409 gleich drei Gegenpäpste auf einmal gab, von denen jeder Bischöfe ernannte, schwoll die Zahl der Bischöfe für Grönland erstaunlich an. Mindestens zweimal sind dabei auch deutsche Geistliche zu Bischöfen für Grönland ernannt worden. So wurde der Pfarrer Burkhart in Witzenhausen mit dieser Würde bedacht [4]), und er bezeichnete sich auch in zwei noch erhaltenen Urkunden vom 9. Oktober 1390 und 19. August 1393 stolz [5]):

> „Wir, Borghart, von Gottes Gnaden Bischof zu Grønland und Pfarrer zu Witzenhausen",

und sein Siegel trägt die Inschrift „Borchardi episcopi Grandensis". Dennoch zog dieser Burkhart die sichere Stelle des kleinen Pfarrers in Witzenhausen dauernd dem Luftschloss des Bischofssitzes in Grönland vor, und genau ebenso machte es ein geistlicher Kollege in Köslin, von dem eine Urkunde meldet [6]):

> „Im Jahr 1433 vermachte der Landsmann des Kösliner Vikars Johann Wynter, der Titularbischof Johann von Grönland, seiner Magd Christiana Schwartzkoppen für ihre 24jährige treue Dienstzeit fast seine gesamte Habe und eine jährliche Hebung von 2 Drömt Mehl".

Eine letzte feierliche Weihung zum Grönlandbischof wurde noch am 30. Mai 1425 an dem Dominikanerpater Robert Ryngman [7]) vollzogen. Auch nach diesem verzeichnet aber Gams noch einen Titularbischof Bar-

---

1) Konrad Maurer: Grönland im Mittelalter, Leipzig 1874, 230.
2) Verzeichnisse (nicht vollständig) bei Pius Bonifatius Gams: Series episcoporum ecclesiae catholicae, Regensburg 1873, 334, und bei O. Kolsrud: Diplomatarium Norwegicum, XVII, 383 f.
3) Th. Apel in den Hansischen Geschichtsblättern 1930, 173.
4) Apel, ebendort, 172 und 1929, 157.
5) Reproduziert in der Zeitschrift für hessische Geschichte XXX, 286.
6) Hanncke: Köslin im 15. Jahrhundert, im Programm des Kösliner Gymnasiums 1893, 18.
7) Konrad Eubel: Hierarchia catholica medii aevi, Münster i. W. 1913, 260

tholomeo de San Hippolyto, der 1440 starb, einen Gregorius um 1450 und zuletzt noch Vincentius Kampe (vgl. S. 451) um 1520 [1]).

Zu eben der Zeit nach 1400 konnte man die grönländische Normannenkolonie bereits als verschollen ansehen. 1406 war, wie die obigen Originaltexte zeigen, noch einmal ein Schiff mit Isländern nach Grönland gelangt — anscheinend unfreiwillig, da es ja auf der Rückreise von Norwegen nach Island begriffen gewesen sein soll. Volle 4 Jahre blieb seine Mannschaft im Lande und kehrte dann 1410 zu Schiffe nicht nach Island, sondern nach Norwegen zurück. Diese beiden Umstände lassen darauf schliessen, dass das eigene Schiff nicht mehr benutzungsfähig war und dass die Besatzung 4 Jahre auf eine andere Beförderungsmöglichkeit warten musste, die sich aber nicht nach ihrer Heimat, sondern wieder nach Norwegen bot. Die Seefahrt von 1410 ist jedenfalls die überhaupt letzte, die aus den Chroniken nachzuweisen ist. Allerdings soll 1418 noch einmal der Peterspfennig von Grönland auf unbekanntem Wege nach Rom gelangt sein [2]). Nach 1418 aber ist die Normannenkolonie in Grönland wie vom Erdboden verschwunden, und es ist eines der grossen Kulturrätsel der Geschichte, was aus ihr wohl geworden sein könne.

Sehr verschiedene Thesen sind aufgestellt worden, um das spurlose Verschwinden der einst blühenden, aus Tausenden von Köpfen bestehenden Ansiedlung verständlich zu machen. Man hat gemeint, eine grosse Seuche, vielleicht eine Blatternepidemie, wie sie schon 1402—1404 Grönland böse heimsuchte, oder der besonders strenge Winter von 1423 könne die Bevölkerung hingerafft haben. Aber wenn nach 1406 kein Schiff mehr nach Grönland fuhr — wie soll die Epidemie ins Land gebracht worden sein? Und kann man sich vorstellen, dass eine sesshafte Bevölkerung, die über hinreichend viel Treibholz und somit Heizmaterial verfügte, in ihren eigenen festen Wohnhäusern durch einen noch so strengen Winter jemals restlos vernichtet werden konnte? Beide Erklärungen muten denkbar unwahrscheinlich an.

Die Vorstellung, dass eine plötzliche Klimaänderung die Normannensiedlungen ausgerottet haben könne, muss zumal nach den Ausführungen, die im Kap. 100 über das Klima Grönlands vorgetragen worden sind (Bd. II, S. 283 ff.), als ganz unhaltbar bezeichnet werden.

Häufig ist weiterhin die Meinung geäussert worden, die Normannen möchten von den zahlenmässig überlegenen Eskimos, als diese von Norden her sich immer weiter südwärts ausbreiteten, nach und nach ausgerottet worden sein. Zu blutigen Streitigkeiten ist es sicher hier und da gekommen. Die auf S. 432 mitgeteilte Notiz der Gottskalks-Annalen zum Jahre 1379 gibt ja Kunde von einem Kampf dieser Art. Auch ist in den Gräbern der Ostsiedlung ein Normannenschädel gefunden worden, der von einem Eskimo-Pfeil durchbohrt war [3]). Ein durch kein Zeugnis zu belegendes Gerücht besagt dazu, es habe etwa 1418 ein verheerender Angriff auf die Ostsiedlung von See her stattgefunden [4]). Man wollte hieraus folgern, dass bei

1) Gams, a.a.O., 334.
2) Frithjof Nansen, Nebelheim, Leipzig 1911, II 64.
3) Ebendort, 90.
4) Ymer (Stockholm), 1891, 23.

dieser Gelegenheit die Kolonisten vernichtet worden seien. Der Schluss ist jedoch nicht ohne weiteres statthaft. Alle Kenner der Eskimo-Psyche, an der Spitze Nansen [1]), erklären, es sei ganz undenkbar, dass die völlig unkriegerischen Eskimos, die friedlichsten Menschen der Welt, je einen Ausrottungskrieg hätten planen oder gar den kriegerischen Wikingern gegenüber durchführen können.

Grössere kriegerische Zusammenstösse zwischen Eskimos und Grönland-Wikingern darf man demnach wohl als recht unwahrscheinlich bezeichnen. Wohl aber ist anzunehmen, dass mehrfache Kleinkriege vorgekommen, einzelne Normannen überfallen und niedergemacht, normannische Gehöfte in Brand gesteckt worden sind. Die ohnehin nur kleine Zahl von weissen Siedlern, die auch sonst mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten mancherlei Art zu kämpfen hatten, mag dadurch im Lauf der Jahrzehnte empfindlich dezimiert worden sein. Sicher fiel bei solchen Gelegenheiten den Eskimos manches wikingische Eigentum als Beute in die Hände. Matthiassen, der 9 Jahre dem Studium der mittelalterlichen Eskimo-Archäologie in Grönland und Nord-Kanada gewidmet hat, folgert aus den Ausgrabungsergebnissen ebenfalls [2]):

> „Die Normannen-Kolonien verschwanden, und die Eskimos plünderten die Siedlungen aus, wodurch es verständlich wird, dass sie alle die normannischen Dinge besassen, die wir jetzt in den alten Eskimoruinen finden. Sicher haben die Normannen ihre Kirchenglocken nicht freiwillig zerschlagen, so dass die Eskimos aus den Trümmern Hämmer und Ohrgehänge anzufertigen vermochten."

Sollte jener Überfall auf die Ostsiedlung um 1418 überhaupt stattgefunden haben, was keineswegs feststeht, so dürften weit eher fremde, wahrscheinlich englische, Seeräuber die Urheber der Verwüstung gewesen sein als Eskimos [3]). Dass englische und vermutlich auch hanseatische Walfischjäger um 1400 gelegentlich nach Grönland gelangten, ist gar nicht unwahrscheinlich [4]).

Alle älteren Thesen, dass die Grönland-Kolonie bald nach 1410 völlig zugrunde gegangen sei, sind nun aber heute als endgültig widerlegt zu betrachten und dürfen ein für alle Male aufgegeben werden. Das wichtigste Beweisstück, der oben abgedruckte Papstbrief von 1448, gibt zu starken Bedenken Anlass. Papst Nikolaus V scheint selber ein Opfer falscher Berichterstattung geworden zu sein. Nansen urteilt über den Brief [5]):

> „Er zeigt eine so auffallende Unkenntnis grönländischer und besonders eskimoischer Verhältnisse, dass es mit der Klageschrift, auf der er basiert, nicht in Ordnung sein kann."

Um dies zu verstehen, muss man Folgendes beachten.

---

1) Nansen, a.a.O., II 58 ff.
2) Thorkel Matthiassen: The Eskimo archeology of Greenland, in The Smithsonian Report for 1936, Washington, 403.
3) Ersch und Gruber's Lexikon, Leipzig 1872, I 133.
4) Theodor Apel: Burghard, Pfarrer zu Witzenhausen und Bischof von Grönland, in den Hansischen Geschichtsblättern, Jg. 54 (1929), 172.
5) Nansen, a.a.O., II 56.

Es gab selbst zur Zeit der höchsten Blüte der Kolonie nur insgesamt 100 winzige Ortschaften mit etwa 280 Meierhöfen, darunter 2 kleine Plätze, die man als Städtchen bezeichnen konnte, ausserdem je ein Kloster für Augustiner und für Benediktinerinnen. Insgesamt standen 16 christliche Kirchlein in Grönland, 12 in der Ost- und 4 in der Westsiedlung [1]). Dass unter solchen Umständen die Angabe des Papstbriefes, es ständen „nur" noch 9 Kirchen, die „am weitesten entfernt liegen" sollten, auf Phantasie beruhen muss, liegt auf der Hand. Dazu mutet der Gedanke, die gefangenen

Kartenskizze der Østerbygd der Normannen in Grönland

• Lage eines Bauernhofes ✝ Bauernhof mit Kirche + kleinere Ruinen

Christen hätten „Sklavenlasten" für ihre „Tyrannen" übernehmen müssen, innerhalb der Eskimo-Wirtschaft geradezu grotesk an, da die Eskimos für Sklaven, die sie nur hätten füttern müssen, sicher niemals Verwendung gehabt haben. Was der Papst schreibt, atmet durchaus die europäische Denkweise des 15. Jhds. Es scheint, dass die Briefempfänger Marcellus und Matthäus, die zu Bischöfen in Grönland ernannt werden wollten, von

1) Grønlandske Historiske Mindesmaerker III (1845), 226 ff. — Die grösste dieser 16 Kirchen, deren gut erhaltene Ruine noch heute zu sehen ist, war die Hvalsö-Kirche in der Nähe von Julianehaab (Qaqortoq). Sie war gut ausgestattet, besass Glasfenster, und es waren Steine bis zu 10 t Gewicht zu ihrem Bau verwendet worden (J. Blüthgen: Die Wikinger auf Grönland, im Geographischen Anzeiger 1936, 422).

denen man aber sonst nichts weiss, den Heiligen Vater durch erdichtete Greuelmärchen veranlasst haben, ihnen Vorteile zukommen zu lassen, auf deren Zuerkennung sie sonst schwerlich hätten rechnen können[1]). Das Echo im Papstbrief beweist jedenfalls, dass mit einem reichen Aufwand von Kolportage-Phantasie gearbeitet worden sein muss. Für die Beurteilung der geschichtlichen Vorgänge in Grönland ist der Brief ohne Wert.

Wieder eine andre Version, warum die europäischen Beziehungen zu Grönland im 15. Jhd. zum Erlöschen kamen, wurde im 17. Jhd. veröffentlicht. Sie bezieht sich freilich nicht auf Vorgänge der Zeit bald nach 1410, sondern erst auf eine $^3/_4$ Jahrhunderte spätere Epoche. Da sie aber charakteristisch ist für die Einbildungskraft, mit der phantasievolle Schreiber das Verschwinden Grönlands aus dem europäischen Blickfeld „erklären" wollten, sei auch ihr ein Wort gewidmet.

Auf Grund einer französischen Schrift von 1642[2]) erzählte Sievers 1674 folgende Gruselgeschichte[3]):

> „Herr Worm hat mich vergewissert, dass er in einem alten dänischen Buche gelesen, dass ungefähr im Jahr der Gnaden 1484, unter der Regierung des Königs Johann[4]), in der Stadt Bergen in Norwegen annoch mehr denn 40 gewesen, welche alle Jahre nach Grönland gegangen und kostbare Waren daher gebracht. Als sie aber selbige Waren dies Jahr den deutschen Kaufleuten, welche gen Bergen, um sie zu kaufen, gegangen waren, nicht verkaufen gewollt, haben gedachte deutsche Kaufleute nichts dazu gesagt, sondern die Schiffer zum Abendessen geladen und allesamt in einer Nacht umgebracht."

Für diese Moritat-Erzählung gibt es keinerlei Unterlage. Schon Sievers und de la Peyrère verweigerten der Geschichte den Glauben. Auch ein neuerer trefflicher Kenner der Geschichte Bergens, Nielsen, sieht in der Anekdote eine Legende ohne jeden Wert. Dass noch um 1484 nicht weniger als 40 Grönlandfahrer in Bergen gelebt haben sollen, die „alle Jahre" dorthin fuhren und „kostbare Waren gebracht" haben, ist schlechterdings unmöglich. Die Fahrten nach Grönland waren ja monopolisiert und Privatleuten bei Todesstrafe untersagt. Zudem behauptete der Papstbrief von 1492, in Grönland sei „seit 80 Jahren kein Schiff mehr gelandet" (vgl. S. 433). Wenn es 1484 in Bergen wirklich noch Männer gab, die den Grönlandkurs kannten, so hätte es für deutsche Händler, die nach Grönlandwaren angeblich begierig waren, doch geradezu ein Übermass von Dummheit bedeutet, diese letzten Kenner des Kurses umzubringen, weil man sich über sie einmal geärgert hatte. Die ganze Erzählung ist mehr psychologisch interessant, da sie zeigt, zu welchen Kapriolen die Phantasie mancher „Geschichtsschreiber" fähig ist, ohne dass ihr historisch auch nur der bescheidenste Wert zuerkannt werden darf.

Im übrigen kann das richtige Kurshalten beim Aufsuchen Grönlands von

---

1) Gustav Storm: Nye Efterretninger om de gamle Grønland, in Historisk Tidskrift (Christiania) 1892, 399.

2) Isaac de la Peyrère: Relation du Groenland, Paris 1642, 2. part, cap. 1.

3) Sievers, a.a.O., 31.

4) König Johann (Hans) I von Dänemark 1481—1513.

Norwegen aus gar nicht so schwer gewesen sein, wie es in der Sievers'schen Erzählung hingestellt wird. Die oben auf S. 434 abgedruckte Anweisung der Landnamabók lässt dies deutlich erkennen. Hierzu ist Folgendes zu sagen:

Das Kurshalten auf gleichem Breitengrad ist durch tägliche Beobachtung des mittäglichen Standes der Sonne am leichtesten durchzuführen, wenn klarer oder nur leicht bewölkter Himmel vorhanden ist. In kompassloser Zeit ist daher die genannte Segelanweisung entschieden am praktischsten, wenn man von Südnorwegen nach dem fast genau auf gleicher Höhe liegenden Südkap Hvarf in Grönland steuern will. Nur im Bereich von Island wird empfohlen, weiter nach Norden auszubiegen, damit Grönland auch sicher angesteuert werden kann.

Das jahrhundertelange Kopfzerbrechen der Forschung, was aus der Grönland-Kolonie der alten Wikinger geworden sein mag, ist seit einigen Jahrzehnten als wahrscheinlich überflüssig erkannt worden, denn nach dem heutigen Stande des Wissens haben wir allen Grund zu vermuten, dass *ein plötzliches Aussterben der Kolonisten überhaupt niemals stattgefunden hat,* sondern dass ein ganz allmähliches, durch mindestens 1½ Jahrhunderte fortgesetztes Versickern erfolgt ist, dem kein tragischer Schimmer beigesellt ist. Auch das vorgeblich völlige Aufhören jeder Kenntnis Grönlands und jedes Verkehrs dorthin darf heute mit einem grossen Fragezeichen versehen werden.

In der 1ten Auflage dieses Werkes von 1938 habe ich der Auffassung Ausdruck gegeben [1]), die normannischen Kolonien in Grönland müssten noch mindestens bis um 1540 bestanden haben. Wie ich nachträglich sehe, ist dieser Gedanke schon vom ersten Grönland-Missionar Egede um die Mitte des 18. Jhds. vertreten worden. Er äusserte bereits [2]), die Ostsiedlung habe wohl bis etwa 1540 bestanden und sei möglichenfalls noch zu seiner Zeit nicht ganz ausgestorben.

Schon der 1909 von Bobé an Hand eines neu aufgefundenen Dokuments gelieferte Nachweis [3]), dass um 1473 vom dänischen König Christian I eine eigene Expedition unter den beiden Admiralen Pining und Pothorst nach Grönland geschickt wurde (Kap. 188), liess darauf schliessen, dass dort noch immer Reste der einstigen Kolonisation durch Weisse vorhanden gewesen sein müssen. In wahrhaft überwältigender Weise wurden dann 1921 Belege für die Richtigkeit dieser Vermutung geliefert, als im Auftrag der dänischen Regierung an einem der allerältesten Siedlungsplätze Grönlands, in Herjolfsnes (Kap. 102), vom 5. Juli bis zum 27. August Ausgrabungen vorgenommen worden, die zu höchlich überraschenden Neuerkenntnissen geführt haben [4]). Es wurde eine Reihe von Normannengräbern

1) Bd. III, S. 362-363.

2) Hans Egede: Beschreibung und Naturgeschichte von Grønland, übersetzt von Joh. G. Krünitz, Berlin 1763, 48 und Tafel I.

3) Louis Bobé: Aktstykker til oplysning om Grønlands beseiling 1521—1607, in Dansk Magazin, ser. VI (1909), 303.

4) Paul Nørlund: The finds from Herjolfsnes in Greenland, publ. by the Commission for geological and geographical investigation, II 404 ff.; derselbe: Groenland au moyen-âge, in Revue historique, t. 172 (1933), 409; derselbe: Buried Norsemen at Herjulfsnes, in Meddelelser om Grønland LXVII (1924), 1.

erschlossen, deren Inhalt unzweideutig erkennen liess, dass Herjolfsnes noch mindestens ein halbes Jahrhundert nach dem angeblichen Untergang der Kolonie Grönland blühte und sich wirtschaftlich in durchaus günstigen Umständen befunden haben muss. Vielen Leichen waren Kleidungsstücke mit ins Grab gegeben, die unverkennbar der charakteristischen Mode im Zeitalter Ludwigs XI von Frankreich (1461-1483) entsprachen, insbesondere die sonderbaren, nur in jener Zeit getragenen, hohen und spitzen Burgundermützen. Der Leiter der Ausgrabungen, Nørlund, erklärte hierzu [1]:

> „Diese Haube ist der unwiderlegliche Beweis, dass europäische Schiffe noch gegen Ende des 15. Jhds. Grönland erreicht haben müssen."

Was für Schiffe dies waren, wissen wir nicht — offenbar aber keine skandinavischen, die zur Fahrt berechtigt waren, sondern vermutlich illegal verkehrende Fahrzeuge norwegischer, englischer, holländischer oder hanseatischer Herkunft, die unter Missachtung der Ansprüche der dänischen Krone heimlich Handel trieben und daher von ihrem Tun auch möglichst wenig verlauten liessen, sodass sich keine schriftliche Kunde erhalten hat. Für ganz unglücklich halte ich Friederici's Einfall [2], dass Pining und Pothorst die europäischen Kleidermoden nach Grönland gebracht und damit „Handel" getrieben hätten. Pining und Pothorst hatten eine offizielle staatliche Aufgabe in Grönland zu erfüllen und waren dänische *Admirale*, aber keine Kleiderhändler. Friederici, der in diesen beiden hochverdienten und bedeutenden, deutschbürtigen Männern nur „Händler und Hehler" sehen möchte [3], hat ihr Wesen gründlichst verkannt!

Nicht nur die Kleidermode der Zeit um 1470—1480, die wohlhabende Grönländer getreulich mitzumachen in der Lage waren, beweist den Fortbestand der Normannenkolonie, sondern auch ein Hausneubau aus derselben Zeit lässt erkennen, dass man in Herjolfsnes damals ganz und gar nicht in Untergangsstimmung gelebt haben kann. Zahlreiche hölzerne Kreuze in den Gräbern bezeugen weiterhin den Fortbestand christlicher Sitten und Gebräuche (vgl. Taf. VII). Einer der Grabsteine von Herjolfsnes beweist übrigens, dass hier eine aus dem Rheinland stammende Persönlichkeit ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. Also auch Deutsche kamen in der zweiten Hälfte des 15. Jhds. noch in die „ausgestorbenen" Kolonien Grönlands!

Das Bestehen eines illegalen Grönlandhandels während der fraglichen Jahrzehnte dürfte indirekt bestätigt werden durch einen Protest, den der dänische König Erich VII (1412—1439) 1431 an den englischen König Heinrich VI (1422—1471) richtete. Darin ist Beschwerde geführt, dass schon seit 1411 englische Seefahrer nach „Ländern und Inseln Norwegens" ohne Erlaubnis Handel trieben [4].

Englische Geschichtsklitterung hat die Zusammenhänge gern in der

---

1) Nørlund: a.a.O., 416 f.
2) Georg Friederici: Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, Stuttgart 1936, III 70.
3) Göttingische Gelehrte Anzeigen 1939, 75.
4) Grønlands Historiske Mindesmaerker III (1845), 160 f.

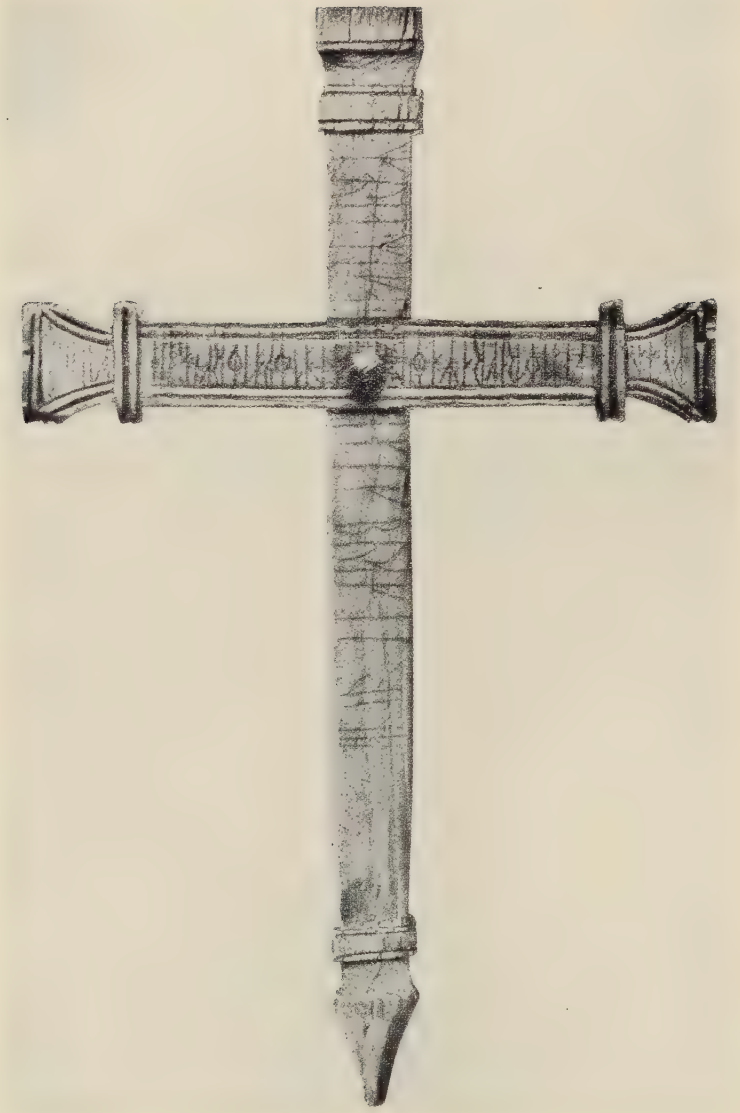
1

2

1. Ein Teil der Østerbygd, der südlichsten Siedlungsgegend der Normannen auf Grönland, mit Eisgürtel

2. Blick auf Herjolfsnes, die Stätte der Ausgrabungen von 1921

(nach der Reproduktion in „Meddelelser om Grønland", Bd. 67, S. 3 und 21)



Schöngeschnitztes Kreuz mit Runeninschrift aus den Gräbern von Herjolfsnes als Zeichen des noch nach 1450 fortdauernden Christentums der grönländischen Normannen

(nach der Reproduktion in „Meddelelser om Grønland", Bd. 67, S. 282 f.)

Weise dargestellt, als sei Grönland nach 1410 von Europa völlig vergessen und erst 1577 durch die Expedition von Frobisher sozusagen neu entdeckt worden. Durchaus mit Recht hat m.E. Prof. Reincke-Hamburg in einem an mich gerichteten Brief vom 1. Juni 1940 diese Behauptung als „eine echt britische Anmassung" bezeichnet. Dass sie völlig aus der Luft gegriffen ist, werden die nachstehenden Ausführungen beweisen.

Schon die Expedition von Pining und Pothorst um 1473 muss die Aufmerksamkeit in ansehnlichem Umfang wieder auf Grönland gelenkt haben. Zeugnis hierfür liefert nicht nur der Papstbrief von 1492; denn schon die Ernennung des Bruders Mathias zum Bischof in Gardar, mag sie auch lediglich papierenen Charakter gehabt haben, wäre sinnlos gewesen, wenn nicht Zeugnisse für die Fortexistenz der normannischen Kolonie vorgelegen hätten. Aber auch der Brief, den Hieronymus Münzer von Nürnberg 1493 an den König von Portugal richtete (Kap. 189), weist darauf hin, dass „vor wenig Jahren die grosse Insel Grönland neu bekannt" wurde, „auf der eine sehr grosse Siedlung von Untertanen des genannten Herrn Herzogs lebte". Eine Legende auf dem von 1492 stammenden Globus des Martin Behaim, die neben dem rudimentär gezeichneten Grönland angebracht ist und die man früher lesen wollte: „Hie findt man weisse Falcken", scheint in Wahrheit lauten zu sollen: „Hie findt man weises volck" (vgl. Bd. IV, Tafel X),wie zuerst Björnbo erkannt zu haben scheint [1]). Aus allen diesen Tatsachen geht klar hervor, dass kurz vor 1492 in der Tat neue Kunde von den Grönlandsiedlern nach Europa gekommen sein muss und dass höchst wahrscheinlich die Pining-Pothorst-Fahrt es war, welche die Aufmerksamkeit wieder auf die halbvergessene Kolonie gelenkt hat.

Der neue Stand der Dinge, wie er sich heute dem Blick des Forschers darbietet, ist durch Brøgger, der bei den Grabungen in Herjolfsnes mitgewirkt hat, in folgende Formel gekleidet worden [2]):

> „Die Verbindung der Ostsiedlung mit Europa hat sich durch das ganze 15. Jahrhundert fortgesetzt .... Die Trachten erzählen, dass Europas Trachtenmoden immer auch in Grönland zu finden waganze (!) 15. Jahrhundert fortgesetzt .... Die Trachten erzählen, dass Europas Trachtenmoden immer auch in Grönland zu finden waren... Wir treffen nicht die Fellkleidung eines armen Jägervolkes sondern die reichen europäischen Kleider, Hüte und Strümpfe. Statt eines elenden Volks, wie man sich's früher vorgestellt hat, trafen wir auf Herjolfsnes eine europäisch betonte „Oberklasse", die bis 1500 hin feste und regelmässige Verbindungen mit Europa unterhalten hat .... Es ist mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die Engländer während des ganzen 15. Jahrhdts. gelegentlich auch nach Grönland gefahren sind und zu diesen Fahrten norwegische Lotsen benutzt haben, die die Route kannten."

Hinzugefügt sei, dass nach Brøgger die in den Herjolfsnes-Gräbern gefundenen Trachten nicht von Europa herübergebracht, sondern im Lande

1) Axel A. Björnbo: Cartographia Groenlandica, in Meddelelser om Grønland XLVIII, 1 (1911), 156.

2) Brøgger, a.a.O., 184 und 187 f.

selbst gefertigt worden sein müssen — unter Benutzung europäischer Modelle.

Noch über Brøggers Vermutung hinaus, dass die Beziehungen zwischen Europa und Grönland „durch das ganze 15. Jhd. hindurch" fortgesetzt wurden, lässt sich heute beweisen, dass auch im 16. Jhd. die Fäden nicht abrissen und dass selbst in diesem Jahrhundert noch deutliche Spuren für ein gedeihliches Blühen der Wikingersiedlungen nachzuweisen sind.

Die Ausgrabungen von 1921 hatten immerhin noch die Meinung bestehen lassen, dass bald nach dem Ende des 15. Jhds. das Aussterben der Kolonie dennoch eine Tatsache gewesen und schliesslich der Europa-Verkehr der Insel zum Erliegen gekommen sei. Hauptsächlich wurde diese Auffassung veranlasst durch eine sehr auffällige, zwerghafte Entartung der in Herjolfsnes gefundenen Skelette. In der ersten Auflage dieses Bandes von 1938 habe ich mir diese Vorstellung der Forscher von Herjolfsnes noch zu eigen gemacht. Ich glaube jedoch, dass auch sie einer Berichtigung bedarf.

Der Mediziner, der die Herjolfsnes-Leichen untersuchte, Fr. C. C. Hansen, hat an allen Skeletten der fraglichen Zeit um 1470-1480 schwere Entartungen des Knochengerüstes ermittelt, die durch einseitig-unzweckmässige Nahrung im Laufe der Zeit hervorgerufen worden sein müssen.

Nach Hansen [1]) erreichte die Körpergrösse der in den Herjolfsnes-Gräbern beigesetzten Individuen kaum jemals 160 und nie über 162 cm, hielt sich oft, zumal bei den Frauen, sogar nur zwischen 140 und 145 cm. Aus den hoch gewachsenen Vertretern der nordischen Rasse waren also „Skrälinger" geworden, ausgesprochene Zwerge von überdies nur geringer Lebenskraft. Unter 20 Individuen von mehr als 18 Jahren, die dort beigesetzt waren, hat die Hälfte noch nicht ein Lebensalter von 30 Jahren erreicht. Die Schädel waren auffällig klein und die Becken derart verkümmert, dass bei Geburten in der Regel sowohl Mutter wie Kind zugrunde gehen mussten. Allein dieser Umstand könnte sehr wohl ein schnelles Aussterben der Kolonie begreiflich machen. Hansens zusammenfassendes Urteil lautet:

> „Die kräftige nordische Rasse, die ursprünglich Grönland kolonisierte, degenerierte im Verlauf der Jahrhunderte unter dem Einfluss der harten und zuletzt dauernd sich verschlechternden Lebensbedingungen und anderer ungünstiger Verhältnisse, insbesondere geistiger, materieller und rassenhygienischer Isolierung. Sie wurde die Rasse eines kleinen Volkes, schwächlich, kränklich, mit mannigfachen Defekten und pathologischen Zuständen."

Ähnlich hat ein deutscher Forscher auf Grund der Funde von Herjolfsnes geurteilt [2]):

> „Von der stolzen und mutigen Wikingerschar im Gefolge Erichs des Roten war nur eine Herde kränklicher, schwacher, untersetzter und missgestalteter Individuen übrig geblieben."

---

1) Fr. C. C. Hansen: Anthropologia medico-historica Groenlandiae antiquae. I. Herjolfsnes, in Meddelelser om Grønland LXVII (1924), 291.

2) Joachim Blüthgen: Die Wikinger auf Grönland, im Geographischen Anzeiger 1936, 425.

Hansen war geneigt, die körperliche Degenerierung und Lebensschwäche der Herjolfsnes-Individuen auf Rachitis zurückzuführen. Der Düsseldorfer Pathologe Prof. Huebschmann, der dieser Frage ein starkes Interesse entgegenbringt und mit dem ich durch Jahre hindurch mehrfach Gedankenaustausch über den Gegenstand unterhalten habe, zweifelt an einer rachitischen Ursache. Er hat Hansens Darlegungen, die ich ihm durch Vermittlung Dr. Sofus Larsen's in Kopenhagen zu verschaffen vermochte, eingehend studiert und sich dann mir gegenüber schriftlich in folgender Weise dazu geäussert:

„Für die Beurteilung der Frage, ob das Aussterben der Grönland-Normannen mit irgend welchen Krankheiten im Zusammenhang steht, finden sich in dem Werk nur verhältnismässig wenig verwertbare Angaben, so hauptsächlich auf S. 321—328, sonst nur in einzelnen Bemerkungen zerstreut und in der Zusammenfassung.

Die Annahme des Verfassers, dass die Rachitis insofern eine Rolle gespielt hat, als die durch sie entstehenden Beckenveränderungen den Gebärakt erschweren, will mir darum nicht einleuchten, *weil ich von dem Vorhandensein von rachitischen Veränderungen in dem Skelettmaterial nicht überzeugt bin.* Denn ausser Wirbelsäulenverkrümmungen und Beckenveränderungen werden weder für den Schädel noch für die oberen und insbesondere unteren Extremitäten Veränderungen beschrieben, die auch nur an eine Rachitis erinnern könnten. Ein ausgebreitetes Vorkommen von Rachitis halte ich auch darum für unwahrscheinlich, weil gerade das antirachitische Vitamin den Grönland-Normannen doch zweifellos in grösstem Umfang zur Verfügung war (Fischnahrung).

Viel bedeutsamer erscheint mir die Annahme des Verfassers, dass in einem Fall eine *Wirbelsäulentuberkulose* vorlag. Ob diese Annahme richtig ist, lässt sich auf Grund der makroskopischen Abbildungen und Beschreibungen nicht entscheiden. Vielleicht aber kann eine mikroskopische Untersuchung sichere Resultate ergeben. Auf Grund der gerade in meinem Institut vorgenommenen Untersuchungen über die Knochentuberkulose halte ich das für durchaus möglich.

Wenn es sich aber herausstellen sollte, dass tatsächlich auch nur in einem einzigen von den 27 Fällen eine Knochentuberkulose vorlag, so muss man sich fragen, wo sie herstammte. Die Antwort wäre dann leicht. Sie würde lauten, dass unter diesen Umständen ganz sicher auch Weichteiltuberkulose, insbesondere die *Lungentuberkulose,* bestanden hat. Dass diese aber bei den schliesslich in sehr elenden Verhältnissen lebenden Normannen letzten Endes zu ihrer Ausrottung führen musste, ist ohne weiteres verständlich."

In Verbindung hiermit sei daran erinnert, dass die Tuberkulose auch gegenwärtig bei den Bewohnern des Nordens eine unverhältnismässig grosse Rolle spielt. Insbesondere auf Island ist sie eine der schlimmsten Volkskrankheiten. Inwiefern dabei das eigenartige Klima und der häufige Lichtmangel eine Rolle spielen, ist m.W. noch nicht einwandfrei festgestellt

worden. Jedenfalls mag in Grönland die Tuberkulose erheblich zur Degenerierung der Normannenkolonie beigetragen haben. Im übrigen erklärten mir Fachleute, das reichliche Vorhandensein des antirachitischen Vitamins D in der Fisch- und Tranernährung brauche die Entstehung von Rachitis nicht sicher auszuschliessen, da diese auch durch Lichtmangel hervorgerufen werden könne. Herr Huebschmann hatte die Absicht, die Frage durch Untersuchung des in Herjolfsnes ausgegrabenen Knochenmaterials zu klären. Seine Absicht, in Kopenhagen persönlich diese Untersuchung vorzunehmen, ist durch den Krieg leider vereitelt worden. Auf schriftlichem Wege konnte er aber, wie er mir am 29. Oktober 1943 mitteilte, die zu einem klaren Urteil notwendigen Auskünfte aus Kopenhagen nicht erhalten.

Mag die Frage, ob Rachitis oder Tuberkulose das Unheil verschuldet hat, einstweilen offen bleiben. Eine heutige nachträchliche Untersuchung der Knochen wird kaum noch ein klares Urteil ermöglichen, da nach einer brieflichen Mitteilung Herrn Nørlunds vom 3. November 1947 „die Erhaltung der Knochen sehr gelitten hat". Die Frage ist für unsre Untersuchung nur von untergeordneter Bedeutung und ein rein medizinisches Problem. Der unter den Originalen mitgeteilte Bericht des Isländers Jon Grönländer, der notwendig etwa aus der Zeit um 1540 stammen muss, über einen toten Normannen, der mit völlig abgenutztem Messer auf einer Insel vor der grönländischen Küste gefunden wurde, schien zu beweisen, dass er zu den letzten überlebenden Siedlern Grönlands gehörte. Nørlund hat dazu geäussert [1]):

> „Man kann natürlich nicht beurteilen, inwieweit das Zeugnis Jon Grönländers Vertrauen verdient, sein Bericht trägt aber den Stempel der Glaubwürdigkeit an sich. Er liefert uns ein sehr tragisches Bild des Endes, das wir voraussichtlich anzunehmen haben. Der letzte Normanne, gekleidet in ein Gewand, wie wir es in Herjolfsnes gefunden haben, lag tot und unbestattet neben seinem öden, verlassenen Hause und hielt in seiner Hand das Symbol der kulturellen Überlegenheit des Europäers, das Eisenmesser, abgenutzt bis zur äussersten Grenze der Möglichkeit. Als diese Grenze erreicht war, ging der Europäer zugrunde."

Grönländers schlichter Bericht mutet um so vertrauenswürdiger an, als die zunächst auffällige Behauptung, er sei auf einem deutschen Schiff nach Grönland gekommen, gerade für jene Zeit durchaus glaubhaft ist. Wie wir noch hören werden (S. 452), sind zumindest für die Jahre 1537, 1539 und 1542 Fahrten hamburgischer Schiffe nach Grönland urkundlich nachzuweisen [2]). Wahrscheinlich haben noch sehr viel häufiger derartige Reisen stattgefunden. Es wird darauf noch zurückzukommen sein.

Wenn aber allein schon von e i n e r Stadt aus um 1540 öfters wiederholte Grönlandfahrten nachzuweisen sind, die doch ganz selbstverständlich kommerzielle Absichten verfolgt haben müssen, so ergibt sich hieraus un-

---

1) Paul Nørlund: De gamle nordbobygder ved verdens ende, Kopenhagen 1934, 143.

2) J. M. Lappenberg: Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache, Hamburg 1861, 136, 169 und 187.

zweideutig die Folgerung, dass zur Zeit, da Jon Grönländers Abenteuer sich ereignete, unmöglich die Grönland-Kolonien auf dem Aussterbeetat gestanden haben können. Auch der medizinische Befund an den Leichen von Herjolfsnes zwingt nicht unbedingt zur Annahme, dass die Siedler zum Aussterben verurteilt waren. Ich habe diese Frage Herrn Prof. Huebschmann unter Hinweis auf die Fortdauer des Grönland-Verkehrs noch ein halbes Jahrhundert nach der Bestattung der genannten Leichen zur Begutachtung vorgelegt. Er antwortete mir unter dem 12. Dezember 1943, dass etwaige Tuberkulose als Todesursache sehr wohl „eine katastrophale Ausbreitung" dieser Krankheit zur Folge gehabt haben k ö n n e, aber nicht m ü s s e, da der Charakter des Leidens noch von gar zu vielen und vielgestaltigen andren Faktoren abhängig sei.

Tatsächlich ist nun, wie ich glaube, nachzuweisen, dass die angeblich sowohl um 1410 wie um 1480 zum Aussterben verurteilten Kolonien noch in der Zeit um 1520—1540 durchaus gut fortbestanden und offenbar auch geraume Zeit später nicht untergegangen waren. Folgende Tatsachen scheinen dies zu beweisen:

1) Der dänische König Christian II (1513—1546) wandte sich 1520 an Papst Leo X (1513—1521) mit der Bitte, seinen Beichtvater Vincentius Pedersen Kampe zum Bischof für Grönland zu ernennen, und verpflichtete sich gleichzeitig, ihn dorthin befördern zu lassen, falls seinem Ersuchen willfahrt würde. Papst Leo war gern einverstanden und sprach am 20. Juni 1520 seine Zustimmung aus [1]). Der Lunder Erzbischof Erik Valkendorf, von dem offenbar der Gedanke ausgegangen war, war bereit, die Reise des neuernannten Bischofs in seine Diözese in jeder Weise zu fördern [2]). König Christian liess in der Tat 1521 ein Schiff zur Grönlandreise herrichten und ernannte zu seinem Kommandanten den dänischen „Seelöwen" Søren Norby. Als die Ausreise aber schon nahegerückt war, wurde sie zunächst durch einen grösseren Unfall verzögert und bald darauf ganz aufgegeben, da der schwedische Aufstand gegen König Christians Blutregiment (Stockholmer Blutbad, 8. November 1520) unter Gustav Wasa den König anderwärts voll in Anspruch nahm. Der Grönland-Bischof Kampe hat daher seine Diözese nie zu Gesicht bekommen. Für unsren Zweck am wichtigsten ist aber die blosse Tatsache seiner Ernennung; denn welchen Sinn konnte diese haben, wenn es nicht feststand, dass es in Grönland 1520 noch eine ausreichend grosse Gemeinde zu betreuen gab?

2) Die auf S. 434 wiedergegebene zeitgenössische Notiz über eine im gleichen Jahr oder etwas später unternommene Reise des Bischofs Øgmund von Skalholt beweist ebenfalls unwiderleglich, dass es damals noch Schafhaltungen in Grönland gab, die selbstverständlich nicht Eskimos, sondern nur weissen Siedlern gehören konnten. Zwar kann sich das geschilderte Erlebnis, wie Nørlund festgestellt hat [3]), keinesfalls auf der Höhe von Herjolfsnes abgespielt haben, da sonst unmöglich das Schiff bereits am

1) Bobé, a.a.O., 303 f.
2) Grønlands Historiske Mindesmaerker III (1845), 631 f.
3) Meddelelser om Grønland LXVII (1924), 14.

nächsten Tage, wie der Bericht meldet, wieder in Island eintreffen konnte. Der Punkt ist nebensächlich. Der Bericht beweist in jedem Fall, dass man 1520 oder 1534 in Island noch etwas von der Fortexistenz der Siedlung Herjolfsnes wusste und dass man weisse Siedler, Schafe und Schafställe am Lande gesehen hat, mit andren Worten, dass normannische Höfe nach wie vor auch ausserhalb Herjolfsnes fortbestanden.

3) Die auf S. 435/6 reproduzierte hamburgische Segelanweisung, die ebenfalls aus der Zeit um 1540 stammen muss, lässt mit ihrem Satz: „(Er) kommt nach Erichsförde, wo Garsted liegt" klar erkennen, dass Garsted = Gardar in jener Zeit noch ein wohlbekannter und selbstverständlich besiedelter Ort war. Auch dies ist ein Zeichen, dass in der fraglichen Epoche weder von einem völligen Vergessen der grönländischen Siedlungen in Europa noch von einem baldigen Aussterben ihrer Bewohner die Rede sein konnte.

4) Die gleiche, bisher unbekannt gewesene Segelanweisung lehrt uns, dass in Hamburg noch ein gewisses Bedürfnis bestanden haben muss, sich durch sachkundige Seeleute über den zweckmässigsten Grönland-Kurs belehren zu lassen, und dass diese Kenntnis keineswegs etwa als Berufsgeheimnis betrachtet wurde. Prof. Reincke schrieb mir hierzu freundlichst am 16. November 1943:

> „Die zahlreichen verständnislosen Fehler in unserer hamburgischen Handschrift deuten darauf hin, dass der Schreiber nicht zugleich der Übersetzer gewesen sein kann, sondern dass er selber nur eine bereits vorhanden gewesene Uebersetzung abgeschrieben hat. Daraus ergibt sich weiter, dass die Kursanweisung hierorts nicht als Geheimnis gehütet, sondern vielmehr durch Abschriften verbreitet worden ist. Es bestand demnach unter den Hamburger Islandfahrern ein allgemeineres Interesse an der Grönlandfahrt."

Diese Feststellung nötigt abermals zu dem Schluss, dass ein Verkehr mit Grönland um 1540 fortbestand, dass es noch dauernd bewohnte Siedlungen daselbst gab und dass Niemand mit deren baldigem Verschwinden rechnete.

5) Wenn in dem eingangs mitgeteilten Dokument über die Mestemaker-Fahrt nach Grönland i.J. 1542 gesagt ist, es sei „erstmalig" eine Kraffel zur Untersuchung des Landes dorthin geschickt worden, so kann dieser Ausdruck nach Lage der Dinge nur so verstanden werden, wie er durch mich erläutert worden ist [1]:

> „Die hamburgischen Islandfahrer waren vorher nur gelegentlich von Island aus nach Grönland gekommen und unternahmen nun „erstmalig" eine n u r nach Grönland bestimmte Fahrt."

Das tragische Erlebnis des Isländers Jon Grönländer auf einer grönländischen Insel, das oben geschildert ist, dürfte sich gelegentlich eben auf dieser Mestemaker-Fahrt abgespielt haben, da die Fahrten von 1537 und 1539 nicht zur Landung in Grönland führten und das Schiff Mestemakers

---

1) R. Hennig: Die hamburgische Grönland-Expedition des Jahres 1542, in den Hansischen Geschichtsblättern, Jg. 65/66 (1940/1), 200.

somit das einzige „deutsche" war, von dem wir wissen, dass es in Grönland an Land ging [1]).

6) Dass um dieselbe Zeit sogar im europäischen Binnenland Grönland nicht vergessen war, zeigt eine von 1532 stammende Notiz Jakob Zieglers über einen vorgeblichen, in jener Zeit vielfach angenommenen Landzusammenhang zwischen Grönland und Nordeuropa [2]):

> „Grönland lasse ich über Hvitserk (Gletscher) hinweg bis zum lappländischen Festland reichen" (ut Gronlandiam ultra Huitsarch promontorium extenderem ad continentem Laponiae).

Ähnlich nennt Albert Krantz bald nach 1500 Grönland eine insula non minima, die in 5—7 Segeltagen von Norwegen aus zu erreichen sei [3]).

7) 1561 weiss ein hamburgischer Islandfahrer David Peerse in einem recht wenig guten Gedicht über Island zu erzählen, dass gelegentlich Eisbären von Grönland her auf Eisschollen an die isländische Küste gelangen [4]). Dithmar Bleefken, ein andrer Hamburger, der freilich zum Seemannslatein neigte und ganz unglaubhaft ist, hat wenig später behauptet, er selber sei 1563 von Island nach Grönland gefahren [5]).

Aus allen diesen Dokumenten geht klar hervor, dass „Grönland den Hamburgern niemals völlig aus dem Gesichtskreis gelangt ist" (Reincke). Was aber hier für Hamburg ermittelt worden ist, gilt ohne jeden Zweifel auch für andre Städte und Länder West- und Nordeuropas. Auch hierfür seien noch einige Belege nach Winsor [6]) erbracht:

1) Der schon oben erwähnte Lunder Erzbischof Erik Valkendorf, dessen Plan, einen neuen Bischof für Grönland zu schaffen, 1520/1 beinahe verwirklicht worden wäre, drängte in der Folge immer wieder, der dänische Herrscher möge Ausschau halten lassen nach den Seelen der grönländischen Gemeinde. Endlich verstand sich König Friedrich II (1559—1588) i. J. 1568 zur Erfüllung des Wunsches. Das entsandte Schiff fand jedoch keine Siedlungen in Grönland. Vermutlich hat es, verführt durch den irreführenden Namen „Ostsiedlung", seine Nachforschungen allein auf die völlig wüste Ostküste erstreckt. Genaueres ist nicht gemeldet.

2) Der Engländer Jacob Allday versuchte sowohl 1571 wie 1581 nach Grönland zu gelangen, hatte jedoch wegen zu starker Eisbehinderung keinen Erfolg.

3) 1605 wurde ein gewisser Godske Lindenow beauftragt, in Grönland Nachforschungen vorzunehmen. Er ignorierte aber den Auftrag und wandte sein Augenmerk allein der Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Stillen Ozean zu.

---

1) Ebendort, 201.
2) Jacobus Ziegler: Schondia, Strassburg 1532, XCII f.
3) Albert Krantz: Chronica regnorum aquilonarium Daniae, Suetiae, Norwegiae, Strassburg 1546, 591 f.
4) W. Seelmann: Gories Peerse's Gedicht von Island, im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, IX (1883), 110.
5) Ebendort, 113. — Bleefkens Lügenbericht ist 1607 in Leyden gedruckt worden.
6) Justin Winsor: Narrative and critical history of America, Boston 1889, I.

4) Es steht fest, dass König Christian IV von Dänemark (1588—1648) nicht weniger als 4mal Expeditionen nach Grönland entsandte, die letzte 1616, eine dänische Gesellschaft in Kopenhagen dann noch eine 5te, ein gewisser Heinrich Müller 1654 — angeblich zur Ermittlung goldhaltigen Sandes — eine 6te und König Christian V (1670—1699) 1670 eine 7te [1]). Schwerlich wären die Kosten für solche Suchfahrten aufgebracht worden, wenn man nicht immer noch erwartet hätte, es müssten sich wirtschaftlich vorteilhafte Handelsverbindungen mit Grönland neu anknüpfen lassen.

In Ansehung aller dieser ermittelten Zusammenhänge kann keine Rede mehr davon sein, dass der von Jon Grönländer gefundene tote Normanne wirklich, wie auch ich es in der 1ten Auflage dieses Buches noch als möglich ansah, der letzte seines Stammes war. Wir wissen nicht, an welchem Teil der Küste Grönländer den Leichnam fand. Es ist durchaus möglich, dass es sich um die öde Ostküste handelte, die früher mehrfach genannten „Einöden", wo zu Tode gekommene normannische Jäger und Seeleute öfters zu finden waren, ohne dass sie bestattet werden konnten (siehe die Erzählung vom Leichen-Lodin in Bd. II, S. 371-73). Dann würde aus der Geschichte nicht das Geringste bezüglich der Fortexistenz der normannischen Siedlungen zu folgern sein.

Wenn noch 1947 ein amerikanisches Konversationslexikon über die grönländischen Wikingerkolonien schrieb [2]):

> „Die Kolonien sind untergegangen; ihr Schicksal ist eines der Geheimnisse der Geschichte,"

so möchte ich demgegenüber behaupten und eine neue These aussprechen und zur Diskussion stellen: *Ein plötzliches oder auffällig rasches, tragikumwittertes „Aussterben" der normannischen Grönlandsiedler, das so oft behauptet worden ist, hat überhaupt nicht stattgefunden! Wenn die vorgeblich schon bald nach 1410 spurlos verloren gegangenen Siedlungen nachweislich noch um 1540 vorhanden waren und sich in gutem Wohlstand befanden, so ist es denkbar unwahrscheinlich, dass sie in der nur noch relativ kurzen Zeit bis zum Beginn der neuen Zeit Grönlands, die mit dem Eintreffen des Missionars Hans Egede 1721 einsetzte, aussterben konnten.* Weit eher ist anzunehmen, dass sie allmählich entweder durch Vermischung mit den Eskimos nach und nach „verskrälingert" oder durch tropfenweise Auswanderung immer kleiner und kleiner geworden sind. Dass diese Auffassung von modernen Forschern auch sonst gebilligt wird, scheint mir aus einer Äusserung Nørlunds von 1936 hervorzugehen [3]):

> „Es ist möglich, dass noch jetzt in den grönländischen Siedlungen Personen mit verdünntem Normannenblut leben."

Ein „Ende" der alten Wikingerkolonien wäre dann also nur deshalb nicht zu erweisen, weil es ein solches Ende gar nicht gegeben hat, vielmehr

---

1) Hans Egede, a.a.O., 55 ff.
2) Encyclopaedia Americana, Bd. 13, 436.
3) Paul Nørlund: Viking Settlers in Greenland and their descendants during five hundred years, London-Kopenhagen 1936, 149 ff.

nur ein allmähliches Versickern infolge gänzlich veränderter Verhältnisse.

Die Frage, ob wir eine Vermischung der Normannen mit den Eskimos für Grönland annehmen dürfen, ist umstritten. Bei den Ausgrabungen in Herjolfsnes haben sich keine Spuren einer solchen Rassenmischung feststellen lassen, denn Hovgaard erklärt ausdrücklich [1]):

> „Nichts ist zutage gekommen, was auf eine Vermischung der beiden Rassen schliessen liesse, noch gibt es unter den Funden irgend ein Anzeichen, dass die Normannen die Eskimokultur nachgeahmt oder angenommen haben."

Wenn dennoch Friederici für eine „Vermischung von Normannen und Eskimos" auf Grönland eingetreten ist [2]) und sich somit der schon von Nansen [3]) ausgesprochenen Ansicht eines „Übergangs der Grönländer zu den Eskimos" anschliesst, so braucht hierin nicht notwendig ein Widerspruch zu den Herjolfsnes-Funden vorzuliegen. Diese beweisen ja nur, dass bis etwa 1480 keine Rassenmischung vorgekommen zu sein scheint. Eine solche kann aber sehr wohl nach 1480 erfolgt sein und war vielleicht sogar eine unvermeidbare Notwendigkeit, um den drohenden Untergang der Kolonie der Weissen abzuwehren. Wenn diese schon im 15. Jhd. körperlich so schwer degeneriert waren, wie es oben geschildert wurde, war eine Lebenserhaltung wohl überhaupt nur möglich, wenn man den Rassenstolz aufgab und den Gefahren fortgesetzter Inzucht durch eine freiwillige Eskimoisierung begegnete.

Diese Annahme hat um so mehr für sich, als unter ähnlichen äusseren Umständen auch anderswo Mischrassen aus Skandinaviern und Eskimos in hochnordischen Gegenden sich gebildet haben. Folgende Tatsachen werden dies beweisen.

Schon 1656 fiel es einem englischen Kapitän Nicholas Tunes bei einem Besuch der Baffinsbai auf, dass er an den Ufern von Baffinsland neben Eskimos von gewohntem Aussehen andere Eingeborene fand, die hochgewachsen, wohlgestaltet und blond waren [4]). In derselben Gegend stiessen neuere Forscher auf Eskimo-Sagen, die von einem dort vor langer Zeit eingewanderten, andersartigen Volk, genannt „Tormit" oder „Tunnit", zu berichten wussten [5]). Ebenso erzählen in Nord-Labrador die Eskimos von Menschen eines aus Norden gekommenen fremden Volkes, die auch hier „Tunnits" heissen, keine Eskimos waren, sondern „ein eskimoisiertes (escimoized) nordisches Volk" [6]), das „überall an den Küsten als Nicht-Eskimos angesehen" und „an Seefahrten gewöhnt" war. Schon 1744 wies der Franzose Charlevoix verwundert auf diesen Volksstamm von sogenann-

---

1) William Hovgaard: The Norsemen in Greenland, in Geographical Review, Bd. 15 (1925), 615.

2) Göttingische Gelehrte Anzeigen 1939, 76 ff.

3) Nansen, a.a.O., II 43.

4) César de Rochefort: Histoires des Antilles de l'Amérique, 1658, I, Kap. XVIII.

5) Franz Boas im Bulletin American Museum of Natural History XV, 209 ff., 315 f., 541. — A. Fossum: The Norse discovery of America, Minneapolis 1918, 42 ff.

6) Charlevoix: Journal d'un voyage fait dans l'Amérique septentrionale, Paris 1744, III 179.

ten Eskimos in Labrador hin, der im Gegensatz zu allen sonstigen, durch schwarzes Haar und geringen Bartwuchs ausgezeichneten Eskimos einen dichten Bartwuchs und nicht selten blonde Haare aufwies, überdies auch noch weisshäutig war. Es liegen nicht viele fachmännische Nachrichten über diese Tunnits vor. Das wichtigste Material über sie findet sich in einem Werk von Greenfell [1]), in der erwähnten Studie von Gathorne-Hardy und in einer Zusammenstellung von Holand [2]). Alle über sie bestehenden Eskimo-Sagen hat Hovgaard gesammelt und in Stichproben mitgeteilt [3]).

Schliesslich wurde 1922 durch Rasmussens 5te Thule-Expedition im Nordteil der Hudsonbai an der Repulse-Bai bei Naujan eine Eskimosiedlung aufgefunden und ausgegraben, die mit den Tunnits in Verbindung gebracht wurde. Es ist hierüber gemeldet [4]):

> „Wenn man diese (= heutigen, H.) Eskimos über die alten Ruinen befragt, so berichten sie, dass sie von den Tunnits herrühren, einem fremden Volk, das aus dem Lande nach Norden fortgezogen sei, während sie selber aus dem Inland an die Küste gezogen seien. Diese Tunnits seien nur wenig zahlreich, aber kräftig gewesen; die Männer hätten Hosen aus Bärenfell getragen und die Frauen sehr hohe Stiefel."

Auch im Westen der Hudsonbai sind ähnliche Vertreter einer Mischrasse zwischen Weissen und Eskimos vor einigen Jahrzehnten durch den amerikanischen General Greeley entdeckt worden [5]). Nicht unerwähnt sei, dass schon vor mehr als 100 Jahren in dem nur sehr dünn besiedelten und von den alten Normannen weitgehend gemiedenen Ostgrönland durch den dänischen Forscher Graah 1828—1831 weisse Eskimos aufgefunden worden sind [6]). Immerhin besteht in den beiden letzten Fällen die Möglichkeit, dass schiffbrüchige Weisse der letzten Jahrhunderte den Anlass zur Entstehung jenes Mischvolkes gegeben haben und dass dieses mit den verschollenen Normannen in Grönland nichts zu tun hat. Bei den Tunnits liegen die Dinge freilich erheblich anders, da es sich um einen grösseren Komplex eines ganzen Volksstammes handelt und da die Sagen deutlich dessen Herkunft aus dem Norden, also von Grönland her, bekunden.

Am meisten Aufsehen erregten jedoch die merkwürdigen „weissen Eskimos", die der isländische Forscher Stefansson 1911 auf dem einsamen Victorialand im kanadischen Eismeer aufgefunden und studiert hat [7]). Bei

---

1) Sir John Greenfell: Forty years for Labrador, Boston 1902, 102.
2) Hjalmar R. Holand: The Kensington Stone, Ephraim (Wisc.) 1932, 69 f.
3) William Hovgaard: Voyages of the Norsemen to America, New York 1914, 45 ff.
4) Matthiassen im Smithsonian Report for 1936, Washington 1937, 399.
5) National Geographical Magazine, Dezemberheft 1912.
6) Wilh. Aug. Graah: Undersøgelse-Reise til Østkyster af Grønland 1828-31, Kopenhagen 1832.
7) Vilhjalmur Stefansson: My life with the Eskimos, New York 1913, 191 ff.; derselbe: An account of the blond Eskimos, in Minneapolis Tidende vom 31. August 1911; derselbe: Das Geheimnis der Eskimos, Leipzig 1920, 118 ff. und 181; derselbe: The blond Eskimos, in New York Times vom 19. September 1926.

ihnen war jede Möglichkeit ausgeschlossen, dass irgend welche europäischen Schiffbrüchigen neuer Zeit, die zufällig dorthin gerieten und nicht wieder heimkehren konnten, die zweifellos vorhandene Rassenmischung veranlasst haben können. An diesen Küsten haben unseres Wissens nur die Expeditionen von J. Ross 1830/1 und Amundsen 1904/5 geweilt, die beide keine Mannschaft daselbst zurückgelassen haben. Zufällig können aber niemals irgend welche Schiffe in jene äusserst schwer zugänglichen Gewässer verschlagen worden sein. Dabei betont Stefansson ausdrücklich [1]):

> „Nicht nur die Blondheit der Victoria-Insulaner ruft den Eindruck von Europäern hervor, sondern auch die Kopfform, wie sie sich bei der Messung der ausgewachsenen Männer zeigte",

und in einem Brief an Holand schrieb Stefansson am 25. Februar 1920 über die von ihm entdeckten weissen Eskimos [2]):

> „Ich fand in dieser Gegend unter 200 Personen 15 oder noch mehr mit Augen, die deutlich heller waren, als es das typische Eskimobraun ist. Einige dieser Augen könnte man als leicht grünlich-grau bezeichnen. Blaue oder blaugraue Augen kommen aber meines Wissens bei ihnen nicht vor."

Wie soll man sich diese ganz zweifellose Mischrasse zwischen eskimoischem und nordischem Typ und ihre „sehr europäische Kopfform" erklären?

Eine sichere und eindeutige Antwort auf diese Frage lässt sich nicht geben. Wohl aber drängt sich der Gedanke auf, dass die durch Gisle Oddson für das 14. Jhd. bezeugte Auswanderung von Grönländern „zu den amerikanischen Völkern" (Kap. 150 S. 284) damit im Zusammenhang stehen muss. Dieser Auffassung hat auch einer der massgeblichsten amerikanischen Anthropologen zugestimmt, Hovgaard, der folgende Meinung zum Ausdruck brachte [3]):

> „Die weitverbreitete Eigenart der europäischen Rassenmerkmale unter diesen Stämmen scheint daraufhin zu deuten, dass die Rassenmischung in einer weit zurückliegenden Zeit vor sich gegangen ist, und ihre Fortdauer lässt darauf schliessen, dass sowohl europäische Frauen wie europäische Männer dabei beteiligt waren. Da in nachcolumbischer Zeit unseres Wissens eine Verbindung zwischen Eskimos und Europäern, die für eine so weitgehende Rassenmischung verantwortlich gemacht werden könnte, nicht mehr stattgefunden hat, dürfte die einzige, jedenfalls aber die einleuchtendste Erklärung der von Stefansson festgestellten Tatsachen sein, dass die genannten blonden Eskimos von den grönländischen Normannen abstammen müssen."

Somit spricht alles dafür, dass Gisle Oddsons Nachricht zum Jahre 1342 weitgehendes Zutrauen verdient: es muss 1342 jene schon durch Ivar Bardsen angedeutete Auswanderung der Normannen aus der Vesterbygd

---

1) Stefansson, a.a.O.
2) Holand, a.a.O., 70 f., Anm. 21.
3) Hovgaard, a.a.O., 50.

wirklich stattgefunden haben. Lange hat man Ivar Bardsens Angabe mit Skepsis betrachtet; sie dürfte aber durch Nørlund als durchaus glaubwürdig erwiesen sein [1]). Die Auswanderung aus der Westsiedlung können wir heute als historisches Faktum ansehen. Und zwar kann es sich nicht, wie Nansen meinte [2]), um eine Wanderung in andere Teile Grönlands gehandelt haben, die schliesslich vielleicht gar zu einer Vermischung mit grönländischen Eskimos geführt hat; denn Gisle Oddsons Bemerkung „ad Americae populos se converterunt" ist keinesfalls anders zu verstehen, als dass die Auswanderer sich in westlicher Richtung übers Meer hinweg begeben haben. Grönland ist erst nach 1700 als amerikanisches Land angesehen worden [3]) und galt vorher als eine Halbinsel der Alten Welt, sei es Europas, sei es Asiens, die durch eine von Fabelwesen und Kobolden bevölkerte, „Ubygder" genannte Landbrücke mit dem hohen Norden unseres Kontinents zusammenhängen sollte [4]). Diese ehemals durch Jahrhunderte festgehaltene Vorstellung ist nach Weinhold [5]) erstmalig im 12. Jhd. vom Abt Nikolaus von Thingeyrar (± 1159) geäussert worden. In einer von Kretschmer [6]) reproduzierten Karte, die einer Ptolemäus-Karte von 1548 beigegeben ist, hängt Grönland sogar sowohl über Spitzbergen wie über Nordamerika mit der Alten Welt zusammen. Sebastian Münster sah noch im 16. Jhd. den Landzusammenhang mit Europa als sichere Tatsache [7]) an, Hans Egede im 18. Jhd. zumindest als Möglichkeit [8]). Bis um 1700 wurde ja deshalb Grönland stets als ein zu Europa zählendes Land angesehen und erst nach der Erkenntnis seiner Inselnatur zu Amerika gehörig gerechnet. Eine vom Jahre 1630 stammende Notiz, wie diejenige des Gisle Oddson, über „Völker Amerikas" kann daher nie und nimmer auf die Eskimos Grönlands Bezug gehabt haben, sondern meinte unweigerlich Bewohner des wirklichen Amerika, sei es Labradors, sei es Baffinslands.

Die Unabweislichkeit dieser Schlussfolgerung hat eine Autorität wie Storm rundweg anerkannt [9]). Vorher stellte bereits der treffliche norwegische Historiker Munch fest [10]):

> „Vermutlich waren Angriffe der Eskimos die Ursache für die zum Jahr 1342 gemeldeten Vorgänge, nämlich den freiwilligen Abfall der

1) Paul Nørlund: Nordboproblemer i Grönland, in Geografisk Tidskrift XXXI (1928).

2) Nansen, a.a.O., II 42.

3) John Fiske: Discovery of America, Boston 1892, II 549. — Justin Winsor: Narrative and critical history of America, Boston 1889, I 117 ff.

4) Ludwig Brinner: Die Erschliessung des Nordens für den Walfischfang, in den Hansischen Geschichtsblättern, Bd. 18 (1912), 324. — Um so bemerkenswerter ist es, dass bereits im 11. Jhd. Adam von Bremen (IV, 37) Grönland richtig non minima *insula* nennt.

5) Karl Weinhold: Die Polargegenden Europas nach den Vorstellungen des deutschen Mittelalters, in den Sitz.-Ber. der K. K. Akademie der Wissenschaften zu Wien, phil. hist. Kl., 1871, 806.

6) Konrad Kretschmer: Atlas zur Entdeckungsgeschichte Amerikas, Berlin 1892, Tafel XVIII.

7) Sebastian Münster: Cosmographia universalis, Basel 1544.

8) Hans Egede, a.a.O., 31.

9) Arkiv for Nordisk Filologi VI (Lund 1890), 344 f.

10) P. A. Munch: Det Norske Folks Historie, Christiania 1852, I 313 f.

grönländischen Siedler vom Christentum und ihre Auswanderung in andere Teile von Amerika... Diese Darstellung hat jede Gewissheit der Wahrheit (al Trovoerdighedens Proeg)."

Hierzu bliebe nur zu sagen, dass der Ausdruck „andere Teile von Amerika" irreführend ist. Da Grönland eben früher nicht zu Amerika gezählt wurde, handelte es sich um eine Auswanderung nach Amerika schlechthin.

Ausdrücklich sei betont, dass nur die Bewohner der nördlicheren und daher exponierten Vesterbygd 1342 ausgewandert sein können. Die grössere Østerbygd ist davon offensichtlich nicht betroffen worden. Wenn in der Tat nach 1300 Veränderungen in den Jagd- und Fanggebieten die oberhalb der Nordrsetur wohnenden Eskimos weiter nach Süden gedrängt haben, so ist es verständlich, dass dabei zuerst die Vesterbygd in Mitleidenschaft gezogen werden musste. Ob vielleicht auch eine wachsende Gegnerschaft zwischen Normannen und Eskimos wegen der Ausbeutung der besten und sich vielleicht allmählich verengenden Fangplätze im Spiel war, lässt sich nicht beurteilen. Die zahlenmässig überlegenen Eskimos mögen bei diesem Vorgehen den Normannen die Ernährungs- und Versorgungsbasis zu sehr beschnitten haben, so dass diese sich nach neuen Siedlungsplätzen umsehen mussten.

Es könnte auffallen, dass sie sich nicht auf die sichere Østerbygd zurückgezogen und mit ihren dortigen Landsleuten vereinigt haben oder gar in ihre Mutterländer Island und Norwegen zurückgekehrt sind. Die psychologischen Motive, die sie zu ihrem Entschluss brachten, sind natürlich nicht zu ermitteln. In der Østerbygd hatte man wohl selbst bereits hinreichend mit sich verschlechternden Lebensbedingungen zu kämpfen, und eine ansehnliche Rückwanderermenge hätte in Island oder Norwegen wohl nur schwer noch gute Unterkunft und Siedlungsmöglichkeit finden können, da dort alles gute Land schon in fester Hand war. Auch mag der unbändige Freiheitssinn der grönländischen Siedler es ihnen wünschenswerter haben scheinen lassen, sich „ein neues Königreich zu suchen".

Sobald die Auswandernden aber entschlossen waren, in völlig neues Land zu gehen, das ihren damaligen Lebensgewohnheiten zusagte, blieb ja kaum eine andere Möglichkeit übrig, als übers Meer in die ihnen von früheren Fahrten sicher bekannten Länder jenseits der grossen Baffinsbai zu ziehen, nach Labrador und Baffinsland, deren Fjorde weitgehende Ähnlichkeit mit den grönländischen hatten und an geschützten Stellen hinreichend Gras fürs Vieh darboten.

Es ist dies nur eine Vermutung. Immerhin würde man damit einen Anhalt gewinnen, welche Ursache zu der festgestellten Rassenmischung von nordischen Menschen mit amerikanischen Eskimos und zur Entstehung der von Stefansson auf Victorialand entdeckten Rasse der „weissen Eskimos" Anlass gegeben haben kann — ähnlich wie die Normannenexpedition von 1362 (Kap. 150) der Grund zur Entstehung der weissen Mandan-Indianerrasse gewesen sein mag.

Trifft diese Vermutung zu (sie wird nicht leicht durch eine andere und bessere zu ersetzen sein), so würde wenigstens ein Teil der verschollenen

Normannenkolonie auf Grönland sich in „verskrälingerten" Nachkommen bis auf unsere Tage erhalten haben. Ob wir auch bei den heutigen Grönland-Eskimos hier und da noch solche Mischungen mit weissem Blut anzunehmen haben — gelegentlich sollen Spuren dieser Art entdeckt worden sein (vgl. S. 456 Anm. 6) —, müssten noch genaue Untersuchungen ermitteln. Die Möglichkeit soll nicht grundsätzlich bestritten werden. Im einen wie im andren Falle aber bedarf es der ehemaligen Anschauung, die durch 500 Jahre festgehalten wurde, nicht mehr, wonach durch ein unbekanntes tragisches Schicksal diese wohl merkwürdigste Schöpfung der weissen Kolonisationsgeschichte dahingerafft worden ist. Die von mir vorgeschlagene neue Lösung mutet freundlicher und versöhnlicher an. Ob sie der Kritik standhalten wird, muss abgewartet werden. Die rein literarischen Zeugnisse berechtigen jedenfalls dazu, das Fragezeichen zu streichen, das bislang über dem Ausklang jenes Kolonisationsunternehmens schwebte.

NACHTRÄGE ZU BD. I UND II

KAP. 1. (PUNT)

Die Punt-Frage ist noch keineswegs zur Ruhe gekommen. Auf die in Bd. II 473 ff. erörterten Ausführungen Quirings, die bereits 1947 veröffentlicht worden waren, hat 1 Jahr später der Ägyptologe Frhr. v. Bissing geantwortet [1]). Seine Antwort habe ich erst 1951 kennen gelernt, sodass ich in Bd. II darauf nicht eingehen konnte. v. Bissing behauptet, die bisher als Punt gelesene Hieroglyphe laute richtiger Pyene. Diese Lesung habe schon Krall vorgeschlagen [2]); sie sei später von Spiegelberg [3]) als richtig erwiesen. Auf dieses Gebiet kann ich den Ägyptologen nicht folgen. Obwohl mir klangmässig Pyene weit eher griechisch als ägyptisch vorkommt, muss ich mich ihrer Ansicht beugen. — Weiter legt v. Bissing dar, dass die Lage Pyene's von den verschiedenen Fachleuten sowohl gegen Süden wie gegen Norden ungemein verschieden ausgedehnt worden sei, dass die Ägypter in der Zeit des Alten Reiches noch unmöglich weite Seefahrten bis nach Indien, ja bis China und dazu Umfahrungen Afrikas vorgenommen haben können, dass auch Quirings Antimon-Hinweis nicht stichhaltig sei, da Antimon erst im Neuen Reich zum Schminken benutzt worden sei, während Babylonien diese Sitte schon „lange" vor den Ägyptern gekannt habe [4]). Er kommt zu dem Ergebnis [5]), das gesuchte Land müsse am wahrscheinlichsten an der Somaliküste gelegen haben, und „dass die Ägypter der vorhellenischen Zeit regelmässige Fahrten über das Rote Meer oder gar den Golf von Aden hinaus unternommen hätten, ist unter solchen Umständen wenig wahrscheinlich"; jedenfalls „scheiden Simbabwe und Rhodesia überhaupt für die ägyptische Geschichte ein für alle Mal aus". Auch sei eine Kenntnis und Verwendung des Antimons in Ägypten „vor dem Neuen Reich nicht nachzuweisen" [6]) und „Keiner der Gründe Quirings hat sich als stichhaltig erwiesen". — Auch die mehrfachen Versuche, mit Hilfe zoologischer und botanischer Untersuchungen über die aus Pyene mitgebrachten Waren das Problem geographisch zu klären, hätten zu keinem eindeutigen Ergebnis geführt. Es schiene nur erwiesen zu sein, dass Pyene nicht südlicher als unter 9 Grad n.Br. gesucht werden dürfe. Hierzu schrieb mir mein Freund Prof. Stechow in Radebeul am 18. Januar 1951, v. Bissing müsse den deutlichen Buschmanntyp der Fürstin von Punt übersehen haben, deren Hottentottensteiss unverkennbar sei. Die Buschmannrasse müsse sich einst erheblich weiter nach Norden als heute er-

---

1) Friedr. Wilh. Frhr. v. Bissing: Pyene und die Seefahrten der Ägypter, in Welt des Orients, 1948, 146 ff.

2) Jakob Krall: Studien zur Geschichte des alten Ägypten IV, in den Sitz.-Berichten der K. K. Akademie der Wissenschaften zu Wien, CXXI (1890).

3) Wilhelm Spiegelberg: Der ägyptische Mythus vom Sonnenauge, in den Sitz. Berichten der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl., 1915, 882, Anm. 3.

4) v. Bissing, a.a.O., 155.

5) Ebendort, 151, 156, 147.

6) Ebendort, 154 f.

streckt haben, mindestens jedenfalls bis zu dem unter 10 Gr. Südbreite gelegenen Bangweolo-See. Auch die ägyptische Wiedergabe der bienenkorbartigen Hütten der Eingeborenen von Pyene lasse deutlich Beziehungen zu dem Buschmann-Typus erkennen. Das geheimnisvolle Land müsse daher wohl doch südlich vom Äquator gesucht werden.

Angesichts so starker widersprechender Gründe für und gegen die Lage von Punt-Pyene erkenne ich mich als unfähig, zu einem eindeutigen Resultat zu kommen, und stimme einem Non liquet zu.

1950 brachte die Hamburger „Welt" eine merkwürdige Notiz [1]), wonach in Rhodesien Felsmalereien entdeckt worden seien, die weisshäutige Menschen von der Art, wie sie in Ägypten gemalt wurden, erkennen liessen. Der Finder dieser Malereien, der französische Abbé Henri Breuil, ist ein angesehener Archäologe.

KAP. 4, S. 27

Die i. J. 1922 von Herrmann geäusserte Ansicht, dass Mu-Wang's Reise in den Westen kaum über das östliche Kansu hinaus gereicht haben könne, ist genau ebenso und im gleichen Jahr auch von Sven Hedin vertreten worden [2]). Hedin führt den Nachweis [3]), dass der Reisebericht, wie er von den verschiedenen altchinesischen Schriftstellern an den auf S. 23 zitierten Stellen mitgeteilt ist, als Phantasie zu bewerten ist, und der Verfasser habe unbewusst „ein Kartenbild vor Augen gehabt, wie es erst 900 Jahre später (d. h. nach der angeblichen Reise) seit der Han-Dynastie möglich war". Da die Chinesen noch erheblich später überzeugt waren, im Westen ihres Landes sei die Welt zu Ende, sei der Zweifel berechtigt, „ob Mu-wang überhaupt weit über die westliche Reichsgrenze vorgedrungen ist" [4]).

KAP. 5. (OPHIR)

Die von mir auf S. 36 f. entwickelte Ansicht, dass Ophir an der afrikanischen Seite des Roten Meers gelegen haben müsse, ist zwar von mir später widerrufen worden [5]) da mir die Quiring'schen Darlegungen über die Herkunft des ägyptischen Antimons einwandfrei für eine Kenntnis des Sofala-Hinterlandes in Mozambique zu sprechen schienen. Inzwischen ist aber v. Bissing's obengenannte, fachmännische Gegenäusserung zu verzeichnen. Seine Zweifel, ob die Ägypter in vorhellenischer Zeit schon bis auf den Golf von Aden gekommen sein können, deckt sich nicht nur mit meinen ursprünglichen Betrachtungen, sondern auch mit den Ausführungen

---

1) Welt am Sonntag (Hamburg) vom 22. Oktober 1950.
2) Sven Hedin: Southern Tibet, Stockholm 1922, VIII, 181 und 187.
3) Ebendort, 185.
4) Ebendort, 179.
5) Bd. II, 474 ff.

von Gauthier [1]), der sogar schon Punt an die Westküste des Roten Meers „von Qene bis Assuan" verlegen will, und von Sprenger, der Ophir zwar auf die Ostseite des Roten Meers, südlich von Aûr Chaûlan, versetzen will (was ich für unmöglich halte), aber darüber hinaus den m.E. sehr gewichtigen Einwand erhebt, dass die in Der-el-Bahri abgebildeten Schiffe nur Küstenfahrer gewesen sein können, die für das freie Meer nicht benutzt werden konnten. Punt müsse daher im Roten Meer gelegen haben, und zwar an der südlichen Westküste [2]). Es bedarf wohl noch einer gründlichen Nachprüfung der durch v. Bissing behandelten zoologischen und botanischen Anhaltspunkte durch die Fachleute, ehe man — vielleicht — zu einem abschliessenden Urteil kommen kann.

KAP. 7. ANFANG

Nach der Ansicht von Ernst Schultze [3]) dürften Vögel zuerst durch ihren Flug den Weg zu den britischen Inseln gewiesen haben.

Humboldt hat Tartessos einmal treffend als „das Potosi der alten semitischen oder phönizischen Welt" bezeichnet [4]).

Zwei Funde altgriechischer Helme, von denen der eine 1931 bei Huelva, der andre einige Jahre später im Gebiet des Guadalete gemacht wurde, nennt Schulten ein „urkundliches Zeugnis" dafür, dass im 7. und 6. Jhd. v. Chr. griechischer Handel mit Tartessos stattfand, da die Helme diesem Zeitalter entstammten [5]).

KAP. 9. (NECHO)

Im Widerspruch gegen Quirings allzu gewagte Thesen über frühe ägyptische Leistungen zur See und über Umschiffungen ganz Afrikas bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. durch sie sagt v. Bissing [6]) mit Recht:

> „Dass Necho für seine Umseglungsfahrt Phoiniker einstellt, ist mindestens ein gewisses Misstrauensvotum gegen die ägyptische Marine."

Ein heute nicht mehr tragbarer Irrtum scheint mir aber der von dem Engländer Thomson in einer sonst guten Arbeit zur Geschichte der Geographie vertretene Standpunkt zu sein, die Geschichtlichkeit der ganzen Erzählung des Herodot grundsätzlich in Zweifel zu ziehen [7]).

---

1) Gauthier, Henri: Dictionnaire des noms géographiques dans les textes hiéroglyphiques, Kairo 1925, II 46.

2) Aloys Sprenger: Alte Geographie Arabiens, Bern 1875, 73 ff.

3) Ernst Schultze: Vögel als Wegweiser der Schiffahrt, im Geographischen Anzeiger 1940, 210.

4) Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1836, II 4.

5) Adolf Schulten: Ein griechischer Helm aus Spanien, in Forschungen und Fortschritte, Jg. 15 (1939), 45.

6) F. W. v. Bissing: Pyene und die Seefahrten der Ägypter, in Welt des Orients, 1948, 147, Anm. 7.

7) Oliver Thomson: History of ancient geography, Cambridge 1948, 71 f.

KAP. 10. (ARIMASPEN, ARGIPPÄER)

Die vielumrätselte Einäugigkeit der Arimaspen im Arimaspeia-Gedicht des Aristeas ist mir durch eine Zuschrift von Dr. Hein in Hamburg-Othmarschen verständlich gemacht worden. Er weist darauf hin, dass in den kalten Gegenden, wie der Kirgisensteppe, die Bewohner sich in der Weise gegen Schneeblindheit schützen, dass sie nur ein Auge benutzen, während das andre durch eine Klappe oder Binde verdeckt wird. Durch Wechsel dieser Gewohnheit halten sie dann immer ein Auge verwendbar. — Die Kahlköpfigkeit der am Fuss hoher Berge (des Ural) lebenden Argippäer deutet Hein einleuchtend als ein Mittel gegen Läuse, wie es auch in Ägypten, sogar von der dortigen Königinnen, angewandt wurde. Den Namen Argippäer leitet Hein aus dem Phönikischen ab, in dem arr gipp „hügeliges Land" bedeuten soll.

Eine von Peschel 1865 ausgesprochene Vermutung [1]):

> „Der Finnische Golf darf (im Altertum, H.) als die äusserste Wissensgrenze vom nordöstlichen Europa gelten",

ist jedenfalls durch die rechte Deutung des 4ten Buches des Herodot als irrig widerlegt worden.

KAP. 12. (HANNO)

Früher hatte man keine Ahnung, wie die Reise des Hanno zu datieren sei. Nach den Mitteilungen von Carl Ritter [2]) wollte sie Gossellin [3]) 1791 noch auf 1000 v. Chr. ansetzen und Bredow [4]) 10 Jahre später auf 770 v. Chr.

KAP. 17, S. 130 ff. (SAHARA)

Dass die Sahara vor 2—3000 Jahren nicht so unwirtlich und wüstenhaft wie heute war, ist in den letzten Jahrzehnten schon mehrfach betont worden. Schon 1913 wies Gsell darauf hin, dass dort, wo heute völlige Wüste sei, dereinst wilde Ölbäume standen. Neuerdings hat Wölfel diese Entwicklung noch nachdrücklicher betont und gesagt [5]):

> „Südlich der Syrten und südlich des heutigen Landes in Tunis war es im Altertum möglich, zu Fuss die Sahara zu überqueren oder wenigstens ganz tief in sie einzudringen"

und:

---

1) Oskar Peschel: Geschichte der Erdkunde, Berlin 1865, 5.

2) Carl Ritter: Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, herausgeg. von H. A. Daniel, Berlin 1863, 23.

3) Pascal François Joseph Gosselin: Recherches sur les connaissances géographiques des anciens sur les côtes méridionales de l'Arabie, in Comptes rendus de l'Académie des sciences, t. 49, 750 ff.

4) Gottfried Gabriel Bredow: Untersuchung über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie, Altona 1800—1802.

5) Dom. Jos. Wölfel: Die Hauptprobleme Weissafrikas, im Archiv für Anthropologie, n.F., Bd. 27 (1941), 92, 94 und 99.

„In Gegenden, wo heute selbst das Kamel kein Fortkommen finden würde, gab es zahlreiche Rinderherden",

auch die Gebirge der Sahara seien dereinst „dicht bewaldet" gewesen.

KAP. 20. (PYTHEAS)

Mannert hat den eigenartigen, aber zweifellos irrigen Gedanken geäussert [1]), dass Pytheas als Erster den Einfall gehabt habe, man müsse auf einer Ozeanfahrt in den Westen nach „Indien" kommen können. Vermutlich hat er dies aus der angeblichen Reise des Massilioten nach Island gefolgert. Da aber Island gar nicht Thule war, wird auch die Folgerung hinfällig. Keine antike Literaturstelle enthält die bescheidenste Andeutung, dass Pytheas den Columbus-Gedanken gehegt oder ausgesprochen habe.

Nach den Angaben des im 2. Jhd. n. Chr. lebenden Kleomedes [2]) soll zwar Pytheas erklärt haben, in Thule liege der ganze Sommerkreis über dem Horizont und falle mit dem arktischen zusammen. Deshalb daure der Tag daselbst 1 Monat lang. Es ist aber zu vermuten, dass Kleomedes hier Kenntnisse, die erst zu seiner Zeit bekannt geworden waren, irrig mit solchen, die auf Pytheas zurückgingen, verknüpft hat. Dieses Zeugnis wiegt daher nicht schwer und kann das authentische Zeugnis des Pytheas, dass die Nacht in Thule nur 2—3 Stunden lang sei (vgl. S. 120), nicht entkräften.

Ein Zweifel an des Pytheas persönlicher Anwesenheit in Thule erscheint mir jedenfalls ebenso unangebracht wie die neuerdings in einer englischen Übersicht über die Geschichte der Geographie wieder einmal geäusserte Behauptung, dass man Thule auf Island zu suchen habe [3]). Thomson, der Verfasser dieses Werkes, erklärt, ihm erscheine diese These als die „more plausible solution". Ich nehme dankend davon Kenntnis, dass Prof. Hampl in einer Besprechung des Thomson'schen Buches diese Deutung entschieden ablehnt und sich dabei auf meine Äusserung beruft, die Gleichsetzung von Island und Thule gehöre anscheinend schon zu den nicht mehr auszurottenden historischen Irrtümern [4]).

KAP. 21. (EREMBER = ARABER)

Die von jeher gehegte Vermutung, dass das in der Odyssee ein einziges Mal vorkommende Wort „Erember" [5]) die Araber bezeichne, ist mir durch eine Zuschrift des Herrn Dr. Hein in Hamburg-Othmarschen als sehr wahrscheinlich bestätigt worden. Er macht darauf aufmerksam, dass im klassischen Altertum nicht das noch wenig bekannte Rote Meer, sondern der Nil als Grenze zwischen Asien und Afrika angesehen wurde, was im Hinblick auf die riesige Wasserfläche des Nils, der zur Hochwasserzeit

1) Konrad Mannert: Geographie der Griechen und Römer, Nürnberg-Leipzig 1795-1825, 74.
2) Kleomedes: Cycl. theor. I, c. 7.
3) Oliver Thomson: History of the ancient geography, Cambridge 1948, 150.
4) Franz Hampl in Gnomon, Bd. 22 (1950), 354.
5) Od., IV 84 ff.

vielfach die Breite des Bodensees erreicht, wohl verständlich erscheint. Demnach wurde das Ostufer des Stroms noch zu Asien und Arabien gezählt. Es scheinen daselbst auch allerlei arabische Siedlungen bestanden zu haben, zumal in der Zeit der Ptolemäer. Damit steht im Einklang, dass Plinius noch ein zu Arabien gehörendes Dorf am Nil kennt. — Dr. Hein gibt zu erwägen, ob der Name Erember vielleicht auch durch die phönikische Sprache erklärt werden kann, etwa durch die Wortbildung 'erem bosch, was, frei übersetzt, splitternackt bedeutet. Dass die Gegend der Nilsümpfe an der Einmündung des Bahr el Ghazal lange vor Homer in Ägypten bekannt war, ist im Kap. 50 auf S. 361 nachgewiesen worden, ebenso dass Homer eine dunkle Kunde von diesen Sumpfgegenden gehabt haben muss, wie die Zitierung des Kampfes zwischen Kranichen und Pygmäen in der Ilias erweist [1]). Es wäre daher nicht unbedingt unglaubhaft, dass auch in Menelaos' Erzählung von den Erembern eine dunkle Kunde von den im Bereich der Nilsümpfe lebenden nackt herumlaufenden Menschen wiederklingt.

Zu dieser Deutung schreibt mir Herr Prof. Littmann-Tübingen, einer der besten Kenner der phönizischen Sprache, am 11. April 1951 Folgendes: ihm ist im Phönizischen die Wortbildung 'erembusch nicht bekannt, sondern nur das hebräische Wort 'erom, das allerdings „nackt" bedeutet. Er halte daher die Deutung, den Namen Erember von 'erom abzuleiten, für „sehr gewagt". Er bestreitet dennoch nicht, dass es in der nur unvollkommen bekannten phönizischen Sprache „Wörter gegeben haben muss, die mit dem Hebräischen übereinstimmen, aber zufällig nicht überliefert sind."

KAP. 23, SCHLUSS (SEIDE)

In die römische Welt soll die Kenntnis der Seide freilich erst etwa in der Zeit gelangt sein, da Pompejus als Oberkommandierender im Seeräuberkrieg nach Kleinasien gelangte [2]), in einer Zeit, da Perlen und Edelsteine in Rom noch unbekannt waren, weil erst die durch Pompejus erfolgte Entdeckung von Georgien und Grusinien (66 v. Chr.) eine Kenntnis der vom Pontus nach Indien vorhandenen Handelsstrassen vermittelte [3]).

KAP. 30. (TSCHANG-KIEN'S REISEN)

Unter den vielen Korrespondenzen, die mir von interessierten Lesern meiner zwei ersten Bände der „Terrae incognitae" zugegangen sind, ist keine umfangreicher und vielseitiger gewesen als ein Brief, den mir am 29. Juni 1950 Herr Dr. H. Hein in Hamburg-Othmarschen schrieb. Unter anderm versuchte der Schreiber die chinesischen Namen ferner Länder, die im Kap. 30 vorkommen, aus seiner, wie er selbst sagt, nur bescheidenen Kenntnis der chinesischen Sprache heraus zu deuten. Einige der bedeutendsten Hinweise darin sind die folgenden:

---

1) Il., III, 3-7.
2) Plinius, nat. hist. XXXVII, 6.
3) Carl Ritter: Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, Berlin 1861, 96.

An hsi = Partherreich, bedeutet übersetzt: „der dunkle Westen". Die Gebirge im Iran haben ein düsteres Aussehen, und auch die Wüsten haben dunkleren Boden als diejenigen in Turkestan.

Hiung nu = Hunnen, heisst wörtlich übersetzt: „wilde Brüder". Der Name „Brüder" mag die mongolische Rassenähnlichkeit anzeigen.

Lan-schi-tsching = Baktra, ist zusammengesetzt aus Lan-schi = Olive und tschin = blau, grün und vorzüglich.

Ping-nan = Westteil des nördlichen Kunlun, besteht aus den Worten ping = Eis und nan = Süden oder elend, schwierig.

Shin-tu ist zusammengesetzt aus shin = tief und t'u = tonhaltige Erde, bedeutet also: „tiefes Schwemmland".

Ta-wan = Chodschentgebiet, heisst: „grosser Teller".

Ta-yüan = Ferghana, heisst: „grosser Garten".

Herr Dr. Hein macht darauf aufmerksam, dass ihm die Mittel fehlen, die angebotenen Übersetzungen genau zu prüfen, regt aber an, dass genauere Kenner des Chinesischen seine Deutungen kontrollieren.

Zu den Ausführungen auf S. 272 sei hingewiesen auf eine Schrift von Gustav Haloun: Seit wann kannten die Chinesen die Tocharer oder Indogermanen überhaupt?, Leipzig 1926. Es ist darin vor allem die erste Berührung der Chinesen mit Baktrien anlässlich der Reise des Tschang-kien behandelt.

KAP. 32. (SOKOTRA)

Die auf S. 280 erwähnte, südlich von Arabien liegende Insel Sokotra, die bereits in den frühesten Anfängen der Geschichte eine gewisse Rolle gespielt und allzeit ein besonders beliebtes Objekt des antiken Handels und der Kolonisationsbestrebungen gewesen sein muss, ist von mir 1948 zum Gegenstand eines eignen Aufsatzes von geringem Umfang gemacht worden [1]).

KAP. 79. (BRANDANS SEEFAHRT)

Bald nach dem Erscheinen der 2. Aufl. des Bd. II der „Terrae incognitae" brachten „Petermanns Mitteilungen" einen merkwürdigen Artikel, der von Ernst Krenn verfasst worden war [2]) und den a priori aussichtslosen Versuch machte, die wirre Navigatio Brandani geographisch auszudeuten. Obwohl viele Vermutungen darin nur als ein Versuch zur Erklärung bezeichnet sind, benutzt Krenn sie dennoch, um eine Kartenskizze (!) von zwei Reisen des hl. Brandan über den Atlantischen Ozean zu konstruieren, die angeblich in den Jahren 545-550 und 551-555 ausgeführt worden sein sollen und einmal von den Färöern bezw. den Shetlands über Island in die Gewässer von Grönland und ein weiteres Mal von Irland quer über den Ozean zu den Bahama-Inseln und nach Florida geführt haben sollen. Der Verfasser hat merkwürdigerweise gar nicht den Versuch gemacht, seine Be-

1) R. Hennig: Sokotra als östliche Insula Fortunata des Altertums, in Petermanns Mitteilungen 1948, 2tes Quartalsheft, 89 f.

2) Ernst Krenn: Wer hat Amerika zuerst entdeckt?, in Petermanns Mitteilungen 1950, 207.

hauptungen durch Anführung alter Literatur zu begründen, sondern benutzt ausschliesslich ganz moderne Literatur, die überwiegend auf den Färöern erschienen und daher in Deutschland wenig oder garnicht bekannt geworden ist. Dass die Färöergruppe, die angeblich St. Brandan zuerst aufgesucht und christianisiert haben soll, in dieser Frage nicht ganz zuverlässig ist, kann man verstehen. Infolgedessen arbeitet auch das erst 1945 erschienene Werk von Sverre Patursson [1]), das Krenn als wichtigstes benutzt hat, mit höchst fragwürdigen Hypothesen, die m.E. nicht zu belegen und rein willkürliche Annahmen sind.

Die Navigatio Sti. Brandani, wie sie etwa die deutsche Übersetzung von Rich. Benz [2]) geliefert hat, enthält so viele und so typische Märchenzüge, dass ich keinen Augenblick auf den Einfall gekommen wäre, ihr eine geographische Auslegung zuteil werden zu lassen oder gar diese Auslegung durch Beifügung einer Kartenskizze, wie es Krenn getan hat, zu erläutern. Er greift aus der Navigatio nur einige Abschnitte heraus und lässt die meisten unter den Tisch fallen, deutet sie dann in einer völlig willkürlichen und durch nichts begründeten Weise und entwirft daraufhin sogar eine Seekarte, welche die Reisen des St. Brandan über den stürmischen Nordatlantischen Ozean sämtlich glücken und sogar nach Irland zurückfinden lassen. Dass Derartiges im 6. Jhd. noch nicht möglich sein konnte, wird ja wohl Niemandem zweifelhaft sein. Gerade weil ich an verschiedenen Stellen meines Werkes dafür eingetreten bin, es müssten wohl schon lange vor der normannischen Entdeckung Amerikas durch Leif Erikson i. J. 1000 in unbekannter Zeit daselbst Europäer eingetroffen sein und vielleicht als Kulturbringer gewirkt haben, möchte ich mit Entschiedenheit betonen, dass in kompassloser Zeit — obendrein seitens frommer Geistlichen, die von Nautik keine Ahnung hatten — eine Rückkehr zu ihrem Ausgangspunkt ausgeschlossen bleiben musste, noch dazu auf Schiffen, die in keiner Weise als seefest bezeichnet werden konnten.

Über diese unüberwindbaren Schwierigkeiten setzt sich Krenn einfach hinweg. Dass manche modernen Schriftsteller unter Missachtung der Schwierigkeiten tolle Hypothesen aufstellen und drucken lassen, ist ja nicht eben neu und nicht überraschend. Unbegreiflich aber ist, dass eine angesehene, ja führende wissenschaftliche Zeitschrift unsrer Tage sich dazu hergibt, solchen Phantasien Gehör zu verschaffen!

Im übrigen bleibt Folgendes zu beachten: Wenn in der Person des hl. Brandan wirklich die Erlebnisse irischer frommer Einsiedler und Weltflüchtlinge wiedergegeben sein sollten (was keineswegs notwendig, aber möglich ist), so lag für diese Sonderlinge nie der geringste Grund vor, den von ihnen irgendwo erreichten amerikanischen Boden wieder zu verlassen und in die Heimat, die sie doch meiden wollten, zurückzukehren — noch dazu gleich zweimal! M. W. ist nirgends gemeldet, dass solche frommen Einsiedler später wieder in Irland aufgetaucht sind. Warum sollte also St. Brandan eine Ausnahme gemacht haben, falls er eben überhaupt je den Ozean befahren haben sollte, was zwar von der Sage behauptet, aber historisch nicht erwiesen ist? Zudem ist nicht einzusehen, warum er erst im

1) Sverre Patursson: Fyrsti navnevndi madur, id. ..... Før ya. Thorshavn 1945.
2) Richard Benz: St. Brandans Meerfahrt, Jena 1927.

Alter von 63 Jahren begonnen haben soll, sich als Seefahrer zu betätigen (wie Krenn behauptet). Ein solcher Wagemut findet sich in der Regel doch nur in wesentlich jüngerem Lebensalter vor. Dass ein Mann an der Schwelle des Greisenalters plötzlich so unternehmungslustig wird, ist nicht sehr wahrscheinlich, noch viel weniger der Gedanke, dass ein so betagter Mensch gleich 10 Jahre seines Lebens auf einer abenteuerlichen Seefahrt verbringt, ohne dass ihm je ein Unfall nautischer Art zustösst.

Da Krenn keine alten Quellen angibt, die seine Behauptungen stützen können, vermute ich, dass er einfach eine alte sagenhafte „katholische Tradition" aufgegriffen und in stark phantastischer Weise ausgedeutet hat. Geschichtlicher Wert kommt seinen Ausführungen bestimmt nicht zu, noch sehr viel weniger seiner Kartendarstellung.

Wie unbekannt übrigens Irland noch im 12. Jahrhdt. gewesen sein muss, obwohl es schon Jahrtausende zuvor ein Haupt-Goldland gewesen war, geht aus einer Notiz Sprengels [1]) hervor, wonach der im gleichen Jhd. lebende Geraldus Cambrensis von Irland noch erzählte, dass daselbst Enten auf Bäumen wüchsen, Fische mit Goldzähnen zu finden seien und Wesen vorkämen, die halb Stier und halb Mensch seien.

KAP. 82. (SUEZKANAL)

Von dem verschütteten alten Kanal spricht noch am Ende des 15. Jhds. ein Franziskanermönch Francesco Suriano, der lange in Kairo gewirkt hatte. Er schreibt [2]):

> „Von Kairo zum Sinaigebirge sind es 11 oder 12 Tagereisen Weg bis zum Kanal. So lange dauerte meine Reise. Am 12ten Tag nach meiner Abreise aus Kairo erblickten wir das Rote Meer und kreuzten am nächsten Tag den grossen Kanal, den der König von Ägypten, Sesostris, hat graben lassen, dann der Perserkönig Darius und Ptolemäus. 100 Fuss, also 35 Schritte breit und 30 Fuss tief, vereinigte er das Rote und das Mittelmeer. Aber da der Indische Ozean ein höheres Niveau hat als das Mittelmeer, wollten diese Könige den Kanal nicht vollenden, denn die Verbindung beider Meere hätte Ägypten überschwemmt. Die erhaltenen Spuren erfüllen gegenwärtig mit Staunen, auch der Sand, der durch den Samum transportiert ist und ihn an manchen Stellen halb ausgefüllt hat."

In diesem Zitat finden sich manche Märchen, die offenbar damals erzählt wurden, wie die Behauptung, dass bereits der Pharao Sesostris den Kanal habe erbauen lassen, und die Fabel, dass die beiden Meere verschiedenes Niveau hätten. Dieser Irrtum herrschte ja selbst noch in der Zeit von Napoléons ägyptischer Expedition (1798) und hat jahrzehntelang hemmend auf den Bau des Suezkanals eingewirkt.

KAP. 83. (NORMANNEN IN AMERIKA)

Mein Freund Prof. Stechow in München wies mich mehrfach auf die

---

1) Matthias Christian Sprengel: Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen, Halle 1783, 59.

2) Charles de la Roncière: La découverte de l'Afrique au moyen-âge, Kairo 1929, III 85.

hohe Wichtigkeit eines von mir übersehenen Punktes hin. In dem „bärtigen Mann", den die Saga von Erich dem Roten die Wikinger in dem von ihnen erreichten Westlande finden lässt [1]), liege ein sehr starker ethnologischer Beweis vor, dass die dort angetroffenen Eingeborenen kein mongoloider Volksstamm gewesen sein können, da bei allen Mongolen, also auch bei den Eskimos, der Bartwuchs sehr kümmerlich sei. Ein „bärtiger Mann" an der Ostküste Amerikas könne nur europäischer Abkunft gewesen sein, vielleicht ein Irländer, der von irgend einem älteren Einwanderer mit den Skrälingern erzeugt worden sei. Wenn jene Bemerkung der Saga nicht anderswie überzeugend erklärt werden könne, liege hier ein „allerzuverlässigster Beweis" vor, dass schon vor den Normannen andre Europäer nach Nordamerika gekommen seien. Mir scheint dieser Hinweis allerdings sehr charakteristisch zu sein.

Mit der Deutung muss man trotzdem vorsichtig sein. Es sollen auch auf der Osterinsel, als diese 1722 erstmalig aufgefunden wurde, noch weisse, bärtige Männer daselbst angetroffen worden sein [2]). Irgend welche Schlüsse daraus nach Art des von Stechow empfohlenen zu ziehen, wird freilich kaum angängig sein — zumindest nicht an Hand unsres bisherigen Wissens.

Den an anderer Stelle von der Expedition des Thorfinn Karlsefni in Amerika erreichten Fluss, dem grosse Sandbänke vorgelagert sein sollen [3]), möchte Prof. Stechow am liebsten mit dem Hudsonfluss, Manhattan, der Bai von New York und den zahlreichen vorgelagerten Sandbänken identifizieren, da die Ortsbeschreibung bei Karlsefni's Überwinterung dem weitgehend entspricht.

Nach einer unverbürgten und nicht belegten Notiz von Ersch und Grubers Lexikon [4]) soll Leif Erikson, der Entdecker von Vinland, i. J. 1021 gestorben sein.

KAP. 89. (SALLAM)

Herr Ob. Reg. Rat Dr. Walter Bachmann in Radebeul hat meine Deutung, der Dolmetscher Sallam müsse im 9. Jhd. an der Chinesischen Mauer gewesen sein, mit dem Hinweis darauf angezweifelt, dass ein Orientale wie Sallam unmöglich so rasch gereist sein könne, wie ich es annahm: in 16 Monaten oder, auf der Rückreise, gar nur in 12 Monaten von Mesopotamien bis zur Chinesischen Mauer. Herr Dr. Bachmann hat ein ganzes Jahrzehnt in Persien, Mesopotamien und Armenien gelebt, ist zudem Archäologe und daher als guter Kenner der mohammedanischen Psyche zu betrachten. Nach seiner Meinung kann die Gog- und Magog-Mauer oder Alexander-Mauer nur sehr viel näher am Zweistromland gesucht werden, da die „asiatische Mentalität" ein rasches Reisen „einfach unvorstellbar" mache. Den Namen Alexander-Mauer trage eine ganze Anzahl alter Sperr-

1) Vgl. S. 132 im Bd. II der „Terrae incognitae". Eberh. Stechow: Vor-normannische Erreichung Nordamerikas, in Forsch. u. Fortschr. H. 3, Berlin 1953.
2) Thor Heyerdahl: Kon-Tiki, Wien 1949, 172.
3) Vgl. S. 312 im Bd. II der „Terrae incognitae".
4) Ersch und Gruber: Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste, Leipzig 1872, I 132.

mauern in Asien. Nach seiner Ansicht könne nur die von Vambéry [1]) untersuchte und beschriebene Mauer gemeint sein, die etwas nördlich der heutigen persischen Grenze auf russischem Gebiet liegt und südlich der Transkaspischen Bahn Krassnowodsk-Merw in der Pforte zwischen dem Grossen Balkan-Gebirge und der Stadt Kisil-Arwat verläuft. Sie sperrte einst in einem versiegten Lauf des Usboi-Flusses den Nomaden um den Aral-See den Zugang nach Nordpersien und zum Süden des Kaspi-Sees, war also strategisch ebenfalls von hoher Bedeutung. Dr. Bachmann tritt für diese sehr viel einfachere Deutung um so zuversichtlicher ein, als in dem auf S. 169 abgedruckten Reisebericht Sallams nur von einer Reise an den Verwalter von Tiflis, Ishak, die Rede ist und von einem späteren Zusammentreffen mit dem Chazarenherrscher Tarkhan, aber nicht von einem Besuche von Itil, von einer Querung der Wolga und der riesigen Durststrekken im Umkreis des Aralsees. Er vermutet daher, dass Sallam den Chazarenkönig nicht in Itil, sondern irgendwo an einem Ort am Kaukasus, im Süden von dessen Reich getroffen und gesprochen habe; dann aber müsse er im S ü d e n des Kaspischen Meeres zur transkaspischen Alexander-Mauer weitergereist sein. N u r hier, in der Nähe der genannten Mauer, könne Sallam Leute getroffen haben, die, wie auf S. 170 gemeldet, sowohl Arabisch wie Persisch sprachen. An der Chinesischen Mauer sei etwas Derartiges nicht möglich gewesen.

Ich nehme die Einwände Hrn. Dr. Bachmanns zur Kenntnis und will mich dazu nicht weiter äussern. Wenn ein so guter Kenner des Orients erklärt, vor 1100 Jahren sei die Reise eines Mohammedaners mit zahlreichem Personal in nur 2½ Jahren zwischen Mesopotamien bis zur Chinesischen Mauer und zurück, im Hinblick auf die Psyche des Volkes, unmöglich gewesen, muss ich dies anerkennen. Meine Hinweise, dass Masudi, Edrisi und Ibn Battuta die grosse Chinesische Mauer als „Gog und Magog-Mauer" und als Werk Alexanders des Grossen angesprochen haben müssen, werden jedoch nicht davon berührt, dass bei dem Khalifen im Zweistromland vielleicht noch eine andre, näher gelegene Schutzmauer im gleichen Rufe stand.

Nach Ansicht des Herrn Dr. Bachmann kann das Eiserne Tor, das Sallam aufsuchte, nur das schon auf S. 80 und 88 dieses Bandes II und ebenso im Kap. 118 in der Reise des Tschang-Tschun auf S. 5 des Bd. III erwähnte gewesen sein, das etwa 60 km nördlich des Amu Darja bei Schirabad an der alten Strasse von Samarkand nach Kabul lag. Es ist in einer Beschreibung des alten chinesischen Reisenden Sian-Tajan beschrieben, die der Russe Jaworskij in seine Darstellung einer Gesandtschaftsreise nach Afghanistan und Buchara übernommen hat. Dort heisst es [2]):

> „So (Eisernes Tor) nennt man eine Schlucht zwischen parallelen Bergen, die sich rechts und links zu erstaunlicher Höhe erheben .... Die Berge bilden zu beiden Seiten hohe Felsmauern von der Farbe des

---

1) Hermann Vambéry: Reise in Mittelasien, Leipzig 1865, 46 ff.
2) J. L. Jaworskij: Reise der Russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara, übersetzt von Ed. Petri, Jena 1885, 84.

Eisens. Man hat dort ein eisenbeschlagenes Tor mit zwei Flügeln angebracht und an diese eine Menge eiserner Glöckchen gehängt."

In einem Brief vom 8. April 1951 teilt mir Dr. Bachmann frdl. mit, dass er selber im Wadi Sik im alten Zugang zur arabischen Stadt Petra noch Reste eines ähnlichen alten Doppeltores an den Felsen gefunden und auch beschrieben habe [1]).

KAP. 91. (GRÖNLANDS SICHTBARKEIT VON ISLAND AUS)

Herr Prof. Dr. Dannmeyer-Hamburg hat mir zu der von mir mitgeteilten Bemerkung, dass er von Island aus Grönlands Berge gesehen habe, am 10. Oktober 1950 freundlichst eine ergänzende Erklärung zugehen lassen. Es geschah dies auf der Deutschen Island-Expedition von 1926/7. Er sah damals vom 482 m hohen Berge Ritur auf Island Grönlands Berge über die Dänemark-Strasse hinweg „in voller Pracht" — wenn auch nur als Luftspiegelung, wie ich vermutet habe. Solche Luftspiegelungen sollen aber in jenen Gegenden „sehr häufig" sein, wie schon im Segelhandbuch der Seewarte betont ist [2]). Nansens verneinende Ansicht einer Sichtung Grönlands und Islands gleichzeitig von der Dänemarkstrasse aus beruht also auf einer Verkennung der Fata Morgana-Erscheinungen ebendaselbst. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass die Bewohner Islands von Grönland schon Kunde hatten, bevor Eirik Raudi dorthin gekommen war.

KAP. 96. (WEG DURCH RUSSLAND IN DEN ORIENT)

Der Landweg durch Russland zu den vorderasiatischen Ländern wurde gegenüber der Seeverbindung derart bevorzugt, dass i. J. 1103 die Dänen sogar ihren Anteil an den Heereszügen der Kreuzzüge über Russland nach Konstantinopel schickten [3]).

KAP. 101. (WAKWAK)

Zur Frage des Namens Wakwak verdient eine Bemerkung von Wedemeyer beachtet zu werden [4]), wonach die Silbe Wa ursprünglich nur auf die W e s t-Japaner Bezug hat.

KAP. 109. (EIRIK GNUPSON)

Es ist beachtenswert, dass selbst ein so vorsichtiger Kritiker wie Humboldt vom Bischof Eirik Gnupson ohne Vorbehalt als von dem Bischof spricht, „welcher sich nach dem Vinland begab, um daselbst das Evangelium zu predigen" [5]). Er übersieht dabei wohl, dass der Bischof eine solche Aufgabe nur erfüllen konnte, wenn Vinland zu der ihm anvertrauten Diözese Grönland gehörte.

1) W. Bachmann, C. Watzinger und Th. Wiegand: Petra, Wissenschaftl. Veröffentlichungen der Deutsch-Türkischen Denkmalschutz-Kommission, Berlin-Leipzig 1921.
2) Segelhandbuch der Seewarte für den Atlantischen Ocean, Hamburg 1885, 56 ff.
3) Friedr. Christian Dahlmann: Geschichte von Dänemark, Hamburg 1840/1, 212.
4) André Wedemeyer: Japanische Frühgeschichte, Tokio 1930, 144, Anm. 325.
5) Alex. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen, Berlin 1836, I 359.

ORTS- UND SACH-VERZEICHNIS

Abasa 409, 411
Abdul Kuri-Inseln 106
Adamspik 209, 215, 238
Aden 112, 182, 461, 462
Adrianopel 407
Afghanistan 215
Aidjab 82
Aʾin Djalut 63
Ajas 91, 92, 99
Akkon 17, 22, 43, 48, 57, 91, 92, 98, 99, 121, 122, 140
Alagoa-Bai 391
Albanerland 63
St. Albans 200
Alcale 258
Alegranza 255, 258
Aleppo 43, 63
Alexanderkette 49
Alexandria (Minn.) 359
Alexandrien 186, 188, 214
Alijan 167
Altai 6
Amalfi 255
Amselfeld 420
Amu Darja 5, 416, 418
Anagni 168
Angmaksalik 117
Angora 407, 411, 421, 422
Ani 59
Antilia 306
Antimon 461
Antipoden 198
Antivari 37
Aral-See 33, 214, 225
Aranbega s. Norumbega
Armalec 217, 218, 221, 222, 226, 240, 271
Askalon 21
Asmara 82
Asow-Meer 47, 217, 218, 224, 235
Aspasery 410
Assisi 218
Assuan 128, 214
Astrachan 214, 217
St. Atanagio 302
Ataneq 70
Athlach 229
Athlantia 252
Atlantik 161
Atlantis 394, 403
Atlas 286
Australien 261
Ava 103
Avignon 15, 157, 184, 203, 218, 224, 231, 235, 239, 240, 241, 243, 252, 258
Azerbeidschan 415

Babylon(ien) 13, 14, 407, 461
Badakchan 197
Baffins-Bai, -land 58, 68, 71, 74, 75, 343, 455
Bagdad 10, 12, 14, 20, 61, 62, 88, 99, 121, 122, 150, 159, 184, 195, 411, 416, 421
Baku 219
Balch 99
Balchasch-See 49
Bamako 163
Bambuk 163
Bandjermasin 197
Bangweolo 462
Bani 163, 275
Barcelona 254
Basra 214
Baubartel 419
Baumwolle 195
Beardmore 358, 373
Beludschistan 106
Bengalen 210, 215
Bergen 325, 352, 434, 439, 444
Beringstrasse 261

Bernu 311
Bernsteinmeer 315, 321
Bethlehem 40
Beuteltier 104
Birma 93, 102
Bischbalik (Bie-sze-ma) 4
Bisignano 246
Bjarmerland 315, 321
Kap Blanco 163
Bodö 318, 319
Bogutschar 47
Kap Bojador 274, 275, 290, 377, 380, 381, 382, 429, 430
Bolsora 195
Bombay 200
Borneo 197
Brabant 201
St. Brandans-Insel 177, 299
Brasil (Brazil) 177, 258, 260, 271, 293, 295, 303, 306
Brasilholz 114, 208
Brasilien 181, 259, 260, 261
Brattahild 340
Bredefort 436
Brügge 345
Buchara 62, 89, 97, 214, 311
Bugia 112
Bulgar (Bolgar) 20, 88, 97, 206, 213, 214
Bysinia 235
Byzanz 124

Cabria 419
Cadiz 391
Caesarea 46, 53
Caesaria (Krim) 47
Caga 80
Cailac 49
Calaphia 12
Cambalec (Cambaliech, Kambalek = Peking) 96, 138, 141, 144-147, 232, 233, 235, 236, 240, 245, 271
Cambay 215
Canaria 170, 177, 252, 259, 263, 264, 265, 283, 294, 364, 429
Canton 196, 211, 215, 228, 229
Capraria (Capricia) 177, 252, 257, 294, 303
Carus 81
Cathai (Kathai = China) 18, 40, 55, 104, 125, 137, 141, 144, 145, 149, 151, 156, 218, 221, 222, 244, 271
Cement 252
Ceuta 119, 254, 261, 313
Ceylon 105, 114, 187, 208, 210, 215, 238
Chaldaea 191, 201
Chalka 33
Chattin 81
Chaxus (Achaxum) 82
Cherbourg 174
Cherines 44
Chikago 335
Chios 419
Chiwa 416
Chorassan 46, 62, 88, 197, 206, 215, 311, 408, 416, 418
Cipangu (= Japan) 102, 103, 107
Cochin 189
Kap Cod 362, 264-266, 269, 270
Columbo 85, 237, 241
Cormorant Lake 353
Kap Corrientes 182, 183
Corvo 292, 295, 298, 302
Crecy 258
Crooked Island 307
Cuba 261
Cypern 39, 42, 44, 66, 81, 225, 234, 242

Dakota 327, 331, 334, 336
Damaskus 12, 14, 20, 62, 63, 411, 421
Damiette 14-18
Dänemarkstrasse 118
Dar-el-Bahri 463
Darien 164
Davisstrasse 404
Daya 195
Delagoa-Bay 183
Delhi 206, 207, 210, 215, 411
Derbent 417
Desertas-Klippen 266, 306

Detroit Lakes 361
Dhofar (Zhofar) 205, 206, 212, 215
Dibat-el-Hahal 208
Didgori 16
Dieppe 374-376, 380-382, 386
— Petit- 387
Disco-Bay 71, 72
Disierta 277
Djariba 163, 286
Djordjan 217, 218
Djulaten 309
Dnjepr 27, 32
Don 20, 27, 32, 47
Dongola 86, 274, 310
Dordrecht 263
Wadi Draa 275, 286, 287, 312, 428, 430
Drogio 394, 399
Drontheim 340, 346, 439
Dschagatai 45, 220, 221, 239, 240
Dsungarei 62, 225

Ebinor 50
Egeglit 75
Einfüssler 246
Eiriksfjord 345
Eisbären 72, 105
Eisernes Tor (Tien-men-kuan) 5, 416, 417
Eismeer 105
Elefant, weisser 209
Elfenbeinküste 375
Ellesmere-Land 74, 75
Embronea 252
Erdein-tsa 33
Erichsförde 436, 452
Ersindjan (Erzindjan) 63, 99
Erzerum 99, 159
Essina (Wassin) 159
Estotiland 393
Etschmiazin 415
Euphrat 13, 184

Fakanaur 208, 210
Falerne 163
Fall river 363
Färöer 317, 346, 397, 399, 434
Fayal 295
Felsmuli 73
Feodosia 225, 235, 418
Ferghana 267
Ferro 169, 258, 259, 265
Fez 311-315
Finnischer Golf 464
Finnland 401
Flatay 73
Florenz 37, 111, 248
Flores 295, 297
Florida 261
Fortunatae 306
Fortunia 259, 264
San Francisko 261
Freuchen 78
Frislanda 393-405
Fuerteventura 174, 176, 177, 253, 254, 257, 259, 265, 283, 297, 301, 303, 304, 305, 429
Fu-lang (= Franken) 243
Fünen 402
Fu-tschou 3

Gades 119, 173
Galeta 252
Gallipoli 407
Gambia 110, 122
Gana, s. Gao
Gao 110, 165, 310, 312, 425, 426, 428, 429, 430, 431
Gaël-Hamke-Bay 404
Gardar (Garsted) 69, 72, 340-342, 351-352, 433, 436, 439, 447, 452
Garden 325
Gaza 21, 81
Georgien 16-19, 23
Gerbes 67
Gewürzinseln 104
Ghadames 310
Ghana 162, 275
Gianghari 82
Gibraltar(strasse) 126, 172, 173, 261, 262, 291, 393
Giraffe 415, 423
Goa 215

Gobi, Wüste 243
Godö 318
Godthaab(sfjord) 70, 340, 343
Goldküste 375, 376, 379
Gomera 304
Gorgonides 252
Götaland 348
Graciosa 255, 258, 265, 306
Grand Sestre, 375, 376, 379, 381
Graz 244
Green Bay 357
Grönland 68, 69, 72, 292, 302, 320, 321, 322, 325, 326, 338, 397, 398, 401, 402, 432, 441, 450, 452, 453
Guadalete 463
Guardafui 106
Guinea 120, 123, 128, 163, 267, 274, 275, 286, 374, 377, 380, 381, 382, 386, 430
Kap der Guten Hoffnung 129

Haiti 107
Hamburg 435
Hangtschou (Quinsay) 46, 102, 104, 157, 158, 192, 195-197, 215, 217, 229, 237
Helgoland 105
Helluland 303
Herat 19, 408
Herjolfsnes 434, 445-452, 455
Hermelin 206
Hesperiden 252
Hibbing (Minn.) 361
Hinaur 209, 215
Hindustan 46, 412
Hitarna 68
Hochan-mulien, s. Syr Darja
Hoggar (Ahaggar) 311, 312, 428, 430
Hölleninsel 306
Holin 33
Hsienfu 55
Hudson-Bay 358, 360, 362, 367, 370, 456
Huelva 463
Hus 220
Hvarf 339, 434, 445
Hwang-ho 5, 272
Hwatznes 435

Icaria 394, 403
Igaliko 70, 75, 340
Ikonium 12, 56, 63
Ili 49, 225
Imil 51
Indischer Ozean 84, 122
Indus 10
Inhambane 183
Innerasien 97
Inugsuk 77
Irawadi 103
Irland 267, 302, 435, 436
Isabella-Insel 307
Isla bella 302
Island 18, 118, 292, 302, 303, 344, 345, 352, 353, 397, 399, 403, 404, 434, 435, 449, 452, 453, 459

Jaffa 239, 262
Jamzu (Yang tschen fu) 158
Jan Mayen 118, 293
Jang tse kiang, s. Yangtsekiang
Japan s. Cipangu
Java 93, 104, 192, 195, 197, 211, 212, 242, 271
Jenissei 105
Jerusalem 13, 14, 18, 20, 21, 63, 66, 81, 84, 92, 219, 239, 412
Jones-Land 71, 75
Jordan 66
San Jorge 295, 296, 298
Kap Juby 119, 122, 126, 131
Julianehaab 339, 340, 443
Jungfraueninsel 177, 306
Junonia 170, 252
Jütland 262

Kaffa 411, 417
Kai-li-po 3
Kaipingfu 92, 98, 99
Kairo 67, 115, 162, 203, 214, 227, 230
Kaisarie 99
Kaiser-Kanal 102, 196
Kalgan 3

Kalikut 206, 208, 212, 213
Kalimantan 197
Kalka 20
Kama 213
Kambalek, s. Cambalec
Kanincheninsel 297, 307
Kansu 462
Kanton, s. Canton
Kantschou 217
Kap, s. Zunamen
Karakorum 21, 29, 33, 36-38, 42, 45, 46, 48, 50, 51, 54-58, 97
Kars 63
Kasan 63
Kaschan 99
Kaschgar 40, 99
Kaspi-See 20, 55, 217, 225, 408
Kassiteriden 291
Katalanien 67
Kaukasus 20
Kau-kau = Gao
Kaulem 207, 208, 212, 215
Kensington 324-373
Kerman 99
Kerulen (= Lu-kü) 4, 8
Kesch 417
Kesmacoran 106
Khotan 99
Khoy 423
Kiew 20, 26, 30, 32, 34
Kifti 81
Kilwa 205, 214
Kinchak 49
Kingigtorsuak 69, 75, 76, 77
Kiptschak 408, 412
Kisch 97
Kitan 4
Kiushiu 103
Komanien 15, 27
Konstantinopel 47, 66, 85, 88, 89, 94, 98, 195, 213, 214, 218, 235, 267, 409, 412, 420, 422
Kopal 49
Kopenhagen 388, 449, 450
Kormoran 196
Koromandel-Küste 153, 195
Köslin 440
Krakau 26
Krim 140, 142, 144, 214, 218, 225, 412
Kroksfjardarheidr 68, 69, 70, 72
Krüppelfüsse 196
Kuldscha-Gebiet 217, 226
Kunji-Kari 208
Kur 415
Kura 89
Kutub-ed-Din 17
Kwangsi 99
Kwantung 99

Labrador 117, 343, 455, 458, 459
Laca 173
Lancastersund 71, 72
Lanzarote 124, 174, 175, 253, 254, 258, 259, 263-265, 304
Lardicea 262
Latoka-See 361
Leamington 364
Lecname 277, 281
Leitschou 7
Lemberg 245
Sierra Leone 163, 374, 375
Lhasa 193, 194, 197
Libyen 201
Lissabon 149, 189, 260, 376
Lobos 255, 257, 265, 301, 303, 305, 307
Lofoten 318, 319
London 225
Lop Nor 99
Louisiana 327
Sto. Lourenco = Madeira
Lu-kü = Kerulen
Lund 439
Lüttich 199, 200
Lyon 30, 32, 34, 43, 44

Maabar 135, 136, 209
Machico 289
Madagaskar 106, 181, 184
Madeira 128, 169, 177, 277, 281, 283, 284, 291, 293, 296, 299, 303
Madras 238
Magnetberg 202, 315-323
Maine 368

Makdachaon 205
Malabar 191, 195, 207, 209, 215
Malakkastrasse 105
Malediven 208, 215
Mallorca 174, 253, 254, 258, 263, 264, 285, 289
Malstrom 318
Mantschi 237
Sta. Maria 291, 294, 300, 304-306, 391
Markland 326, 352
Marokko 42, 128, 131, 267, 287, 312, 387
Marsamusa 131
Massachussets 355, 366
Mauretanien 110, 170
Mazanderan 62.
Medanos 429
Medina 214
Medura 215
Mekka 111, 162, 213, 214, 286
Mekran 106
Meliapur 238
Melkartinseln 169
Melli 120, 163, 275, 276, 286, 289, 309
Melli-Fluss 285
Melville-Bay 71-73
Mena 120
Mesopotamien 122, 239
Miën 103
San Miguel 177, 244, 291, 391
Milwaukee 334
Mingrelien 409, 411, 412
Minnesota 331, 334, 348, 358-362, 370
Mississippi 331, 333, 347, 357
Modena 286, 287
Mogadischu 106, 122, 132, 188
Mogador 128
Mombassa 205
Mondberge 267, 288
Mongolei 7, 24, 32, 37, 45, 54, 57, 59, 63, 272
Montana Clara 255
Moskau 22
Mossul 12, 43, 99, 214
Mozambique 213, 462
Kap Mule 374
Multan 206
Murmanküste 318

Nanking 244
Narragansset-Bay 362, 365, 367-370
Negropont 91, 94
Nelson-river 362
Neufundland 261, 353
Neu-Schottland 404
Newa 172
New-Plymouth 365
Newport 343, 362-364, 366
Niani 286
Niger 109-113, 162-165, 213, 274, 285, 309, 310, 312, 313, 425, 428, 429, 430
Nikopolis 406, 407, 411, 420
Nikosia 38, 39, 44
Nil 81, 109, 267, 274, 312
Ningaria 252
Ninive 12, 43
Nischipur 416
Nivalis 257
Nivaria 170
Nord-Devon 75
Nord-Kap 320
Nordrsetur 68, 459
Normandie 379
Norumbega (Norobegua) 350, 368, 369
Norwegen 65
Nowgorod 438
Nubien 272

Old Plymouth 365
Omyl 28
Ontario 358
Ophir 462, 463
Oran 67, 89
Orchon 33
Organci 217
Ormuz 97, 99, 114, 147
Ostafrika 130, 180, 182, 187, 191, 195
Osterbygd 325, 339, 341, 344, 346, 459

Ostsee 186
Otrar 62, 217, 407, 419, 423

Palaestina 122, 214, 262, 419
„Palaker" 300
Palma 169, 258, 259, 265, 305
Pamir 99, 225
Pantem 192
Paris 174
Pawlowsk 47
Peking (s. Cambalec) 7, 10, 35, 102, 136, 149, 153-156, 158, 215, 218, 230, 241-244
Peking s. Yen-king
Pendschab 206
Penobscot-Bay 368
Pentland-Firth 317
Pera 235
Perm 20
Persischer Golf 239
Perugia 496
Pico 294, 306
Pigeoninsel 209, 215
Pisa 111, 152
Pluvialia 257
Po 286
Pontus 47, 218
Porto Santo 277, 280, 283, 304
Portugal 249
Pfeffer 104, 153, 237
Prutanus 15
Punt 461, 463
Pyene 461, 462

Quebec 330, 334
Quinsay s. Hangtschou

Raka 173
Ramale 81
Red river 362
Repulse Bay 456
Reykiavik 399
Rhode Island 355, 362, 366
Rhodesien 183, 461, 462
Rhodus 81
Rhone 286
Rio de las Gamas 368
Rio Fresco 374, 381
Rio d'Oro 285-287, 301, 307
Rio Sestos 374, 381
La Rochelle 429
Vogel Rock 106, 212
Rom 149, 150-153, 203
Roquete del Este 255
Roquete del Oeste 255
Rotes Meer 64, 160, 182, 462
Rouen 375, 376, 380, 382, 387

Saba 238
Safi 275, 287
Sagopalme 196
Sahara 111, 162, 213, 274, 314, 429, 431, 464
Salaia 81
Salé 309
Saltström 318
Salvados-Klippen 266
Salvagens 306
Salvagio 266
Salvaje 277
Samarkand (= Sie-mi-sse) 5, 7-10, 17, 39, 44, 62, 311, 411, 412, 414, 416, 417, 418, 421, 422
Sandnes 439
Sankarani 163, 286
Santarem 255
Sarai 27, 32, 33, 51, 59, 82, 88, 97, 142, 214, 217-219, 240
Saratschik 217, 219
Saratow 32, 48
Sardinien 213
Sartak 47, 53
Schansi 197
Schantung 7
Schensi 197
Schneeschuhe 56
Schoa 82
Schottland 317, 399
Schwarzes Meer 20, 27, 88, 224, 408
Seczawa 410
Seehundsinsel (seal island) 304, 306
Senegal 110, 123, 130, 267, 272, 275, 285
Serendip, s. Adamspik
Sevilla 248, 249, 267, 423
Shetland 397, 434

Siam 215
Sibirien 105, 408, 411
Sicchero 81
Sidon 66
Sigilmessa (= Sulgumença) 112, 275, 309, 312, 313, 431
Sihia 7
Simbabye 183
Sind 313
Sindapur 207, 295
Singanfu 99, 227
Sion-Fluss 120, 123
Sira Orda 29, 33, 35
Sis 62, 64
Siwas 99
Sizilien 60, 66, 121
Skalholt 342, 434
Skardsaa 434
Skjerstad-Fjord 318
Smith-Sund 71, 74
Sofala 181, 183, 205, 462
Sokotra 159, 182
Somaliland 461
Songhai 428
Spitzbergen 69, 118, 322, 403, 404
Spokane (Wash.) 355
Steinesnes 340
Straumfjord 352
Strömö 318
Suakin 82
Süan-teh-fu 6
Sudak 47, 88
Sudan 110, 162, 163, 267, 312
Süd-Kap 182
Süd-Pol 182
Süd-See 104
Suduk 20
Sultanieh 157, 416, 422, 423
Sumatra 104, 195, 197, 211, 215, 260, 267
Sundainseln 104, 187, 195, 196, 201
Sus 275
Swjatoi Noss 318
Syr Darja 25, 89, 229, 423
Syrien 57, 63, 111, 407
Syrten 314, 464
Szetschwan 197
Tabelbert 109
Täbris 62, 64, 85, 89, 99, 136, 142, 143, 150, 152, 153, 197, 415, 416, 419, 423
Tacaddä 311
Tafilelt 109, 312
Taghaza 312
Talas (sa-motien) 4, 45, 49, 62, 229
Talu-Meer 167
Tana 81, 85, 226
Tanât 311
Tanchat 40
Tanger 214
Tarsus 262
Tartessos 463
Ta(r)tarei 143, 145, 201, 328, 408
Tathung 158
Taubeninsel 297
Taunton river 354
Temslan, s. Tlemsen
Tenbuch, s. Timbuktu
Tenduk 154, 156, 158
Teneriffa 172, 179, 255, 257, 265, 304
Terceira 293, 294
Termit 416
Thade 307
Thalamasyn 192
St. Thomas 376, 381
Thule 394
Tibet 96, 102, 191, 193, 194, 197
Tien-schan 4, 6
Tierra de Estevam Gomez 368
Tigris 89
Timbuktu 111, 112, 275, 310, 312, 428, 429, 431
Tite Roy Gatra 176
Tlemsen 67, 213
Toledo 265
Tornax 15
Toulouse 425, 426, 430
Transozeanien 17
Trapezunt 94, 195, 414, 415, 419, 422
Tripolis 12, 51
Trollebodden 436
Tschang-ngan 228
Tschang-sun-lin 4

Tscherkessien 408
Tschingutschuk 28
Tschugos-Inseln 238
Tsien-tschou-fu, s. Zayton
Tsin-kalan 237
Tsushima 103
Tuat 312, 430
Tumpingkon 3
Tunis 65, 66, 67, 111, 112, 267, 274, 312, 430
Tunsberg 365
Turan 408
Turkestan 28, 46, 225, 267

Udine 194
Upernavik 75, 77
Ural 56, 408, 411, 412
Ural-Fluss 27, 217
Urga 33
Urganth 219, 220, 221
Uruguay 304

Vecchi marini 176
Vedamel, s. Melli-Fluss
Venedig 81, 91, 92, 101, 129, 193, 262, 274
Kap Verde 374, 375, 380, 382, 387
Vesterbygd 325, 339, 341-344, 346, 457, 459
Vestergötland 372
Victorialand 456
Kap St. Vincent 249
Vinland 324, 337, 338, 343, 346, 347, 353, 361, 363, 365, 366, 367
Vittoria 225

Wahlstatt 21
Waigat 71
Walachei 409
Wan-See 99
Washington 359
Washington-Insel 74
Winnipeg-See 362
Wisconsin 331, 334, 357
Witserk 435, 436
Witzenhausen 440
Wolga 20, 27, 47, 48, 53, 54, 63, 213, 214, 219
Woman's islands 75

Yarkend 99
Yemen 114, 205, 214
Yen-king (= Peking) 3
Yezd 195
Yin-tschan, s. Tien-schan
Youfi 205, 310
Yünnan 102
Yü-schli 3, 4
Yü-sü-twan 3

Zaghari 310, 311
Zaitun (Zayton, Tsientschoufu) 104, 147, 149, 156, 157, 158, 192, 197, 209, 211, 215, 237, 239-241, 244
Ziegeninsel 297
Zimt 114, 208
Zipangu (= Japan), s. Cipangu

PERSONEN-NAMEN

Aboga 150, 151
Abubekr 309, 403
Adalbrand 116-118
Adam 180, 182, 183, 188, 194, 209
Adam von Bremen 262, 389
Aegidius 274
Agrippa 268
Ahmed, Khan 151, 152
Ahmed ibn Omar 172
Ahmed Zeki, Pascha 164
Airi Sakarvati 209
Alau s. Hulagu
Alberich 18
Albert de las casas 264
d'Albertis 294
Albertus Magnus 126, 389
Albrecht I 167
Albrecht III 412
Alcofarado 281
Alexander 13, 45, 187, 238, 245, 433
Alf, Bischof 351, 352, 439, 440
Alfons 231, 254, 255, 258, 259
Alfred der Grosse 95, 253
Alisolda 223, 226
Allday, Jacob 453
Almagia 125, 283
Altaner 25, 60, 87
Ibn Amir Hadjeb 162
Amoretti 101
Amundsen 457
Andreas v. Epoisse 13, 44, 46, 53
— v. Florenz 100, 151
— v. Longjumeau 37, 38, 39, 43, 45, 52, 55
— v. Perugia 145, 146, 157, 239-240
Andrutius von Assisi 148
Anghelino de Tegghia di Corbizzi 253
Anjui 78
Anselm (Ascelin) 36
Antonius v. Parma 100, 151
Apian 399
v. Arceis, Joh. 13
Argon (Argun) 93, 133, 150, 152, 153, 167, 184
Arigh Buka 98
Arnald 68, 73
Arne, Bischof 351, 352
Arnold 138, 363, 369
Arnold v. Köln 154, 155, 156
Arntz 337
d'Ascoli, Cecco 126, 389
Asseline 381
Atagai 104
v. Aue, Hartmann 296
Auria, Tedisio 121
de Avendano 263
Aventin 412
d'Avezac 253, 266, 269
Ayton s. Haithum

Bachu 36
Baco, Roger 57, 126, 290
Baffin 71
Bajasid I 406, 407, 411, 421
Abu Bakari 165
Balboa 164
Balduin 53, 56, 66, 88, 145, 146
Banse 101
v. Banthera, Nikolaus 148
Baraka 35
Baramendam 163, 286
Barbara 10
Barbaro, Josephat 45
Bardin, Guillaume 428, 430
Bardsen, Ivar 325, 341-346, 351, 457, 458
Barka 88, 89, 107
de Barros 173, 174, 254, 261, 275

Barrow 128, 129
Barth, Heinrich 214, 429
Bartholomäus 54, 86, 134, 223, 441
ibn Battuta (Bathoutah) 35, 56, 106, 107, 196, 205, 213, 214, 215, 239, 270, 309, 311, 312, 313, 413, 428
Batu (Baty) 24, 29, 32, 33, 35, 48, 51, 53, 54, 55, 63, 88
Beauharnois 327
de Beauvais, Vinzenz 34, 36, 46, 170, 177, 201, 299
Beauvois, Eugène 369
Beazley 127, 263, 270, 297, 385
Beccario 266
Beda Venerabilis 389
ibn Bedda 309
Behaim, Martin 268, 296, 322, 447
—, Michel 346
al Bekri 172, 287
Bela IV 20
de Bellefonds, Villau(l)t 379, 380, 382, 384, 386, 387
Bellimons 13
Bellovacensis, Vicentius 297
Belvacensis 13
Benedikt v. Polen 32
Benedikt XII 231, 233, 239, 240
Berlioux 386
de Bethencourt, Jean 176, 264, 265, 429, 430
Bianco 306
Bignone 124
Binger 383
al Biruni 183
v. Bissing 461, 462, 463
Björnbo, A. A. 199, 401, 405, 447
Blanche 38, 39
Bleefken, Dithmar 453
Blüthgen, Joachim 448
Boas, Franz 455
Bobé 445, 451
Boccaccio 130, 256, 257, 263
Bodde, Ivar 388
Boleslav 26
Bonagratia 149
Bonde 435
v. Bondenseli, Wilhelm 202
Bonifaz VIII 163
Bordone, Benedetto 397
Bougie 254
Bouvat, L. 423
v. Bovenschen 201, 202, 203, 321
Bowen 333
Breda, O. J. 335
Bredow 464
Bretschneider 7, 9, 10
Breuil, Henri 462
Breusing 385
Brinner 458
Brøgger 447, 448
Brondsted 372, 373
v. Brügge, Josua 385
Bruun 71, 340, 413
Brynjulfsen 75, 76
Bugge, Sofus 76, 372
Burchard (Brocardus) 181, 182
Burckhardt 440
al Bushri 313

Cabasica 414
Caboto 126, 360
Cadamosto 123, 185, 189, 266, 295, 297, 380
Caddeo, Rinaldo 127
Caissar ben Abucassan 186
de Caminha, Pero Vaaz 189
Canale 125, 283
de Canto 292
Capella, Martianus 299
de Capmany, Antoni 262
Carpini, Pian del 24, 26, 29, 32, 34, 36, 37, 42, 43, 45, 54-57, 87, 97, 201, 202, 224, 225
Carter, William 384
v. Castellion, Odo 13
Catlin, George 30, 331, 332, 333, 334, 356
Cauma, Rabben 152
de Caus, Salomon 385
de Cavignano, Giov. 112
al Cazi, Mohammed 422
de la Cerda, Luis 252, 257, 259
Ch'ang Ch'un 8
Channing 364
Charlevoix 395, 455

Chavignon 106
Chou Lang 243
Christian I 445
— II 451
Claudius Clavus 204, 321-322, 346, 385, 400, 401-402, 404, 405
Clavijo, Gonzalez 244, 414, 422
Clemens IV 64, 83, 85, 91, 98, 148, 454
— V 156, 182, 454
— VI 224, 251, 252, 258
Cnoyen, James 316
Coëllo, Francisco 269
de Coggeshale, Radulphus 18
Colaph 12
Colbert 380, 385
Columbus, Chr. (Colon) 96, 107, 125, 131, 132, 149, 152, 164, 204, 298, 306, 337, 368, 404
— Fernan 291
Conti 270, 413
Le Coq 35
Coradinus 12
Cordeyro, Antonio 261, 277, 280, 391, 392
Cordier 99, 197
Corsali, Andrea 189
Cortereal 355, 368
Cosa, Joan 238
de la Cosa 299
Cousin 385
Cresques 288, 289
Cronau 339
Cunningham 206
Curzola 96

Dädalus 399
Dahlgren 402
Dalorto 173, 174, 293, 306
Dante 185, 187, 190
David 11, 14, 44
Davis 363
Dawith II 16, 17
— IV 23
Dée, John 315, 316
Delabarre 355
Denis Papin 385
Desimoni 175
Diaz, Bartolomeo 128
Dicuil 170, 188
Didgori 17
Dighton 354
Diniz v. Portugal 253
Dolfin, Michele 67
Durio, Teodisio 114, 124
Dschelal ud-Din 10
Dschingay (Tschinghai) 29, 35
Dschingis Khan 1, 2, 6-10, 16-18, 20-21, 30, 35, 57, 95, 166, 168, 421, 423
Duellius, Raimundus 199

ibn Dulas 273
Dulaurier 64, 195
Dulcert 171, 174, 176, 177, 253, 254, 283, 299, 301, 306, 428
Dunbar, James 333, 355

Edigi 408
Edrisi 172, 173, 268, 273, 287, 292, 399, 428
Eduard I 168
— II 168
— III 315
Edward III 277
Egede 398, 321, 346, 360, 445, 454, 458
Eggers 339
Eilert 388
Eisil, Hakon 65
Elchigadan 157
Ellivo 198
Emmelyne 39
Emo 202
Enlart 364
Eppert 158
Eratosthenes 125, 127, 201
Erich VI 116, 338
— VII 446
— XIII 345
Erich der Pommer 400
Erich der Rote 117, 340, 367, 448
Erikson, Magnus 224, 324, 338, 344, 360, 369
Erkes 398, 399, 405

Erlingson, Magnus 388
Ernst v. Schwaben 268, 320
Errara 124, 125, 175, 283
v. Eschenbach, Wolfram 19, 299
Estancelin 383
Eudoxos 130
Eugen IV 275

Fa-hien 216
Falconet 319
de Faudois 427, 431
Feirefiss 19
Ferdinand I 282
Don Fernando IV 267
Ferrand 184
Ferrer 254, 275, 284, 285, 288, 289
de San Filippo 253, 294
Fillastre 400
Finnur Jonsson 76, 340
Fischer, Curt 290
Fischer, Jos. 302, 322, 336, 395, 401
— Th. 253
Fiske 350, 458
Flavio Gioja 385
Flom 371
Folieta 125, 126
Fontana 85, 86
Foster 108
Franciscus v. Assisi 274
— v. Sta. Clara 315
Franke 36
Franz v. Alessandria 223
de Freitas Ribeiro, João 131
Friederici 71, 261, 307, 356, 446, 455
Friedrich II 18, 19, 21, 32, 45, 157, 187, 453
Frobisher 389, 404, 447
Frölin 364

Gadifer de la Salle 429
Gaffarel 123, 253, 293
de Gallifontibus, Joh. 244, 245, 422
Galterius 16
Galvano, Antonio 277, 280, 281
da Gama, Vasco 121, 127, 128
Gams 158, 440
Gathorne-Hardy 456
Gauthier, Henry 463
Geelmuyden 71
Gelcich 340, 341
Gerard (Bisch.) 147
Gerardus v. Prato 100, 151
Georg 16, 17, 18, 138, 139, 140, 158
— v. Tenduk 155
Ghazan Khan 142, 226
Gilianez 288
Giraldus Cambrensis 317
Gjessing 337, 353
Glas, Georg 169
Gnupson, Eirik 340, 341, 347, 365, 367, 371, 439
de Goes 292
Gomara 164
Gomez, Diogo 301, 305
Gossel 54, 57
Gosselin 464
Goza 93
Graah 75, 339, 456
Graberg 283
Grassilier 357
Gravier 123, 334
Greeley 456
Greenfell 456
Gregor IX 22, 23
— X 92, 98
Greiser, B. 228
Grønländer, Jon 434, 450-52, 454
Grotius, Hugo 334
Gsell 464
Guicinelli 316, 320
Guielmo v. Tripolis 99
Guilelmus v. Villanova 146
Günther, Hans 358
— S. 413
Guthormsen, Jon 326

al Hadj Abu Oman 113
Haenisch 8, 94
Hagen, S. N. 336, 371, 372, 373
Haithum (= Ayton) 56, 61-64
Hakon 65, 66, 326, 338, 388

Halapie 14
Halldor 72, 73
Hammerich 343
Hamy 263, 293
Hansen, Fr. C. C. 448, 449
Harald d. Harte 65, 69
Hebbel 198
Hedin, Sven 462
Heffemehl 388
Hein 464
Heinrich I v. Lusignan 39
— III 422
— IV 422
— VI 446
— v. Cypern 44
— der Seefahrer 87, 122, 126, 261, 264, 281, 282, 287, 289, 331, 422
Helgason, Oddi 73
Helgeson, Thorwald 116
Helmingsson, Thorstein 432
v. Herberstein 318, 400
Herbst 57, 59
Hergenröther 367
Hermansson 353
Herodot 127, 162, 463
Herrmann 462
Hesiod 164
de Hiblin, Jean 39
Hieronymus 368
Hildebrand 59
Hiob 220
Hipparch 190
Hobbs 403, 404, 405
v. Hoff 403
Hofmann, Conrad 299
Holand 77, 117, 335, 336, 347, 348, 352, 357, 361, 362, 365, 366, 369-372, 391, 456, 457
Holm 334, 340
Homer 128, 163, 169, 186, 292
Honorius 14, 16, 42, 43, 152
Hood, Thomas 368
Horn, Georg 395, 404
Horsford 369
Hovgaard 336, 342, 455, 456, 457
Huebschmann 449, 451
Hulagu (= Alau) 35, 88, 97, 98, 107, 150
Humbert 79
v. Humboldt, Alex. 75, 76, 127, 128, 164, 169, 170, 189, 260, 288, 292, 293, 300, 305, 326, 339, 350, 354, 357, 395, 463

Ibn s. Zuname
Idris 311
Iltschi-kadai 35, 38, 40, 44, 45, 46
Innozenz IV 24, 29, 30, 32, 33, 36, 37, 42, 59, 83
— VI 243
— VIII 433
Mac Intosh 332
Irenicus 400
Irving 395
Isidorus v. Sevilla 297
Abu Issan 214

el Jam 207
Jann 244
Jansson 371
Jean de Verceil 79, 84, 112, 194
Jehan de la Barbe 201
Jelič 367
Jeroslav v. Susdal 29
Jimenez de Espada 269
Johann I 277, 289, 374, 376, 444
Johann VII 421
Johann v. Rouen 378, 379
Johannes 141
Priester Johannes 11, 14, 16-19, 25, 59, 60, 86, 120, 123, 138, 145, 155, 158, 202, 288, 272, 275, 296
Johannes XXI 100
— XXII 46, 85, 86, 127, 157, 184, 239, 275
— de Cora 157
— von Marignola 200, 222, 225, 226, 231, 232, 235, 239, 240, 241, 243, 246, 275
— v. Sto. Antonio 317
— von Montecorvino 100, 107, 133-136, 141, 143, 144, 145, 149, 150, 152, 153-160, 185, 194, 195, 200, 241, 242

— v. Sta. Agatha 100, 151
— v. Winterthur 154, 155
Jonsson, Björn 68, 69, 355, 434
Jorga 81
Jorsalafarar, Sigurd 65
Jovius, Paulus 346
Jourdain (Jordanus) de Sévérac 85, 200, 260, 275
Juba II 170
Julian 20
Ibn Juzai 214, 313

Kadak 35
Kai-Huang 227
Kala 'un 115, 227
Kalm, Peter 332, 354
Kamal, Youssouf 128, 171, 278
Kampe 451
Kao-Tsung 228
Karl d. Gr. 95
Karl II 421
— IV 246
— V 374, 381
— VI 420, 422
— VII 430
Karlsefni, Thorfinn 355
Kern, Anton 244
Ibn Khaldun 173
Khogotal 91
Ibn Khordadbeh 273
Khulil 419, 423
Klaproth 76
Knutson, Paul 338, 344-348, 351, 353, 365, 366, 367, 369, 379, 439
Kohler 181, 184
Komroff 198
Konrad 26
— II 320
— IV 60
Kosegarten 216
Kosmas v. Sarai 243
Kossinna 170
Kotwitz 168
Kragh 75
Krall 461
Krantz, Albert 453
Krarup 401
Krause, Wolfgang 69, 77, 348, 349
Kretschmer 124, 127, 293-298, 300, 453
Kublai Khan 2, 35, 88, 95-98, 100, 103-105, 133, 150, 153, 154, 158, 167, 241, 243
Kunstmann 154, 155, 159, 196, 241, 253, 280, 281, 368
Kutb el Mulk 206
Kuyuk 27, 29, 30, 33-35, 44, 45, 55, 57, 58

Labat 382, 383
de Laët 395
Lancelot, s. Malocello
de Lannoy, Guillaume 413
Lanzarote, s. Malocello
Lappenberg 115, 450
Larsen, Sofus 300, 305, 449
Laurentius 36
Leland 334
Lelewel 178, 383, 395
Leichen-Lodin, s. Lodin
Leif 367
Leo 64, 451
Lepp, Lodin 65, 454
du Lhut 357
Li-chi-ch'ang 3, 7
Lindenow, Godske 453
Lindroth, Hjalmar 348
Liu-tschung-lu 7
Lodin 454
Löffler 77
Longfellow 363
Longjumeau, s. Andreas
Lopez, Francesco 263
Löwenthal 358
Lucas 395, 398
Ludwig 23, 37, 40, 44, 46, 47, 51, 53, 57, 231, 259, 446
Ludwig d. Heilige 44, 52
Lullus 110-112, 145, 153, 156

Macham (Machim) 277, 280, 281, 385
Machico 282
Madsen 322
Maes, Titianus 225

Magelhaes 216
Magnaghi 125, 126, 131, 132, 174, 262, 282, 283
Magnus 73, 370
— Olaus 346, 361, 398, 399, 405
Maine 368
Ibn Majid 184
Major 269, 333, 334, 385, 393, 395
Malachias 42
Malerizi 227, 230
Mallery 356
Malocello, Lanzarote 125, 175, 176, 177, 253, 254, 264
Maltebrun 275
Mamadu 165
Mamaly 167
Mandeville 101, 102, 126, 198, 199, 201-204, 273, 321, 385, 410, 413
Mangevilain 201
Mangu Khan 48, 50, 51, 57, 61, 62, 97, 98
Manshuk 408, 409
Manssur 229
Manuel 189, 421
Marco Polo, s. Polo
Marcus 41, 44
Margarete v. Dänemark 438
Margny 383, 384, 387
Markham 270, 294
de la Marque 325
Martyr, Petrus 164, 398, 405
Masseville 383
Masudi 104, 198, 214, 215, 260, 275
Mathias, Bischof 433
Matthäus v. Arete 151
Matthiassen 77, 342, 441, 456
Maurepas 325
Maurer 117
Fra Mauro 130, 183, 399
Maximilian, Prinz zu Wied 331, 333, 351, 356
May, Karl 273
Means 365, 366
Mees 283, 292, 294, 296, 298, 303
Meinert 158, 235
Menentillus v. Spoleto 134, 160
Mercator 316, 319, 395
Millenarius 26
Miller, Konrad 183
Miram Mirza 416, 417, 423
Mitchell, D. D. 330
Mogens Heinessen 321
Mogk 340, 388
Mohammed 11, 215
Mohammed al Masmudi 210
Mohmke 76
de Molay, Jacques Bernard 168
Moletius 400
Morel-Fatio 269
Morison 298
Mosheim 157
Moule 189, 232
Müller, Heinrich 454
Munch 453
Münchhausen 204
Mungo Park 312
Münster, Sebastian 458
Münzer, Hieronymus 126, 447.
al Murada 42
v. Murr 292
Murray 197
Mussa 161, 163, 165, 284, 285, 312
Mussa Alakoy 162
Mu-Wang 462
v. Mžik 214, 273

Naber, L. Honoré 386
Nansen 69, 71-74, 76, 117, 321, 346, 383, 402, 404, 441, 455, 458
Napoléon Bonaparte, Roland 168
Nares, George 74
Necho 463
Neckel 77
Neumann 412
Nicholas de Linna (= Nicolas of Lynne) 315, 316, 323
Nicolaus Germanus 302, 400
— III 100, 151
— IV 85, 133, 149, 152, 155, 194
— V 432, 441

— de Bantra 146
— v. Pistoja 134, 137, 153
— Sigurdson 388
— v. Thingeyrar 400, 458
Nicolo v. Vicenza 99
Nicoloso da Recco 248, 251, 253, 257
Nicolson 203
Nicoht, Jean 357
Noelsen 444
Nordenskjöld 78, 115, 118, 123, 124, 253, 270, 294, 339, 340, 385, 393, 395, 439
Norby, Søren 451
Norlund 340, 345, 437, 446, 450, 454, 458

Oberhummer 307
Objaitu 166, 167, 168
Occoday 21, 33, 35
Oddson, Gisle 342, 457, 458
Oderich v. Portenau (= Odorico v. Pordenone) 107, 144, 146, 191, 194-198, 200, 201, 216
Odo, Gerard 224
Odoricus Raynaldus 133, 145
Ogmund v. Skalholt 434, 451
Ogulgaimisch 45
Ohman, Olaf 334
Oliver 18, 262
Olschki 108
al Omari 162, 163
Onesikritos 101
Ortelius, Abraham 403
O'tschen 4
Otto d. Gr. 95

Palfrey 364
Palladino 7
Panzer 99
Pareto, Bartolomeo 175
Parry 71
Parzival 19
Paschalis, v. Vittoria 218, 225, 226
Paulus Diakonus 318
Pauthier 7
Peerse, David 453
Pegolotti 225, 226
Pelagius 14, 15
Pelinut 75
Peregrinus 146-148
Peschel 112, 126, 131, 153, 159, 195-198, 213, 214, 294, 385, 395, 411, 464
Pessagno 175
Peter v. Lucalongo 143, 153-155
— IV v. Aragon 264
Petersen, Carl S. 405
Petrarca 169
Petrus v. Abano 126, 384
de la Peyrère 444
Pezagno, Manoel 255, 428
Philipp 22, 23, 168
— IV d. Schöne 166, 167
— VI 180, 181
Philippus 86
Pining-Pothorst 445, 446, 447
Pinnes 399
Pipino, Francisco 107
Piri Re'is 174, 175, 266, 291, 294, 300, 303, 307
Pizigano 295
Plato 394
Plinius 140, 170, 177, 187, 201, 257, 319
Polo, Maffio u. Nicolo 88, 91, 93, 97, 101, 107, 160
— Marco 8, 22, 23, 34-36, 54, 57, 58, 88, 90, 92-103, 105-108, 110, 111, 125, 126, 129, 130, 144, 153, 158, 159, 167, 187, 194-197, 200, 201, 212-215, 224, 260, 273, 410, 412, 413
Pomponius Mela 268, 381
de Pons 283
Pozzi, Paolo di Toscanelli 149
Prawdin 9, 10
Prestage 173, 256
Preston 385
Prunant, Legier u. Jehan 377, 384
Ptolemäus 94, 115, 170, 182, 186, 188, 195, 268, 290, 319, 322
Pullé, Giorgio 198
Pytheas 101, 394

Qazwini 104, 202
Quatremère 115
Querini 319
Quiring 461, 462, 463

Radisson 357
Rafn 75, 78, 116, 354, 363, 388
Ramusio 10, 63, 189
Raschid ad-Din 195
Rask 75, 76, 77
Rasmussen 74, 456
Raynaldus, s. Odoricus
Reincke 447, 452, 453
Reinertshausen, Jacob Püterich 199
Remusat 150, 152
Repanse de Schoye 14
de Reparaz 112, 262, 288
Reuter 71, 73, 74, 388
Ribeiro 368
Ricci, Matteo 245
Richard v. Burgund 222
v. Richthofen 46, 102, 154, 196
Rink 70
Riothan 42
Ritter 203, 464
Robert v. Sizilien 236, 240
Roch 408
de Rochefort, César 455
Roger, Arnan 263
Röhricht 16
Rohr-Sauer 273
Rolf 116
de la Roncière 112, 123, 165, 173, 174, 176, 270, 366, 386, 387, 429, 430
de Roriz, Fernan Martius 149
de Rosny, Lucien 384
Ross, J. 457
v. Rubruk 8, 34, 46, 47, 52-57, 59, 62, 63, 64, 83, 97, 102, 224, 225, 242
Ruge 281, 294, 295, 296, 300
Ruscelli 400
Russudan 16, 19
Rusticiano 106
Rustighello v. Pisa 95
Ruysch 315, 317, 319, 321, 322
Rygh, Olaf 372
Ryngman, Robert 446

Sabatie 386
Sabeldini, Monsfat David 41
Saladin 225
Salam-Calais 425
Sallam 229
Salmasius 299
Salos 261
Don Sancho IV 267
Sanders 16
Santarem, Graf 128, 173, 380, 385
Sanudo, Marino u. Tossello 87, 127, 128, 173
Sartak 35, 47, 53, 54, 57, 59, 60, 88
Sataspes 321
Scheffer, Charles 303
Schiller 123
Schiltberger 244, 406, 410, 413, 421, 423
Schmeller 302, 399
Schmiding 367
Schmidt, Fr. M. 57
— I. J. 167
— V. 340
Schomburg 256
Schönborn 203
Schöner 401
Schuchhardt 260
Schulten 463
Schultze, Ernst 463
Seelmann, W. 453
Shun-ti (Tokalmut Khan) 229, 230, 240, 241, 243, 244
Shurtleff 364
Sievers 444, 445
Sigismund 406, 411, 421
Sihab ed-Din 207
Simar 128
Simeon 43
Simon v. St. Quentin 36
Sinibald (= Sempad) 39, 44, 45, 52, 61, 104
Soleri 296, 306
Soligo 296
Spiegelberg 461
Sprenger 463

Stang 157
Stechow Vorwort IX, 238, 301, 461, 469, 470
Stefanson, Sigurd 399, 456, 457, 459
Storm, Gustav 117, 118, 317, 340, 345, 372, 399, 458
Störtebecker, Klaus 397
Strabo 125, 127, 130
v. Strahlenberg 105
Streicher, Peter 106
Sturla Thordarsson 66
Stüven 395
Styffe 361
Suh-tsung 229
Suleiman 312
Supan 385
Sverre 388
Sylvester II 353

Tai-tsu s. Tschu-yuen-tschang
Tai-ts'ung 228
Tamerlan, s. Timurlenk
Tebaldo de Visconti 92, 98
Temudschin 1
Thadewereth Scevani 86
Thalbitzer 372
Thamar 16, 17
Theodor 64
Thomas v. Tolentino 156
Thomson 463
Thord 73
Thorgrim Solvason 432
Thorvason, Snorre 432
Thorwald 117, 118
Tien-Pao 228
Timurlenk (Timur Khan) 244, 407, 411, 413, 415-423
Tiraboschi 126
Tokalmut Khan, s. Shun-ti
Toman 167
Torfaeus 397
Toscanelli 126, 152
Tramtorna, Gonsalvo 218
Tricaud 428, 430
Tschang-tschun 3, 6, 7, 9
Tschan-Ju-Kua 273
Tschekra 408, 411
Tschu-yuen-tschang 243, 244
Tunes, Nicholas 455
Ugnetas 152
Upham, Warren 337
Urban IV 150
— V 243
— VI 264
Usodimare Antonio 120, 122, 123, 285, 288

Valentin Ferdinand 280, 281, 286, 295, 297
Valkendorf, Erik 451, 453
Valseque 306
Vasinpace 80, 83, 84
de la Verandrye 327, 328, 332, 333, 347, 354, 357
Verrazano, Giovanni 368
Vesconte, Pedro 127
Vespucci 189
Vilaseca, Jaume 263
Visconti 173
Vitet 383
de Vitry 11, 17, 18
Vivaldo, Guido, Ugolino, Vadinus 119, 120-124, 127, 131, 132, 253, 288
— Benedetto 122
— Sorleone 122, 130, 132, 188
Vivien de St. Martin 383
Volney, Graf 333
Voltaire 107

Wadding 81, 153, 231, 232, 233
Wagner, Hermann 296, 350
Wahab ibn Ali Kabshah 228
Walckenaar 216
Waldseemüller 302
Walsperger 320
Ibn al Wardi 293
Wasiliko 26
Webb, Thomas 363
v. Weickhmann 256
Weinhold 400, 458
Wenzel 422
Werner, Reinhold 281
Wichmann 397
Wilhelm v. Prato 243, 244
Winchell, N. H. 337

Winsor, J. 453
Winter 173, 174, 282, 283, 305, 368
Wölfel 263, 312, 464
Wood, William 365, 367
Wood, Gustav 451
Wutsung Khan (= Hai-chan) 157

Yeliu-taschi 17, 153
Yeliu-tschu-tsai 7
d'Ysalguier, Anselm 425, 428, 430
Yule, Henry 57, 135, 136, 217, 239, 240, 246
Zaccaria, Benedetto 131
Zahrtmann 395
Zarco 282
Zechlin 19, 76, 283, 307, 308
Zemarchus 225
Zeno 273, 299, 385, 393, 398, 401-403
Zichnmi 397
Ziegler 341, 346, 399, 453

Genealogie des wichtigsten Nachkommen Dschingis Khans

(die Grosskhane im Sperrdruck)

Dschingis Khan 1206—1227

Dschudschi	Dschagatai	Occoday	Tului
Söhne:	Söhne:	1229—1241	Söhne:
Orda	Kadami	Söhne:	Mangu
Batu † 1256	Sarban	Kashin	1251—1259
Barka † 1265	Yessu Mangu	Kuyuk	Kublai
Söhne Batu's:	Muwa Tukan	1246—1248	1260—1294
Sartak † 1257	Dschudschi	Sohn des Kashin:	Hulagu † 1265
Ulagji		Kaidu	Arigh Buka † 1266

Kublai Khans Nachkommen und Nachfolger:

Sohn: Tschingkim

Enkel: Tschöng-tsung 1295—1307

Die ferneren Nachfolger als Grosskhane und Kaiser von China:

Wu-tsung	1308—1312 (römischer Christ!)
Jen-tsung	1312—1321
Ying-tsung	1321—1324
Taiting-ti	1324—1329
Ming-ti	1329—1330
Wen-ti	1330—1333
Schun-ti	1333—1368

Die Nachkommen des Hulagu, des Herrschers von Persien:

Söhne:

Aboga † 1282 — Tarakai — Tigudar Ahmed † 1284

Kaithatu — Argon † 1291

Objaitu — Gayun

Die Mongolenkaiser des 13. Jahrhunderts

Name	Familienverhältnis zu Dschingis Khan	Erwählung zum Oberhaupt	Haupt-Residenz	Todesjahr und -tag
Temudschin (Dschingis Khan)	—	1206	am Kerulen	18. VIII 1227
Occoday	Sohn	1229	Karakorum (Ordu balik)	11. XII 1241
Kuyuk	Enkel	24. VIII 1246	„ „ „	IV 1248
Mangu	„	1. VII 1251	„ „ „	VIII 1259 (beim Sturm auf Ho-tscheu
Kublai	„	4. VI 1260	Peking (Kambalu)	II 1294
Tschön-tsung	Ururenkel	1295	„ „	1307

Die Söhne des Dschingis Khan und die von ihnen bezw. ihren Nachfolgern beherrschten Reiche

Dschudschi † 1225	Dschagatai	Occoday † 1241	Tului † 1232
Reich der Goldenen Horde in Russland	Reich am Pamir (Reich Dschagatai)	Oberhaupt Reich in der Mongolei	Reiche in China und Persien